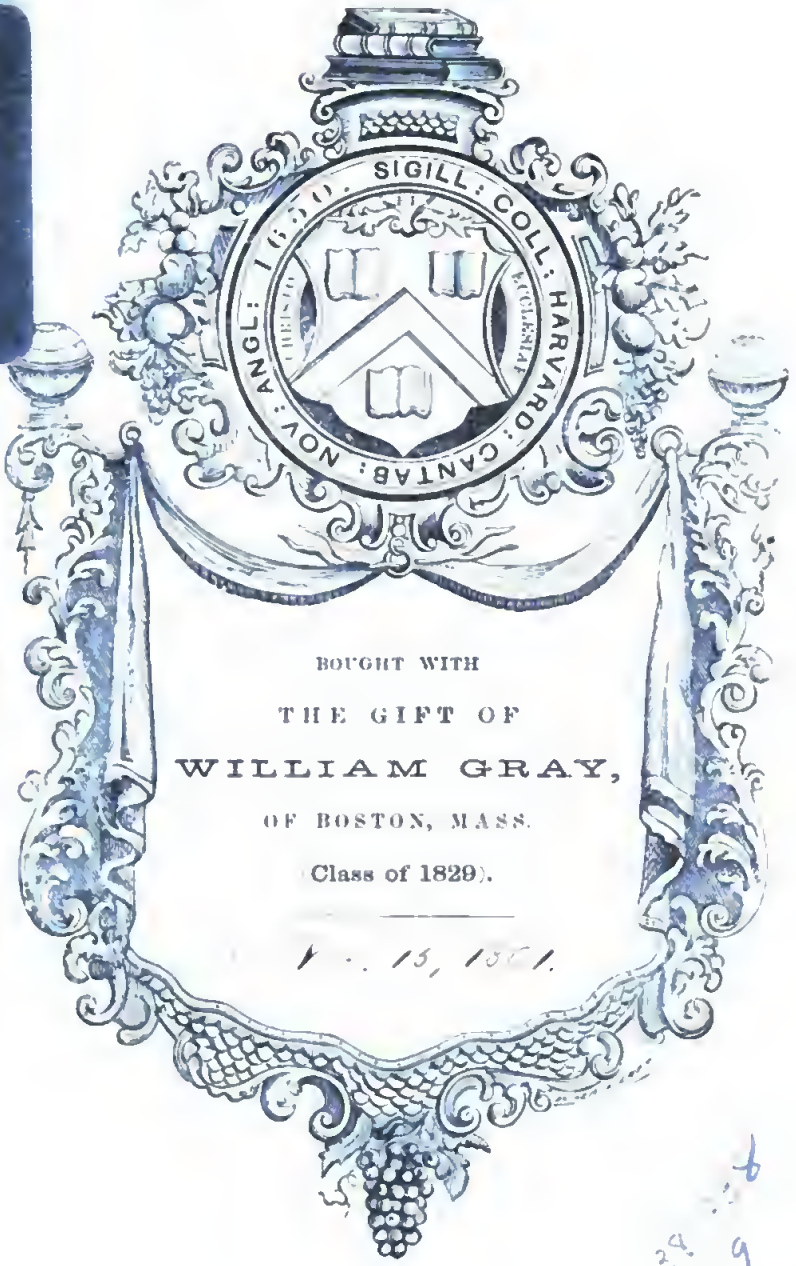
Phil. 325



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.

BOUGHT WITH

THE GIFT OF

WILLIAM GRAY,

OF BOSTON, MASS.

(Class of 1829).

Nov. 15, 1861.

38
1-9

Digitized by Google

Digitized by Google

ARCHIV

für

das Studium

der neueren Sprachen und Literaturen.

Eine Vierteljahrschrift.

Herausgegeben von

Ludwig Herrig und Heinrich Viehoff.

Zweiter Jahrgang.

Dritter Band.

Elberfeld u. Iserlohn.
Julius Bädeker.
1847.

Philol 325

1861, Nov. 15.

38.238
1-9

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Dritter Band.

Abhandlungen.

Kritiſche Beleuchtung der Anſicht L. Tieck's über den Monolog in Shakſpeare's Hamlet Act. III. Sc. I., nebſt Erörterungen über den Charakter Hamlets und die Tendenz der Tragödie, von Dr. A. L. Ziel 1

Provenzalismen, von G. F. Günther 23

Das lateiniſche Element der deutſchen Sprache, von K. Dilthey 33

Ueber Orthoëpie moderner Sprachen, von Dr. J. Heuſſi . 51

Köchly und Antiköchly. Ein Wort über moderne Gymnaſialbildung. (B.) 59

Schiller und Goethe, von Dr. F. T. Friedemann . . . 65

Studien über engliſche Dichter, von Adolph Philippi . . 74

Das euphoniſche Moment der deutſchen Sprache, von Karl Risler 87

Sprache und Poeſie der Slawen, von Moritz Rapp . . . 91

Einige Bemerkungen über die Zurückführung deutſcher Gedichte auf ihre Quellen. (V.) 115

Die Ballade vom Eremiten, von Oliver Goldſmith, (von Fr. Rempel) 121

Ueber Wortbildung beſonders der neueren Sprachen. (Schluß zu Archiv II. 2. p. 288.) von Dr. A. Schmitt . . . 136

Zur Geſchichte der neugriechiſchen Literatur. Bemerkungen über die Gedichte des Manthos Joannu von Janniua aus dem erſten Viertel des 18ten Jahrhunderts, von Dr. A. Elliſſen. 150

Mittheilung einer vorlutheriſchen deutſchen Ueberſetzung von Pſalmen und anderen poetiſchen Stücken der Bibel, v. W. Gliemann. . . . . 128 — 348

Studien zu Goethe's Werken, von H. Düntzer. 1) Reiſe der Söhne Megaprazon's. 261

2) Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. 294

Ueber „wer" und „was" und die entſprechenden Wortformen in der franz. und der engl. Sprache, von Dr. Schifflin. 296

Fremdwörter, die bei ihrer Aufnahme Bedeutung und Form ändern, von R. Holzapfel. 305

Ueber Gotth. Ephr. Leſſing's Perſönlichkeit, von Dr. Schiller. 317

Ueber die Läuterung unſerer Mutterſprache von Fremdwörtern, von P. Heuſer. 328

Seite
Ueber Provinzialismen, von Barbieux. 340
Berichtigungen der Schlegel-Tieck'schen Ueberſetzung des Shakſpeare, von C. Hagena. 357
Aeſthetiſche Gloſſen zu einer Reihe von Gedichten aus Echtermeyer's Auswahl, von A. Henneberger. . . . 365
Studien zu Shakſpeare's Hamlet, vom Landgerichtspräſidenten Hoffmann. 373

Beurtheilungen und Anzeigen.

Grundriß der Geſchichte des Schriftenthums der Griechen und Römer und der Romaniſchen und Griechiſchen Völker, von Auguſt Fuchs. Halle 1846. 446 S., von Hölſcher. 177
Die deutſche Literatur in Frankreich. De l'Allemagne moderne, par Emile Frensdorff. Paris. J. Renouard, 1847. 302 S., von G. J. Günther 186
Die Märchen des Clemens Brentano. Zum Beſten der Armen, nach dem letzten Willen des Verf., herausgegeben von Guido Görres, (von G. Baur) 190
Gedichte von Friedrich von Schiller. (Vff.) 208
Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachſen und Thüringen. Geſammelt von Emil Sommer, (von J. Zacher) . . 210
Schulfragen unſerer Zeit. Von Dr. J. Heuſſi, Oberlehrer. (von Dr. L. A. Berglein) 213
Zur Verſtändigung über die wichtigen Gegenſtände des geſammten öffentlichen Unterrichts in unſerer Zeit, von Théod. Pritz. 222
Wit and Humour, selected from the English poets; with an illustrative essay and critical comments. By Leigh Hunt 224
Revue bibliographique, von Prof. Peschier 225
Dictionnaire général Anglais-Français par Spiers, Paris 1846, von Voigtmann. 414
Engliſch-Deutſches und Deutſch-Engliſches Wörterbuch, mit einer tabellariſchen Ueberſicht der von den neuern Engliſchen Orthoepiſten verſchieden ausgeſprochenen Wörter, von Chriſtoph Friedrich Grieb. 2 Bände. Stuttgart bei Hoffmann 1842 und 1847, von V. F. L. Petri. 426
Concordanz der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen, herausgegeben von Berlepſch. Erſter Band, erſtes Heft. Erfurt, Hennings und Hopf, 1847, von C. H. E. . . 437
Ausgewählte franzöſiſche Theaterſtücke, zum Schulgbbrauch bearbeitet und mit erläuternden Anmerkungen verſehen, von Dr. Emil Otto, Karlsruhe C. Macklot, 1847, von X. . . 439
Zur Erinnerung an Fr. L. W. Meyer, den Biographen Schröders. Lebensſkizze nebſt Briefen von Bürger, Forſter, Göckingk, Gotter, Herder, Heyne, Schröder u. A. 2 Theile. Braunſchweig 1847, von Hölſcher. 441
Schiller's und Fichte's Briefwechſel, aus dem Nachlaſſe des Erſtern mit einem einleitenden Vorwort. Herausgegeben von J. H. Fichte. Berlin 1847, von Hölſcher. . 444

Seite

Der Heiland. Altsächsische Evangelienharmonie, übersetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Berlin 1847, von Dr. A. Lübben. 447

Friesisches Archiv. Eine Zeitschrift für friesische Geschichte und Sprache. Herausgegeben von H. G. Ehrentraut. Großh. Oldenb. Hofrath. Erster Band, erstes Heft. Oldenburg. Druck und Verlag der Schulze'schen Buchhandlung. 1847. Von Dr. A. Lübben. 449

Poetische Nachbildungen ausländischer Gedichte von Dr. Ab. Laun. Bremen 1846, von H. 450

Poésies allemandes par I. P. Hébel, Th. Körner, L. Uhland, H. Heine, traduites par Max Buchon. Salins. Cornu. 1846, von H. 452

Französische Sprachlehre von Dr. E. Otto, desselben Sprachkunst, Sprachbuch und Lesebuch. Heidelberg 1844, von Dr. Bromig. 454

Französisches Sprachbuch. Elementarmethodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache von Dr. Mager. Vierte Auflage 1847, von Dr. Bromig. 458

Neues Lehrbuch der französischen Sprache für die zweite Unterrichtsstufe, von Dr. Schifflin. Barmen 1847. . . 461

Französische Grammatik für Gymnasien von Dr. H. A. Müller. Erste Abthlg. Jena 1846. 2te Auflage. 461

Praktische franz. Grammatik für Deutsche. Von Dr. L. Noël Prof. am H. Gym. in Dessau. 1747, von H. . . . 462

Erwiderung von Dr. J. Heussi. 469

Programmenschau.

Abdruck dreier unbekannter Reimwerke Fischart's von Vilmar. Progr. des Gymn. in Marburg 1846. von Bz. . . 473

Ueber die Einführung unserer Jugend in die deutsche Literatur, von Dr. Weber, Progr. der Realsch. in Magdeburg 1846. Tagebuch des deutschen Unterrichts und der ersten Klasse, geführt von einem Schüler desselben (herausgegeben von Director Dr. Lebebur), Progr. der Realsch. in Magdeburg 1847. 475

Wie Chamisso ein Deutscher wurde, von Dr. Hüser, Progr. der Realschule in Halle 1847. 478

Alphabetisches Verzeichniß mehrerer in der Oberlausitz üblichen, ihr zum Theil eigenthümlichen Wörter und Redensarten. 18. St. (II. Nachtr. III. St.) von Dr. K. G. Anton. Progr. des Gymn. in Görlitz 1847. 478

Miscellen. Bibliographischer Anzeiger.

Kritiſche Beleuchtung

der Anſicht L. Tieck's über den Monolog in Shakeſpeare's Hamlet Act. III. Sc. I., nebſt Erörterungen über den Charakter Hamlets und die Tendenz der Tragödie.

L. Tieck hat im 2. Bändchen ſeiner dramaturgiſchen Blätter (Breslau 1826) über den bekannten Monolog Hamlets „Sein oder Nichtſein ꝛc." eine Anſicht aufgeſtellt und zu begründen verſucht, die der in den weiteren Kreiſen des Shakeſpeare leſenden Publikums herrſchend gewordenen eben ſo ſehr zuwiderläuft, als ſie nach unſerer Ueberzeugung auch die Probe wiſſenſchaftlicher Kritik nicht beſtehen kann. Da nun dieſe Anſicht, weder von Tieck ſeitdem zurückgenommen, noch auch, ſo viel wir wiſſen, eine Widerlegung derſelben erſchienen iſt, ſo wollen wir hier eine ſolche verſuchen, um ſo mehr, als dieſer ſpezielle Punkt uns von ſelbſt zu weiteren und intereſſanteren Erörterungen über den Charakter Hamlets und die Intention des ganzen Stückes führen wird.

Tieck ſagt zwar bevorwortend (p. 104 in den angeführten dramaturgiſchen Blättern) „Ich weiß, welche angewohnten Vorurtheile man mir entgegenſetzen wird, wie ſchwer es mir ſelbſt geworden iſt, Alles abzuweiſen, was ich in Büchern darüber geleſen hatte; aber dennoch iſt mir ſchon ſeit Jahren, und immer feſter und klarer die Ueberzeugung geworden, daß ſich Erklärer und Bewunderer des Dichters geirrt haben, daß dieſes Selbſtgeſpräch unmöglich den Sinn haben kann, den ſie ihm unterlegen."

Wenn wir es nun trotz dieſer entſchiedenen Sprache eines ſo gefeierten Kritikers wie Ludwig Tieck, der ſich anerkanntermaßen um das feinere Verſtändniß der Shakeſpeareſchen Meiſterwerke die bedeutendſten Verdienſte erworben hat, wagen, ihm gegenüber der herrſchenden Auffaſſung des fraglichen Monologs das Wort zu

reden, ſo geſchieht dies nur nach wiederholter ſtrengſter Prüfung, ſowohl jener herrſchenden Auffaſſung, als der ihr entgegentretenden Tieck'ſchen Anſicht und der aus beiden gewonnenen Ueberzeugung, daß dieſe letztere, ſo ſcharfſinnig auch Einzelnes für ſie geltend gemacht wird, der Hauptſache nach doch alles Grundes entbehre.

Der Leſer wird ſich davon ebenfalls überzeugen, wenn er dem Gange unſerer Unterſuchung vorurtheilsfrei folgt. Dieſe wird aber ſo verlaufen, daß wir zuerſt die herrſchende Auffaſſung, welche auch die unſere iſt, hinſtellen und ſie durch eine genaue Interpretation des Monologs ſelbſt begründen, ſodann aber die ihr von Tieck gemachten beſonderen Einwürfe beleuchten, und endlich drittens die neue Anſicht Tiecks, die, wie ſich ergeben wird, auf einer irrthümlichen Faſſung des Charakters des Hamlet beruht, eben aus einer genauen Charakteriſirung des Helden als unhaltbar zurückweiſen.

Obgleich wir nun vorausſetzen können, daß den Meiſten unſerer Leſer das Shakeſpeare'ſche Stück zur Hand ſein wird, ſo wollen wir doch der bequemeren Ueberſicht wegen den Monolog in der Schlegelſchen Ueberſetzung (gegen welche auch Tieck bis auf eine einzige weiter unten zu beleuchtende Stelle nichts einzuwenden hat) hier folgen laſſen;

„Sein oder Nichtſein, das iſt hier die Frage:
Ob's edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geſchickes erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerſtand ſie enden? Sterben — ſchlafen —
Nichts weiter! — und zu wiſſen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tauſend Stöße endet
Die unſers Fleiſches Erbtheil — 's iſt ein Ziel
Auf's innigſte zu wünſchen. Sterben — ſchlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegts:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'ſchen abgeſchüttelt,
Das zwingt uns ſtill zu ſtehn. Das iſt die Rückſicht,
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrug der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verſchmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufſchub,
Den Uebermuth der Aemter, und die Schmach,
Die Unwerth ſchweigendem Verdienſt erweiſ't,
Wenn er ſich ſelbſt in Ruhſtand ſetzen könnte,
Mit einer Nadel bloß? Wer trüge Laſten,
Und ſtöhnt' und ſchwitzte unter Lebensmüh?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk

Kein Wanderer wiederkehrt — den Willen leet,
Daß wir die Uebel, die wir haben lieber
Erteagen, als zu unbekannten fliehn.
So macht Gewiſſen Feige aus uns Allen;
Der angebornen Farbe der Entſchließung
Wird des Gedankens Bläſſe angekränkelt;
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch dieſe Rückſicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren ſo der Handlung Namen." — — —

I.

Es müßte wunderbar zugehn, wenn der unmittelbare Eindruck, den der Leſer durch dieſen Monolog empfängt, nicht mit der allgemein darüber herrſchenden Anſicht zuſammenſtimmte. Es iſt nämlich von jeher eine Reflexion Hamlets über den Selbſtmord darin gefunden worden. Dies zieht ſich als der Grundgedanke ſo ſehr durch das Ganze hindurch, daß wieder jede einzelne Gedankengruppe, ja jedes einzelne Wort hierin ſeine ungeſuchte Erklärung, ſeinen unmittelbaren Zuſammenhang hat. Ja, es liegt dies ſo ſehr auf der Hand, daß ein Nachweis im Einzelnen als etwas Ueberflüſſiges erſcheinen könnte, wenn nicht eben eine ganz abweichende Anſicht in L. Tieck einen ſo entſchiedenen Vertreter gefunden hätte.

Gehn wir alſo dem Gedankengange des Monologs Schritt vor Schritt nach. Daß Hamlet, wie es ſeinem Grundcharakter, den er im ganzen Stücke entfaltet, angemeſſen iſt, auch in dieſem Monologe vorzugsweiſe reflektirt, erwägt, unterſucht, darauf weiſ't ſchon ſein Anfang: „das iſt hier die Frage" ganz beſtimmt hin. Der Gegenſtand ſeiner Reflexion wird aber ebenfalls gleich in dieſem erſten Worte mit: „Sein oder Nichtſein" ſehr deutlich bezeichnet. Es iſt die Frage, handelt ſich ihm darum, ob er noch ferner „ſein" d. i. leben, oder ob er das „Nichtſein," d. i. den Tod vorziehen ſoll; ob er, wie er's gleich ſelbſt noch individueller ausdrückt „die Pfeil' und Schleudern des wüthenden Geſchicks erdulden, oder ſich waffnend gegen eine See von Plagen durch Widerſtand ſie enden" ſoll. Enden würde er ſie durch einen Selbſtmord. Aber wäre denn mit dem Sterben alles abgethan? — Einer reflektirenden Natur, wie Hamlet, liegt das Verfolgen dieſes Gedankens nahe. Deshalb fährt er auch fort: „Sterben — ſchlafen — nichts weiter! und zu wiſſen, daß ein Schlaf die tauſend Stöße endet, die unſers Fleiſches Erbtheil — 's iſt ein Ziel aufs innigſte zu wünſchen." Auf dieſer Stufe ſeiner Reflexion

erſcheint ihm alſo der Tod höchſt wünſchenswerth, er iſt ja nichts als ein Schlaf, ein bewußtloſer Zuſtand, in welchem der geplagte Menſch von ſeinem Herzweh nichts mehr fühlt. Allein kaum iſt er zu dieſem Reſultate gekommen, ſo drängt ſich ihm auch ſchon der beunruhigende Gedanke auf, daß der Tod doch wohl noch etwas andres ſei, als jener bewußtloſe Zuſtand. Schon die Analogie des gebrauchten Bildes vom Schlafe führt ihn weiter. Deshalb das neue: „Sterben — ſchlafen — Schlafen! — Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegt's:" Iſt es mit dem Tode vielleicht nicht ebenſo, frägt er ſich, wie mit dem Schlafe, der ja im Grunde doch kein bewußtloſer ſondern ein von Träumen durchzogener und beunruhigter Zuſtand iſt? Und in dieſer Frage iſt ihm, wie wir ſehen, ſchon die uns angeborne Ueberzeugung wieder aufgegangen, daß der Menſch auch im Tode nicht ſtirbt, ſondern fortlebt. Und da liegt's, oder, wie es im Grundtext heißt, das iſt der Anſtoß, der ſeinen Wünſchen wieder eine andere Richtung gibt. Die Furcht vor den Träumen in dem Schlafe nach der Abſchüttelung des Irdiſchen, die zwingt ihn ſtill zu ſtehn, den Gedanken an Selbſtmord zurückzuſchieben. Ohne dieſe Rückſicht auf das unbekannte und eben deshalb mit Furcht uns erfüllende Jenſeits würde ja Niemand die vielen und drückenden Plagen erdulden, von denen er nur einzelne namhaft macht: „der Zeiten Spott und Geißel, des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen, verſchmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufſchub" und wie ſie weiter heißen. Ja, wer ertrüge das Alles, ſagt er,

„Wenn er ſich ſelbſt in Ruhſtand ſetzen könnte
Mit einer Nadel blos?"

Und dies iſt nun das entſcheidende Wort, was wenn Jemand bisher noch einer andern Auffaſſung als der herrſchenden hätte Raum geben können, dieſe als nothwendig erſcheinen läßt. Denn „ſich mit einer bloßen Nadel in Ruhſtand ſetzen," das kann, wenn man den Worten nicht jeden beliebigen Sinn andichten will, durchaus nichts anderes heißen, als: ſich mit einer geringfügigen Waffe das Leben nehmen, ſo daß man Ruhe hat. (Um den Zuſammenhang nicht zu unterbrechen, nehmen wir hier noch keine Rückſicht auf das, was Tieck gegen die Schlegelſche Ueberſetzung des grundtextlichen „quietus" durch „Ruheſtand" vorbringt; wir werden aber nachher zeigen, daß auch bei der von ihm beliebten Subſtituirung von „Rechnungsabſchluß" der Sinn der Stelle nicht alterirt wird.) —

Alſo ſoweit waren wir Hamlet in ſeiner Reflexion gefolgt, daß wir ſahen, er würde unter der Laſt der ihn drückenden Plagen den Tod aufs innigſte wünſchen müſſen, wenn nicht der Gedanke an das Jenſeits, an den Zuſtand nach dem Tode ihn zum Stillſtehn zwänge. Dieſes Alles noch einmal zuſammenfaſſend, fährt er fort:

— — — „Wer trüge Laſten,
Und ſtöhnt' und ſchwitzte unter Lebensmüh?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irret,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn."

Worte, aus denen man ſieht, daß Hamlet den im Eingange des Monologs hervortretenden Wunſch nach Vernichtung, wieder zurückgeſchoben hat. Würde er doch ſelbſt durch den Tod, dem ja wieder ein Leben folgt, nicht ſicher ſein, die Ruhe nach der er ſich ſehnt, zu erlangen. Zu der ganzen bisherigen Reflexion getrieben in dem ſehnlichen Wunſche, ſeine Plagen geendet zu ſehn, muß er ſich doch nun ſagen, daß die Furcht vor dem Jenſeits, entſpringend aus der Stimme ſeines Gewiſſens, ihn an der dem Wunſche des Sterbens entſprechenden That des Selbſtmordes hindere. Und dieſe Wahrnehmung, die er hier an ſich ſelbſt macht, führt ihn unwillkührlich zum Ausſprechen des allgemeineren Erfahrungsſatzes, mit dem der Monolog ſchließt:

„So macht Gewiſſen Feige aus uns Allen;
Der angebornen Farbe der Entſchließung
Wird des Gedankens Bläſſe angekränkelt;
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck
Verlieren ſo der Handlung Namen." —

Des Gedankens Bläſſe iſt es in der That, die überall in Hamlet Entſchloſſenheit und Energie überkränkelt, ſo daß ſie keine friſche That erzeugt. Auch in dieſem Augenblick iſt der Wunſch, ſein elendes Daſein abzuwerfen, bei ihm vorhanden, der Gedanke des Selbſtmords tritt ihm nahe, aber die Reflexion über das „etwas nach dem Tode" macht die Schwingen dieſes Wunſches ſofort wieder lahm. Es iſt überall nicht zum Entſchluſſe bei ihm gekommen, er hat eben nur gefragt, ob Sein oder Nichtſein vorzuziehn, und als er ſich fragend findet, daß das Nichtſein doch wieder in ein Sein umſchlage, bleibt er bei der Reflexion darüber ſtehn, ohne daß ſie ihn zum Entſchluß, noch weniger zur That triebe.

II.

Nach dieſer ungezwungenen Interpretation des Monologs, wonach uns die herrſchende Auffaſſung, welche eine Reflexion Hamlets über den Selbſtmord darin findet, durchaus begründet erſcheint, liegt uns nun zweitens ob, die Einwürfe, welche Tieck dagegen vorbringt, einer Prüfung zu unterwerfen. Wir berückſichtigen hier jedoch zunächſt nur die Einwürfe, welche nicht unmittelbar mit ſeiner neuen Anſicht zuſammenhängen, da dieſe ſo ſehr aus dem Charakter Hamlets begründet wird, daß wir ſie erſt im dritten Theile, als dem Orte, den wir uns zur Erörterung des Charakters des Helden vorbehalten haben, werden würdigen können.

Es frägt ſich alſo, was hat Tieck der obigen, von uns mit dem Monologe ſelbſt begründeten Auffaſſung ſpeziell vorzuwerfen? Welche Bedenken würde ſie ihm erregen, auch wenn er zu der Aufſtellung einer abweichenden Anſicht über das Ganze gar nicht gekommen wäre? Dieſer Bedenken hat er drei: Er findet es unpaſſend, daß Hamlet, wenn er in unſerm Monologe an Selbſtmord gedacht habe, zu Anfange die Worte gebrauche:

„Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerſtand ſie enden" —

„Wäre denn der Selbſtmord, ſagt er, ein opposing, ein wirklicher Widerſtand? Würde dann take arms, die Waffen ergreifen, wohl richtig und paſſend ſein, wenn dieſe Waffen ſich nur gegen den richten ſollten, der ſie ergriffen." Man ſoll alſo nach Tieck von einem Selbſtmörder nicht ſagen können, daß er ſeine Plagen durch Widerſtand ende. Iſt das aber richtig? Ich meine, wir brauchen hier nicht einmal auf eine dichteriſche Redeweiſe zu recurriren, auch in der proſaiſchſten Rede würde man ſich ſo ausdrücken können. Gerade der Selbſtmörder ergreift ja recht eigentlich die Waffen gegen ſich ſelbſt und indem er ſich ſelbſt vernichtet, endet er zugleich alle die Plagen, die gegen ihn einſtürmen. — Dieſe Worte alſo, ſtatt unſere Auffaſſung zu ſchwächen, dienen vielmehr dazu, ſie zu beſtätigen.

Gewichtiger könnte der zweite Einwurf erſcheinen, da er eine Stelle der Ueberſetzung als vom Original abweichend in Anſpruch nimmt. Von der Stelle nämlich:

„Wenn er ſich ſelbſt in Ruhſtand ſetzen könnte,
Mit einer Nadel bloß" —

ſagt Tieck, daß ſie etwas andres enthalte, als im Original ſtehe.

Der Leſer erlaube uns deshalb die angefochtene Stelle im Original zu citiren; ſie lautet:

„When he himself might his quietus make
With a bare bodkin?“ —

Tieck behauptet „quietus“ könne „Ruheſtand“ nur metaphoriſch, nicht wörtlich bedeuten. Zugegeben nun auch, daß „quietus“ nicht in der nächſten, ſondern in übertragener Bedeutung „Ruheſtand“ heiße, ſo iſt doch zunächſt ſoviel gewiß, daß es dieſe metaphoriſche Bedeutung auch in unſrer Stelle haben könne. Und wie jedes beſſere Lexikon Beiſpiele gibt, wo es offenbar den Sinn „endliche Ruhe,“ „Tod,“ „Ruheſtand“ hat — was ja auch Tieck nicht in Abrede ſtellt, — ſo glauben wir auch in der That, daß es eben dieſen Sinn hier habe, brauchen aber um ſo weniger darauf zu beſtehen, als die wörtliche Bedeutung, welche Tieck hier feſthalten zu müſſen glaubt, den Sinn der Stelle nicht um ein Haar breit alterirt. Er ſagt nämlich ganz richtig, daß das Wort quietus urſprünglich bezeichne: beim Gericht — den Abſchluß der Akten, wenn alles vorüber iſt; bei Rechnungsabnahmen: die völlige austilgende Quittirung, den Rechnungsabſchluß. Nach dieſer urſprünglichen Bedeutung würde alſo die Ueberſetzung der Stelle, wie auch Tieck angibt, wörtlich ſo lauten: „Wenn er ſelbſt ſeinen Rechnungsabſchluß machen könnte mit einem bloßen Dolch.“ Führt denn das aber auf eine andere als die obige Erklärung? Es ſoll ſchwer halten, das zu beweiſen. Selbſt ſeinen Rechnungsabſchluß machen mit einem Dolche, wird, wenn man nicht einen vorher fertig gemachten Sinn willkührlich hineinträgt, doch auch nichts andres heißen, als: ſelbſt mit einem Dolche die Rechnung des Lebens abſchließen. Iſt doch das Wort ganz ähnlich von unſerm Schiller in dem bekannten Monolog des Tell gebraucht, wenn er ſagt: „Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Voigt“ ꝛc. Wird aber ſo der Sinn der Stelle, mag man das Wort „quietus“ in ſeiner urſprünglichen oder in metaphoriſcher Bedeutung nehmen, durchaus nicht verändert, ſo fällt auch dieſer zweite Einwurf in ſich ſelbſt zuſammen.

Wie ſteht es denn nun mit dem Dritten? Vielleicht enthält der wenigſtens etwas Weſentliches, da die früheren, ſich ſo wenig ſtichhaltig erwieſen. Tieck legt allerdings ſelbſt das größte Gewicht auf dieſen letzten Einwurf. Es iſt nämlich der Schluß des Monologs von den Worten an, „So macht Gewiſſen Feige aus uns Allen — Verlieren ſo der Handlung Namen,“ — die er

vorzugsweiſe gegen die bisherige Faſſung geltend zu machen ſucht. Er läßt ſich wörtlich ſo darüber aus: „Wer aber nun auch bis auf dieſe letzten Verſe, ſei es ſelbſt etwas gewaltſam, die bisherige Erklärung hat beibehalten können, dem ſollte es doch wohl mit dieſem Schluß, wenn er aufrichtig zu Werke geht, ſehr ſchwer, wenn nicht ganz unmöglich fallen. Iſt denn jeder Selbſtmord eine Handlung, ein Unternehmen voll Mark und Nachdruck? Und könnte Hamlet ſich wohl ſelbſt ſo ungeheuer belügen, die gemeine Feigheit, ſich jetzt, unter dieſen Umſtänden, ſelber umzubringen, um nur ſeiner ihm läſtigen Aufgabe zu entfliehn, ſo vornehm zu benennen?" — Was haben wir nun darauf zu erwiedern? Dieſes, daß, wie wir — nicht wie Tieck meint, etwas gewaltſam, ſondern — durch die Sache gezwungen, die bisherige Erklärung haben feſthalten müſſen, ſo auch dieſer letzte Einwurf uns keinen Augenblick hat irre machen können. Wir haben bereits oben hervorgehoben, daß Hamlet, nachdem er den Gedanken des Selbſtmords, der ja überhaupt nur als Gedanke, nicht in der Form des Entſchluſſes bei ihm hervortritt, durch ſeine Reflexionen über das Jenſeits wieder fallen laſſen und zurückgeſchoben hat, ſeinen Monolog mit einem allgemeinen Erfahrungsſatz ſchließt, zu deſſen Ausſprechung ſein beſonderer Fall ihm Veranlaſſung gab. Er nennt danach in dieſen letzten Verſen auch nicht direkt den Selbſtmord ein Unternehmen voll Mark und Nachdruck, ſondern er ſagt viel allgemeiner, daß Unternehmungen voll Mark und Nachdruck — wozu eine That wie der Selbſtmord nur mitgehört — durch Rückſichten aus der Bahn gelenkt werden. Hat dieſe Faſſung nur irgend etwas Gezwungenes oder Unwahrſcheinliches? Denn ſelbſt noch ganz abgeſehen von dem beſonderen Charakter Hamlets, der nach ſeiner Eigenthümlichkeit eine That wie den Selbſtmord recht wohl auch direkt ein Unternehmen voll Mark und Nachdruck nennen könnte, was wäre überhaupt Auffallendes darin, wenn Jemand, der aus Gewiſſensſkrupeln den Gedanken des Selbſtmords verworfen hätte, ſich eingeſtände, daß ſolche Skrupel und Bedenklichkeiten ihn ſchon oft von kräftigen Unternehmungen abgehalten hätten?! Erfordert es etwa gar keine Willenskraft, ſich das Leben, daran der Menſch mit ſo mächtigen Banden gekettet iſt, mit eigner Hand zu nehmen? Mag man den Selbſtmord unter Umſtänden mit Recht eine Feigheit nennen und die wahre Tapferkeit in der muthigen Ertragung des widrigen Geſchickes finden, nichts deſto weniger iſt ſo viel gewiß, daß zu dem Schritte der Selbſtvernichtung, zu der That des Selbſtmordes ſelbſt doch immer

wenigſtens eine augenblicklich ungewöhnlich geſteigerte, außerordentliche Willenskraft gehört. Aber, wie geſagt, es handelt ſich in dieſen letzten Verſen gar nicht mehr ausſchließlich um den Selbſtmord, es wird dieſer hier vielmehr als etwas Beſonderes unter dem allgemeineren Begriff von: „kräftigen Unternehmungen" nur noch mitgeſetzt, und es kann deshalb um ſo weniger befremden, daß der Dichter dem Hamlet eben die Worte in den Mund legt, welche Tieck ſo anſtößig erſcheinen.

Und damit glauben wir erwieſen zu haben, daß die ſpeziellen Einwürfe, welche unſer Kritiker der bisherigen Erklärung macht, keineswegs der Art ſind, um ſie uns aufgeben, ja, uns auch nur momentan darin ſchwankend werden zu laſſen. Hat es aber dieſe Bewandtniß damit, ſo werden wir um ſo begieriger, die neue Anſicht zu hören, welche Tieck poſitiv der bisherigen gegenüberſtellt. Es ließe ſich ja denken, daß ſie uns einen ganz neuen Geſichtspunkt eröffnete, von dem aus wir in unſrer Auffaſſung, ſo ungeſucht und natürlich ſie ſich auch ergab, doch wieder irre gemacht würden. Sie hängt nun aber ganz eng mit der Vorſtellung zuſammen, die Tieck von dem Charakter Hamlets ſich gebildet hat und ſo werden wir hier auf den dritten Haupttheil unſerer Unterſuchung geführt.

III.

Tieck nun, die Anſicht, daß in unſerm Monologe von Selbſtmord die Rede ſei, gänzlich verwerfend, faßt ihn, um es kurz zu ſagen, ſo: daß Hamlet darin zu ergründen ſuche, „warum es ihm denn ſo ſchwer falle, den Entſchluß, die That, die von ihm gefordert werde — nämlich die Rache am Könige — auszuführen." Da wir nun dieſe Frage: warum wird es mir ſo ſchwer, mich an dem Könige zu rächen? — ſonderbarerweiſe in unſerm Monologe überall nicht antreffen, ſo iſt er, um doch einen Schein für dieſe Annahme zu haben, genöthigt geweſen, dieſes Selbſtgeſpräch mit einem früheren, das den zweiten Akt ſchließt, in unmittelbare Verbindung zu ſetzen. In jenem früheren Selbſtgeſpräch tadelt ſich Hamlet bitter über ſeinen Aufſchub der Rache, über ſeinen Mangel an Entſchloſſenheit zu einer That, zu der er ſich durch die Stimme ſeines Gewiſſens, wie des ihm erſchienenen Geiſtes gleich ſehr gedrängt fühlt. Er richtet darin die Frage an ſich: „bin ich eine Memme?" Und an dieſe Frage ſoll ſich, nach Tieck, unſer Monolog ſo anſchließen, daß er darin unterſuche, was ihn denn eigentlich abhalte, als Rächer aufzutreten.

Es läßt ſich nun ſchon von vornherein nicht verkennen, daß es ſehr mißlich iſt, eine ſolche unmittelbare Verbindung zweier Monologe, die vom Dichter gar nicht weiter angedeutet wird, für eine ganz neue, der gewöhnlichen zuwiderlaufende Auffaſſung in Anſpruch nehmen zu müſſen. Die Art und Weiſe, wie Tieck ſich dabei zu helfen ſucht, ſetzt auch das Bewußtſein dieſes Mißlichen bei ihm ſelbſt voraus. Er ſagt nämlich: „Shakeſpeare, es iſt wahr, muthet uns oft viel zu, aber hier noch etwas mehr, als gewöhnlich; doch konnte er auch dem Kommentar ſeines Schauſpielers vertrauen. Laſſen wir freilich zwiſchen jenen heftigen Monolog und dieſen ruhigen den Vorhaug niederfallen, ſo wird die Gedankenverbindung, die der Dichter bei uns vorausſetzt, die wir ſchnell wieder anknüpfen ſollen, etwas zu gewaltſam unterbrochen.“ — Er ſucht dann dieſe geforderte Gedankenverbindung dadurch zu erleichtern, daß er den zweiten Akt erſt nach dieſem berühmten Monolog und der Rede des Königs über den Prinzen ſchließen läßt. Auch dieſes Mittel, zu dem er in Widerſpruch mit der ſtehenden Eintheilung der Akte, ſeine Zuflucht nimmt, iſt nicht geeignet, die von vornherein aufſteigenden Bedenklichkeiten gegen ſeine Auffaſſung zu verringern. Solche künſtliche Annahmen und Aenderungen erwecken wenigſtens kein günſtiges Vorurtheil; bei der herrſchenden Auffaſſung ſind ſie gänzlich überflüſſig.

Doch nun zur Sache! Welches Licht verbreitet denn nun Tiecks Auffaſſung, wonach, wir wollen es noch einmal wiederholen, Hamlet hier, weit entfernt an Selbſtmord zu denken, vielmehr einzig zu ergründen verſucht, warum er die geforderte Rache an dem Könige nicht vollziehe, über den ganzen Monolog? In der That, ein ſo trübes und verworrenes, daß man ſchon völlig von der Tieckſchen vorgefaßten Meinung inficirt ſein muß, um wenigſtens mit einigem Scheine einen Zuſammenhang in dem Ganzen nachzuweiſen. Während bei der herrſchenden Auffaſſung, ſich Alles, wie der Leſer bezeugen wird, einfach und natürlich ergab, hier überall Geſuchtes, Hineininterpretirtes, Gezwungenes und doch keine Möglichkeit, das Einzelne mit dem Ganzen und das Ganze mit dem Einzelnen in Harmonie zu bringen! Das ganze Verfahren Tiecks erſcheint in der That als Willkühr!

Bevor wir dies jedoch im Einzelnen an den betreffenden Stellen nachweiſen, müſſen wir die Schlußfolgerung ſelbſt, die der ganzen Tieckſchen Argumentation zum Grunde liegt, in Frage ziehn. Iſt es denn wahr, was Tieck als ausgemacht vorausſetzt und voraus-

ſetzen muß, um doch den Schein für ſeine Faſſung zu retten, daß Hamlet, wenn er den König ermordet, ſein Leben auf das Spiel ſetzt? Er, als rechtmäßiger Prinz, vom Volke, wie wir im Stücke ſehn, eben ſo allgemein geliebt, wie der König verhaßt, hatte durch die Ermordung dieſes Königs für ſein Leben eben gar nichts zu fürchten. Und deshalb ſieht man auch nicht ab, wie Hamlet den Gedanken an ſeinen eignen Tod mit der Ermordung des Königs in Verbindung ſetzen kann — was er auch nachweislich im ganzen Stücke nicht thut — ohne welche Verbindung aber die ganze Argumentation Tiecks zuſammenfällt. Hat Hamlet, wenn er den König ermordet, für ſein Leben nichts zu fürchten, ſo kann er auch durch den Gedanken an die Ermordung des Königs nicht auf die Betrachtungen geführt werden, denen wir in unſerm Monologe begegnen. Aber geſetzt auch, es machte Jemand eine ſolche Verbindung ausfindig, ſo bliebe dennoch bei jeder einzelnen Stelle des Monologs der Vorwurf auf Tieck haften, daß er uns zumuthe, den Gedanken des Königsmordes hineinzutragen, da auch keine einzige nur die Andeutung davon enthält. Deshalb nannten wir ſein Verfahren vorhin ein willkührliches, da er ſeine Anſicht nicht aus dem Monologe heraus, ſondern ſie überall in ihn hineininterpretirt. Indem wir dem Leſer zur Begründung unſerer Behauptung die betreffenden Stellen mit der Tieckſchen Interpretation kurz vorführen, bitten wir ihn im Voraus auf die mit: d. h. (das heißt) beginnenden Sätze zu achten, von denen er leicht erkennen wird, daß ſie ſtets nur die eigne Anſicht in den Text einſchwärzen.

Dies geſchieht gleich bei den Anfangsworten: „Sein oder Nichtſein, das iſt hier die Frage," wenn Tieck ſagt: „d. h. mehr als das Leben kann ich nicht wagen und verlieren, wenn ich den König ermorde." Dies geſchieht ferner bei den Worten: „Obs edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern des wüthenden Geſchickes ertragen, oder ꝛc.," wenn er ſagt: „Dies geſchieht dadurch, daß er ſeinem Gegner den Garaus macht."

Dies geſchieht ferner bei den Worten: „Sterben — Schlafen — es iſt ein Ziel aufs innigſte zu wünſchen," wenn er ſagt: „es iſt aber freilich nicht der Augenblick des Todes und der Schmerz, der ihn begleiten mag, was uns abhält entſchloſſen zu ſein — um unſerm Feinde es unmöglich zu machen, uns ferner zu ſchaden." —

Dies geſchieht ebenſo bei den Worten: „Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel — wenn er ſich ſelbſt in Ruhſtand ſetzen könnte mit einer Nadel bloß," wenn er ſagt, der Sinn ſei: „wer

ertrüge alle jene Drangſale, wenn er mit einem kleinen, bloßen Dolch ſeinen völligen Rechnungsabſchluß zu Stande bringen könnte, d. h. wenn er den Gegner zum Schweigen brächte". —

Dies geſchieht endlich bei den Schlußverſen: „So macht Gewiſſen Feige aus uns Allen und Unternehmungen ꝛc.", wenn er ſagt: „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck, z. B. (dies z. B. ſteht auf ganz gleicher Stufe mit den früheren d. h.!) z. B. einem Uſurpator das Reich entreißen, einen ermordeten Vater rächen, die Stelle als König einnehmen, auf welche Geburt und Landesrecht Anſpruch geben ꝛc., dieſe, wie ähnliche große Plane werden aus der Bahn gelenkt, weil der Unternehmer zagt, weil es ihm nicht gleichgültig iſt, ob er in dieſem Kampfe ſelbſt zu Grunde geht."

Es wird dem Leſer aus dieſen mit den ipsissimis verbis angeführten Proben ſchon deutlich ſein, daß Tieck, was Inhalt des Monologs ſein ſoll, von Anfang bis zu Ende mit d. h., mit z. B. nur hinzuſetzt. Die Anſicht des Kritikers wird, wie ſchon geſagt, nicht aus der Stelle heraus, ſondern in ſie hinein interpretirt. Das iſt nun aber ein Verfahren, über welches L. Tieck in andern Fällen gewiß ſelbſt den Stab brechen würde.

Es drängt ſich uns deshalb die Frage auf, wie es denn komme, ja wie es nur möglich ſei, daß eine allgemein herrſchende und ſich ſo entſchieden als die rechte ergebende Faſſung jenes Monologs von Tieck ſo vornehm desavouirt und durch eine ſo ganz außerhalb des Textes liegende, mithin willkürliche und das Ganze wie das Einzelne dennoch im Unklaren belaſſende Anſicht zu verdrängen verſucht wird? — Das Vorurtheil Tieck's — denn als ſolches müſſen wir ſeine Anſicht jetzt bezeichnen — erklärt ſich nur aus ſeiner Auffaſſung des Charakters Hamlets, womit ihm die herrſchende Anſicht von unſerm Monolog nicht verträglich ſchien. Er meint nämlich, der Charakter Hamlets verliere bei unſerer Anſicht zu ſehr, er erſcheine dabei allzu ſchwach. Wir führen die betreffende Stelle, weil ſie für Tieck's Faſſung entſcheidend iſt, ſelbſt an. Er ſagt aber p. 118, nachdem er zuvor zugegeben, daß Hamlet überhaupt kein Held ſei, daß er, wie er auch Ophelien geſtehe, Schwächen aller Art zeige, daß faſt alles Gute und alles Böſe des Menſchen in ihm zur Sprache komme. „Aber, es hieße doch allzu tief ſinken, wenn er jetzt darüber nachſinnen könnte, ob er ſich nicht lieber umbringen ſollte, und ſelbſt dieſes nur wieder aus Furcht unterließe. Mich wundert nur, fährt er fort, daß ihn

ſeine Freunde und Bewunderer ſo tief haben ſinken laſſen, ohne ſich mit Unwillen von ihm abzuwenden."

Hier alſo erhält der Leſer den Schlüſſel zu dem Räthſel; der Charakter Hamlets, wie er ihn faßt, hat ihn verleitet, der herrſchenden Anſicht über unſern Monolog entgegenzutreten und eine neue aufzuſtellen. Sehr zu bedauern iſt es nun, daß Tieck es unterlaſſen hat, uns dieſen Charakter Hamlets näher darzuſtellen; er ſagt: dies würde ihn in zu vielfache Unterſuchungen, Widerlegungen und Erklärungen verwickelt haben. Und doch wäre dies zur Begründung ſeiner paradoxen Anſicht unumgänglich nöthig geweſen. Denn wenn wir nun Behauptung gegen Behauptung ſetzten, wenn wir ſagten, der Charakter Hamlets harmonire vortrefflich mit der herrſchenden Auffaſſung des Monologs, ſo hätte unſere Behauptung wenigſtens das vor der Tieckſchen voraus, daß ſie ſich nicht, wie die ſeinige, auf künſtliche Annahmen, ſondern auf ein allgemein herrſchendes Urtheil ſtützt. Indeſſen, da er nun einmal wegen des Charakters des Helden leugnet, daß er in unſerm Monologe Reflexionen über den Selbſtmord anſtellen könne, ſo wollen wir, was er uns ſchuldig geblieben, unſererſeits erfüllen, nämlich aus der genauen Charakteriſirung Hamlets, wie ſie das ganze Stück uns an die Hand gibt, den Beweis führen, daß gerade unſere Auffaſſung des Monologs mit dem Geſammtcharakter des Helden im vollſten Einklang ſtehe; ein Nachweis, der, wenn er ſchlagend iſt, das obige aus der Interpretation des Monologs ſchon gewonnene Reſultat nicht nur auf's Neue beſtätigen, ſondern überhaupt unſere Aufgabe zum vollſtändigen Abſchluß bringen wird.

„Die Zeit iſt aus dem Gelenke; wehe mir, daß ich geboren ward, ſie wieder einzurichten." — In dieſen Worten, — läßt Göthe den Wilhelm Meiſter ſagen, — liegt der Schlüſſel zu Hamlets ganzem Betragen und mir iſt deutlich, daß Shakeſpeare habe ſchildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachſen iſt. — Und bald darauf fährt er ſo fort: Ein ſchönes, reines, edles, höchſt moraliſches Weſen, ohne die ſinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Laſt zu Grunde, die es weder tragen, noch abwerfen kann; jede Pflicht iſt ihm heilig, dieſe zu ſchwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an ſich, ſondern das, was ihm unmöglich iſt. Wie er ſich windet, dreht, ängſtigt, vor- und zurücktritt, immer erinnert wird, ſich immer erinnert und zuletzt faſt ſeinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden!

Der Hauptſache nach ſtimmen wir Göthe, deſſen Charakteriſirung der ganzen Tragödie überhaupt zu dem Geiſtreichſten und Gediegenſten gehört, was darüber geſchrieben iſt, in dem Geſagten vollkommen bei.

Ganz ähnlich wie Göthe findet Franz Horn in denſelben Worten, in denen jenem der Schlüſſel zu Hamlets ganzem Betragen liegt, das offenherzigſte Bekenntniß über ſich ſelbſt, das Bewußtſein davon, wie wenig er auf ſich vertrauen dürfe. Hamlet habe mit ſeinem Vater die Säule verloren, an die er ſich bisher habe lehnen dürfen und wanke nun einſam hin und her und arbeite ſich ab in irren Planen, während die Kraft, die er für das ſtete Umſchaffen dieſer Plane anwende, vielleicht ausgereicht hätte, um mit ihr durch eine einzige beſonnene kräftige Handlung zum Ziele zu gelangen.

Auch Aug. Wilh. Schlegel, wenn er ſagt, das Ganze zwecke dahin ab, zu zeigen, wie eine Ueberlegung, welche alle Beziehungen und möglichen Folgen einer That bis an die Grenzen der menſchlichen Vorausſicht erſchöpfen will, die Thatkraft lähmt — trifft, obwohl in etwas ſpeziellerer Faſſung, doch weſentlich mit den beiden vorangehenden Urtheilen zuſammen. Alle drei Männer, deren Stimme hier ſchwer wiegt, weshalb wir es auch nicht für nöthig halten, noch andere Kritiker zu erwähnen, kommen alſo bei der Charakteriſtik Hamlets darin überein, daß ſie Mangel an ſinnlicher Stärke, Schwäche des Willens, Lähmung der Thatkraft in ihm finden.

Und das iſt ſo richtig, daß wir dies von Anfang bis zu Ende des Stückes werden nachweiſen können. Ja, wir müſſen noch beſtimmter, als es von jenen Männern geſchehen iſt, dieſes hervorheben: Hamlet iſt eine durch und durch reflektirende Natur. Solche vorzugsweiſe reflektirende Naturen haben, wie die gewöhnlichſte Erfahrung lehrt, es in der Art, in Gedanken und Worten zwar auch zu handeln, aber nicht durch Thaten. Von dieſem Geſichtspunkte aus, glaube ich, will der Dichter das Ganze betrachtet wiſſen. Es wird von Hamlet eine That gefordert, die Beſtrafung des Königs, der ſeinen Vater ermordet hat. Zu dieſer That, zu welcher der Geiſt ſeines Vaters durch wiederholte Erſcheinungen ihn immer dringender anſpornt, fehlt ihm die Entſchloſſenheit, das kühne, raſche Wagen, die Energie. Er ſucht Ausflüchte, Entſchuldigungen, um ſich ſelbſt wegen ſeines Zauderns zu rechtfertigen. Er hat durch die Offenbarung des Geiſtes zwar ſchon die Gewißheit, daß ſein Oheim der Mörder iſt. Aber der Geiſt kann ja ein Lügengeiſt ſein, ſagt er

ſich, ſeine Rath- und Thatloſigkeit entſchuldigend. Er will erſt ſtärkere Gewißheit; der König ſoll ſich ihm ſelbſt unzweifelhaft als Mörder kund thun. Daher das Schauſpiel im Schauſpiel. Er erhält hier in dem Erblaſſen des Königs, in ſeinem plötzlichen Verlaſſen des Theaters jene Gewißheit, es iſt ihm nun nicht der leiſeſte Zweifel mehr, der König iſt wirklich der verruchte Mörder ſeines Vaters. Jetzt wird er doch handeln! Wir wollen ſehn: Unmittelbar nach dem Schauſpiel trifft er den König betend, ohne daß dieſer ihn bemerkt. Jetzt iſt die Gelegenheit ſo günſtig wie nie. Und er ſelbſt nach erlangter Gewißheit muß mächtiger als je von dem Wunſche der Beſtrafung des Verbrechers durchglüht ſein. Aber nein, Hamlet, der an Reflexionen ſtets in dem Maaße reiche, als am Handeln arme Hamlet iſt auch hier ſchnell wieder mit einer Ausflucht fertig: der König, jetzt getödtet, würde in einer viel zu andächtigen Stimmung hinübergehn. Jetzt iſt nicht die Zeit, er muß ihn mitten in ſeinen Sünden treffen, damit er ihn verdammt zu dem ewigen Richter ſchicke. Trotz aller Gewißheit, trotz der günſtigſten Gelegenheit, trotz der mächtigſten Aufregung alſo wieder keine That! Statt deſſen aber die bitterſten Worte an ſeine Mutter, die ſich einem ſolchen Verbrecher vermählt hat! Statt deſſen ein blinder Stoß durch die Tapete, hinter der ſich ein Geräuſch vernehmen läßt: es könnte doch der König ſein. Aber es iſt nur der kindiſche Greis Polonius, dem die erſte That, welche wir Hamlet vollbringen ſehn, das Leben koſtet, und ſo geht — tragiſch genug — ſein kräftigſter Lebensmoment für die Beſtrafung des Verbrechers wiederum verloren. Der König, immer mehr geängſtet durch das verworrene Treiben des Prinzen, ſucht ſich ſeiner nun auf jede Weiſe zu entledigen und befiehlt ihm zu dem Ende, nach Englaud zu gehn, wo er ihn ermorden laſſen will. Und Hamlet, froh, der ihm läſtigen Aufgabe für jetzt überhoben zu werden — ſo weit iſt es ſchon mit ihm gekommen! — gehorcht geduldig, ſich mit der leidigen Hoffnung tröſtend, dort vielleicht die Mittel zu finden, den König um ſo ſicherer zu vernichten. Er ſegelt ab, wird aber wider Willen nach Dänemark zurückgeworfen. Und da haben wir von Neuem das Schauſpiel derſelben Thatloſigkeit. Denn immer über neuen Plänen brütend, wird doch überall nichts nach ſeinem Plane gethan, bis er endlich, mehr durch ein Spiel des Zufalls, als aus freiem Antrieb, im letzten Augenblicke des Lebens den König in Haſt und Eile erſticht und mit der Klage über dieſe herbe Welt das Daſein endet.

Wo, fragen wir, iſt hier die Thatkraft, wo die Entſchloſſenheit? Faſt gilt das Freiligrathſche in dem Gedichte, worin er Hamlet mit Deutſchland vergleicht:

Doch eine That? behüte Gott!
Nie hatt' er eine zu beſchön'gen!

Ja, Göthe, Horn und Schlegel haben Recht: da liegt ſein Mangel. Und wenn wir oben ſagten, daß wir es bei ihm mit einer durch und durch reflektirenden Natur zu thun hätten, die über allem Reflektiren nicht zur That komme, ſo müſſen wir jetzt noch hinzufügen, daß eben hierin das Charakteriſtiſche der ganzen Tragödie beſteht. Hamlet, der Held des Stückes, iſt dies doch nicht in ſo fern, als er, was wir ſonſt von einem Helden gewohnt ſind, ſtarke, kräftige Thaten verrichtet, ſondern eben dadurch wird er es, daß er keine thut und keine thun kann, er iſt, mit einem Worte, ein Held der Reflexion. Darin liegt, wie ſeine Stärke, ſo ſeine ganze Schwäche. Und das iſt eben das Tief-Tragiſche, was ſich durch das ganze Stück hindurchzieht, daß Hamlet dieſe unthätige Reflektionsſtufe nicht überwinden kann und darüber zu Grunde geht. Wir haben in der ganzen poetiſchen Literatur kein zweites Stück, in welcher ein Dichter ſich dieſe ungeheure Aufgabe zu löſen geſtellt hätte. Nur ein Rieſengeiſt, wie Shakeſpeare, konnte ſie wagen. Denn wenn es ſchon des ſchöpferiſchen Genius in hohem Grade bedarf, einen tragiſchen Helden zu zeichnen, der in der gewöhnlichen Weiſe, d. i. durch ein Uebermaß von Thatkraft, durch ein zu raſches und ſtürmiſches Handeln, das den Ausgang gar nicht erwägt, oder durch eine falſche Anwendung ſeiner Kraft, jedenfalls aber durch ſein Handeln untergeht, ſo hat Shakeſpeare in Hamlet das gerade Gegentheil verſucht und damit eine unlösbar ſcheinende Aufgabe mit wunderbarer Genialität gelöst. Von hier aus ſieht man aber auch, wie bedeutſam und für das Verſtändniß des Ganzen unerläßlich es iſt, daß der Dichter den — wohl oft vernehm beſpöttelten — Anachronismus begeht und ſeinen Helden in Deutſchland, dieſem Lande des tiefen, aber oft auch für das Leben und Handeln unfruchtbaren Denkens, daß er ihn in Wittenberg Philoſophie ſtudiren läßt. Kein Wunder daher, daß dieſe Schöpfung auch gerade in Deutſchland die gewaltigſten Sympathien und vielleicht hier auch das innigſte Verſtändniß gefunden hat. Es iſt das Homogene des deutſchen Geiſtes und der Hamletſchen Natur, was jene große Sympathie ſowohl, als auch das innigere Verſtändniß gerade bei uns Deutſchen hervorrufen mußte.

Doch es iſt wohl Zeit, daß wir dieſe weiteren Betrachtungen hier abbrechen und zu unſerer unmittelbaren Aufgabe zurückkehren. Es handelt ſich ja jetzt nur noch darum, ob Hamlet unbeſchadet des Charakters, den wir als den ſeinigen erkannt haben, in unſerm Monologe an Selbſtmord denken und doch dieſen Gedanken wieder verwerfen könne, oder ob eine ſolche Anſicht, wie Tieck behauptet, mit ſeinem Charakter unverträglich ſei? — Wir bahnen uns aber den Weg zu dieſer uns noch übrig bleibenden Unterſuchung durch die Frage: wie muß die Stimmung eines Menſchen beſchaffen ſein, der vor allem Reflektiren zu der That, die er doch als nothwendig erkannt hat, nicht kommen kann? Die Antwort wird ſein: eine zerriſſene, durch und durch unbefriedigte, unſelige. Dies aus dem einfachen Grunde, weil er ſich in Widerſpruch mit ſich ſelbſt befindet, indem er, was er will und wollen muß, gleichwohl nie thut. Je größer nun die Aufforderung und Verpflichtung zu einer That und je geringer die Energie zu ihrer Ausführung, deſto unſeliger iſt der Gemüthszuſtand eines ſolchen Menſchen zu denken. Bei Hamlet aber iſt dieſe Aufforderung eine der denkbar ſtärkſten — Himmel und Erde vereinigen ſich ja, ihn zur Rache zu ſpornen! — Die Energie aber eine der denkbar ſchwächſten, im ſteten klügelnden Ueberlegen ohnmächtig untergehend. Seine Gemüthslage wird folglich auch ſo zerriſſen, unſelig und verzweiflungsvoll ſein, wie nur immer möglich. Iſt aber das der Fall, ſo ſehen wir ſchon hier, wie ihm der Wunſch, ein ſo elendes Daſein abzuſchütteln, ſehr nahe lag, ſo nahe, daß wir uns in der That wundern müßten, wäre er gar nicht in ihm aufgetaucht. Können wir alſo das, was wir hier nach allgemeinen Geſetzen ſchließen mußten, nun auch noch aus dem Stücke ſelbſt belegen, können wir nachweiſen, daß ſich wirklich dieſer äußerſte Grad unſeliger Melancholie in ihm findet, ſo erſcheint uns auch von dieſer Seite die herrſchende Anſicht von unſerm Monologe ſo begründet, daß das Beſtehen auf einer andern Faſſung — bei den ſonſtigen Nöthigungen der Stelle ſelbſt — uns als Willkür, ja als ein Mißverſtehen des Charakters des Helden erſcheinen muß.

Dieſer Nachweis iſt aber auf das ſchlagendſte zu führen. Nehmen wir nur das Stück zur Hand.

Schon bei Hamlets erſtem Auftreten hebt der Dichter gefliſſentlich den Zug der Trauer und der Melancholie in ſeinem Weſen hervor. Er iſt unter allen Fröhlichen der Einzige, der in der Tracht des ernſten Schwarz erſcheint. Und dieſe äußeren Zeichen

der Trauer ſind kein bloßer Schein, ſondern „was über allen Schein, das trägt er in ſich.“ So erſcheint Hamlet tieftraurig und gebeugt von Anfang an. Und doch hat dieſe Traurigkeit jetzt nur erſt einen, gleichſam objektiven Grund. Es iſt der geheimnißvolle Tod ſeines edlen Vaters, es iſt die unnatürlich raſche Heirath ſeiner Mutter, die ſich kaum einen Monat nach der Beſtattung ihres früheren wahrhaft königlichen Gemahls einem Elenden in die Arme geworfen hat, was ihn mit Gram und Mißmuth erfüllt. Der ſubjektive, ungleich nagendere, weil aus dem Bewußtſein ſeiner unüberwindlichen Schwäche und Thatloſigkeit hervorgehende Schmerz war ihm zu Anfang noch ganz fremd.

Was ſollen wir aber ſagen, wenn wir ihn ſchon in dieſem Stadium ausrufen hören Akt I. Sc. 2:

„O ſchmölze doch dies allzu feſte Fleiſch,
Zerging' und löſ't in einen Thau ſich auf!
Oder hätte nicht der Ew'ge ſein Gebot
Gerichtet gegen Selbſtmord! — O Gott, o Gott!
Wie ekel, ſchal und flach und unerſprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieſer Welt.“

Ich weiß nicht, wie Tieck das Gewicht dieſer doch ſo deutlichen Stelle ſo wenig hat in Anſchlag bringen können! Iſt Hamlet ſchon wegen des allerdings tief auf ihm laſtenden Familienleids mit ſich und der Welt ſo zerfallen, daß ihm das ganze Leben ſchal und ekel dünkt, daß er zergehen möchte, ja, daß er wünſcht, der Ewige hätte ſein Gebot nicht gegen den Selbſtmord gerichtet, wie viel mehr muß er ſich erſt im innerſten Herzen geknickt und gebrochen fühlen, wenn zu dieſem Furchtbaren das noch weit Furchtbarere hinzutritt, daß er durch Alles, was ihm heilig iſt, zur Rache aufgefordert, vergebens und immer wieder vergebens nach Kraft zur Ausübung derſelben ringt! Kann Hamlet ſchon hier den Gedanken des Selbſtmords in ſich auftauchen laſſen und ſollte es ſpäter, wo ſeine tiefſte Qual erſt angeht, nicht können? Das wäre doch der ſeltſamſte Widerſpruch! So viel muß Tieck aber zugeben — denn dieſe Stelle iſt keiner Mißdeutung fähig — hier iſt ihm wirklich der Gedanke des Selbſtmords nahe getreten. Streitet das aber hier nicht gegen ſeinen Charakter, ſetzt der Wunſch, dies ſchale Leben lieber mit dem Tode zu vertauſchen, ihn hier nicht zu tief herab — und das hat Tieck doch nicht behauptet — ſo wird er es auch ſpäter nicht thun, oder vielmehr: derſelbe Mangel an ſinnlicher Stärke, der ſich hier ausſpricht, der ein weſentlicher Zug

ſeines Charakters iſt, der ſpricht ſich auch in unſerm Monologe aus. Es iſt alſo eine auf der Hand liegende Inkonſequenz, was hier gilt, von der ſpäteren Stelle nicht gelten laſſen zu wollen, — zuzugeben, daß Hamlet in einer unglücklichen Periode ſeines Lebens an Selbſtmord gedacht habe und ſpäter in einer noch viel unglücklicheren nicht daran gedacht haben könne, „weil ſein Charakter darunter leide".

Auch ſteht dieſe Stelle nicht vereinzelt da. Wir können vielmehr zeigen — und wollen das jetzt thun — wie die Aufgabe, die Hamlet, in der Rache am Könige erwächst, noch bedeutend dazu beiträgt, ſeine jetzt ſchon ſo belaſtete Seele noch tiefer zu beugen und damit ſeine Sehnſucht nach einem Ruheſtand noch intenſiver zu machen. Einzelne der hervorragenderen Parthien werden dazu ſchon genügen.

Als er vom Horatio die bloße Erzählung von der Erſcheinung des Geiſtes vernommen hat, ruft er aus: „Meines Vaters Geiſt in Waffen! Es taugt nicht Alles, ich vermuthe was von argen Ränken." Er wünſcht die Nacht herbei, die größte Unruhe bemächtigt ſich ſeiner. Als ihm nun aber ſeines Vaters Geiſt ſelbſt erſchienen, ihm die ruchloſe That erzählt, ihn zur Rache aufgefordert hat, da iſt er plötzlich wie verwandelt, er will zwar Rächer ſein, ja, ſchnell wie des Liebenden Gedanken zur Rache ſtürmen, — aber charakteriſtiſch genug, — wie im Vorgefühl ſeiner Thatloſigkeit, beginnt ſeine Rache damit, daß er in ſeine Schreibtafel ſchreibt: „daß einer lächeln kann und immer lächeln und doch ein Schurke ſein." Es iſt eben das Bewußtſein ſeiner Schwäche, daß er ſchreibt, wo er handeln ſollte. Und dieſe ſeine Rath- und Thatloſigkeit ſetzt ihn von vornherein ſo außer ſich, daß er gegen die Freunde ſogleich jenen Humor zeigt, der ſpäter die Miene des Wahnſinns annimmt, und der gerade recht grell ſeine tiefe Zerriſſenheit bekundet und ein Gefühl des Weh's, was ſich auch ſchon am Ende dieſer Scene in dem Ausruf Luft macht, in welchem Göthe den Schlüſſel zu dem ganzen Gedicht fand. Ja, daß er es war, der die aus den Fugen geriſſene Zeit wieder einrichten, daß er, der ſo gern ſich in Ideen und Spekulationen ergehende mit einem Male handeln und noch dazu in einer ſo ſchweren Zeit und unter ſo ſchwierigen Umſtänden handeln, daß er vor allen Dingen auch die große Rachethat vollziehen ſollte, das iſt es, was ihm, bei ſeinem ihm bewußten Mangel an aller Kraft zum Handeln, das Leben jetzt zu einer noch viel drückenderen Bürde macht

Deshalb auch außer jener erwähnten unzweifelhaften Stelle jetzt immer mehr Anklänge an den Wunsch, es los zu sein. Denn was anders bekundet die Antwort, die er in seiner Unterredung mit Polonius (Akt II. Sc. 2) diesem auf die Frage: „Wollt ihr nicht aus der Luft gehn, Prinz?“ durch die Gegenfrage gibt: „in mein Grab?“; was anders das, was er ihm gleich darauf beim Weggehn zuruft: „Ihr könnt nichts von mir nehmen, Herr, das ich lieber fahren ließe, bis auf mein Leben.“ — Noch unverholener spricht sich dieser völlige Ueberdruß am Leben in der großartigen Stelle (Akt II. Sc. 2) aus, von den Worten an: „Ich habe seit Kurzem — ich weiß nicht wodurch — alle meine Munterkeit eingebüßt ꝛc.“ Das „Welch ein Meisterwerk ist der Mensch“ bis „Und doch, was ist mir diese Quintessenz von Staube“, ist gewiß der beredteste Kommentar, wie völlig er mit sich und der Welt zerfallen ist. — Und wie es gerade sein Mangel an Thatkraft ist, der diesen Grad von Unseligkeit zu Wege bringt, das zeigt eclatanter noch wie alles Frühere der den Schluß des zweiten Aktes bildende, höchst bewegte Monolog, welcher dem unsrigen kurz vorangeht, in welchem er auf Veranlassung des Schauspielers, der bei der Darstellung einer bloßen Dichtung mehr Energie entwickelt, als er bei der furchtbarsten Wirklichkeit, sich selbst die bittersten Vorwürfe macht. Was würde jener Schauspieler thun, klagt er sich an, hätte er das Merkwort und den Ruf zur Leidenschaft, wie ich! Während er „die Bühne mit Thränen ertränken, den Schuldigen bis zum Wahnwitz treiben würde“, erkennt er um so tiefer das Schmachvolle, daß er „ein blöder, schwachgemuther Schurke, wie Hans der Träumer umherschleicht, ohne etwas für einen König, seinen Vater, zu thun, an dessen Eigenthum und theurem Leben verdammter Raub geschah.“ — Und das ist nun eben das Verzweifelte und ihn der Verzweiflung nahe bringende, daß er trotz dieser Erkenntniß, trotz des höchsten Unmuths über sich selbst, doch immer noch auf Umwegen seine Aufgabe zu erreichen sucht und daß er selbst von diesen Umwegen wieder das deutlichste Bewußtsein hat, daß sie nur ohnmächtige Versuche sind, welche seine Schwäche und Thatenscheu ihm eingibt. Im Allgemeinen verläßt ihn dies Bewußtsein nie. Konnte er sich aber vielleicht auch einmal auf Augenblicke darüber täuschen, so mußte ihm doch schon im nächsten ruhigen Momente der wahre Zustand seines Gemüthes wieder klar werden und damit auch um so schneidender die heillos jammervolle Lage, in der er sich befand.

Ein ſolcher ruhiger Moment, nach einer augenblicklichen Selbſttäuſchung am Schluß des 2. Aktes war nun auch der für ihn, in welchem er unſern Monolog ſpricht. Die ganze Laſt ſeines Unglücks zuſammen mit dem Bewußtſein der gänzlichen Energie- und Thatloſigkeit ſeiner großen Aufgabe gegenüber concentrirt ſich in ſeiner Seele und macht ſich naturgemäß Luft in dem Wunſche, der ihm ſchon früher gekommen, jetzt aber noch viel mehr als Rettung entgegenwinkt, in dem Wunſche, „nicht mehr zu ſein.“

Und iſt nun wirklich das erſte Wort, was er ſpricht: „Sein oder Nichtſein, das iſt hier die Frage“, ſo zweifeln wir auch keinen Augenblick, wohin ſeine Gedanken ſteuern. Er denkt an Selbſtmord, das iſt gewiß. Aber wir kennen bei ihm auch den ungeheuren Schritt vom Denken zum Handeln und wundern uns deshalb nicht, daß ſein Reflektiren auch hier wieder die dem Wunſche des Sterbens entſprechende That verhindert, ja, daß dieſer Wunſch ſelbſt gleichſam nur reflektionsartig, in der Geſtalt des bloßen Gedankens bei ihm hervortritt.

Ob dieſe Annahme den Charakter Hamlets nun wirklich zu tief herabſetze, ob er bei ſolchem Weſen noch ein Recht habe, der Held einer Tragödie zu ſein, das haben zunächſt nicht wir, ſondern der Dichter ſelbſt zu vertreten, der, dünkt mich, in dieſer tiefſinnigſten ſeiner Schöpfungen die beſte Rechtfertigung darüber gegeben hat. Gewiß iſt aber, daß dieſe Schwäche Hamlets, welche Tieck bei unſerer Anſicht zu groß findet, wie ſie im Monologe deutlich ſich ausſpricht, ſo auch ſeinem ganzen Charakter vollkommen angemeſſen iſt.

Die Dichtung ſelbſt, ihr großer und klarer Zuſammenhang, die Erwägung der äußeren Lage und der innerſten Eigenthümlichkeit Hamlets haben uns zu dieſem Reſultate geführt, ohne daß wir uns bewußt wären, auch nur einen Zug hinzu oder weggethan zu haben.

Und damit können wir dieſe Unterſuchung ſchließen. Denn, wenn ſchon die Interpretation des Monologs an ſich, auch außer ſeinem Zuſammenhange mit der ganzen Oekonomie des Stückes keine andere Anſicht als die allgemein herrſchende zuließ, wenn ferner die ſpeziellen Einwürfe Tiecks dagegen als durchaus irrelevant erſchienen, wie ſicher ſteht uns dann vollends dieſe Anſicht, da ſie durchaus mit dem Charakter des Helden, den er im ganzen Verlauf der Tragödie entfaltet, im Einklange iſt, ja, mit Nothwendigkeit von ihm gefordert wird!

Es ist nicht anders — und der aufmerksame Leser wird hoffentlich zu demselben Resultate mit uns gelangt sein — nicht die bisherigen Erklärer und Bewunderer, sondern der scharfsinnige Kritiker selbst ist es, der sich hier geirrt hat. Die herrschende Ansicht von diesem Monolog wird, wie sie die erwiesen richtige ist, so auch gegen alle Kritik ihr gutes Recht siegreich behaupten.

Lüneburg.

Dr. A. F. Ziel.

Provenzalismen.

Von allen Gütern, welche man gegen Angriffe von außenher zu bewahren ſtrebt, iſt einem Volke ſeine Sprache, dieſes treue Spiegelbild aller geiſtigen Eigenthümlichkeiten, am ſchwerſten zu entreißen. So eng auch der Elſaß ſchon längſt von franzöſiſchem Weſen umſponnen und ſo ſehr er auch dem Einfluſſe der herrſchenden Nationalität ausgeſetzt iſt, ſo bewahrt die deutſche Mundart, wenn auch nur einem kümmerlichen, von ſeinem eigentlichen Stamme losgeriſſenen Reiſe gleich, noch immer hier ihren eigenthümlichen Zauber, und keine Gewalt hat ſie bis jetzt aus dem Herzen des Volkes zu verdrängen vermocht. Wenn aber in Frankreich, wo die ſtarre Centraliſation ein ganzes Rüſtzeug energiſcher Zwangsmaßregeln bietet, die Aufgebung des eigenthümlichen, von der herrſchenden Sprache geſonderten Idiomes nicht erreicht werden konnte, ſo muß es doch wohl eine heilige Sache ſein, welche man hier zu wahren ſtrebte.

Wunderbarer noch als die Lebenszähigkeit des Deutſchen im Elſaſſe, welche durch die Kluft einer ganz verſchiedenen Sprachverwandtſchaft vom Franzöſiſchen geſchieden iſt, muß es erſcheinen, daß man ungeachtet aller Verſuche, die einzelnen Volksdialekte zu nivelliren, ja den ausdrücklichen Dekreten der centraliſirenden Assemblée constituante zum Trotze, welche die an die alten Abſonderungen erinnernden Patois verbannt wiſſen wollte, nicht im Stande geweſen iſt, die provinziellen Abweichungen in der gemeinſamen Sprache aufgehen zu laſſen. Noch immer giebt es in allen Provinzen eine anſehnliche Zahl von Perſonen, welche des Franzöſiſchen mehr oder weniger unkundig ſind und zu deren Herzen der Klang der heimiſchen Mundart inniger ſpricht, als das blaſſe Wort, welches man ihm aufzudrängen ſucht.

Schon ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts iſt die Provence mit dem größern franzöſiſchen Reiche völlig verſchmolzen; aber in

der Fortdauer der neuprovenzalischen Sprache, welche man kaum mit dem verächtlichen Namen eines Patois belegen darf, und in der Nachblüthe der südfranzösischen Poesie zeigt sich recht deutlich die Lebenskraft des eigenthümlichen Elementes. Noch immer ist für den Bewohner Südfrankreichs der Nordfranzose ein Franchiman, und selbst wenn er sich zum Gebrauche der Sprache versteht, welche ihm mit ihren abgeschwächten Lauten und eingeschnürten Regeln als eine fremde erscheint, rächt sich der Zwang, den er sich auferlegt, häufig genug. Das neue Gewand will nicht mehr passen, so glänzend es auch erscheint, und im Innern des häuslichen Kreises sucht man sich der drückenden Last zu entledigen.

Wir wollen damit die statistisch nachzuweisende Wahrheit, daß gerade aus denjenigen Departements, in denen die neuprovenzalische Sprache herrschend ist, verhältnißmäßig die meisten unter den hervorragenden Schriftstellern, besonders Rednern Frankreichs hervorgegangen sind, keineswegs in Abrede stellen; aber es würde uns doch nicht schwer fallen, bei mehr als einem dieser Autoren seinen Ursprung in zahlreichen Abweichungen vom strengen französischen Sprachgebrauche und in Anklängen an die provinziellen Eigenheiten seiner Geburtsgegend darzuthun.

Besonders bemerkbar wird uns die Eigenthümlichkeit des Südfranzosen beim Gebrauche des lebendigen Wortes. Die breite, vollere Aussprache, welche die Sylben etwas aus einander reißt (prononciation saccadée), besonders die merkliche Umwandlung der Vokale, der hüpfende, vom stereotypen Accente abweichende Tonfall verrathen das an die provenzalische Mundart gewöhnte Organ. Dazu kommen aber noch ganz eigenthümliche Wendungen, welche unmittelbarer oder versteckter mit der langue d'oc zusammenhängen, unfranzösische Ausdrücke, welche nur dem Freunde des gai saber bekannt sind, und Konstruktionen, welche vor dem strengen Richterstuhle der französischen Akademie keine Gnade finden können.

Es scheint mir nicht uninteressant, diese charakteristischen Abweichungen, welche in Südfrankreich beim Gebrauch der französischen Sprache hervortreten, weiter zu verfolgen. Der Sprachforscher wird in den Bemerkungen, welche wir zu diesem Zwecke bieten, Stoff zu manchen Vergleichungen finden. Denn wenn die Wechselwirkung der Sprachen auf einander überhaupt schon ein dankbarer Gegenstand des Studiums ist, so darf man auch die Abweichungen nicht unberücksichtigt lassen, in die eine so weit verbreitete Sprache wie die französische unter dem Einflusse provinzieller Besonderheiten

nothwendig fallen muß. Erſchöpfendes läßt ſich indeſſen hier nicht in Ausſicht ſtellen, weil theils auf einem ſo weiten Felde der Kreis der eigenen Beobachtung immer nur ein beſchränkter ſein kann, theils die Quellen hier ſehr ſpärlich fließen. Die einzige Schrift, welche uns hier einigen Nutzen gewährt hat, führt den Titel: „Corrections raisonnées des fautes de langage et de prononciation qui se commettent, même au sein de la bonne société, dans la Provence et quelques autres provinces du midi, par I. B. Reynier (Marseille, 1829).“ Ein anderes Werk von D. Gabrieli: „Manuel du Provençal ou Provençalismes corrigés“ (Aix, 1836), iſt unſern Nachforſchungen entgangen.

In Bezug auf die Pronunciation, welche wir hier zunächſt berückſichtigen wollen, iſt bereits bemerkt, daß der Provenzale — und unter dieſem Namen wollen wir die Bewohner der Gegenden zuſammenfaſſen, in denen die mit dem Altprovenzaliſchen verwandten Dialekte herrſchend ſind — das Franzöſiſche mit einer eigenthümlichen, abgeriſſenen, ſprunghaften Betonung ſpricht. Die eigenthümliche Haſt ſeines ganzen Weſens ſpiegelt ſich auch in ſeinem Accente. Er zerreißt den ſtraffen Faden, welcher die franzöſiſche Rede oft zu einer gewiſſen Monotonie zwingt, und erinnert an den melodienreichern Tonfall der alten Troubadourſprache. Die nüchternen franzöſiſchen Vokale erſetzt er nicht ſelten durch den vollern, prunkenden Laut, beſonders läßt er das dumpfe ou oft über die Gebühr eintreten und ſagt z. B. diou ſtatt dieu, huroux ſtatt heureux, wenngleich auch zuweilen dieſer Diphthong da verloren geht, wo er an der rechten Stelle wäre, z. B. in secoupe ſtatt soucoupe. Am häufigſten tritt aber dieſer letztere Fall ein, wo etymologiſche Gründe ein o ſtatt des ou natürlicher ſcheinen laſſen, z. B. in orlet für ourlet (ital. orlo, vom latein. ora).

Das ſtumme e, welches dem ſüdlichen Dialekte unbekannt iſt, liebt der an die reicheren Töne gewohnte Provenzale nicht. Er ſpricht es entweder als vollen E-laut oder vertauſcht es mit anderen Vokalen, ſo z. B. fermature ſtatt fermeture. Aus einem ähnlichen Verlangen gehen auch wohl ſolche Umwandlungen hervor, wie jeu d'eau ſtatt jet d'eau, welche um ſo leichter bei der gewöhnlichen Sprache mit unterlaufen, als man ſich nicht immer der eigentlichen Bedeutung des überlieferten Ausdrucks bewußt iſt; apparution ſtatt apparition u. ſ. w. Eine große Unſicherheit zeigt ſich ferner in der Anwendung des accentuirten e, indem man es oft da ſetzt, wo das ſtumme e erheiſcht wird, z. B. dégré ſtatt

degré und ſo ſehr oft. Indeſſen iſt hier zu bemerken, daß hier in der gewöhnlichen Sprache theils aus Sorgloſigkeit, theils in Folge wirklicher Unkenntniß überall unendlich oft gefehlt wird, wie denn z. B. in Paris ſelbſt dangéreux ſtatt dangereux in niedern Kreiſen ganz gewöhnlich iſt.

Obgleich man nach der Analogie der andern ſüdlichen Sprachen wohl ſchließen kann, daß der Provenzale bei der Ausſprache des Franzöſiſchen bedacht ſein wird, die Anhäufung der Konſonanten zurückzudrängen — und in der That finden wir remoque ſtatt remorque u. ſ. w. —, ſo kommen doch Fälle vor, wo er Conſonanten einſchiebt, welche ungehörig ſind, indem er z. B. alcovre ſtatt alcove und adversion ſtatt aversion ſagt. Sehr häufig iſt die Vertauſchung des r und l, nicht allein in gants. d'Angola ſtatt Angora, was man auch an andern Orten hört, ſondern auch in Wörtern wie flamboise ſtatt framboise. In dem fehlerhaften barrou oder barreau de chaise ſtatt baton de chaise mag vielleicht eine irrige Etymologie, wie dies ſo häufig der Fall iſt, ihr Spiel treiben.

Der im Franzöſiſchen ſo überwuchernde Naſallaut iſt dem Provenzalen nicht eben ſehr geläufig, und in vielen Fällen ſucht man ihn ganz zu vermeiden; dagegen tritt er wieder oft an der unrechten Stelle (z. B. ranvers ſtatt revers) hervor. Auch an dem nordfranzöſiſchen ch nimmt der Südfranzoſe Anſtoß und in der Regel erleidet es in ſeinem Munde eine bemerkbare Umwandlung. Zuweilen wird es geradezu wie ç geſprochen, z. B. capuçon ſtatt capuchon.

Eine über den größten Theil des jenſeits der Loire gelegenen Gebietes verbreitete Gewohnheit, welche beſonders in der Gascogne und in den Pyrenäenländern hervortritt, iſt die Milderung der Konſonantenverbindungen sc, sp und st durch den Vorſchlag eines ſchnellen e, z. B. estatue ſtatt statue, espectacle ſtatt spectacle, escapulaire ſtatt scapulaire. Dieſe Eigenthümlichkeit findet bekanntlich in der ſpaniſchen Wortbildung eine bemerkenswerthe Analogie. Auffallender iſt ſchon dieſes e in einigen wenigen Fällen vor einem bloßen t, wie in etenailles ſtatt tenailles.

Um das Bild von der den Provenzalen gewöhnlichen Ausſprache des Franzöſiſchen zu vervollſtändigen, müſſen wir noch hinzufügen, daß man im ſüdlichen Frankreich das mouillirte l auf eine eigenthümliche, durch die Schrift ſchwer zu bezeichnende Ausſprache, wegzuſchleifen pflegt.

Aber die Ausſprache iſt es nicht allein, welche den Bewohner Südfrankreichs, wenn er nicht die Gewohnheiten ſeiner Gegend in einem ſeltenen Grade abgeſtreift hat, leicht erkennen läßt. Es giebt vielmehr eine ſehr beträchtliche Anzahl von Wörtern, welche dem Provenzalen, theils weil er ſie aus dem Sprachſchatze des altprovenzaliſchen Dialektes überliefert erhalten hat, theils weil ſie für ihn in Folge falſcher Analogien einen franzöſiſchen Klang haben, ſo geläufig geworden ſind, daß er keinen Anſtand nimmt, ſie wenigſtens in der familiären Ausdrucksweiſe in Anwendung zu bringen. Wir müſſen uns hier auf einige Belege beſchränken, die ſich indeſſen leicht um ein Bedeutendes vermehren ließen. Wir finden hier ajout ſtatt allonge, amande pistache ſtatt amande fine (auch amande sucrée, was man im Süden oft hört, iſt nicht franzöſiſch), bujet ſtatt cloison, canisse ſtatt claie, galavard als Adjektivum für glouton, gandoise ſtatt faribole, gavot, otte ſtatt montagnard (gavotte als Tanz iſt eingebürgert), un bon gouvert ſtatt une bonne ménagère, lauvisse ſtatt mansarde, joule ſtatt pot, suppé ſtatt sèche und supion ſtatt petite sèche, têtière (von tête) ſtatt chevet, torrer (des amandes) ſtatt torréfier, toupin ſtatt petit pot, arête ſtatt échauboulure, charrer ſtatt parler, charreur ſtatt causeur, faguine ſtatt redingote, fruster ſtatt friser, furner ſtatt furetter, un luré ſtatt un rusé, raplot ſtatt trapu und ſo noch viele andere Wörter, die, wenn ſie mit dem Franzöſiſchen überhaupt verwandt ſind, doch ihren eigentlichen Urſprung mehr oder minder offenbar im Provenzaliſchen haben.

Wenn wir die Wortbildungen, welche ſich der Südfranzoſe erlaubt, betrachten, ſo tritt es uns zunächſt entgegen, daß er gern die Freiheit, welche die ſüdlichen Sprachen im Allgemeinen und namentlich einige ſüdfranzöſiſche Volksdialekte zu einer übergroßen Bildung von Augmentativen und beſonders Diminutiven verleitet, auch auf das Franzöſiſche überträgt, ſo ſehr ſich dies auch unter ſeinen Händen gegen ſolche Formationen ſträubt. So haben charreton für petite charette, jarron ſtatt petite jarre, fèveron ſtatt petite fève immer im Franzöſiſchen noch keinen Eingang gefunden, ſo gebräuchlich dieſe Bildungen auch in den mittägigen Gegenden ſein mögen. Ebenſo pflegt der Provenzale auch da, wo es nicht gebräuchlich iſt, ein Femininum zu bilden, z. B. artisanne und tailleuse.

Manche Ableitungen, welche uns als Provenzalismen aufſtoßen, bleiben enger am Stamme, als die ſich mehr von der urſprüng-

lichen Etymologie entfernende franzöſiſche Form. Dahin gehört z. B. bledier von bled (marchand de bled), wofür im Franzöſiſchen wohl bladier oder blatier vorkommen. Auch dispersuader oder dépersuader ſtatt dissuader läßt ſich ebenfalls hieherziehen; wogegen déparler für déraisonner als eine ganz eigenthümliche Bildung erſcheint, der es freilich nicht an Analogie fehlt. Offenbare Mißgriffe ſind affranchissage für affranchissement, esclavitude für esclavage und corporence ſtatt corpulence.

Bei einzelnen Zuſammenſetzungen, wie bei un enterre-mort ſtatt fossoyeur, un trois-pied ſtatt trépied, arrière-grand-père ſtatt bisaïcul, ſieht es faſt aus, als ſeien ſie nur gemacht, weil man den bezeichnenden Ausdruck, den die franzöſiſche Sprache dafür hat, nicht kannte. Dagegen iſt mal-complaisant nicht ganz zu verwerfen, weil das gebräuchlichere peu complaisant nicht ſtark genug zu ſein ſcheint. Bei der Verbindung zweier Subſtantiven vermittelſt der Präpoſition de fehlt es nicht an mehrfachen Fehlgriffen in der Wahl der durch den Gebrauch ſanktionirten Ausdrücke; obgleich, wenn man bloß auf den Sinn ſieht, die Sache ſelbſt oft ebenſogut ſo, wie ſie der Provenzale nennt, bezeichnet werden könnte. Da aber im Franzöſiſchen mehr als bei andern Sprachen der Gebrauch entſcheidet, ſo ſind Bildungen wie canon de plume ſtatt tuyau de plume, porte d'armoire für volet d'armoire und ähnliche Zuſammenſetzungen immerhin als fehlerhaft und für die Schriftſprache unſtatthaft zu bezeichnen.

Aehnliche Verſtöße, wie z. B. auch barbe d'artichaut ſtatt foin d'artichaut erklären ſich zum Theil daraus, daß man hier ſich der Gränze, wie weit nämlich der figürliche Gebrauch eines Wortes gehen kann, nicht bewußt iſt. So kommt es denn auch, daß man oft den Begriff eines Ausdrucks willkürlich erweitert oder verengert und ein Wort in einem beſondern Sinne gebraucht, den es, wenn nicht noch eine nähere Beſtimmung hinzutritt, nicht ſo ohne Weiteres haben kann. Dahin gehört z. B. accident, das der Provenzale oft ohne Zuſatz für convulsion gebraucht, obgleich es doch in der allgemeinen Bedeutung ein unerwartetes Ereigniß und im engern Sinne höchſtens Krankheitsanfall überhaupt heißen kann. Eben ſo abweichend von der ſtrengern Schriftſprache iſt es, zu ſagen: cette femme est embarrassée ſtatt enceinte. Wenn wir aber balottes, was im Franzöſiſchen nur eine Neſſelart bezeichnet, für boulettes de viande finden, ſo ſcheint dies faſt nur aus einer corrumpirten Ausſprache hervorgegangen zu ſein, ſo wie man auch

in der Wendung il faut être courant dans les affaires das Participium coulant für einen Beleg für die oben erwähnte Vertauſchung des l und r anſehen könnte. Dagegen iſt der Ausdruck tonne für treillage recouvert de verdure nicht ſo ohne Weiteres zu verwerfen, obgleich es jetzt in anderer Bedeutung gebraucht wird. Früher wurde dieſes Wort wenigſtens in der vom Provenzalen ihm beigelegten Bedeutung gebraucht, und tonnelle kommt im gleichen Sinne bei einigen Schriftſtellern wohl ſelbſt jetzt noch vor. Ebenſo findet apprentif und ive für apprenti in folgendem Verſe Boileau's eine Rechtfertigung:

De livres et d'écrits bourgeois admirateur,
Vais-je épouser ici quelque apprentive auteur?

Was wir bis jetzt angeführt haben, betrifft mehr den eigentlichen Wörtervorrath, den der an eine reiche, bildſame Sprache gewöhnte Provenzale zu erweitern beſtrebt iſt. Indem wir nun zur grammatikaliſchen Behandlung der Sprache übergehen, zeigt ſich zunächſt, daß der mit den Geſetzen des begünſtigtern nordfranzöſiſchen Idiomes unbekannte Südfranzoſe beſonders häufig gegen die Geſchlechtsregeln verſtößt. Er läßt ſich hierbei oft vom abweichenden Genus leiten, welches die Wörter im Provenzaliſchen haben. Hier nur einige auffallende Beiſpiele, welche durch das häufigere Vorkommen gewiſſermaßen ſtereotyp geworden ſind. Masculiniſch werden gebraucht alcove (oder wie oben bemerkt iſt alcovre), poutre, antichambre, armoire, horloge, welche alle im Franzöſiſchen eigentlich Feminina ſind. Dagegen finden wir die Feminina: amadou, appetit, augure, bec-figue, flègme, indice, ongle, ustensiles und die auf die ganze Geſtalt des Wortes influencirenden Veränderungen une caramelle ſtatt un caramel, une sache für un sac, welche als Verſtöße gegen den Sprachgebrauch zu bezeichnen ſind; ſowie auch une belle couleur de feu, une belle couleur de rose ſtatt un beau couleur de feu, un beau couleur de rose auf einer Unkenntniß der Genusregeln beruht.

Von den zahlreichen Fehlern, die gegen die Conjugation begangen werden, heben wir nur folgende hervor, welche als die gewöhnlichſten betrachtet werden können: j'allas, je donnas ſtatt j'allai, je donnai, assis-toi ſtatt assieds-toi, ne le contredites pas für ne le contredisez pas, je cueillirai ſtatt cueillerai, je recouvrirai für recouvrerai, la chèvre est traie ſtatt traite, und dann den unrichtigen Imperativ n'aille pas me trahir ſtatt ne va pas, ne vienne pas me reproche für ne viens pas.

Am häufigſten fällt aber die mißbräuchliche Anhäufung der Reflexivpronomen auf, z. B. Madame s'est accouchée ſtatt a accouché oder est accouchée; il se croit de bon faire; se languir ſtatt languir.

Die beim Ausländer ſo häufig vorkommende Verwechſelung der Pronomina son und leur finden wir auch beim Provenzalen.

Alles dies aber tritt in den Hintergrund gegen die auffallende Unſicherheit, welche wir bei ihm in der Anwendung der Präpoſitionen bemerken. Ganz gewöhnlich iſt die Verwechſelung der Präpoſition á mit de in den Redensarten à bonne heure ſtatt de bonne heure (in der Steigerung ſagt man fälſchlich vous venez fort á bonne heure ſtatt de fort bonne heure); le fils à Mons. ſtatt de Mons.; le livre à votre père ſtatt de votre père; un homme á talent ſtatt de talent; je suis aîné á vous ſtatt l'aîné de vous; á l'avance ſtatt d'avance, was freilich auch bei Voltaire vorkommt; faire une partie aux cartes für partie de cartes; dagegen une soupe de lait ſtatt soupe au lait; je suis décidé de partir für à partir u. ſ. w. Ferner ſteht à zuweilen, wo der Sprachgebrauch eine andere Präpoſition erfordert; ſo à ſtatt dans in j'ai vu Monsieur á la rue ſtatt dans la rue; mettez cela á la poche für dans la poche; à ſtatt chez in: aller au tailleur ſtatt chez le tailleur; à ſtatt en: prendre à grippe ſtatt en grippe (wofür der Provenzale auch prendre à tic ſagt); couper á morceaux ſtatt en morceaux. Endlich ſteht á auch ſtatt des Accuſativs, wenn man ſagt: cet enfant sent á la rose, ce ragout sent au brulé ſtatt sent la rose, le brulé, und ganz pleonaſtiſch in il marche á pieds nus ſtatt pieds nus, wogegen es wieder in andern Wendungen, wo man es wegfallen läßt, ſtehen müßte, z. B. il aime jouer ſtatt á jouer. Ebenſo unterdrückt man vor dem Infinitiv die Präpoſition de: avant partir ſtatt avant de partir, je crains me tromper ſtatt de me tromper, während ſie in de depuis ſtatt depuis, hors de lui seul ſtatt hors lui seul und il fait plus de froid qu'hier ſtatt plus froid qu'hier wieder rein pleonaſtiſch ſteht. Zuweilen findet ſich de ſtatt vers z. B. avancer de qu. ſtatt vers qu. (vergleiche s'approcher de qu.). Sehr unſicher iſt man auch in der Bildung des Partitivs, indem de pain ſtatt du pain nicht eben zu den Seltenheiten gehört. Einen fälſchlichen Gebrauch der Präpoſition avec finden wir in den Redensarten compter avec les doigts ſtatt sur les doigts; fermer avec le verrou für au verrou.

In einer auf unzähligen conventionellen Beſtimmungen beruhenden Sprache, in der wie im Franzöſiſchen das cela se dit und cela ne se dit pas bei ſo vielen Fällen die oberſte Richtſchnur bildet, kann es nicht fehlen, daß Jeder, dem dieſe Gewohnheitsſatzungen, welche man gewöhnlich als ſprachliche Feinheiten bezeichnet, noch nicht vollkommen geläufig ſind, gegen den Sprachgebrauch oft genug anſtoßen muß. Bei der Beſprechung der Fehler, in welche der durch die nahe Verwandtſchaft ſeines Idiomes mit dem Franzöſiſchen ſo leicht irregeführte Provenzale verfällt, würde uns, wie man wohl denken kann, das Kapitel der Phraſeologie eine unerſchöpfliche Ausbeute gewähren. Der Stoff würde ſogar zu umfaſſend ſein, wenn wir uns nicht ſelbſt eine nothwendige Beſchränkung auferlegten, indem wir hier nur ſolche falſchen Redensarten aufſtechen, welche in den ſüdlichen Provinzen durch das häufigere Vorkommen wieder eine, wenn auch von der Akademie nicht anerkannte, Sanktion erhalten haben. Eine gewiſſe ſyſtematiſche Ordnung ließe ſich hier freilich nicht beobachten, und wir bieten daher Das, was uns an eigenthümlichen Wendungen aufgeſtoßen iſt, in zufälliger Folge. Dahin gehören die elliptiſche Phraſe il faut toujours que la sienne (nämlich sa volonté) paſſe, die proverbiale Redensart: il dort comme une souche, wofür man franzöſiſch comme un sabot ſagt; ferner tirez-vous de là ſtatt ôtez-vous de là; faire tirer son portrait ſtatt faire peindre son portrait; il est dans la troupe ſtatt dans les troupes; avoir quelqu'un á la dent ſtatt avoir une dent contre qu.; je vous le rends tel et quel ſtatt tel quel; par cas ſtatt par hasard; elle est pâle comme une morte ſtatt comme un mort; vous périssez votre habit ſtatt vous l'abimez; les oreilles me sifflent ſtatt me tintent; il donne de l'air oder des airs ſtatt il a les airs, dagegen les airs de la campagne ſtatt l'air de la campagne; tout ce que j'ai á écrire ne peut pas aller dans cette page ſtatt entrer; il fait vent (nach Analogie von il fait nuit) ſtatt il fait du vent; il est après diner ſtatt il dine; il fait beaucoup froid ſtatt bien froid; dann jouer á barre, wo man nur den Plural aux barres ſetzen darf; je manque de Paris depuis longtemps ſtatt je suis absent; je lui ai bien rivé ses clous ſtatt son clou; cela me fait besoin ſtatt j'en ai besoin; il est dans les épines ſtatt sur les épines; faire St. Michel ſtatt deménager; mener du bruit ſtatt faire du bruit; par contre ſtatt en revanche; ton père te criera ſtatt te grondera; je n'ai pas d'argent des-

sus ſtatt sur moi; je ne sais quoi faire ſtatt je ne sais que faire und noch ſo viele andere Phraſen, welche, ſo häufig ſie auch auftauchen, doch das Recht des Schriftgebrauches nimmermehr erlangen werden.

Bemerkenswerth ſind endlich noch falſche Wortſtellungen, wie mettre de l'eau à chauffer, du linge à secher ſtatt mettre chauffer de l'eau, mettre secher du linge. Weniger auffallend dürfte im Allgemeinen die Anwendung alterthümlicher Phraſen oder ſolcher Wendungen ſein, welche jetzt als ungebräuchlich bezeichnet und deshalb von der modernen Converſationsſprache vermieden werden, wenn man nämlich erwägt, daß dieſes Feſthalten an Dem, was der Pariſer veraltet nennt, ſich überhaupt in allen Provinzen zeigt. So finden ſich die in der Provence gebräuchlichen Phraſen alentour de la table und écheler une muraille wohl auch noch an andern Orten. Ob dagegen auparavant ſtatt avant, was auch etwa bei den ältern Schriftſtellern eine gewiſſe Rechtfertigung hat, dem Provinzial-Sprachgebrauche überhaupt noch eigenthümlich iſt, möchten wir in Zweifel ziehen.

Bernburg.

G. F. Günther.

Das lateiniſche Element der deutſchen Sprache.

Bis auf wenige Trümmer zerfallen ſind die Bauwerke, welche die Römer einſt in den Rheinlanden aufgeführt haben, aber tief und unauslöſchlich ſind die Spuren geblieben, welche ihre Anweſenheit in unſerer Sprache zurückgelaſſen hat, der älteſten aller auf unſere Geſchichte bezüglichen Urkunden, deren Ausbeutung für geſchichtliche Zwecke dermalen in ihrer Wichtigkeit erkannt, aber ſelten planmäßig und mit glücklichem Erfolg durchgeführt wird, weil trotz aller Fortſchritte unſerer Sprachforſchung dennoch deren Wege für die Mehrzahl unſicher, ſchlüpfrig, halsbrechend geblieben ſind. Es iſt unglaublich, welche Maſſen von lateiniſchem Sprach- und Wortſtoff auf deutſchem Grund und Boden noch vorhanden ſind, und wie es nur einer überſichtlichen Muſterung (von monstrare) derſelben bedarf, um daraus geſchichtliche Thatſachen zu erſchließen. Freilich müſſen wir ſie mit dem durch das Syſtem bewaffneten Auge betrachten, deſſen Blick, wie der des Botanikers und Mineralogen, die zur Charakteriſtik geeigneten Merkmale fixirt. Kaum aber legen wir dieſes ſprachliche Mikroſkop an, ſo finden wir zu unſerer Verwunderung, daß auch das Nächſte und Ureigenſte unſeres Volkes und unſerer Perſönlichkeit einen lateiniſchen Hintergrund oder Zuſchnitt blicken läßt. Unſere werthe Perſon (persona) mit Kopf (caput) und Zopf (tuſa), Auge (voc in oculus) und Ohr (auris), Hand (in prehendo) und Fuß (pes), Haut (cutis) und Haar (zu horreo), nicht zu gedenken der völlig lateiniſchen Naſe (nasus), die ganze Familie (familia) mit Vater (pater) und Mutter (mater), Bruder (frater) und Schweſter (soror), Ahnen (zu avus) und Kindern (gigno), das Haus (casa?) mit Dach (tectum) und Fach (zu πάγω pango), Thür (θύρα = fores) und Fenſter (fenestra), Tiſch (aus discus) und Bank (zu abacus), Küche (culinae aus coquilina) und Keller (cella) ſtehen mehr

oder weniger in Gefahr, von einem ſprachgerichtlichen Areopag, der über das jus dominii aburtheilen ſoll, dem Deutſchen ab- und dem Römer zugeſprochen, oder doch für eine völkerrechtlich herrenloſe res nullius erklärt zu werden. Nicht bloß auf ein kleines Beſitzthum von Fiſchen (piscis), Enten (anas), Käſen (caseus), Erbſen (eroum) und Wicken (viccia) iſt es abgeſehen, ſondern es erſtreckt ſich das römiſche Attentat (von tontare) mit ſeinen deſtruktiven (von destruo) Tendenzen (von tendo) ſelbſt auf Religion (von religio) und Chriſtenthum (christianismus), Staat (status) und Kirche (von circus), Thron (thronus) und Altar(altare), Kaiſer (caesar) und Biſchof (episcopus), Glaube und Liebe. Freilich zeigt ſich bei näherer Unterſuchung, daß viele dieſer Anſprüche ungegründet ſind und auf etymologiſchen Chicanen beruhen, mittelſt deren, wenn die geſchichtlichen Momente uns unbekannt wären, ſelbſt Bomben (bombus) und Granaten (von granum), Flinten (von plinchus, engl. flint) und Kanonen (von κάνη, canna), die geſammte Infanterie (von infans), Cavallerie (von caballus) und Artillerie (von ars) mit Pulver (pulvis), Proviant (von providere) und Bagage (zu pango) den Römern vindicirt werden könnten *). Um die beiderſeitigen Anſprüche einer gründlichen Prüfung zu unterziehen, müſſen wir nicht bloß die ſprachlichen, ſondern auch die geſchichtlichen Titel des Beſitzes in's Auge faſſen und mittelſt ihrer Combination jene Wahrheit zu erreichen ſuchen, welche in der höhern Einheit beider zu liegen pflegt. Danach werden die lateiniſchen Beſtandtheile der deutſchen Sprache in 5 Klaſſen vertheilt werden können.

1) Urverwandte Wörter, aus indogermaniſchen Wurzeln entſproſſen und inſofern Gemeingut aller indogermaniſchen Völker, aber in verſchiedenen Formen von denſelben zu geſondertem Beſitzthum ausgeprägt, ſo die oben angeführten Benennungen der Theile des menſchlichen Körpers und Glieder der Familienverwandtſchaft, ſo die Zahlwörter und viele andere Bezeichnungen von Begriffen, die niemals in einer Sprache fehlen konnten, wenn ſie im Stande ſein ſollte, die alltäglichſten Objekte der ſinnlichen Wahrnehmung ſprachlich darzuſtellen. Daß viele dieſer Wörter eine antediluvianiſche

*) Selbſt der moderne Knaſter führt einen griechiſch-lateiniſchen Namen von κάναστρον canistrum, ſofern er urſprünglich in Körben verpackt nach Europa gelangte.

Gemeinſchaft mit ſemitiſchen Wortwurzeln verrathen, muß hierbei als unumſtößliche Thatſache um ſo mehr feſtgehalten werden, je mehr wir geneigt ſind, den alten theologiſchen Aberglauben von der hebräiſchen Sprache als Urſprache der Welt zu verwerfen. Ich trage kein Bedenken, hierzu ſelbſt Löwe oder Leu (לַיִשׁ, ägypt. labi, λέων, leo) und Wein (יַיִן, οἶνος, vinum) zu rechnen, denn die Germanen haben niemals auf der Bildungsſtufe der Samojeden geſtanden, um ſolche Begriffe zu verlieren, wenn deren Objekte auch zwiſchen Rhein und Weichſel nicht vorhanden waren. Wo allgemein bekannte Naturlaute in's Spiel kommen, wie beim Kukuk (cuculus), kann gleichwohl leicht Zweifel entſtehen, da dieſelben oft ſelbſt von nahe verwandten Völkern auf ſehr ungleiche Weiſe in artikulirte Töne gefaßt werden. Dafür bietet corvus und Rabe ein Beiſpiel, deren Identität ſich nur mit Hülfe des hebräiſchen עֹרֵב erweiſen läßt.

2) Lehnwörter, welche in den Jahrhunderten, wo die Römer mit den Germanen verkehrten, aus der lateiniſchen in die deutſche Sprache übergegangen ſind.

Wohl zu unterſcheiden ſind davon diejenigen Lehnwörter, welche in derſelben Zeit umgekehrt aus der deutſchen in die lateiniſche Sprache übergingen, wie einige nordiſche Thiere und Landesprodukte, z. B. urus aus Ur Auerochs, bison aus Wiſent, butyrum aus Butter *), glesum für Bernſtein aus Glas, manche im Lateiniſchen nie eingebürgert, ſondern nur als latiniſirte Fremdwörter angeführt, wie ceva aus Kuh, ganta aus Gans.

3) Wörter, die nicht unmittelbar aus dem Lateiniſchen, ſondern zunächſt durch das Medium der lateiniſchen Sprache entlehnt ſind, eine Wortklaſſe, die ſich zahlreicher erweiſt, als man zu glauben pflegt, und zu deren Entſtehung und Vermehrung die geographiſche Nachbarſchaft, die höhere Kultur Italiens, die Römerzüge und italieniſchen Beziehungen und Verwickelungen der deutſchen Kaiſer Veranlaſſung gegeben haben. Daß z. B. Kapaun (urverwandt mit κόπτω und Kappen) nicht aus dem

*) Monn's Annahme, daß die Butter durch die Römer nach Germanien gekommen ſei, iſt geſchichtlich wie ſprachlich zu verwerfen, jenes, weil die Butter in den Südländern, wo Oel meiſt deren Stelle vertritt, immer ſelten und fremdartig war, dieſes, weil das Wort von Plinius ausdrücklich ſcythiſch, d. i. nordiſch, genannt wird, wonach es im Lateiniſchen mit mißverſtändlicher Korruption an τυρός Käſe angelehnt worden iſt.

latein. capo, ſondern aus dem ital. cappone entlehnt worden iſt, dafür bürgt die tyroliſche Endſylbe aun, die in ſo vielen Ortsnamen dort wiederkehrt, wie denn vielfältig tyroliſche Provincialismen, z. B. Autſchler aus avicularies durch ital. uccellajo, das Deutſche aus dem Lateiniſchen durch das Medium des Italieniſchen bereichert haben. Daß bei zweifacher Entlehnung der Art die lächerlichſten Mißverſtändniſſe am leichteſten mit unterliefen, iſt begreiflich, wir erinnern an Klatſchroſe aus ital. rosolaccia.

4) Seit dem Anfang des 17ten Jahrhunderts iſt an die Stelle der italieniſchen Sprache in der angedeuteten Beziehung die franzöſiſche getreten, welche Deutſchland mit einer unzähligen Menge von Fremdwörtern überſchwemmt hat, die urſprünglich meiſt im Lateiniſchen wurzelnd vorzüglich das Gebiet des Militärweſens, der Droguerie, Raffinerie, Konverſation, Courtoiſie, Galanterie, Kabale, Chicane und Intrigue erfüllen.

5) Endlich ſind in den letzten Jahrhunderten eine Menge wiſſenſchaftlicher Kunſtausdrücke und Redensarten aus dem Lateiniſchen herübergenommen worden, die meiſt ſchon daran erkennbar ſind, daß ſie ſich am wenigſten aſſimilirt und ihre lateiniſche Form am treueſten bewahrt haben. Die Jurisprudenz iſt von ihnen erfüllt, die medieiniſche, pharmaceutiſche, botaniſche und zoologiſche Kunſtſprache hat dieſes Latein ſogar in weiterer Fortbildung dem modernen Bedürfniß anzupaſſen verſucht, aber nur noch ſprachliche Abſchnitzel zu Stande gebracht, die der Gewohnheit und Konvenienz wie dem energiſchen und präeiſen Wortlaut die Friſtung ihres kümmerlichen Scheinlebens verdanken. Selbſt in den gelehrten Schulen iſt von der alten lateiniſchen Terminologie kaum noch das Career neben dem urverwandten oder von den alten Römern entlehnten Kerker geblieben. — In ſpähen, Spiegel, Spion, Spektakel und Spekulation haben wir die 5 verzeichneten Wortarten als Variationen von specio neben einander.

Sofern übrigens völlig ſichere Kriterien häufig fehlen, und diplomatiſche Nachweiſungen über das Alter jedes Wortes jenen Mangel nur unvollkommen ergänzen, müſſen wir zwar zugeſtehen, daß die Klaſſifizirung in vielen Fällen unſicher bleibt, doch wird hierdurch nicht das Prinzip derſelben gefährdet, ſondern nur ein oder das andere Beiſpiel ſeiner Beweiskraft beraubt.

Nur die Wörter der zweiten Klaſſe ſind hier Gegenſtand unſerer Betrachtung, und unter ihnen zeichnen wir aus:

1) Naturprodukte des Mineralreichs, wie Alabaſter (alabaster), Alaun (alumen), Baſalt (basaltes), Bimsſtein (pumex), Gyps (gypsum), Kalk (calix), Marmor (marmor), Mergel (marga), Oker (ochra), Tuff (tophus), auch feinere, wie Opal (opalus), Sapphir (sapphirus), Smaragd (smaragdus) und mehrere Edelſteine, andere ſchon durch die Kunſt umgeformt, Ammoniak (von Ammonium), Mennig (minium), Zinnober (cinnabaris) u. ſ. w. Dagegen das Salz urverwandt mit sal und ἅλς, wozu die geographiſchen Namen Saale, Salza, Salzhauſen, Salzungen, Halle, Theodorshall, Allendorf, Alzei, Selz, Sulz, Sulzbach u. ſ. w., aber das ſchöne salarium, welches nach dem Sprüchworte nihil utilius sale et sole zur Anſchaffung des Salzes, d. h. zur Befriedigung der dringendſten Lebensbedürfniſſe dienen ſollte, hat der durſtigen Gurgel des Deutſchen nicht behagt, der, daran gewöhnt, in ſeiner Sprache Alles mit Trinken und Schlagen abzumachen, es vorzog, jede kleine Geldbelohnung, die dem Franzoſen ein ſüßes douceur (von dulcis) iſt, zu einem Trinkgelde herabzuwürdigen. Ein Beweis für die Kultur der Germanen liegt übrigens darin, daß die Namen der Metalle nicht lateiniſch ſind, obwohl der abſtrakte Begriff des Metalls (metallum) von den Römern entlehnt wurde; nur das Kupfer (cuprum von Cyprus) macht eine Ausnahme, die, da es das älteſte der verarbeiteten Metalle iſt, unbegreiflich ſein würde, wenn man nicht dabei eine latiniſirende Verdrängung des einheimiſchen Erzes annehmen müßte. — Die Perle iſt zwar nicht römiſch, gleichwohl hat der deutſche Michel ſeine Grete (von margarita) fein lateiniſch als Perle ſeines Herzensſchreines benannt *).

2) Pflanzen und deren Produkte, namentlich orientaliſche, deren Kenntniß durch die Römer nach Germanien gelangte, wie Balſam (balsamum aus בֹּשֶׂם Biſam), Ceder (cedrus), Zimmt (cinnamomum), Ebenholz (ebenum von אֶבֶן Stein wegen der ſteinartigen Härte), Myrrhe (myrrha), Narde (nar-

*) Zwar läßt Grimm margarita aus Meergries entſtehen, aber die Perle iſt ein indiſches Produkt, das ſchwerlich einen deutſchen Originalnamen hatte, wie auch die Form μάργαρον dieſer Annahme widerſtrebt. Uebrigens iſt der Name Margaretha wegen ſeiner Verſtümmelungen merkwürdig, franz. Marguerite, Margot, Margoton, Goton, Gogo, engl. Margarite, Margaret, Margery, Madge, Meg, Padge, Peggy, Peg, Pat.

dus), Reis (oryza, indiſch), Palme (palma), Pfeffer (piper, ſanskr. pippali), Senf (sinapis), Zucker (saccharum), dazu auch der aus Kleinaſien ſtammende und von Lucullus nach Italien verpflanzte Kirſchbaum (cerasus) und die wenigſtens nach citrus und pomum aurans benannten Citronen und Pomeranzen. Unter den zur Speiſe und Arznei dienenden Kräutern und Früchten ſind es hauptſächlich Anis (anisum) und Spargel (asparagus), für deren Mittheilung Darmſtadt den Römern ſich dankbar verpflichtet fühlt, wo ſie, von zarten Händen verarbeitet und veredelt, lokale Berühmtheit erlangt haben, ſodann die Zwiebel oder Zippel (caepulla von caepe), Kerbel (caerefolium), Kaper (capparis), Kohlraben (von caulis und rapa), Camillen (chamaemelon), Kicher oder Zinſer (cicer), Feige (ficus, jedoch goth. smakka zu ſchmecken), Fenchel (foeniculum), Lattich (lactuca), Mispel (mespilum), Palzernacken (pastinaca), Raute (ruta), Silie und Peterſilie (selinum und petroselinum) mit dem Sellerie, Spelz (spelta), welches letztere jedoch wohl nordiſchen Urſprungs iſt, wie denn auch die übrigen Getraidearten, Roggen, Gerſte, Waizen nebſt Bohnen, Mehl, Furche, Pflug, Egge (arinia, hordeum, video, πάνος, molere, porca, plica, occave jedoch urverwandt) u. ſ. w. einheimiſche Namen tragen. Was man den Römern im Ackerbau verdankt, ſind verbeſſerte Methoden der Verwaltung durch beſondere Aufſeher oder Meier (von major), Eintheilung nach Jucherten (jugerum), beſſere Werkzeuge, wie die römiſche Sichel (sicilis von sica zu seco) und den Spaten (spatha), von deſſen moderner Verfeinerung bis zu Spadille und Epauletten der Römer ſich freilich nichts träumen ließ. Die ſchon von Piſtheas erwähnte Scheuer als Ort des Dreſchens iſt dem römiſchen Südländer unbekannt, da die Tenne unter freiem Himmel ihm deſſen Stelle vertritt, aber Speicher (spicarium) von spica im Bauernlatein der lex Salica) und Mühle (mola) ſind in Wort und Sache römiſch. — Das Brot des Bäckers iſt deutſch, aber feinere Gebäcke, wie Kuchen (von coquo), Bretzeln (von brachcolum), Semmeln (von simila), auch wohl Lebkuchen (von libum?), Platz (placenta), Matzen (maza, eig. Mehlbrei, davon ungeſäuertes Brot) ſind römiſch, wie Käſe (caseus), Saft (sapa) und ſelbſt Speiſe (wie Speiß von species, eig. alſo eine Specialität nach römiſchem Geſchmack unter den Nahrungsmitteln). — Der Wein iſt zwar von den

Römern eingeführt worden, aber das durch viele Sprachen gehende Wort ſchwerlich entlehnt, nur den aus Treſtern gebrauten Lauer (lora) oder Geſindewein hat man den Römern nachgemacht, und wie viel man ihnen in der Behandlung des Weines abgelernt hat, können noch Kelter (calcotorium) oder Torkel (torcular), Moſt (mustum), Tonne (tina), Ohm (hama), Lägel (lagenula), Schoppen (scyphus) beweiſen. Zuletzt ſind die Römer in der Weinkultur weit hinter den Deutſchen zurückgeblieben, nur ihre Sprache hat niemals gelernt, klaren Wein einzuſchenken, dem Faſſe den Boden auszuſtoßen, weinkäufliche Copulationen zu verrichten u. dergl. m. — Von Bäumen verdanken wir den Römern die Akazie (acacia iſt freilich nicht der jetzige aus Nordamerika gekommene Baum dieſes Namens), die Kaſtanie (castanea, am Oberrhein noch Keſchten), Cypreſſe (cupressus), Lärche (laryx), Platane (platanus), Pappel (populus), Saalweide (salix), Ulme (ulmus), von Sträuchen und Kräutern Eberraute (abrotonum), Odermennig (agrimonia), Oſterluzei (aristolochia), Garaffel (cargophyllum), Eibiſch (hibiscum), Liebſtöckel (ligusticum), Minze (mentha), Ginſter (genista) (wovon Munzenberg und Plantagenet), Piſtazie (pistacium), Polni (pulegium), Bruſch (ruscum) u. ſ. w. Lein (linum) mit Leinwand (linteum) und Hanf (cannabis) ſind bloß urverwandt, wie Oel (oleum), Pech (pix) und Lauge (lix); aber Papier (papyrus aus Aegypten) und Tinte (von tinguo) verdankt man den Römern, eben ſo den Blumenflor von Betonien (petonica), Hyacinthen (hyacinthus, auch germaniſirt Jachant), Malven (malva), Myrten (myrtus), Narciſſen (narcissus), Reſeda (reseda), Roſen (rosa), Veilchen (viola) u. ſ. w. nebſt manchen Duft- und Zierpflanzen, wie Bux (buxus), Salbei (salvia), Saturni (satureja), Taxus (taxus), Thymian (thymus) u. ſ. w. Auch der wiſſenſchaftliche Begriff der Pflanze (planta) überhaupt iſt wie der des Metalls ein Produkt römiſcher Abſtraktion.

3) Die Thierwelt iſt im Ganzen weniger als die Pflanzenkunde durch die Römer bereichert worden, wohl in Folge davon, daß die Germanen dem Nomadenleben jedenfalls noch näher ſtanden. Nur fremde Thiere hat man durch ſie kennen gelernt, wie Luchſe (lynx) *), Hyänen (hyaena), Tiger (tigris), Ele-

*) Aus ital. lonza iſt nachmals auch franz. once Unze gebildet worden

phanten (elephas), Kameele (camelus), Panther (panther), Pfauen (pavo), Sittiche (psittacus), Strauße (strithio), Turteltauben (turtur), Scorpionen (scorpio), Salamander (salamandra, in Tyrol als Schimpfwort Tattermandl) und Drachen (draco); ſelbſt der Eſel (asellus) verräth noch ſüdlichen Urſprung und verkümmert im Norden. Einige Fiſche mögen der römiſchen Ichthyomanie ihre ſpecielle Bezeichnung verdanken, wie Alſe (alausa), Barben (barba), Börſche (persa) und Salmen (salmo). Ob und warum der Wallfiſch (balaena), Dammhirſch (dama), Biber (fiber und biber), Marder (martes), Dachs (taxo, erſt im Latein des Mittelalters), Falke (falco), Nattern (natrix) und Vipern (vipera) römiſche Namen erhielten, iſt zweifelhaft, die meiſten der genannten ſcheinen vielmehr deutſch zu ſein. Die Lerche *) iſt celtiſch, der Kukuk κόκκυξ, cuculus) gehört der ganzen Welt, Enten **) und Gänſe ***) ſind urverwandt.

Der Menſch in Germanien iſt mit Leib und Seele vom Fuß bis zum Scheitel deutſch, ſelbſt Knie (genu) †) und Naſe (nasus) nur urverwandt. Er hat nichts Römiſches an ſich, wenn er nicht etwa am Fieber (febris) oder der Peſt (pestis) leidet, Krankheiten, die in Germanien wenigſtens ihre wiſſenſchaftlichen Namen erſt durch die Römer erhielten, oder wenn er nicht mit

---

nach einem öfters vorkommenden ſprachlichen Mißverſtändniß, als wäre l der beliebig wegzulaſſende Artikel.

*) Holl. laberick, engl. larke ſind Deminutivformen deſſelben Wortes, welches den romaniſchen Deminutiven ital. ullodola, franz. alouette zu Grunde liegt, und das gleiche Wurzel mit κλάω, laudo und laut zu haben ſcheint.

**) Mone glaubt, die Ente (anas) ſei durch die Römer in Deutſchland bekannt geworden; ich möchte lieber bloße Urverwandtſchaft annehmen wegen des zum Stamm anat gehörigen νῆττα oder νῆσσα, was zu νήχω und nare ſchwimmen gehört, woraus denn auch die der Nava und dem Nicer entſprechende Benennung des Fluſſes Anas ſich erklärt, der mit arabiſchem Präfix jetzt Guadiana heißt.

***) Gans iſt ſanskr. hansa χήν zu χάω, χαίνω und gähnen, vom Aufſperren des Schnabels, böhmiſch husz (Name Huß), Demin. engl. Gosling.

†) Knie, wozu knicken und knacken, kehrt auch im Celtiſchen wieder; Genabum das alte Orleans, Geneva Genf und Genua Genua ſind drei Knieſtädte, an denen das Gewäſſer in Kniebeugung ſich umwindet.

Fiſteln (fistula), Puſteln (pustula) und anderen Makeln (macula) behaftet iſt. Seele, Gemüth, Empfindung, Begriff, Gedächtniß, Vernunft und Verſtand, Anſchauung und Begeiſterung ſind deutſch, aber ihre objektiv gewordenen Produkte: Religion, Poeſie und Kultur, ſind römiſch.

Die römiſche Kleidung war für den germaniſchen Norden nicht geeignet, ſie bedurfte jener Umbildung, welche aus vestis eine Weſte gemacht hat, von der toga nur das Tuch gebrauchen konnte, das sagum gar zum Segel machte und das lederne scortum zu einem Schurz verarbeitete, dem dann die weibliche Schürze beigegeben wurde, deren Stipendien durch eine Ironie des Zufalls an scortum in anderm Sinne erinnern. Von Einzelnheiten ſind nur etwa die Socken (soccus) mit den Sohlen (solea) römiſch geblieben, während Schuhe (zu suo), Stiefeln (zu *στελμω*, ſteif und ſtapfen) und Strümpfe (zu struppus, *στρέφω*, *στρόφιον* und *στροφή*) nur urverwandt ſind. Oefter ſind die zu Kleidern verarbeiteten Stoffe römiſch, wie Bühre (von burrae, wovon Bureau eig. der damit überzogene grüne Tiſch), Filz (von pileus), ſelbſt der moderne Kattun (von *χίτων* und כְּתֹנֶת), der nach einer andern Seite mit dem kattunartigen Pflaum (pluma) der Quitte von Kydonia in Kreta zuſammenhängt.

Der Hausbau zeigt vielfältig römiſchen Einfluß, zumal bei Prachtgebäuden, wie Paläſten (palatium, wovon auch Pfalz), Tempeln (templum), Kirchen (von circus, eig. heil. Bezirk) und Domen (von domus), oder in Einzelnheiten, wie Erker (arca), Fenſter (fenestra), Kamin (caminus), Planken (planca), Mauern (murus), Pforten (porta), Pfoſten (postis), Söller (solarium) u. ſ. w. Eben ſo der Hausrath und Alles, was zur häuslichen Ordnung und Einrichtung gehört. Das Familienleben ſelbſt iſt auf die humane Idee gegründet, daß es auch die dienenden Hausgenoſſen (familia von famulus) umſchließt. Küche (culina aus coquilina) und Keller (cella) *) ſind römiſch; eben ſo in jener unter Anderm der Kelch (calix),

*) Die ſpätere Wortform cellarium geſtattet, Keller unmittelbar aus dem Lateiniſchen abzuleiten; er war auch zu nothwendig, als daß man auf das ital. celliere hätte warten können, welches auch in der Ausſprache des c widerſtrebt. Das lateiniſche c iſt ſpäter zum z geworden in Zelle, und Ortſchaften mit Zell oder Zelle bezeichnen einen Mittelpunkt der von Mönchen geleiteten Anordnungen.

der Keſſel (catinus) an der Kette (catena) über der Flamme (flamma), der Hamen (hamus), Löffel (ob von labellum?), die Laterne (laterna, würde von den Franzoſen entlehnt Lanterne heißen), der Mörſer (mortuarium auch Mörtel), die Schüſſel (scutula), das Seidel (von situla), die Urne (urna) bis zum Beſenſtiel (stilus) herab. Nicht minder Kammer (camera) und Stube (ſcheint im Norden an die Stelle der von der Sonne geheizten στοά getreten) mit Ampel (von ampulla, freilich mit verändertem Sinne, aber nach Aehnlichkeit der antiken Geſtalt), Kapſel (capsula, aber Caſſe und Chaiſe gleichfalls von capsa erſt durch moderne Vermittelung), Fiedel (fidicula), Lampe (lampus), Pult (pulpitum), Pfühl oder Pülf (pulvinus), Puppe (puppa), Purpur (purpura), Schrein (scrinium), Seife (sapo), deren Verbrauch Hr. v. Liebig zum Kulturmeſſer der Völker macht, Spindel und Spendel (spinula, wozu dann ſpäter noch der Spengler, auch Schiene iſt nur dialektiſch von spina verſchieden und ſteht für Spene, wovon der Name Spener), Sponde (sponda), Spiegel (speculum), Tafel (tabula), Teppich und Tapete (tapes) u. ſ. w. Den Sack (saccus) wollen wir hier unerwähnt laſſen, denn bei der Zerſtreuung nach dem babyloniſchen Thurmbau nahm Jeder auf die Wanderung ſeinen Sack mit, welcher ſo den Nationen gemeinſam blieb. — Weniger bemerkbar iſt der römiſche Einfluß im Stalle, wo den Sprachforſchern kaum zu glauben iſt, daß das Pferd von paraveredus benannt ſei *), und nur etwa Maul (mulus), Striegel (strigilis) und Wanne (urſprünglich vannus Futterſchwinge) ſich als römiſche Mittheilungen verrathen.

Verlaſſen wir das Haus, ſo iſt es die nach römiſcher Weiſe trefflich gepflaſterte (von emplastrum) Straße (via strata), die wir betreten mit den öffentlichen Plätzen (wohl nur urverwandt mit platea). — Das Fuhr- und Schiffsweſen iſt deutſch,

*) Bekanntlich ſind alle mit P. anlautenden Wörter nicht deutſchen Urſprungs, und neben Gaul (urverwandt caballus) und Mähre, die freilich plebejiſch geworden ſind, eine neben dem dichteriſchen Roß, das die Franzoſen in rosse gleichfalls zur Schindmähre gemacht haben, bedurfte es auch des Pferdes nicht, um die germaniſche Reiterei zu Ehren zu bringen. Doch möchte ich Pferd lieber mit dem Namen der Perſer und Parther als Reitervölker (פָּרָשׁ equus und eques) in Verbindung ſetzen.

mit Ausnahme etwa des Karrens (currus) oder Karchs (carruca, woven Kärcher), der Barke (barca) und des am Main noch ſo genannten Remen (remus).

Für den Krieg hat der Germane einige Waffen von den Römern entlehnt, die Lanze (lancea) ſammt ihrem Schaft (scapus), den Speer (sparus), die Armbruſt (korrumpirt aus arcubalista, wie aus arques ital. arciere, franz. archer Hatſchier und Häſcher geworden), auch die Fahne (von pannus). Von der Herrlichkeit des römiſchen Triumphs (triumphus) aber iſt ihm nur ein bäuriſcher Trumpf geblieben.

Beiſpielsweiſe mögen endlich noch folgende durch alte Entlehnung germaniſirte Wörter erwähnt werden: abyssus (in Rabiskrug), apotheca (von den Franzoſen zur boutique gemacht) alphabetum, axis und axilla, baro (celtiſche Form von vir, bei den Römern zum Dummkopf herabgeſunken, bei den Germanen zum Baron erhoben), biblia, cavea (Käfig), census (Zins), clausa (Klauſe) und claustrum (Kleſter) (nur der Franzoſe hat neben cloître noch ein closet), colossus, decanus (Dechant, aber modern wieder Decan) emplastrum, fabula, festus, figura, forma, gradus, insula, larva, linea, lyra, machina, massa, materia, Maurus (Mohr), matutinum (Mette), mille (Meile), moneta, mulsum (Mus?), murmur, natura, natio, nebula, nervus, nimbus, nonna, norma, opium, ordo, pausa, persona, pituita (Pips der Hühner), planus (plan und Plan), pompa (ſogar als Pumpe im urſprünglichen Sinne von πέμπω, pondo, pratum (Prater), pretium (Preis), propago (Pfropfreis), prosa, pullus (Füllen), puteus (zur Pfütze entwürdigt), pyxis, sarcophagus (Sarg), satira, scurra (Schurke?), sceptrum, schola, seta (Saite), sponsus, sportula, talentum *), testamentum, titulus, vespa, virtus (Werth), vivarium (Weiher), vocatus und advocatus (Vogt), zephyrus u. ſ. w. Auch die römiſchen Monatsnamen ſind geblieben, und die von Karl dem Großen erfundenen deutſchen Stellvertreter haben ſo wenig Glück gemacht, wie die des franzöſiſchen Revolutionskalenders. Ob dem deutſchen Volk und der Volksſchule die babyloniſche Sprachverwirrung zum Heil gereichen werde, welche deutſche Juriſten und Pädagogen

*) Wie ſehr auch die Achtung des Alterthums abgenommen hat, dennoch ſtehen fortwährend Talente im antiken Sinne des Wortes in ungleich höherer Verehrung, als alle modernen Talente.

neuerdings in die Grammatik, Mathematik und Musik eingeführt haben, wird die Zeit lehren.

Auffallend kann erscheinen, daß die Zahl der entlehnten Substantiva so sehr viel größer ist, als die der Adjektiva und Verba. Es erklärt sich dies aber naturgemäß daraus, daß die einer fremdländischen Ergänzung bedürfende Rauheit mehr in den Begriffen und Gegenständen selbst, als in ihren auch wohl an anderen schon beobachteten Eigenschaften, Zuständen und Thätigkeiten gelegen war. Nur wo die letzteren gleichfalls als neu hervortreten, werden auch lateinische Verba adoptirt, wie von aequare aichen, eig. das rechte Maaß geben, von cassare caſſiren, von damnare ahd. damnôn verdammen, beide als juristische Kunstausdrücke, von praedicare predigen, von scribo ſchreiben, wie mit Ausnahme der Feder auch alles auf das Schreiben Bezügliche römisch ist, z. B. Brief aus breve, dichten aus dictare eig. das Gedachte vorsagen und niederschreiben lassen, Styl von stilus u. s. w. Auch durchdringende Prüfung der Dinge verräth oft römische Beihülfe, wie eben bei dem Verbum probare sichtbar ist, aus dem neben dem urverwandten prüfen nochmals proben und Probe als Experiment der Prüfung entlehnt sind. Nicht selten gehen gleiche oder verwandte Wörter in verschiedene Andeutungen über, die dem beiderseitigen Nationalwesen entsprechen; selbst das Aufsperren des Maules bezeichnet an dem Römer strebende Begierde (hiare, inhiare zu χάω χαίνω), an dem Deutschen maulaffige Trägheit (gähnen gleichfalls zu χαίνω). Nichts aber ist charakteristischer, als das Wort vilis, welches im Munde des Römers das Schlechte bezeichnet. Für den Germanen ist dieses Schlechte noch gut genug, denn er beachtet nicht die Qualität, sondern den Preis, und freut sich, daß es feil oder wohlfeil ist, wird aber am Ende damit von dem Römer eben so betrogen, wie jetzt von dem Engländer, dem er seine wohlfeilen Twiste und sonstige Fabrikwaaren abkauft, nachdem er ihm vielleicht erst den Rohstoff dafür aus seiner Heimath geliefert hat.

Manche im Althochdeutschen aufgenommene lateinische Wörter sind wieder aus der Sprache verschwunden, wie rusticus ahd. rustic, rusticitas rustigî, sabanum (σάβανον) saban ein feines Tuch zum Abtrocknen im Bade, scopulus scopstein, securis scur, scrutari scrudôn, sagena segina, sextarius schtâri, sericum serih, siliqua siliha, speculator spehâlâri, spumare

spûman, stibium stiba, temperare temparôn, tympanum timpana, urceus urzel, tabula zabal u. ſ. w.

Um die Einwirkung der Römer auf unſere Sprache allſeitig aufzufaſſen, muß man auch die Eigennamen in Betracht ziehen, deren wiſſenſchaftliche Behandlung neuerdings in ihrer Wichtigkeit anerkannt wird und von der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, von der Germaniſtenverſammlung in Frankfurt, von Schmidt's geſchichtlicher Zeitſchrift u. ſ. w. vielfach gefördert worden iſt. Daß Deutſche römiſche Namen angenommen haben, wie Flavius, Italicus, Claudius Civilis, Silvanus, Macrianus, Serapio u. ſ. w. kommt nur inſofern in Betracht, als umgekehrt geborne Römer wohl niemals deutſche Namen zu den ihrigen machten, ſondern nur eingebürgerte, wie Stilico, ihre germaniſchen Namen meiſt behielten. Wichtiger ſcheint das römiſche Element, welches häufig in den Ortsnamen präſumirt wird. Indeſſen bedarf es darüber einer ſichernden Verſtändigung, um einige in dieſem Punkte herrſchende Vorurtheile zu beſeitigen, und nur da läßt ſich jene erzielen, wo auch die geſchichtlichen Momente für den ſprachlichen Endzweck ausgebeutet werden. Damit dies um ſo bündiger geſchehe, werde ich mich in dem Folgenden meiſt auf einen mir genau bekannten Schauplatz, den des Großherzogthums Heſſen, beſchränken, welches, mit Ausſchluß ſeiner nördlichſten Gebietstheile in Oberheſſen, einſt einen Beſtandtheil des römiſchen Kaiſerreiches gebildet hat, und die hier einſchlagenden Reſultate einer ausführlichern Unterſuchung über die Ortsnamen dieſes Landes mittheilen.

Wenn hier die Behauptung vorangeſtellt wird, daß unſere Ortſchaften im Allgemeinen weit älter ſind, als man weiß und glaubt, und daß ſie zum größten Theil wohl ſchon aus römiſcher oder noch älterer Zeit herrühren mögen, ſo liegt dabei die von der geſammten Geſchichte, ſo weit wir ſie verfolgen können, beglaubigte Thatſache zum Grunde, daß ſtets menſchenreiche Völkermaſſen in Bewegung waren, welche, um den Beſitz des Grund und Bodens ſtreitend, auch deſſen Bedürfniß und Werth anerkannten, daß bei dem Mangel größerer Ortſchaften die kleineren um ſo zahlreicher ſein mußten, und daß ſelbſt die dem germaniſchen Anbau entſprechende Vereinzelung der Anſiedelungen nicht beſtehen konnte, ohne mehrere benachbarte zur Einheit einer polititiſchen Gemeinde zu verbinden und mit einem gemeinſchaftlichen Namen zu benennen. Verödung größerer Länderſtrecken, wie am rechten Ufer des Oberrheins, bildet unter dieſen Verhältniſſen nur kurz dauernde Aus-

nahmen von der Regel. Daß nun aber die Völkerwanderung und die darauf folgende Herrſchaft der Merovinger keine Zeit war, die einen allgemeinen Anbau des Landes begünſtigen konnte, dies wird eines Beweiſes nicht bedürfen. Unmittelbar aber nach dem Untergang der Merovinger zeigt ſich in den mittelalterlichen Urkunden ein großer Reichthum an Ortſchaften und Ortsnamen, die nicht als neu begründet vollſtändig aufgezählt, ſondern als längſt beſtanden und ſichtbar ſchon durch viele ſprachliche Veränderungen hindurchgegangen, gelegentlich und theilweiſe erwähnt werden. Bis zum 12ten Jahrhundert kann man annehmen, daß die Zahl der erwähnten Ortſchaften doppelt ſo groß wurde, als die der jetzt beſtehenden iſt, und bis auf den heutigen Tag hat ſich das Andenken an eine Menge von ausgegangenen Ortſchaften erhalten, die großentheils ſchon vor dem 30jährigen Kriege nicht mehr beſtanden, und die im Allgemeinen mehr durch allmälige Concentration der Gemeinden, als durch gewaltſame Vernichtung verſchwunden ſein mögen. Unter dieſen Umſtänden iſt die Entſtehung einer ſo großen Menge von Ortſchaften zu keiner andern Zeit als der des Alterthums möglich und denkbar, und wenn es dafür noch eines poſitiven Beweiſes bedarf, ſo läßt ſich derſelbe in einigen Fällen dadurch führen, daß ganz moderne und rein deutſche Ortsnamen bereits in römiſchen Inſchriften nachweisbar erſcheinen, wie Dollendorf in dem Genius Talliatium, Nemaning in den exploratores Nemaningenses, Rumenheim in den Matres Rumanehae, Wachlendorf in den Matronae Vacallinehae, Wiesbaden in cives Wsinobates u. ſ. w., der Perſonennamen Perlet, Ramung, Voberg u. ſ. w. nicht zu gedenken.

Unterwerfen wir nun die älteſten uns bekannten Ortsnamen einer ſprachlichen Analyſe, ſo zeigt ſich, daß das lateiniſche Element in ihnen, wenn auch nicht ganz fehlt, wie ſchon Augsburg Augusta, Zabern, Tabernae, Altrip Alta ripa, Coblenz Confluentes, Köln Colonia, Kellen u. ſ. w. beweiſen können, doch im Allgemeinen und namentlich in unſerm Lande nur ſelten und ausnahmsweiſe vorkommt, ſofern nämlich die von den Römern ſelbſt genannten Ortsnamen zwar mehr oder weniger latiniſirt, aber darum doch nicht lateiniſch, ſondern celtiſch oder deutſch ſind. Als celtiſch nehme ich insbeſondere in Anſpruch die Namen Altiaja Alzei, Bingium Bingen, Bonconica Oppenheim, Borbetomagus Worms, Cambus der galliſche Merkur als Gott des Wechſelgeſchäfts, einen antiken Rothſchild, Lupodunum Laden-

burg, Maerae die Meierinnen, göttliche Verwalterinnen des Naturſegens, Melona Göttin in Caſſel, Moenus Main, Moguntia Mainz, Nava Nahe, Nicer Neckar, Rhenus Rhein, Sirona Göttin des Bades zu Nierſtein, Taranucnus Taunus Taunus, celtiſcher Donnergott, Tontiorx celtiſcher Apollon in Wiesbaden, Visucius Gott der Waſchnitz? und eine Menge von Perſonennamen in den alten Inſchriften bis auf die rheinheſſiſchen Töpfer Camulixus, Cintugnatus, Jossa und Stropejus herab. Aber lateiniſche Namen haben ſelbſt die römiſchen Caſtelle am Pfahlgraben nicht. Wir ſchließen daraus, daß der Anbau des Landes nicht von den Römern ausgegangen iſt, ſondern im Allgemeinen von ihnen ſchon vorgefunden wurde, daß die Römer ſelbſt für eigene Anlagen meiſt ältere Ortsnamen in latiniſirter Form beibehielten, und daß nur ausnahmsweiſe lateiniſche Namen zur Bezeichnung einzelner durch Römer illuſtrirten Stellen in Gebrauch kamen. Urkundlich nachweiſen läßt ſich der lateiniſche Urſprung von keinem inländiſchen Ortsnamen, doch iſt er bei Käſtrich von Castrum, Attacher Feld von attogia, Eichelſtein von aquita nach deſſen franzöſirender Ausſprache wie fraigle, Finthen von Fontana, Caſſel von Castellum, Pfahlgraben, Pohlgöns und Bullau von pabus in ſo hohem Grade wahrſcheinlich, daß die Wahrſcheinlichkeit für geſchichtliche Gewißheit gelten kann. Dasſelbe gilt, doch in geringerm Grade, von Pfuddersheim aus Paterni villa, Nierſtein aus Neriae aquae, Amorbach von Amor, der freilich ſpäter als chriſtlicher Heiliger auftritt, Sackmauern aus Seccii oder Secciani murus, Höchſt aus ostium, Bonnamäs aus bona mansio, Leichgeſtern (gleich engliſch Leicester) aus Lichonis castrum. Dagegen ſind grundlos oder entſchieden falſch die Ableitungen Planig von Planities, Trennfurth von Trajanus, Wilbel von villa bella, Huddernheim von Hadrianus, Ulfa von Ulpius, Römershauſen von Rom u. ſ. w. Amöneburg endlich iſt durch Anlehnung an das ihm völlig fremde amoenum zu einem aus dem Namen des Fluſſes Amena Ohm korrumpirten Latinismus entſtellt worden.

Beachtenswerth ſind auch die deutſchen Ausdrücke, mit denen im Sprachgebrauche des Volkes das Altrömiſche bezeichnet wird; ſie vergeſſen der im Strudel der Zeiten untergegangenen römiſchen Nationalität und haften an bloßen Aeußerlichkeiten, welche die Gegenſtände dem Anblick darbieten. So alt in Altenburg und Altenſtadt, Burg (Burgel) und Schloß (Schloſſau),

Haag aus Hain, Pfahl oder Pohl u. ſ. w. So unverwüſtlich ſcheinen die römiſchen Bauwerke, daß ſie vorzugsweiſe eiſern genannt werden, wie eiſerne Hand, d. i. römiſche Clauſur, eiſerner Grund, Pfad, Pohl, Schlag. Endlich verſchwimmt das Römiſche oft in der dunkelen Erinnerung an das Heidenthum, wie in Heidenkopf, Heidenmauer, Heidenſchloß, auch wohl in Heidelberg und dem korrumpirten Haubach; dazu wird denn auch wohl der Teufel citirt, wie in Teufelsmauer, Teufelsmühle und den vielen Erzählungen von Bauwerken des Teufels. Oder es verſchmelzen die Römer mit den Hunnen oder Hünen als den alten Rieſen des Landes, wie in Hungen, den Hünengräbern, Hünenſteinen, Hühnerköpfen u. ſ. w. Auch die Rieſenſäule verdankt ihren Namen vielleicht mehr den römiſchen Rieſen, die ſie bearbeiteten und aufrichten wollten, als ihrer eigenen wenig rieſenhaften Geſtalt. Römiſche Heerſtraßen endlich haben im Munde des Volkes oft bis jetzt den Namen von Heer- oder Heerdwegen behalten.

Außer den Römern haben auch andere Völker, die einſt auf dieſem Gebiete des Völkerdranges ſich umtrieben, noch mehr oder weniger deutliche Spuren ihrer Namen, zum Theil jedoch durch römiſche Vermittelung, hinterlaſſen. So die Bataver in Battenberg, Battenfeld, Battenhauſen, die Belgier in Balkhauſen, die Britannier in Bretzenheim (wie in Bretten in der Pfalz), die Schotten in Schotten, die Sueven oder Schwaben in Schwabenrod, Schwabsburg, Pfaffenſchwabenheim, Sauerſchwabenheim, die Chatten in vielen Lokalnamen, die Turonen in Dauernheim, die Longobarden in Lampertheim, die Alemannen in Reudel von ihrem Herzog Rando, die Franken in Frankenbach, Frankfurt, Frankenſtein, Fränkiſch Crumbach, die Sachſen in Sachſenhauſen (aber nicht in Eichelſachſen, d. i. Eigil's Sitz), die Thüringer in Dörnberg und Dorntürkheim, die Burgunder in Birkurt (einſt Burgunthart, wonach man auch Birklar für Burgundenlager halten darf), vielleicht auch in Gundbach, Gundheim, Gundhof, Güntherfürſt, Gontershauſen, Gutersblum, wenigſtens ſofern die mit Gund anfangenden Namen vorzugsweiſe unter den Burgundern üblich waren; doch wird hierbei immer leicht Irrung mit unterlaufen, ſo lange nicht die älteſten Namensformen urkundlich feſtgeſtellt ſind, wie z. B. Gunders-

heim aus Guntramstein, Gundernhauſen aus Cuncheraitshusen geworden iſt.

Einen Hauptbeſtandtheil des lateiniſchen Elements der deutſchen Sprache haben wir bisher großentheils unberührt gelaſſen, denjenigen nämlich, welchen Bibel, Chriſtenthum, Kirche und Hierarchie geſchaffen haben, und der um ſo umfaſſender iſt, je mehr alle Verhältniſſe des Lebens nach deren formgebenden Geſetzen ſich geſtaltet hatten. Zwar iſt der dem Orient angehörige Ideenkreis des jüdiſchen Volkes der Vater, die griechiſche Sprache die Mutter der chriſtlichen Literatur, aber nur unter der ſtellvertretenden Verwaltung der lateiniſchen Stiefmutter gelangten Bibel und Chriſtenthum in den Occident, wo ſie mit römiſch-lateiniſcher Kultur und Sprache zu einem unzertrennlichen Ganzen verſchmolzen. Nicht bloß gingen bibliſche Namen vielfältig über in praktiſchen Gebrauch, nicht bloß erzeugte die mit Chriſtenthum und Mönchthum verbundene Koloniſation unzählige ihren Urſprung verrathende Ortsnamen, ſondern es erhielt ſelbſt das profane Latein in vielen Beziehungen eine chriſtlich germaniſirende Umgeſtaltung, in welcher der Prozeß der Sprachbildung Jahrhunderte hindurch ſich fortſetzte, wie aus signum, als dem Zeichen des Kreuzes, der unter deſſen Anwendung ertheilte Segen geworden iſt. Es bedarf dieſer Gegenſtand einer geſonderten Behandlung, die der Unterzeichnete in Verbindung mit mittelalterlicher Ortsgeſchichte und Namengebung anderwärts liefern wird. Für jetzt nur noch die Bemerkung, daß das germaniſche Heidenthum von dem lateiniſchen Chriſtenthum in der Sprache bis auf den heutigen Tag nicht völlig hat überwunden werden können. Von den drei hohen Feſten: Oſtern, Pfingſten und Weihnachten haben nur die Pfingſten (von πεντηκοστή) einen chriſtlichen Namen, während an den Oſtern die Frühlingsgöttin Oſtra als ein leibhaftiges Stück Heidenthum ſitzen geblieben iſt, deſſen Ausmärzung nur den romaniſchen Sprachen gelang, indem ſie das jüdiſche Paſſah (ital. pasqua, wovon pasquino, franz. pâques, auch engl. pasch und passover) beibehielten. Weihnachten erinnert noch an die Weihen in den Myſterien des Mithras als Sol invictus mundi, an deſſen Stelle Chriſtus geſetzt wurde, wie engl. yule (zu volvo) an die Umkreiſung des Jahres, die nach dem tiefſten Stande der Sonne von neuem beginnt. Eben ſo ſind unſere Wochentage meiſt heidniſch geblieben, der Sonne, dem Monde, dem Tyr, dem Thor und der Freya geweiht, obwohl dabei kein originaller und

altbegründeter Nationalglaube, ſondern eine bloße Ueberſetzung aus dem Lateiniſchen zu Grunde liegt, die wahrſcheinlich erſt in den Zeiten der Antonine über den heidniſchen Norden ſich verbreitete. Nur Wodan iſt von dem nur noch techniſch benannten Mittwochen (aber engl. noch wednesday), und der germaniſche Stellvertreter des Saturn (aber engl. noch saturday) von dem noch jüdiſche, Weiſe benannten Samstag für Sabbathstag verdrängt worden. Ein rein chriſtliches Aequivalent ließ ſich hier gar nicht ſchaffen, darum haben auch die romaniſchen Sprachen einen Mittelweg eingeſchlagen, indem ſie in dieſem Punkte zwar römiſch, aber nicht chriſtlich geworden ſind, mit alleiniger Ausnahme des Sonntags, der als dies dominica, ital, domenica, ſpan. domingo, franz. dimanche dem Herrn (Chriſtus) geweiht wurde. Am meiſten hat ſichtlich Thor den chriſtlichen Prieſtern zu ſchaffen gemacht, die ſeinen Namen aus den heidniſchen Flüchen zu verbannen ſuchten, indem ſie lehrten, Thor ſei der leibhaftige Teufel; aber nun fluchten die Germanen Donner und Teufel zuſammen, und kaum iſt es den Prieſtern gelungen, durch ein vorgeſetztes heilig oder Kreuz die grauenvollen Donnerwetter der altgermaniſchen Flüche einigermaßen zu mildern.

Darmſtadt.

K. Dilthey.

Ueber Orthoëpie moderner Sprachen.

In den meiſten Fällen legt die Orthoëpie neuerer Sprachen dem Lehrer derſelben beim Unterrichte ſo viele Hinderniſſe in den Weg, daß aus dieſem Umſtande die verſchiedenſten Anſichten über ihre Wichtigkeit oder Unwichtigkeit, und demnach über ihre Behandlung im Sprachunterrichte ſich entwickelt haben: der Eine meint, die Ausſprache finde ſich im Fortſchritte des grammatiſchen Studiums und der Lektüre ſo allmälig von ſelbſt; beſondere Regeln darüber zu lehren ſei überflüſſig, überdies gelange der Schüler durch den lebendigen Gebrauch zu einer viel größern Sicherheit, als durch alle Theorie; der Andere gibt ſeinem Schüler das nothwendigſte theoretiſche Rüſtzeug, und überläßt ihn des Uebrigen wegen ſeinem guten Stern; ein Dritter wieder iſt ganz für die Theorie und hält ſich Monate lang bei den Regeln über Ausſprache auf, ehe ſein Schüler nur ein Wort dekliniren oder konjugiren lernt. Ja, ſehen wir die Grammatiken der verſchiedenen neueren Sprachen ſelbſt an, ſo tritt uns dieſelbe Verſchiedenheit der Anſicht und Behandlung des Gegenſtandes entgegen; während dieſer die theoretiſche Durchführung vor allem Andern empfiehlt und ſorgfältig zu erſtreben verſucht, erklärt der Andere ein ſolches Beginnen für ganz unmöglich, und läßt daher in ſeiner Grammatik dieſen Gegenſtand unerörtert. Wenn nun die Grammatiker ſelber einander ſo ſchnurſtracks entgegenſtehen, ſo muß der unbefangene Anfänger einer fremden Sprache völlig rathlos bleiben, und in einem noch viel ſchlimmern Falle befindet ſich die nicht unbedeutende Zahl der Lehrer dieſer Sprachen, welche, ſich nicht zu einer eigenen Anſicht erhebend, dem erſten beſten Lehrbuche, das ſie vertrauensvoll zum Führer erkoren, ſich in die Arme werfen, und nicht ahnen, daß ein Lehrbuch anders als ſo Seite für Seite durchgemacht werden könne, nicht ahnen, daß der Schüler gerade nicht Alles, was in ſeiner Grammatik ſteht, oder ſtehen könnte und ſollte, strictissime aus-

wendig zu lernen braucht, und es zur Zeit doch wissen könne, ja sogar wissen müsse, und bei richtiger Behandlung besser wisse, als das, was er dem Lehrer so aus dem Gedächtnisse, mente absente, vorgebetet hat. Es ist eine alt hergebrachte Sitte, eine leider von den lateinischen Schulen übererbte Schwachheit unseres Sprachunterrichtes, daß die ganze Grammatik bloß mit dem Gedächtniß aufgefaßt, und der Verstand dabei möglichst unthätig gelassen wird; denn einige Regeln kann der Schüler wohl lernen und mit dem Verstande lernen, und nachgehends anwenden, so daß sie ganz zu seinem Eigenthume werden; je mehr aber ihre Zahl wächst, desto leichter verwischen und verwirren sie sich gegenseitig, desto weniger Gewicht legt der Schüler selbst darauf, desto mehr überläßt er sich dem gedankenlosen Lernen und Herbeten, was ihn nachher, bei der Anwendung, ganz im Stiche läßt. Die Sprache ist aber ein so vielgestaltetes Wesen, daß mit „einigen" Regeln, und wenn durch diese allerdings unbestimmte Zahl auch hundert und mehr gemeint wären, nicht auszukommen ist; ja, die, besonders für neuere Sprachen bestimmte Zeit reicht auch gemeinhin nicht aus, um eine für die Erlangung einer völligen Kenntniß der Sprachgesetze hinreichende Zahl von Regeln lernen zu lassen. Eine Auswahl ist schwer zu treffen; denn lernt der Anfänger die eine Regel und die andere nicht, so heißt das, gegen die letztere mag er schon fehlen; und doch sind das eben so gut Fehler als die gegen die anderen begangenen. Also drängt sich schon von dieser Seite eine ganz andere Behandlungsweise des Sprachunterrichtes auf, womit denn auch eine ganz andere Behandlung der Orthoëpie eng verbunden sein wird.

Mögen wir den Sprachunterricht als bloß formales Bildungsmittel auffassen, oder mag man das positive Wissen, das Verstehen und Sprechen der zu erlernenden Sprache als Hauptziel desselben ansehen: immer wird es doch darauf ankommen, eine möglichst ausgedehnte Kenntniß der Sprachgesetze zu erwerben, da wir nur durch diese, einerseits zu der Fertigkeit, uns in der fremden Sprache zu bewegen, andererseits zu dem Grade von geistiger Ausbildung gelangen, welche wir mit Recht von der nicht geringen Mühe des Erlernens einer Sprache erwarten dürfen. Wenn nun, wie gewiß allgemein zugegeben werden wird, die Zeit nicht ausreicht, auch nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil der gesammten Sprachgesetze in der Stunde der Ordnung und Reihe nach zu besprechen, von dem Schüler zu Hause auswendig lernen zu lassen,

und in der folgenden Stunde zu überhören; wenn überhaupt dieſes Auswendiglernen grammatiſcher Regeln leicht und unvermeidlich zu einem gedankenloſen Lernen wird, ſobald ein ſehr beſchränktes Maß überſchritten wird, ſo bleibt nichts Anderes übrig, als den Schüler, durch die Art der an ihn zu machenden Forderungen, zu nöthigen, die Mehrzahl grammatiſcher Regeln durch eigenen Privatfleiß einzuſtudiren, die Grammatik gerade ſo zu benutzen, wie er das Lexikon benutzt, als ein Nachſchlagebuch, wo er die einzelnen Artikel, wie ſie bei der aufgegebenen Arbeit gerade vorkommen, aufſchlägt, aufmerkſam durchlieſt, und bei ſeiner Arbeit in Anwendnng bringt. Der Schüler erlangt dadurch einerſeits die nicht gering anzuſchlagende Fertigkeit, ein Buch ſelbſt zu gebrauchen; iſt dies eine Grammatik mit einer ſtreng durchgeführten Dispoſition, ſo iſt der bildende Werth eines ſolchen Verfahrens deſto bedeutender; andererſeits erwirbt der Schüler eine ſo allſeitige Kenntniß der Sprache, wie ſie ſonſt auf keinem andern Wege zu erreichen iſt. Derſelbe Satz führt ihn durch alle möglichen Abſchnitte hindurch, der nächſte eben ſo, erheiſcht aber wieder andere Regeln, als jener u. ſ. f., ſo daß eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Sätzen den Schüler in den Beſitz einer großen Anzahl von Regeln ſetzen, während bei einem ſyſtematiſchen Durchlernen gewiſſe Abſchnitte, die zufällig bei der gewählten Dispoſition der Grammatik an's Ende zu ſtehen gekommen ſind, immer im Nachtheile bleiben, weil der Unterricht vor Ablauf der für den Kurſus feſtgeſetzten Zeit nicht bis dahin zu gelangen vermochte. Nur in dem Falle, wo die Grammatik aus einem kurzen Abriſſe beſteht, iſt es möglich, ſeinen Kurſus immer zu Ende zu bringen; aber was kann ein ſolcher Abriß dem Schüler helfen? Das Fehlende ſind ebenfalls Sprachgeſetze, die zu einer umfaſſenden Kenntniß der Sprache gerade eben ſo unentbehrlich ſind, wie alle anderen, und deren Mangel den Schüler, wenn er ihrer gerade bedarf, dann rathlos läßt. Die Kontrole, daß der Schüler ſich wirklich die Mühe genommen habe, die betreffenden Regeln in der Grammatik nachzuſchlagen, iſt ſehr leicht zu führen, leichter als die Kontrole des Fleißes in den meiſten anderen Unterrichtsgegenſtänden, und zwar um ſo leichter, je beſſer der Lehrer ſchon ſelbſt mit den Hauptgegenſtänden der in den Händen des Schülers befindlichen Grammatik vertraut iſt, und ſehr viel ſicherer, als das gewohnte Ueberhören auswendig gelernter Regeln. Auch dies iſt aus dem pädagogiſchen Geſichtspunkte ein Gewinn, für einen Unterrichts-

gegenstand eine leichte und sichere Kontrole des Fleißes der Schüler zu haben, denn Nichts wirkt verderblicher, als daß der Unfleiß nicht entdeckt und geahndet, der redliche Fleiß nicht anerkannt wird.

Wenn ich in dem Vorhergehenden in kurzen Umrissen anzudeuten versucht habe, wie die Grammatik überhaupt zu gebrauchen sei, und sich daraus ergeben hat, daß namentlich nur eine recht ausführliche, wo möglich alle Sprachgesetze enthaltende Grammatik für einen solchen Unterricht zu gebrauchen sei, so wird sich daraus leicht ein Schluß auf die Orthoëpie machen lassen. Es ist jedoch nicht in Abrede zu stellen, daß dieses Gebiet für die allgemeinen Zwecke des Sprachunterrichts gerade nicht die Vollständigkeit und Umfänglichkeit des Unterrichts in Anspruch nehmen darf, wie die übrigen Theile der Grammatik, weil hier, auch selbst bei der oben angegebenen Behandlungsweise, die Zeit doch nicht ausreichen würde. Dessenungeachtet wird es auch hier immer mehr darauf ankommen, die wesentlicheren Gegenstände auf ein Gesetz zurückzuführen, als etwa nur überhaupt bei dem Schüler eine richtige Aussprache zu erzielen, was man denn wieder auf demselben Wege eher, als auf jedem andern erreichen wird. Auch hier wird das systematische Lernen nur wenig fruchten, was gerade vorkommt, werde erörtert, einstudirt und angewendet. Dazu ist freilich nöthig, daß die Grammatik auch das nöthige orthoëpische Material liefere, bloße Auszüge können auch hier wenig helfen. Wenn nun gleich dem Schüler, rücksichtlich der Orthoëpie aus den angeführten Gründen Manches erlassen werden muß, so ist es doch doppelt wünschenswerth, daß der Lehrer einer fremden Sprache hinreichende Mittel besitze, sich nach und nach auch eine durchgreifende Kenntniß der orthoëpischen Gesetze anzueignen; denn ich weiß aus eigener Erfahrung in mehr als einer fremden Sprache, daß, so leicht und gewandt man sich auch darin bewegen mag, selbst wenn man Jahre lang unter dem Volke, das sie spricht, gelebt und ihre Aneignung sich zum Hauptaugenmerk gemacht hat, dennoch öfters Fälle vorkommen, wo man rücksichtlich der Aussprache ungewiß bleibt; für manche Sprachen, wie z. B. das Englische, geben allerdings die Lexika die Aussprache an; allein in diesen findet man denn gerade nur die Aussprache des fraglichen Wortes, während es viel vorzüglicher ist, dasselbe auch unter das betreffende Gesetz rangirt zu sehen. In anderen Sprachen kommen aber auch noch Beziehungen in Betracht, welche kein Lexikon angeben kann,

wenigſtens nicht durchweg, wie z. B. die liaison der Endkonſonanten im Franzöſiſchen, und doch iſt auch dieſer Gegenſtand für die Ausſprache von der größten Wichtigkeit; auch bei ihm, und anderen, ihm ähnlichen, ſteht aber wieder das Geſetz viel höher, als die bloße Erörterung eines einzelnen Falles. Es muß daher ein lebhafter Wunſch aller derer, die ſich für ein gründliches Studium der neueren Sprachen intereſſiren, ſein, daß auch die Orthoëpie dieſer Sprachen von wiſſenſchaftlich gebildeten Männern in gründlicher, ſyſtematiſcher Ordnung, ausführlich behandelt werde, wobei überall, und in allen Fällen, das Geſetz aufgeſucht und die Ausnahmen ſämmtlich dabei angegeben werden.

Für das Franzöſiſche beſitzen wir ein ſolches Werk in A. Steffenhagen's franzöſiſcher Orthoëpie. Parchim und Ludwigsluſt 1841. XX. u. 586 S.", das den Gegenſtand nicht bloß in allen Einzelnheiten erſchöpft, ſondern auch nach einem ſo leicht überſichtlichen Plane, und mit ſo viel wiſſenſchaftlichem Scharfſinn bearbeitet iſt, daß jeder Kenner des Gegenſtandes dem Verfaſſer den lebhafteſten Dank für die mühevolle Arbeit gern zollen wird. Wir wünſchen dieſer tüchtigen Arbeit eine recht ausgedehnte Verbreitung, namentlich auch unter denen, welche dazu berufen ſind, das Franzöſiſche zu lehren, da ſie gewiß Alle nicht ſelten Gelegenheit finden werden, ſich darin Raths zu erholen, und das Buch nie unbefriedigt aus der Hand legen werden. Wie es überhaupt zu wünſchen iſt, daß Schulmänner bei ihren eigenen Studien (und welcher ächte Schulmann könnte das Fortſtudiren laſſen!) ſich nicht an jene Machwerke der Spekulation, welche lauter werthloſe Kompilationen ſind, halten, ſondern ihre Nahrung in den tüchtigen Geiſteswerken wiſſenſchaftlicher Männer ſuchen, die zu ſolchen Arbeiten Beruf und Geſchick haben: ſo muß dies auch ganz insbeſondere von den Schriften über neuere Sprachen mit Nachdruck ausgeſprochen werden; nirgends hat die Spekulation und Mittelmäßigkeit ihre Hand mehr im Spiele gehabt, als gerade hier; nirgends hat ſie mehr Betrogene und arg Getäuſchte als Opfer gewonnen, als auf dem Felde der neueren Sprachen.

Daß irgend Einer, der ſich mit dem Franzöſiſchen beſchäftigt, eine ſo umfaſſende Arbeit, wie die oben genannte, für ſich oder Andere für überflüſſig halte, iſt wohl kaum anzunehmen; er wäre ſonſt leicht von ſeinem Irrthume zu überführen; jede Seite des Buches liefert Stoff genug zu einer ſolchen Ueberführung. Reh-

men wir z. B. nur die Aussprache des anlautenden en —, gewiß bei weitem nicht der schwierigste Fall. Wir legen dem Leser aus diesem Artikel z. B. die Wörter vor: enarrher, enivrer, énigme, enhuiler, enhydre, enhacher, ennemie, ennoie, Ennius u. s. w.; er frage sich, ob er, ohne anderes Hülfsmittel die Aussprache von allen sogleich mit Sicherheit anzugeben, oder gar auf das Gesetz zurückzuführen wisse; ich glaube, daß dieser und hundert andere Fälle dem Gedächtnisse des gebildetsten Franzosen Trotz bieten, um so mehr werden Deutsche sich überzeugen, daß sie es nicht verschmähen dürfen, sich mit diesen, wenngleich anscheinend kleinlichen, doch zum Ganzen des sprachlichen Wissens nothwendigen, daher auch höchst wichtigen Dingen zu beschäftigen. Wenn es auch in der That nicht für Jeden unumgänglich nöthig ist, die Aussprache auch der seltensten Wörter zu wissen, so muß der Lehrer doch allerwenigstens die Mittel in Händen haben, sich auch über die seltensten Fälle zu belehren, wenn sie ihm vorkommen, und dazu kenne ich kein so geeignetes Werk, wie das erwähnte. Eine große Menge solcher Schwierigkeiten bieten die stummen Buchstaben, die Doppellaute, die Verbindung der Endkonsonanten mit dem folgenden Worte u. v. A. dar. Ich weiß wohl, man hält diese Gegenstände in der Regel für leichter, als sie sind, und es wäre nicht schwer, französische Lehrer, die zwanzig Jahr und länger Nichts als Französisch docirt haben, aufzuzählen, die mit Rücksicht auf diese Punkte gewiß keine Seite lesen können, ohne ein Heer von Fehlern zu machen, und dessenungeachtet nicht ahnen, daß sie noch so weit von einer erträglichen Kenntniß ihres Gegenstandes entfernt sind. Diese Leute bilden dann, wenn sie sich gar noch einfallen lassen, Bücher zur Belehrung für Andere zu schreiben, jene cupide médiocrité, gegen welche der Unbefangene nicht genug zu warnen ist.

Man würde sich aber sehr irren, wenn man glauben wollte, daß die Orthoëpie mit der weitern Aus- und Durchführung derjenigen Gegenstände, welche die Grammatiken und sonstigen Schriften hierüber gewöhnlich enthalten, abgemacht sei. Das Steffenhagen'sche Werk belehrt uns auch über den Inhalt der Disciplin eines Bessern. Die Laute einer Sprache können nämlich in zweierlei Beziehung aufgefaßt werden: qualitativ und quantitativ; das qualitative Verhältniß bestimmt den Klang des Lautes, wie er durch die Stellung der verschiedenen Sprachwerkzeuge modificirt wird, das quantitative Verhältniß die Länge, Stärke

und Höhe des Lautes. Die Lehre vom qualitativen Verhältniß der Laute iſt das, was man Lautlehre nennt, die des quantitativen gibt die Tonlehre, welche wieder in Quantitätslehre und Accentlehre zerfällt, welche der dritte Theil in der Grammatik nicht behandelt, ſondern der Muſik überlaſſen wird. Wir finden nun dieſe beiden Gegenſtände der Tonlehre in dem angeführten Werke für das Franzöſiſche zum erſten Male behandelt und zugleich auf ein geordnetes Syſtem gebracht. Beide Gegenſtände ſind für die Ausſprache von der größten Wichtigkeit, ſo unbekannt ſie auch den Grammatikern und Sprachlehrern ſonſt ſein mögen; eine richtige Ausſprache iſt ohne ſie eine Unmöglichkeit. Wie jeder gebildete Franzoſe bekanntlich ſelbſt behauptet, daß Keiner ſeine Sprache richtig ſprechen und ſchreiben könne, der ſie nicht grammatikaliſch gelernt, ſo gilt dies ganz insbeſondere von der Ausſprache, und namentlich ſpielen Zeitverhalt und Accent hier eine wichtige Rolle. Es liegt dies in der That in der Natur des Franzöſiſchen; kein Engländer lernt ſeine Sprache grammatikaliſch, unſere beſten deutſchen Schriftſteller haben auch nicht grammatiſch Deutſch gelernt; der Franzoſe würde ohne Grammatik ſchlecht beſtehen. Es iſt übrigens zu bemerken, daß unter Zeitverhalt der Vokale hier nicht die gewöhnliche Proſodie zum Zwecke des Versbaues zu verſtehen iſt, denn die Verſe werden immer nur nach dem Accente gebaut und geleſen; ſondern unſere Lehre vom Zeitverhalt bezieht ſich lediglich auf die Ausſprache beim Leſen und Sprechen; ſo z. B. gehört hierher die Beſtimmung, daß ai kurz geſprochen wird in je travaille, lang in funérailles, a lang in que je faſſe, kurz in face u. ſ. w. Es kommen hier Geſetze vor, die in der Rede, aus Unkenntniß, nur zu häufig verletzt werden. Nicht weniger wichtig ſind die Geſetze der Betonung, von denen keine Grammatik Etwas enthält; der Verfaſſer betrachtet hier die Betonung der Sylben im Worte, der Wörter im Satze und der Sätze in ihrer Verbindung zur Rede, jedes grammatiſch und oratoriſch; zum Schluß des Ganzen werden noch die Regeln zur Betonung in den einzelnen Arten des Vortrags aufgeſtellt, nämlich: in der Konverſation, Lektüre (Proſa und Poeſie) und in der Deklamation. In dieſer Ausführung bildet das Ganze ein Syſtem der franzöſiſchen Ausſprache, in welchem kein dahin gehöriger Gegenſtand unerörtert geblieben, ſo daß es jedem Freunde der neueren Sprachen in mehr als einer Beziehung eine höchſt willkommene Erſcheinung ſein muß, inſofern daſſelbe zugleich als

ein deutlicher Fingerzeig für die Behandlung deſſelben Gegenſtandes in anderen Sprachen dienen kann. Ich glaube daher, Manchem einen Dienſt erwieſen zu haben, wenn ich hier ein Werk zur allgemeinen Kenntniß gebracht, das in der Bibliothek keines modernen Philologen fehlen ſollte. Eine vollſtändige Würdigung der Schrift konnte indeß hier nicht beabſichtigt ſein, dazu wäre eine eigentliche Recenſion nöthig; vor Allem aber iſt Jedem die eigene Anſicht des gehaltvollen Werkes zu empfehlen.

Dieſelbe Wichtigkeit aber, welche der Orthoëpie für das Franzöſiſche beigelegt werden muß, gebührt ihr unzweifelhaft auch für das Engliſche; wie viele Fälle gibt es auch da, die ſich ſchwer unter ein Geſetz fügen? oder, wenn dies gelungen, doch ſo viele Einzelnfälle und Klauſeln erfordern, daß ſie ſich dem Gedächtniß gar leicht wieder entziehen? Man nehme z. B. das s; es hat nur vier Laute, aber wie kompliciren ſich die Fälle? ob es als An- oder Auslauter ſteht, vor Vokalen oder Konſonanten, im Anfange oder in der Mitte des Wortes, ob ihm ein Vokal oder Konſonant vorhergeht, ob dieſer Konſonant hart oder weich iſt, ob es, als Auslauter, mitten im Worte, oder am Ende deſſelben ſteht, im erſten Falle, ob die folgende Sylbe wieder mit s, oder mit einem andern Konſonanten anfängt, im letztern, ob s der letzte Buchſtabe des Wortes iſt, oder ob ihm noch ein Konſonant folgt, ob ihm ein Vokal oder Konſonant vorhergeht u. ſ. w. Es würde überflüſſig ſein, noch von anderen neueren Sprachen zu ſprechen, oder von den beiden genannten noch mehr Einzelnheiten heranzuziehen; es reicht das Geſagte hin, um Jedem die Ueberzeugung zu geben, daß in der Orthoëpie irgend einer lebenden Sprache gar Manches zu lernen, daß in dieſe Disciplin, ſo gut wie in jede andere grammatiſche, Syſtem und Ordnung zu bringen iſt, und daß da, wo Geſetzmäßigkeit herrſcht, wäre ſie auch noch ſo komplicirt und voller Klauſeln, der Geiſt eine Nahrung findet, iſt allgemein anerkannt. Auf der andern Seite aber darf man die Sache auch wieder nicht für ſo leicht und überflüſſig anſehen, wie die bloßen Empiriker ſie darſtellen möchten; man benutze daher die vorhandenen Mittel mit Umſicht und zur rechten Zeit, ſo werden Uebung in der Ausſprache und Kenntniß des Sprachgeſetzes einander die Hand bieten und jene Gewandtheit und Sicherheit erzeugen, welche das Ziel jedes Sprachunterrichtes ſein muß.

Parchim. Dr. **J. Heuſſi.**

Köchly und Antiköchly.

Ein Wort über moderne Gymnasialbildung.

Erster Theil.

Die Zeiten sind nicht mehr, in denen man die Scala wissenschaftlicher Bildung auch an das Wissen und an die Kenntnisse im Griechischen und Lateinischen legte; vorüber sind die Zeiten, in denen man auf die richtige Setzung griechischer Accente höheren Werth legte als auf die gründlichste Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur: beide waren verachtet oder verkannt. Man hielt es wirklich unter seiner Würde, sich mit einer Sprache zu befassen, eine Sprache in den Kreis wissenschaftlicher Untersuchungen und Studien zu ziehen, die der Mund jedes Bauern sprach. Nachdem nun endlich der gesunde Menschenverstand die Oberhand gewonnen und Licht verbreitet hatte, fing man an, die alte Philologie in den gelehrten Schulen dadurch zu beschränken, daß man andere Unterrichtsgegenstände in den Lehrkreis aufnahm: deutsche Sprache und Literatur, Mathematik, Französisch, hier und da sogar Englisch und Italienisch, Physik u. s. w. fanden Eingang, und tüchtige Lehrer zeichneten sich im Vortrage dieser Gegenstände aus, welche wir moderne nennen wollen, weil die moderne oder Neuzeit sie mit sich brachte. Vernünftige Gymnasial-Direktoren und Lehrer sahen ein, daß man Bildung des Geistes ebensogut durch das Studium neuerer Sprachen, mathematischer Wissenschaften u. s. w. fördern könne, als durch das Griechische; ja daß ohne Mathematik und ohne neuere Sprachen gründlich zu erlernen, viele Fächer geradezu unbesetzt bleiben müßten, deren Vertretung der Fortschritt der Zeit gebieterisch fordert.

Allein die Zahl der gemäßigten und den lieben alten Schlendrian verläugnenden Philologen blieb immer noch die bei weitem geringere: die Mehrzahl wollte nicht haarbreit vom Platze weichen, ſuchte vielmehr mit aller Gewalt die philologiſchen Rüſtkammern auf alle Fälle vorzubereiten und in Stand zu ſetzen. Man raiſonnirte de particula ἄν c. conj., opt., cum imperf. indic. u. ſ. w. auf Schulen ein Langes und ein Breites und glaubte viel gewonnen zu haben, wenn man den Feinheiten der griechiſchen Sprache auf dieſe Weiſe bis in die äußerſten Falten nachgeſpürt hatte. Da konnte der Kampf nicht ausbleiben; die entgegengeſetzte Richtung gewann das Vertrauen des Volkes, indem ſie ſich an die Bedürfniſſe des Volkes anſchloß: Realſchulen entſtanden. Da wußten die alten Philologen anfangs nicht, was ſie dazu ſagen ſollten; doch bald hatten ſie die Antwort gefunden; ſie verkündeten: „Heil uns, daß das Materielle ſich von uns trennt und ſeinen Weg allein wandelt; nun erſt iſt die Zeit gekommen, in welcher wir unſere großartigſte Entwickelung zeigen können.“ Allein auch dieſe egoiſtiſchen Troſtgründe hatten keinen Nachhalt; es ſchien gleichſam in der Luft, d. h. in der Zeit, zu liegen, welche das realiſtiſche Miasma bald hier, bald da in die gelehrten Schulen einſchleppte, indem bald hier, bald dort das Leben des Volkes andere, vielſeitige, nicht philologiſch einſeitige Bildung verlangte. Dazu kam der Umſtand, daß die alten Philologen bald wahrnahmen, wie ihre Schüler gar nicht mehr recht anbeißen wollten und gleichgültig blieben bei der gelehrten Entwickelung von οὐ μὴ und μὴ οὐ. Jetzt wäre es nun an der Zeit geweſen, nachzugeben und einer wiſſenſchaftlichen toleranten Bildung Eingang zu verſchaffen. Leider unterblieb es. So iſt es denn geſchehen, daß mitten aus dem Kreiſe philologiſcher Gymnaſiallehrer Männer auftreten mußten, welche radikale Reform predigen und welche von keiner Vermittelung mehr etwas wiſſen wollen, ſondern geradezu verlangen, man ſolle und müſſe ſich entweder durchaus für oder gegen ihre Anſichten erklären. Ein ſolcher Mann iſt Herr Köchly, ein Mann, dem wir Lob und Anerkennung nicht verweigern, der aber in ſeiner geiſtreichen Starrheit eben von keiner gemäßigten Anſicht etwas wiſſen will; Herr Köchly glaubt, den Gymnaſien das wahre Licht aufgeſteckt, ihr Heil allein gefunden zu haben, indem er, um's kurz zu ſagen, das Kind mit dem Bade ausſchüttet, und es fehlt nicht an Leuten, die in die Köchlyſche Trommete gleich als in eine Siegesposaune

blaſen; man leſe in den Blättern f. literar. Unterhaltung u. and. m. und man wird ſich überzeugen, wie gewaltig ſtürmend die Herren verfahren, wie ſie vermittelnde Anſichten und Meinungen gar nicht kennen, wie dieſelben das, was von Rauchenſtein, Ameis, Fuchs u. A. m. theils in der Pädagog. Revue v. Mager, theils in den N. Jahrb. f. Phil. u. Pädagogik von Jahn und Klotz, und in anderen gelehrten Journalen gründlich vorgetragen und bewieſen worden iſt, völlig ignorirt. Wir halten es daher für zweckmäßig, wenn auch das Archiv ein Wort über „moderne Gymnaſialbildung" mitſpricht. Ohne uns auf eine Widerlegung der bekannten Köchlyſchen Schrift hier einzulaſſen, wollen wir in einer Zeitſchrift, welche bekanntlich nicht im Intereſſe der alten Philologie arbeitet, unſere Anſichten frei und offen ausſprechen, indem wir dadurch der Wiſſenſchaft und Wiſſenſchaftlichkeit einen Dienſt zu erweiſen hoffen, und auf die Zuſtimmung aller derjenigen rechnen dürfen, welchen theils Gründlichkeit, theils Toleranz in gelehrter Beziehung gleich am Herzen liegen. Hr. Köchly und ſeine Nachfolger verwerfen als Schülerplagen die ſchriftlichen Nachüberſetzungen, das Vocabellernen, die Adnotatenbücher, die Citate, überhaupt philoſophiſche Behandlung der Autoren, das Lateinſchreiben, das Lateinſprechen, kurz ſie rupfen und zupfen dem Vogel alle Federn am Körper aus, laſſen ihm aber die Schwingen, d. h. die Flügel des Geiſtes, denn Geiſt wollen ſie den Schülern allein einhauchen, Geſchichte, Geiſt, Idee ſoll Alles durchdringen, Alles beleben; Luſt und Liebe zur Sache, meinen ſie, kann ja lediglich durch den Geiſt, durch den geiſtigen Flug, in und mit welchem Alles vorgetragen wird, geweckt und bedingt werden. Dabei aber bedenken die Herren gar nicht, daß in allen dem, was ſie verwerfen, der Schlüſſel zu dem liegt, was ſie wollen, nur darf das rechte Maaß auf dieſer Seite eben ſo wenig überſchritten werden, als die Herren auf ihrer Seite bereits viel zu weit gegangen ſind, indem ſie gar nicht darauf achten, wie ſehr der arme Vogel, dem ſie die Federn, die kleinen, die ſie quisquiliæ nennen, ſehr kühn und keck ausgezupft, die ſchönen Flügel des Geiſtes aber fein gelaſſen haben, anfängt zu frieren, ja wie er zuletzt aus ſeinem hohen Geiſtesfluge plötzlich herabſinkt und in die Tiefe, d. h. in Ungründlichkeit verfällt. Doch das heißt in der Wüſte predigen, wenn man den Herren gegenüberſteht, die von keiner Vermittelung etwas wiſſen wollen, die, wie geſagt, kurz und gut das Glaubens-

bekenntniß vel pro vel contra fordern. Wir dagegen laſſen einen Jeden ſeines Glaubens leben, laſſen uns aber nicht imponiren durch Autorität und Macht.

Wie oberflächlich müßte die Lektüre *) ſein, wenn man zwar Vieles leſen, aber dabei keine Erklärung der Leſeſtücke beifügen wollte? Die Aufgabe bei der Lektüre der griech. und latein. Autoren iſt: den Schüler auf die grammatiſche Struktur der einzelnen Ausdrucksweiſen und Sätze aufmerkſam zu machen und den Grund zur genaueren und feineren Kenntniß der Grammatik zu legen, überhaupt durch ausführliche Erklärungen und theilweiſe durch kürzere Winke den Schüler in der Ueberwindung ſprachlicher und ſachlicher Schwierigkeiten zu unterſtützen, welche ſich ſowohl in Bezug des Verſtändniſſes, als in Bezug auf richtige Ueberſetzung darbieten. Es muß daher über Alles Belehrung und Auskunft ertheilt werden, woran die Schüler, verſteht ſich im Verhältniſſe ihrer bereits erlangten Bildungsſtufe, Anſtoß nehmen können. Der Schüler iſt dahin zu bringen, den Autor als ein ſchriftſtelleriſches Individuum von beſtimmten Charakter und Gedanken und Sprache genau kennen zu lernen. Die Erklärungen müſſen durch ſorgfältige Andeutungen auf die Eigenheiten des Ausdrucks und die Wendungen, deren ſich der Schriftſteller bedient, aufmerkſam machen. Wenn unſere Gegner behaupten, dadurch, daß man immer wieder auf Regeln der Grammatik, welche, beiläufig geſagt, nicht allein mündlich, ſondern auch ſchriftlich zu behandeln iſt, zurückweiſe und den Paragraphen anmerken laſſe, werde die Luſt des Schülers — das Wort Luſt iſt das Looſungswort der Herren, — gelähmt; wenn man meint, daß durch beſtändiges Citiren der einſchlägigen Paragraphen der Grammatik der Geſchmack der Schüler — wieder ein Lieblingsausdruck der geſchmackvollen Schulen, abgeſtumpft werde, ſo muß ich mich auf meine Erfahrung berufen, welche mich ſeit 20 Jahren lehrt, daß die Schüler, denen ich den Paragraphen der Ggammatik

*) Nach unſerer Anſicht dürfte ſich die Lektüre in der erſten Klaſſe eines Gymnaſiums oder einer Realſchule, unbeſchadet aller Gründlichkeit, in mancher Hinſicht anders behandeln laſſen, als der geehrte Herr Verf. obigen Aufſatzes vorſchlägt. Wir beziehen uns der Kürze wegen auf dasjenige, was Nägelsbach in der Einleitung zu ſeinen „Anmerkungen zur Ilias“ und in der Vorrede zu ſeiner „lateiniſchen Stiliſtik für Deutſche“ über die Behandlung der Lektüre ausführlich entwickelt.

Die Red.

entweder angebe oder die ich denſelben nachzuſchlagen veranlaſſe, bei weitem gründlicher werden, als wenn dies unterlaſſen wird. Auf Unterſcheidung und Entwickelung von Synonymen lege ich mit Döderlein und Schulz großes Gewicht, da ich aus Erfahrung weiß, daß der Schüler den Unterſchied ſinnverwandter Wörter mit Intereſſe auffaßt. Ferner ſind Citate aus dem Geleſenen und Rückweiſungen auf daſſelbe in der Schule durchaus nothwendig und der Gründlichkeit förderlich, und der Lehrer laſſe ſich nicht durch die grundloſen Anklagen der Gegner ſtören, welche uns beſchuldigen, wir docirten, als ob wir ein philologiſches Seminar vor uns hätten: paſſende und ſchlagende Parallelſtellen der den Schülern bekannten Leſeſtücke müſſen überall angegeben werden. Auch die Adnotatenbücher der Schüler ſind beizubehalten und es iſt gut, wenn der Schüler ſich frühzeitig daran gewöhnt, den Vortrag des Lehrers frei aufzufaſſen und niederzuſchreiben; das, was man ſchreibt, reſp. geſchrieben hat, drückt ſich dem Gedächtniß eo ipso bei weitem tiefer ein, als das, was das Ohr allein, ohne Beihülfe des Auges, aufnimmt; da, wo die Schüler nicht gehalten ſind, Adnotatenbücher zu führen, müſſen entweder in der Hand jedes Schülers gute Kompendien und die beſten Editionen der Autoren ſich befinden oder der Lehrer muß oft zu einem kurzen Diktat ſeine Zuflucht nehmen. Auch kommt es mit nichten darauf an, wie viele Bücher ꝛc. eines Klaſſikers geleſen wurden, ſondern ob das Wenige, was geleſen wurde, beſſer und gründlicher verſtanden und behalten wurde, als das Viele, welches Herr Köchly im hohen geiſtigen Fluge allſeitig im Kontext und hiſtoriſch erſchöpft!! — Um das Bewußtſein der vergleichenden Geiſtesthätigkeit, bei Erlernung der fremden Sprache, gleichviel ob alte oder neue, muß den Ueberſetzungen in's Deutſche, (welche Hr. Köchly und ſeine Nachfolger verdammen) als praktiſchen Uebungen der Sprachvergleichung, beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, ſorgfältig ſchriftlich überſetzt und jede Ueberſetzung durch Vorleſen derſelben gehörig kontrolirt und verbeſſert werden; ferner iſt es durchaus zweckmäßig, gute Ueberſetzungen als Muſter vorzuleſen. Das Lateinſchreiben iſt unbedingt nothwendig und nicht in der Weiſe, wie Hr. Köchly will, zu beſchränken, wenn wir überhaupt Latein lehren und unſere Schüler Latein lernen wollen und ſollen. Der geſammte latein. Unterricht auf Gymnaſien muß ſo eingerichtet ſein und ſo viel leiſten, daß endlich in Prima freie Aufſätze in latein. Sprache geliefert

daß latein. Disputationen, unter Leitung des Lehrers, gehalten werden können, daß nicht bloß in latein. Phraſen geradebrecht wird, kurz die latein. Arbeiten der Primaner ſtiliſtiſche Reife, nicht aber eine deutſch-lateiniſche Maskerade beweiſen. Die griechiſche Sprache dagegen darf einer Beſchränkung unterworfen werden: die Lektüre der griech. Tragiker gehört nicht in den Kreis der Gymnaſialunterrichtsgegenſtände: Homer, Demoſthenes, Xenophon, Plato und das Leichteſte aus Pindar reichen vollkommen hin, um die griech. Sprache gründlich kennen zu lernen; doch ſind die Schreibeübungen in derſelben inſofern beizubehalten, als man mehr auf Korrektheit der Form als des Styls ſieht. — Dem bis hierher von uns Geſagten als dem erſten Theil unſerer Anſichten über „moderne Gymnaſialbildung“ betreffend, werden wir den zweiten in der Kürze folgen laſſen.

B.

Schiller und Göthe.

Wenn irgend Etwas geeignet iſt, die innerſte Differenz des Weſens Beider in Charakter, Dichtung und Syſtem der Weltanſchauung in theoretiſcher und praktiſcher Richtung alles Denkens und Thuns für Leben und Literatur klar darzulegen; ſo iſt es Göthe's eigner Aufſatz über ſeine erſte Bekanntſchaft mit Schiller im J. 1794, in den nachgelaſſenen Werken (Bd. XX. Stuttg. b. Cotta, 1842). Die Wiener Jahrbücher der Literatur haben dieſe Wichtigkeit gefühlt und (Bd. CIV, v. 1843 S. 207 ff.) das Ganze mitgetheilt, obwohl auf den Kern, der ziemlich deutlich darin liegt, nicht hingewieſen. Es iſt dies aber eben nichts Anderes, als der Gegenſatz von Natur und Freiheit, von Wirklichkeit und Gedanken, das auseinandergehende objektive und ſubjektive, reale und ideale Prinzip der neuen Philoſophie, welches ſie, ungeachtet vieler ſpäterer Verſöhnungen, Wechſelbeziehungen und Gemeinſamkeiten, doch ſtets im Innerſten ſchied und ſcheiden mußte, beiden damals vielleicht noch nicht ganz bewußt, wie denn häufig die Dichter, eben als Seher, ſchon früher in ihren Gefühlen und Inſtinkten unbewußte Träger deſſen ſind, was die Geiſter ihrer Zeit bewegt, und was die Philoſophen mit klarem Bewußtſein ausſprechen und deduzirend nachweiſen. Das Ganze iſt wichtig genug, um hier mitgetheilt zu werden.

„Die Kantiſche Philoſophie, welche das Subject ſo hoch erhebt, indem ſie es einzuengen ſcheint, hatte er mit Freuden in ſich aufgenommen; ſie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in ſein Weſen gelegt, und er, im höchſten Gefühle der Freiheit und Selbſtbeſtimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht ſtiefmütterlich behandelte. Anſtatt ſie als ſelbſtſtändig, lebendig vom Tiefſten bis zum Höchſten geſetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er ſie von der Seite einiger empiriſcher menſchlicher Natürlichkeiten. Gewiſſe harte Stellen (des Aufſatzes „über Anmuth und Würde") ſogar konnte ich direct auf mich deuten, ſie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falſchen Lichte; dabei fühlte ich, es ſei noch ſchlimmer, wenn es ohne Beziehung

auf mich geſagt worden; denn die ungeheure Kluft zwiſchen unſeren Denkweiſen klaffte nur deſto entſchiedener. An keine Vereinigung war zu denken. Selbſt das milde Zureden eines Dalberg, der Schiller'n nach Würden zu ehren verſtand, blieb fruchtlos; ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegenſetzte, waren ſchwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwiſchen zwei Geiſtes-Antipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidewand mache, da ſie denn beiderſeits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in Eins nicht zuſammen fallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen ſtattfinde, erhellt aus Folgendem:

Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht ſah. Zu gleicher Zeit hatte Batſch durch unglaubliche Regſamkeit eine naturforſchende Geſellſchaft in Thätigkeit geſetzt, auf ſchöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodiſchen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei; einſt fand ich Schiller'n daſelbſt; wir gingen zufällig beide zugleich hinaus, ein Geſpräch knüpfte ſich an, er ſchien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber ſehr verſtändig und einſichtig, und mir ſehr willkommen, wie eine ſo zerſtückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der ſich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne. Ich erwiederte darauf: daß ſie den Eingeweihten ſelbſt vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weiſe geben könne, die Natur nicht geſondert und vereinzelet vorzunehmen, ſondern ſie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend, darzuſtellen. Er wünſchte hierüber aufgeklärt zu ſein, verbarg aber ſeine Zweifel nicht; er konnte nicht eingeſtehen, daß ein ſolches, wie ich behauptete, ſchon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu ſeinem Hauſe, das Geſpräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphoſe der Pflanzen lebhaft vor, und ließ, mit manchen charakteriſtiſchen Federſtrichen, eine ſymboliſche Pflanze vor ſeinen Augen entſtehen. Er vernahm und ſchaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entſchiedener Faſſungskraft; als ich aber geendet, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: das iſt keine Erfahrung, das iſt eine Idee. Ich ſtutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch auf's ſtrengſte bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte ſich regen, ich nahm mich aber zuſammen und verſetzte: das kann mir ſehr lieb ſein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wiſſen, und ſie ſogar mit Augen ſehe. Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte, als ich, und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriffe ſtand, mehr anzuziehen als abzuſtoßen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerſpruche entſtand, ſo ward viel gekämpft und dann Stillſtand gemacht; Keiner von Beiden konnte ſich für den Sieger halten, beide hielten ſich für unüberwindlich. Sätze, wie folgender, machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemeſſen ſein ſollte? denn darin beſteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung kongruiren könne.“ — Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung ausſprach, ſo mußte doch zwiſchen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erſte Schritt war jedoch gethan. Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt Alle feſt, die ſich ihm näherten! ich nahm Theil an ſeinen Abſichten, und verſprach zu den Horen Manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; ſeine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben

und zu ſchätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verſtändniſſe, alle beiderſeitigen Freunde waren froh, und ſo beſiegelten wir, durch den größten vielleicht nie ganz zu ſchlichtenden Wettkampf zwiſchen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert, und für uns und Andere manches Gute gewirkt hat. Für mich insbeſondere war es ein neuer Frühling, in welchem Alles froh neben einander keimte, und aus aufgeſchloſſenen Samen und Zweigen hervorging. Unſere beiderſeitigen Briefe geben davon das unmittelbarſte, reinſte und vollſtändigſte Zeugniß."

Schiller iſt aus dem betretenen Kreiſe wohl niemals völlig herausgegangen, ſondern im Hauptprinzipe, wie ernſtes Naturell und äußere Lebensgeſchicke ihn dahin leiteten und darin befeſtigten, immer — Kantianer geblieben. Göthe dagegen, durch leichteres Naturell und günſtigere Lebensverhältniſſe vielfach auf Reales und ſelbſt auf Genuß hingewieſen, widmete demſelben ſpäter eifrige Studien und näherte ſich ſo dem Focus, wo Reales und Ideales zu höherer Einheit verſchmilzt. Schiller, obwohl durch ſeine Abhandlung „über naive und ſentimentale Dichtkunſt" des Gegenſatzes klarer bewußt geworden, neigte ſich doch mit ſeiner ganzen philoſophiſchen Natur überwiegend der rhetoriſch-idealen Seite der Poeſie und dem Drama zu, nicht ohne Aehnlichkeit mit Euripides, bei dem (vgl. Solger in Paräneſ. Bd. 5 S. 230 ff.) wir den erſten entſcheidenden Anklang der Modernität und ſubjektiven Innerlichkeit auch philoſophiſch-rhetoriſirend finden, wie denn deſſen Leben mit des Sokrates neuem Prinzipe (vgl. Hegel in Paräneſ. Bd. 2 Aufl. 2 S. 290 ff.) völlig und ganz unverkennbar aus der antiken in die moderne Weltanſchauung eintrat, bis die Zeit erfüllet ward, und das Chriſtenthum in voller Glorie erſchien. Göthe, dem Objektiven, Epiſchen entſchieden zugewandt, hat theils das rein plaſtiſche Weſen, wie Sophokles, theils das Romantiſche, dargeſtellt, theils das Objektive mit dem Subjektiven vermählt, wie er denn in keiner Gattung an ſich etwas Tadelnswerthes fand und überall nur „Geſundes" (Paräneſ. Bd. 4 S. 495 ff. Bd. 5 S. 134 ff.) wollte und anerkannte. Wenn Beide den Orthodoxen unchriſtlich erſchienen, ſo iſt dies zu entſchuldigen, da zum Verſtändniſſe der höheren Stellung des Chriſtenthumes, nicht als äußerer Religion, ſondern als innerſten und Alles durchdringenden Lebensprinzipes aller Richtungen der neuen Welt, ein Standpunkt gehört, welchen man gewöhnlichen Orthodoxen kaum zumuthen darf. Fr. v. Stollberg fand ſchon in den „Göttern Griechenlands" dieſes Unchriſtliche und gab dadurch klar zu erkennen, daß ihm nicht einmal das poetiſche Verſtändniß dieſes

Stückes möglich war. Ganz anders Fr. v. Schlegel, dessen Horizont viel weiter reichte, nicht bloß in der Poesie. Dadurch ist wieder dargethan, daß jede Konfession Elastizität genug besitzt, wenn man sie selbst nur hat, um „gewaltsame und unzweckmäßige Anwendungen" fern zu halten und um „mit brüderlicher Liebe unter alle Parteien und Sekten zu treten." Wenn dagegen Göschel (Paräneſ. Bd. 5 S. 143 f.) bei Göthe auch da Christliches findet, wo derselbe vielleicht dessen selbst sich nicht bewußt war; so ist auch dies erklärlich. Mit Faust schritt Göthe über Klassisches und Romantisches hinaus und zeigte uns in neuer Schöpfung die tausendjährige Arbeit des Menschengeistes, als Ringen des Idealen gegen das Reale, zur Gewinnung der höheren Einheit im Denken und Handeln, nach der Form deutscher Nationalität, welche im ruhigen Fortschritte der Wissenschaft und politischen Gesetzlichkeit erstrebt, was jenseit des Rheines der wüthende Sturmschritt blutiger Gewaltthat sich nahm. Bekannt ist Schellings Urtheil (Paräneſ. Bd. 5 S. 179) über Faust, eines Denkers, der, wie Wenige, selbst auf der Zinne zwischen Vergangenheit und Zukunft gestanden hat und noch stehet. Wenn auch die „Vermählung des Helenenthumes und des Germanenthumes" den zweiten Theil des Faust als ziemlich getrenntes Stück vom ersten aufweisen sollte; so liegt doch eben darin die poetische Andeutung von der Aufgabe unserer ganzen Zukunft, und insofern ist die Helena unbestritten eine Fortsetzung, wie von der Dichtung selbst, die natürlich nicht als darstellbares Theaterstück zu nehmen ist, so von dem Streben und Bewußtsein des Dichters, welcher zur Lösung der Aufgabe dichtend und forschend, in Lied und Prosa, das Seinige redlich beitrug. Ob, wann, wie und durch wen die „letzte Aufgabe der tragischen Kunst" (vgl. G. Justi „der Unterschied der Persönlichkeit und der Subjektivität" [Frankf. 1844] St. 12) vollzogen werden wird, stehet freilich dahin.

Wie nun Schiller und Göthe im Leben, trotz mancher Ungleichheiten, selbst bei vorübergehenden Verstimmungen, neben und mit einander gingen; wie Beide, in aufrichtiger Achtung und gegenseitiger Unterstützung, ihrem Volke das Höchste und Beste zu geben suchten, und noch lange als das helle Doppelgestirn von Castor und Pollux am literarischen Himmel Deutschlands leuchten werden: so soll und kann nicht von pedantischer Abwägung ihrer gegenseitigen Größe die Rede sein, da dieselbe spezifisch verschieden ist und eine absolute Vergleichung sonach ausschließt. Viel-

mehr wollen wir uns Göthe's eigene Worte zurufen: „Was streitet ihr über uns? Freut euch lieber, daß ihr ein paar solcher Kerle habt, worüber ihr streiten könnt.“ Die Briefe Beider sind uns die schönsten Denkmale dessen, was sie einander waren, und was sie uns sein können und sollen.

Unsere Jünglinge, die unbefleckter Charaktere zu ihrer sittlichen und wissenschaftlichen Bildung und Erstarkung bedürfen, mögen bei Schiller sich begeistern lassen für Alles, was gut und wahr und schön ist; sie mögen mit ihm schwelgen in den Idealen, deren Verwirklichung das Streben aller Wohlgesinnten unter Heiden und Christen von jeher war und ewig bleiben wird, so lange die Menschheit ihre Zwecke selbst nicht verkennt; sie mögen bei den mühevolleren Geschicken des Talentes ihren Willen stählen, „ihre eigene Individualität zur reinsten und vortrefflichsten Humanität hinauf zu läutern“ suchen, selbst unter äußerm Drucke in edler Arbeit, gemäß der stillen Majestät des kategorischen Imperatives der Pflicht, wie denn strenge Moral der rothe Faden ist, welcher durch das ganze Gewebe der Kantischen Philosophie sich hinziehet und in der Schillerschen Poesie als Entrüstung gegen das Gemeine erscheint. Zu unabweisbaren Gefühle des Homerischen ἄτη, ἥ πάντας ἀᾶται, und der hohen sittlichen Größe Schiller's sprach Göthe von ihm das ewig denkwürdige und in seinem Munde doppelt gewichtige Wort:

„Weil hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.“

Den ganzen großen Werth Schiller's erkannte Göthe am tiefsten bei dessen Tode und hat davon nicht den geringsten Hehl gemacht, vielmehr laut und unverhalten seinen Schmerz in Wort und That bekundet, wie einst Achilles beim Hinscheiden seines Patroklos.

Von Göthe aber mögen dann unsere Jünglinge später, wenn sie Männer *) geworden sind, in die tieferen Geheimnisse des gesammten Menschenlebens sich einweihen lassen, damit sie, wie er ein inneres Ganzes war, gleich dem Horazischen Weisen, in se ipso totus, teres atque rotundus (Serm. 2, 7, 86), wenn sie

*) Es versteht sich von selbst, daß Einzelnes, aber nur in Auswahl, von Göthe auch schon Knaben und Jünglingen auf Schulen dargeboten werden kann und muß. Vgl. dieses Archiv Bd. I. S. 195 ff. S. 429 ff. Göthe wußte und sagte oft, daß seine Schriften nimmer populär werden könnten und sollten.

in der Prosa des Lebens irgendwie den Glauben an einzelne Menschen aufgeben müssen, doch den höheren Glauben an die Idee der Menschheit nimmer verlieren, welche nie erhaben genug gedacht werden kann, um für sie Alles zu wirken und zu dulden, wie auch das Christenthum durch gleich erhabene Lehren und Beispiele zeigt und fordert. Bemerken sie am Ende bei dem Dichter, „dessen Genie nur mühelos und leise an dem Baume der Poesie zu schütteln brauchte, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen," einen ethischen Flecken, den man gern wegwünschte, so mögen sie bedenken, daß er selbst nichts mehr und nichts minder sein wollte, als ein Mensch. Und so hat denn auch Röhr *), was irdisch war an dem Ruhmgekrönten, unter seinen eigenen Worten zur Erde bestattet: „Wenn der Mensch über sein Körperliches und Sittliches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank. Wir leiden Alle ein Leben. Wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeschiedenen. Nicht was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und gethan, beschäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den Menschen; an den Vorzügen den Einzelnen. Mängel haben wir Alle gemein; die Tugend gehört Jedem besonders." —

Es sind in diesem Sommer eben zwanzig volle Jahre, daß ich, von solchen Grundsätzen ausgehend, in den „Paräneſen" für Studirende und Studirte, unter eigenen Andeutungen, eine Sammlung begann, welche das vereinte Studium moderner und antiker Klassiker in gegenseitiger Durchdringung **) zeigen sollte, nach den Aussprüchen und Darstellungen der vorzüglichsten Gelehrten der Neuzeit und nicht bloß Deutschland's. Denn, obwohl z. B. Lateinisches in Prosa und Versen mit allem Ernste von jeher lernend und lehrend, habe ich doch unsere Gymnasien niemals bloß für „lateinische Schulen" genommen, sondern für die höchsten allgemeinen Bildungsanstalten deutscher Nationalität und christlicher Humanität vor der Bestimmung zu einem besonderen Fache und Lebensberufe, sei es auf Universitäten oder anderen Fachschulen. Daher müssen sie Antikes und Modernes, Linguistisches und Reales, Natur

*) Vgl. „Trauerworte bei v. Göthe's Bestattung am 26. März 1832, gesprochen von Dr. J. Fr. Röhr, Großherz. Oberhofpred." (Weim. 1832) S. 8 f.

**) Vgl. auch meine Abhandlung in Bd. 2 S. 256 ff. dieses Archivs, worin „der modernen Philologie fortdauernde Rücksicht auf die antike empfohlen" wird.

und Geiſt, zur Anſchauung bringen durch die mannichfaltigſten Studien und Uebungen, zunächſt an den wahren Klaſſikern alter und neuer Zeit, als den beſten Jugendbildnern. Denn (Paräneſ. Bd. 1 Aufl. 2 S. 205 f.) Latein allein macht leicht pedantiſch, Griechiſch allein leicht ungezügelt, Deutſch allein allewege hohl und oberflächlich; während eine gehörige Verſchmelzung dieſer Elemente, mit Beimiſchung des Franzöſiſchen und des Engliſchen, zu der ächten höheren Bildung führen muß, welche unſere Zeit eben ſo ſehr geſtattet, als fordert *). Mag dieſes Ziel ein zu hohes genannt werden; mag es für einzelne Individuen von Lehrern und Schülern in ſeinem ganzen Umfange unerreichbar ſein: es wird immer Stufen geben, auf welchen man jedem Ziele ſich nähert; eben darum darf die leitende Idee, die dem Ganzen vorſchwebt, nicht fehlen. Das Chriſtenthum kann hier als ſchlagendes Beiſpiel dienen. Iſt die hohe Idee deſſelben in dem faſt 1900jährigen Beſtehen von allen ſeinen einzelnen Bekennern je in ganzem Umfange erreicht worden? Wollen wir, weil dieſe Frage leider! in großem Umfange verneint werden muß, wie die Geſchichte zeigt, darum die Idee, das Ziel deſſelben, irgendwie herabſetzen?

Die Bewegungen, welche inzwiſchen auf dem ganzen Gebiete des höheren Unterrichts ſtattfanden und noch fortdauern, habe ich unabläſſig verfolgt, und keinen Grund entdeckt, von den immer mehr befeſtigten Ueberzeugungen abzugehen. Vielmehr haben die „Paräneſen innere und äußere ununterbrochene Theilnahme und Aufmunterung gefunden, ſelbſt durch mehrfache Nachahmungen, ſo-

*) Eben darum muß das Ziel der neuen Real-Gymnaſien, wenn ſie wirkliche Gymnaſien, d. h. allgemeine Vorbereitungsanſtalten für Jünglinge ſein wollen, welche im 18—20ſten Lebensjahre noch 3 Jahre lang eine höhere Fachſchule beſuchen, mit dem Ziele der alten Gymnaſien mehrfach zuſammenfallen, wodurch ſie zum Theile ſich ſelbſt aufheben. Andere Ziele und andere Mittel müſſen die Realſchulen haben, welche ihre Zöglinge im 18ten oder 16ten oder gar ſchon im 14ten Lebensjahre unmittelbar in einen Beruf ſenden. Der Mangel an Sonderung dieſer genau ſich ſcheidenden Arten läßt die pädagogiſchen Grundbegriffe noch gar nicht zur gehörigen Uebereinſtimmung kommen. Es fragt ſich ſogar, ob dieſe ganz verſchiedenen Ziele auf einer und derſelben Anſtalt, ſelbſt wenn ſie mehrfache Klaſſen und Stufen hat, ſo vereinigt werden können, wie es erforderlich iſt. Vgl. meinen Aufſatz „über Auswahl der Lehrgegenſtände für Ideal- und Real-Gymnaſien“ in Mager's pädagogiſcher Revue v. 1844, Oktob.

gar unter gleichem Titel; hart von der türkischen Grenze her hat ein mir persönlich ganz unbekannter ungerischer Jurist durch einen direkten Brief zur Post, schon vor mehreren Jahren, zu ununterbrochener Fortsetzung mich aufgefordert. „Auch über Schiller und Göthe, diese zwei Brüder auf einem Throne," welche den Deutschen noch lange reichliche literarische Beschäftigung aller Art darbieten werden, und allmählig eine ganze Bibliothek von Kommentaren ꝛc., selbst schon für Schüler, hervorgerufen haben, geben die Paränesen das Erforderliche nach und nach, was selbst schon für Oberklassen der Gymnasien und höheren Realschulen brauchbar sein konnte und sollte.

Ich habe in den letzten Jahren nicht Alles lesen können, was ich wünschte, und ich kann mich deßhalb irren; aber mich däucht, daß unter Allen, welche über Schiller und Göthe, für Schulen und nicht für Schulen, geschrieben haben, das oben bezeichnete Verhältniß Niemand so klar und tiefeindringend, so rückhaltlos und doch vermittelnd, so allseitig und fruchtbringend schildert, als J. Hillebrand zu Gießen, in seiner Schrift: „Die deutsche National-Literatur von Lessing bis auf die Gegenwart" (Gotha, 1846) Thl. 2 S. 289—322 in der „allgemeinen Charakteristik Schiller's und Thl. 2 S. 8—68 in der „allgemeinen Charakteristik Göthe's." Um dies so zu können, war freilich eine ausgebreitete Kenntniß der antiken und modernen Poetik und Rhetorik erforderlich, wie der neueren Philosophie und Theologie. Die Kenntniß der letzteren hat der Verf. besonders in der Schilderung Schleiermacher's Bd. 3 S. 403 ff. bewährt, und wenn Jemand sagen wollte, er habe Manches nur zwischen den Zeilen gelesen, so würde dies eben kein Tadel sein. Wenigstens hat Hengstenberg schon insofern den Verf. gerechtfertiget, da er vor Kurzem die ganze Richtung Schleiermacher's als dem heterodoxen Rationalismus verfallen erklärte, nachdem Schl. und sein Anhang bisher unbedenklich noch zu der Orthodoxie gerechnet wurde. Nämliches erlitt auch bekanntlich Hegel nach seinem Tode, als der Preußische Staat seiner scheinbaren Orthodoxie den lange gewährten äußeren Schutz plötzlich entzog und das ganze System an die Wissenschaft zur unparteiischen inneren Schätzung abtrat und preisgab.

Wie der Mensch durch seine Natur gezwungen *) ist zu

*) Vgl. Rehberg in den Paränes. Bd. 3 S. 246, 255. Solger in Bd. 1 Aufl. 2 S. 268. Schelling in Bd. 2 Aufl. 2 S. 79 ff.

denken und zu philoſophiren, er mag wollen oder nicht; ſo wird jeder Denkende wieder genöthigt, irgend eine Art der Weltanſchauung, d. h. philoſophiſches Syſtem, ſeinem Denken zu Grunde zu legen: und ſo können wir in allen Zweigen der Wiſſenſchaft, auf allen Wegen des Lebens, uns nimmer der Philoſophie und der Theologie erwehren oder entſchlagen, ſondern ſie begleiten uns, ohne und wider unſer Wiſſen und Wollen überall hin, und wir entſcheiden uns, mit und ohne deutliches Bewußtſein, mit und ohne Konſequenz, ganz oder theilweiſe, für oder wider einzelne ſolche Syſteme oder Auffaſſungsweiſen. Es war immer und ewig ſo, lange vor Plato und Ariſtoteles, ſeitdem Menſchen exiſtiren; aber dieſe klare Erkenntniß von der durchgängigen und unabweisbaren Nothwendigkeit dieſes Verhältniſſes datirt aus neuerer Zeit. Mit Recht konnte alſo auch Hillebrand bei der Entwickelung deutſcher Nationalliteratur der neueſten Zeit, wo ihm auf jedem Schritte Philoſophie und Theologie begegneten, welche, genau genommen, zuſammenfallen, denſelben nicht ausweichen. Er ſelbſt gehört zur römiſch-katholiſchen Konfeſſion, und war ehedem Mitglied des geiſtlichen Standes. Dies gehört zwar nicht zur Sache, weil in der Wiſſenſchaft nur von Wahrheit die Rede ſein ſoll und kann; aber die hohe Unbefangenheit ſeiner Reſultate und die ſcheuloſe Vertiefung in alle Richtungen müſſen ihm bei ſolchen Umſtänden zu deſto größerem Verdienſte angerechnet werden.

Hat man nun auf ſeinen Lebenswegen Veranlaſſung gehabt und genommen, mehrere Gebiete der Wiſſenſchaft zu durchſtreichen, ohne überall lange genug verweilen zu können: ſo freut man ſich, einen wahrheitsliebenden Mann gefunden zu haben, welcher eben dieſe Gebiete mit gleicher Liebe, aber mit allſeitigerem und anhaltenderem Fleiße, durchwanderte und ſeine Ergebniſſe bekannt macht. Man erinnert ſich ſeiner eigenen Gedankenreihen, und iſt nun angenehm überraſcht, eigene Reſultate vielfach beſtätiget, eigenen Anſichten den rechten Ausdruck gegeben zu ſehen. In dieſem Verhältniſſe habe ich mich zu dem Buche und ſeinem Verfaſſer befunden. Darum ermangele ich nicht, ohne mein Urtheil Anderen aufdringen zu wollen, daſſelbe zu eifriger Kenntnißnahme Allen zu empfehlen, welche ſich etwa in ähnlichem Verhältniſſe befinden und über den Zuſammenhang der geſammten neueren deutſchen Nationalliteratur gründlich und unparteiiſch ſich unterrichten wollen.

Idſtein. **Dr. F. T. Friedemann.**

Studien über englische Dichter.

II. Jakob Thomson.*)

Unter der Königin Anna Regierung war, trotz des Widerstandes der Parteien, die letzte Scheidewand gefallen, welche die beiden Königreiche, England und Schottland, getrennt hatte. Die Bedingungen eines kräftigen Emporblühens des vereinten Britanniens waren, so weit dieses von menschlichen Veranstaltungen abhing, erfüllt, und bald bewährte der Erfolg die Zweckmäßigkeit der getroffnen Maaßregeln. Siege auf dem Festlande traten jetzt an die Stelle der inneren Kämpfe; und waren die glänzenden Waffenthaten eines Marlborough auch nicht von unmittelbaren Eroberungen begleitet, so zeigten sie sich doch bedeutsam in ihren Folgen, indem sie der englischen Nation nicht nur einen, ihr seit Heinrichs VIII. Zeiten nicht gestatteten, Einfluß auf die Anordnung der europäischen Angelegenheiten verliehen, sondern ihr auch erlaubten, die Thronfolge ihrer Regenten gegen fremde Einmischung zu schützen und ihre, für Seemacht und Handel so förderlichen, Besitzungen in Amerika zu erweitern.

Von nun an nahmen Handel und Gewerbe einen neuen Aufschwung und gewannen bald eine Höhe, die noch keine andere europäische Nation erreicht hatte; und Freiheit, Friede und öffentlicher Reichthum bildeten die Atmosphäre, in welcher den Künsten und Wissenschaften, diesen edelsten Früchten des staatlichen Lebens der Völker, ein fröhliches Gedeihen gesichert war. Newton bereicherte die Welt mit seinen unsterblichen Entdeckungen, Locke eröffnete der philosophischen Forschung eine neue Bahn; durch Swift und Addisson

*) S. den ersten Artikel: Robert Burns in diesem Archiv 1846 Nro. I. S. 96. ff.

wurden Klarheit, Gewandtheit und Zierlichkeit im prosaischen Ausdruck ein Gemeingut der englischen Nation; und Pope errang eine Meisterschaft in der Behandlung des Verses, die ihm gestattete, Homer auf den vaterländischen Boden zu verpflanzen und den tiefsten philosophischen Anschauungen seiner Zeit eine vollendete dichterische Gestalt zu ertheilen.

Diese Namen und manche andere in ihrem Gefolge erschollen von einem Ende des britischen Reiches zum andern und wirkten belebend auch auf den Geist anderer Länder, deren Boden für so edle Saat vorbereitet war. Wie sollten sie im eigenen Vaterlande nicht ein jüngeres Geschlecht zur Nacheiferung erweckt haben, da mit dem Laufe der Zeit die Bedingungen einer kräftigen Entwicklung des geistigen Lebens dort nur noch günstiger geworden waren? Der Name Addisons, welcher wegen seiner schriftstellerischen Verdienste Staatsminister geworden war, obgleich er aller rednerischen Begabung ermangelte, mußte allein schon begeisternd einwirken auf die Bestrebungen seiner jüngern Zeitgenossen. David Hume, Robertson und Gibbon gehörten diesem nachwachsenden Geschlecht an, so wie unter den Dichtern Thomson, Young, Gay und Shenstone.

Fünf und zwanzig Jahre alt war Thomson, als er im Jahre 1725, mit vortrefflichen Kenntnissen ausgerüstet, Edinburg, den Wohnsitz seiner verwittweten Mutter verließ, um in London seinem dichterischen Talente Anerkennung zu verschaffen. Statt reicher Baarschaft brachte er den Anfang seines Gedichtes, die Jahreszeiten, und einige Empfehlungsbriefe an angesehene Männer der Hauptstadt mit. Die Briefe wurden ihm mit seinem Taschenbuche entwendet, als er staunend sich durch die volkreichen Straßen der Stadt hindurchwand. Sein einziger Beschützer wurde ein Jugendfreund, der als Erzieher in einem vornehmen Hause zu London lebte. Aber sein Gedicht hatte er behalten; und die Achtung, welche er durch dasselbe gewann, führte ihn, der es nicht im Geringsten verstand, sich um die Gunst der Großen zu bewerben, zu einem einträglichen öffentlichen Amte, in welchem es ihm gestattet war, sich vertreten zu lassen, um frei von jeder äußern Hemmung, sich dem Dienste der Muse widmen zu können.

Der Winter war es, den Thomson zuerst bearbeitet hatte, wahrscheinlich schon mit der Absicht, ihm die andern Jahreszeiten folgen zu lassen. Seine Wahl war glücklich Ein Sänger des Frühlings hätte mit zu vielen Nebenbuhlern zu kämpfen gehabt;

der Winter war ſelten beſungen worden, und die Weiſe, in welcher Thomſon es that, mußte die Aufmerkſamkeit aller Freunde der Dichtkunſt erregen. Der gereimte Vers, der ſeit Dryden faſt durchgängig für die engliſche Poeſie in Gebrauch geblieben war, hatte theils der freiern Bewegung des Gedankens eine läſtige Feſſel auferlegt, theils zu müßiger Tändelei Veranlaſſung gegeben; deſto glücklicher mußte daher Thomſons Verſuch erſcheinen, ſich des reimloſen Jambus zu bedienen, der ſeit Milton in der bezeichneten Gattung von Gedichten keine Anwendung mehr gefunden hatte.*) Nur Philips iſt in dieſer Beziehung als unmittelbarer Vorgänger Thomſons zu nennen, und ſein Verdienſt wird von unſerm Dichter gebührend anerkannt in den im Herbſte enthaltenen Verſen:

> Philips Pomona's bard, the second thou
> Who nobly durst, in rhyme-unfetter'd verse,
> With British freedom sing the British song.

Somerville, obgleich älter als Thomſon, hat ſein Gedicht über die Jagd erſt geſchrieben, als die Jahreszeiten längſt veröffentlicht waren. Fehlt aber einer Seits auch dem Verſe Thomſons die Kraft des Miltonſchen Rhythmus, deſſen ſein Gegenſtand nur ſelten bedurfte, ſo kehrt andrer Seits ein flüchtiger Blick, wie hoch er in der Kunſt des Verſes über ſeinen unmittelbaren Vorgänger ſich erhob. Während Philips Vers, durch die eingemiſchten Spondeen und Trochäen, ſo wie durch das häufige Hinübergreifen einer Reihe in die folgende, oft nur wenig von der Proſa verſchieden iſt; hat die Sprache Thomſons eine ſtets rhythmiſche Bewegung, in welcher der jämbiſche Sylbenfall nur ſelten mit dem Spondeus und noch viel ſeltner mit dem Trochäus wechſelt; und auch dieſer Wechſel erſcheint nicht als Schwäche, ſondern als Vorzug, indem er eine dem Sinn entſprechende Wirkung hervorbringt.

Auch in Bezug auf den Inhalt ſteht Thomſon höher als ſeine Vorgänger in derſelben Gattung. In ſo umfaſſender Weiſe wie von ihm, war noch von keinem namhaften engliſchen Dichter die Beſchreibung der Natur und aller ihrer Erſcheinungen zum Gegenſtande der Dichtung gemacht worden. Sie hatten unmittelbar auf das empfängliche Gemüth des Dichters eingewirkt und ihn ſelbſt gleichſam zu ihrem Preiſe berufen. Und nicht als ein Laie ſchritt

*) Die Einführung des blank verse im Drama rührt von Thomas Sackville (1561) her. S. Herrig, Entwicklung des engliſchen Dramas, in dieſem Archiv 1846 Nro. I. S. 50.

er zum Werke. Theokrit, Virgil und Horaz*) waren die Vorbilder, welchen er nachfolgte und er scheut sich nicht, seine Verwandtschaft mit ihnen zu bekennen, indem er seine Muse eine dorische nennt. Unter den einheimischen Dichtern verdankte er zwar eine kräftige Anregung dem so eben erwähnten Philips, der in seinem Gedichte, The Cider, den Obstwein und dessen Bereitung mit mehr Würde, als dieser Gegenstand zu erlauben scheint, besungen hatte; auch finden sich im Frühling und im Herbste Beschreibungen des Fischfangs und der Jagd, welche auf ähnliche Weise in Gay's rural sports behandelt sind; aber in jenen Dichtungen athmet nicht die erhabene Begeisterung, von welcher der Dichter der Jahreszeiten ergriffen ist, und die seinem Werke einen so hohen Werth verleiht. Die rural sports sind ein Gedicht, erfunden zur Ergötzung des reichen Gutsbesitzers, der sich geschmeichelt fühlen muß, Fischfang und Jagd, mit welchen er seine ihm so reichlich zugemessenen müssigen Stunden ausfüllt, mit poetischen Farben dargestellt zu sehn; Thomson's Jahreszeiten, fern davon, sich mit einem so geringfügigen Ziele zu begnügen, sind ein Werk von allgemein menschlichem Belange. Sie sind der künstlerische Ausdruck der Freude, welche er in schuldloser Jugend an der Betrachtung der Natur empfand und, in ihrer Wirkung gleich einem wohlgelungnen landschaftlichen Gemälde, höchst geeignet, die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Quelle hinzuleiten, aus welcher die Begeisterung floß.

Deutlich weist der Dichter selbst hierauf hin im Anfange seines Winters, wo er sagt:

„Der Winter nahl um seinerseits zu herrschen,
Mit finsterm Blick und trüb, wie sein Gefolge:
Gewölke, Nebel, Sturm. Er sei mein Sang!
Er, der die Seele feierlich erhebt
Zu himmlischen Gedanken! Seid willkommen
Ihr Schatten und verwandte Schauer, Heil!
Oft hab' in meines Lebens heiterm Morgen,
Als sorgenfrei, von Einsamkeit umfangen,
Ich freudevoll schon die Natur besang;
Oft hab' entzückt ich dein Gebiet durchstrichen,

*) Villemain in seinem vortrefflichen Cours de litérature doc. XVIII. siècle Deuxième partie, leç. I. vergleicht, freilich nicht zu Thomsons Vortheile, einen Abschnitt aus dem Herbste: „Oh, knew he but his happiness, of men the happies the etc.“ mit Virgils. „Oh fortunatos nimium“ etc. Georg. II., 457 — 474. Dem Dichter scheint aber auch des Horaz „Beatus ille“ vorgeschwebt zu haben.

An Reinheit gleich dem Schnee, den ich betrat.
Dann lauſcht' ich auf des Windes Sauſen, horchte
Auf angeſchwollner Bäche wild Gebrüll,
Und ſah, wie aus verdunkeltem Gewölk
Ein Sturm hervorquoll mit erneuter Kraft."

Dieſe Betrachtung der Natur führt den Dichter aber auch zum Nachdenken über ihre Entſtehung und die Geſetze, durch welche ſie gelenkt wird, ſo wie auf die Ehrfurcht, die der Menſch dem Urheber der Natur ſchuldet. Ohne ſich von dem Charakter eines beſchreibenden Gedichtes zu entfernen, ohne ſein Werk in eine verſifizirte Theodicee ausarten zu laſſen, nimmt er doch Veranlaſſung, auf die durch die Naturbetrachtung angeregten philoſophiſchen Fragen, die von ſeinen Zeitgenoſſen, Bayle, Leibnitz, Newton u. a. behandelt worden waren, hinzuweiſen. Mit ſeinen Freunden will er während der Einſamkeit des Winters unterſuchen, ob

„Das Schrankenloſe der Natur ſich ſpät,
Auf einen Ruf aus leerem Nichts erhob,
Ob ewiglich entſprang aus ew'gem Geiſt
Sein Leben, Wachsthum, Grundgeſetz und Ziel.
Dann öffnen ſich des Ganzen weitre Kreiſe
Allmälig vor dem offnen Geiſtesblick,
Und die noch jüngſt zerſtreuten Farbentöne
Verein'gen ſich zu ſchönſter Harmonie.
Der Sittlichkeit Geſetz erforſchen wir,
Die ſcheinbar nur verwirrt, zu höherm Ziele
Hinanſtrebt, durch der Weisheit Hand gelenkt,
Zum allgemeinen Glück."

Und an einer andern Stelle heißt es:

„Laß nicht vermeſſ'ne Spötter Gottes Weisheit
Bekritteln, daß umſonſt ſie etwas ſchuf,
Das nicht zu wunderbaren Zwecken diente."
— — — — — — — — — —
Und lebt der Mann, deß allumfaſſend Auge,
Mit einem Blick, der Welt Zuſammenhang
Durchläuft und dann mit Zuverſicht erklärt:
Dies Eine nützet nichts?" —

Wir erkennen deutlich, daß die Fortſchritte, welche durch jene Männer in der Kenntniß der Naturgeſetze gemacht waren, einen mächtigen Antheil an der Begeiſterung für ſeinen Gegenſtand haben. Hätte Thomſon auch nicht ſeine vortreffliche Ode zum Gedächtniſſe Newtons geſchrieben, in welcher er, man mögte ſagen, mit Ge-

lehrſamkeit, und doch in höchſt poetiſcher Weiſe die großen Entdeckungen des Aſtronomen feiert,*) man würde, in mehr als einer Stelle der Jahreszeiten, die gründliche Ehrfurcht, die er vor ihm hegte, erkennen. Wenn bei der Erſcheinung eines Kometen „der große Haufe, der myſtiſch glaubt und blind bewundert, vor Schrecken bebt," ſo erinnert der Dichter an die „lichterfüllten Wenigen, deren Götterſeelen Weisheit adelt."

Beſchreibt er den Regenbogen, der den Erdball überſchreitet, ſo nennt er ihn das Regenprisma des erhabenen Newton, den er an einer andern Stelle die reine Intelligenz nennt, die Gott den Sterblichen lieh, um ihnen ſeine gränzenloſen Werke nach erhaben einfachen Geſetzen vorzuführen.

Ueberhaupt aber ſcheint ſich der Dichter die Aufgabe geſtellt zu haben, eine umfaſſende Schilderung der Natur und der mit derſelben zuſammenhängenden Erſcheinungen des geiſtigen Lebens zu geben; und es wäre nicht leicht, eine Seite und Richtung derſelben zu finden, die er übergangen hätte. Auf ähnliche Weiſe wie Schiller im Eleuſiſchen Feſt und im Spaziergang aus dem Ackerbau die ganze Kulturgeſchichte des Menſchengeſchlechtes ſich entwickeln läßt, feiert Thomſon im Eingang des Herbſtes, bei Gelegenheit der Ernte, den Fleiß des Menſchen, durch den alle Künſte und Wiſſenſchaften, alle Zweige menſchlicher Thätigkeit hervorgerufen werden, und das Leben der gebildeten Völker ſeine eigenthümliche Geſtalt erhält.

Beſonders umfaſſend aber iſt ſeine Schilderung der Naturerſcheinungen während des Sommers, indem ſie ihm Gelegenheit giebt, alle heißen Erdſtriche, von der Küſte Koromandel bis zu den Minen von Potoſi in ſeiner Phantaſie zu durchwandern, und die Wirkungen der Hitze auf Thiere und Menſchen zu ſchildern. Die eingefügte Beſchreibung der Peſt verdient wegen der Lebhaftigkeit der Farben eine beſondere Auszeichnung; wie überhaupt dieſe Jahreszeit mit dem größten Aufwande von Fleiß und Talent von dem Dichter behandelt zu ſein ſcheint. Hierfür zeugen, neben den

*) Leſſing ſagt von dieſer Ode, daß wenn Thomſon auch nichts als dieſes Gedicht geſchrieben hätte, er eine vorzügliche Stelle unter den Dichtern verdient haben würde. Thomſon's Leben in Lachmann's Ausgabe von Leſſings Werken Bd. 4. S. 164. Und Villemain behauptet, daß dieſelbe einen bedeutenden Einfluß auf Voltaire gehabt habe und von ihm nachgebildet worden ſei. Cours de la littérature in XVIIIe. siècle leçon VIIe

umfaſſenden Schilderungen, auch die zwei lieblichen, in dieſen Abſchnitt eingeſchalteten Epiſoden von Celadon und Amelia und von Damon und Muſidora, während die übrigen Jahreszeiten nicht mehr als eine Epiſode der Art enthalten. Der Dichter wollte durch dieſe Fortſetzung ſein Werk der günſtigen Aufnahme würdig zeigen, welche der erſte Theil deſſelben gefunden hatte. Denn mit dem Sommer machte er nicht den Beſchluß des ganzen Werkes, wie Leſſing (am bezeichneten Orte) irrthümlich angiebt, ſondern er ließ denſelben unmittelbar auf den Winter folgen.*)

Johnſon, in ſeiner im Uebrigen höchſt anerkennenden und gerechten Würdigung des Dichters, ſpricht den Tadel aus, daß es dem Werke an Methode fehle, und Leſſing wiederholt denſelben indem er ſagt, daß man nirgends die Folge und Verbindung der einzelnen Theile dieſes Werkes unter einander erkenne. Der aufmerkſame Leſer aber wird den Dichter von dieſem Vorwurfe freiſprechen können, indem er erkennt, daß die verſchiedenen Gegenſtände der Beſchreibung meiſt in einer ſehr natürlichen und gleichſam durch eine innere Nothwendigkeit bedingten Folge, ſich an einander reihen. Dieſe letztere verbirgt ſich freilich häufig hinter die eingemiſchten Betrachtungen und lyriſchen Ergüſſe; aber die Beſchreibung bedarf, um poetiſch zu werden, der Betrachtung, d. h. des Ausdrucks des Gedankens, welcher dem beſchriebnen Gegenſtande gleichſam inwohnt, und durch welchen er zu einem poetiſchen geworden iſt. Dieſes iſt auch das Urtheil Herders, indem er, bei der Beſprechung von Thomſons Jahreszeiten,**) zwar etwas unklar ſagt: „mit Empfindung zur Lehre muß eine Gegend geſchildert werden, wenn ſie als Poeſie in die Seele des Hörenden wirken ſoll.“

Wenn Herder an demſelben Orte „Thomſon, wie unſern Geßner und Kleiſt einen liebenswürdigen Narren“ nennt, ſo darf man dieſe Nebeneinanderſtellung in Bezug auf das Naturell der genannten Dichter zwar gern zugeben; der Kenner aber muß,

*) Leſſing ſagt: Die welche (von den übrigen Jahreszeiten) zuerſt an's Licht trat, war der Herbſt, hierauf folgte der Frühling und dann der Sommer. Er hatte wahrſcheinlich nur flüchtig Johnson angeſehen, welcher ſagt: „Autumn,“ the season to which the „Spring“ and „Summer“ are preparatory, still remained unsung and was delayed till he published (1730) his works collected. — Der Sommer erſchien 1728 und der Frühling im Anfang des Jahres 1729.

**) Ideen zur Geſchichte und Kritik der Poeſie und bildenden Künſte 48.

was den Kunſtwerth ihrer Werke betrifft, nothwendig Einſpruch thun gegen eine Gleichſtellung von Kleiſt's Frühling mit Thomſons Jahreszeiten, da die, in gelähmten, alles rhythmiſche Gefühl verletzenden Hexametern geſchriebenen lyriſchen Bruchſtücke des deutſchen Nachahmers zu Thomſons Gedichte ſich wie die Arbeit eines Muſenlehrlings zu dem Werke eines Meiſters verhalten.

Soll nun der Charakter und Werth dieſes letztern in wenigen Worten bezeichnet werden, ſo darf es ein originelles Werk genannt werden, in welchem eine neue Richtung zur Naturbetrachtung eingeſchlagen worden iſt, als ein Werk, welches, wenn es auch nicht freizuſprechen iſt von dem Vorwurfe der Weitſchweifigkeit, doch, durch die Wahrheit der in demſelben herrſchenden Begeiſterung, den Leſer anzieht, durch die tiefe Auffaſſung des Gegenſtandes ſeinem Nachdenken ernſten Stoff darbietet, und durch die daſſelbe durchdringende fromme Geſinnung erhebend auf ſein Gemüth einwirkt. Solche Eigenſchaften müſſen dieſes Werk den gebildeten Leſern aller Zeiten werth machen. Rechnet man noch hinzu die häufigen Ausdrücke einer lebhaften Vaterlandsliebe, ja eines gerechten Nationalſtolzes, zu welchen der Dichter die Gelegenheiten gern benutzt, ſo begreift man leicht den großen Beifall, den er in ſeinem Vaterlande finden mußte.

Einen größern Werth als auf ſeine Jahreszeiten ſetzte Thomſon ſelbſt auf ein großes Gedicht in fünf Geſängen, die Freiheit betitelt, zu welchem er durch eine im Jahre 1739 unternommene Reiſe nach Italien begeiſtert wurde, und in das er ein ſchon früher verfaßtes Gedicht, Britannia, als vierten Geſang verſchmolz. Anders aber als der Dichter urtheilte das Publikum über ſein Werk; und wenn man auch nicht mit Johnſon, der ſelbſt erklärt, daß er nie mehr als den Anfang deſſelben geleſen habe, und es doch den Spinnen und dem Staube als Beute anheimgiebt, in ſpöttiſcher Verachtung deſſelben übereinſtimmen kann, ſo muß man doch zugeſtehn, daß es außer dem Reize einer ſehr gewandten Sprache, mit Ausnahme einzelner ausgezeichneter Stellen,*) nicht viel Anziehendes hat. Die große Leichtigkeit, welche ſich der Dichter in der Verſifikation erworben hatte, verleitete ihn ſichtlich, verſchwenderiſch mit ſeinen Verſen umzugehn, und ſelbſt auf den Bau derſelben nicht mehr die frühere Sorgfalt zu verwen-

*) Zu dieſen wird der Leſer gewiß den Rückzug der Zehntauſend unter Xenophon im zweiten Geſang rechnen.

den. Die Freiheit erzählt, nach der Einkleidung des Dichters, ihre eigne Geſchichte bei den Völkern des Alterthums und bei den Engländern; trägt aber auch geſchichtliche Begebenheiten vor, welche mit ihr in keinem unmittelbaren Zuſammenhange ſtehen und wird in der That oft ſehr weitſchweifig.

Dennoch mag dieſes Werk auf die edleren Geiſter des engliſchen Volkes einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt haben, indem es die Begeiſterung für das klaſſiſche Alterthum neu belebte und den Werth der Freiheit, ſo wie den weiſen Gebrauch derſelben ſchätzen lehrte. Man wird wenigſtens eine gewiſſe Aehnlichkeit der Geſinnung nicht verkennen, zwiſchen dem Dichter, wenn er ſagt, daß während er ſinnend hinſchaute auf die Trümmer der einſt ruhmvollen Roma, die Freiheit zu ihm trat, um ihm ihren Geſang mitzutheilen, und dem Geſchichtſchreiber Gibbon, in deſſen Seele ſich der Entſchluß, den Untergang des römiſchen Reiches zu beſchreiben, befeſtigte, als er, einige Jahrzehnte ſpäter als Thomſon, von den Trümmern des Kapitols hinab auf das verfallene Rom blickte.

Das letzte Werk, welches Thomſon der Oeffentlichkeit übergab, war die Burg der Trägheit (the castle of Indolence), ein allegoriſches Gedicht, von welchem Leſſing (am angef. Orte) urtheilt, daß es mehr Genie und poetiſche Beurtheilungskraft zeige, als alle ſeine andern Werke. Dieſes Gedicht, welches offenbar mit vieler Sorgfalt gearbeitet iſt, ſcheint nichts anders als ein geiſtreicher Scherz zu ſein, der wohl begonnen iſt, ohne daß der Dichter gleich anfänglich beabſichtigt hatte, ihm den ernſten Inhalt und die Abrundung zu geben, die es durch die weitere Ausführung erhielt. Es iſt mit Beibehaltung der alten, zu Spenſers Zeit gebräuchlichen Sprache in der ſogenannten Spenſers Strophe abgefaßt, wie dieſes für ſcherzhafte Gedichte Sitte geworden war. Auch Shenstone's School-Mistress hat dieſe Form, die wir in Lord Byrons Childe Harold's Pilgrimage wieder finden, außer daß hier die Sprache nicht mehr jenen veralteten Charakter trägt.

Thomſon's Gedicht beſteht in zwei Geſängen, in deren erſterm der Aufenthalt des Dämons der Trägheit und aller derjenigen, die er dahin verlockt hat, mit den anziehendſten Farben geſchildert wird. Unbekümmert um den andern lebt jeder Bewohner in ſanften Genüſſen, zu deren Erlangung es keiner Mühe und Anſtrengung bedarf. Selbſt Nachtmütze, Schlafrock und Pantoffeln ſind nicht vergeſſen; mit ihnen bekleidet der Thürhüter jeden der Eintretenden, ehe er ihn zu der Quelle Regenthe zuläßt, aus

welcher jeder der Gäste in vollen Zügen trinkt. Auch an guter Gesellschaft fehlt es nicht. Indem der Dichter einige Charaktere der Anwesenden ausmalt, benutzt er die Gelegenheit, das Ebenbild mehrerer seiner Freunde in satirischem Geiste mitzutheilen, und selbst sein eignes findet sich in einer Strophe, welche von seinem Freunde Lord Littleton, eingefügt sein soll. Der zweite Gesang handelt von dem Ritter der Künste und Gewerbe und seinen edlen Thaten, denen er durch die Zerstörung der Burg die Krone aufgesetzt hat. Er ist Sohn eines kräftigen Jägers und der Armuth. Vom Orient her kommt er nach Britannien, hier schafft er die Wildniß in civilisirtes Land um, und ruft auch die Dichtung und die freien Künste aus Griechenland herbei. Nachdem er zum Schlusse seiner Wohlthaten, das Glück des Landes auch durch eine politische Verfassung gesichert hat, zieht er sich in ein entlegnes Thal zurück, wo er in patriarchalischer Weise die Landwirthschaft führt. Aber der Dämon der Trägheit droht seinen neuen Wohnsitz sich zu unterwerfen. Da läßt der alte Ritter sein Roß vorführen und eilt, in Begleitung seines Barden zu der Burg der Trägheit. Auch dieser Ankömmlinge sucht der alte Zauberer sich zu bemächtigen; aber der Ritter wirft über seinen Gegner das Netz der Schmerzen und nun ist aller Widerstand vergeblich. Bestürzung und Lärm erfüllt den Ort, und als die Ruhe wieder eingetreten ist, läßt der Ritter, durch ein Lied seines Barden, die noch nicht ganz verderbten Gemüther zur Thätigkeit bekehren. Der Aufenthalt derjenigen aber, welche ihm nicht nachfolgen, wird in eine Wildniß verwandelt, in welcher die Trägen in thierischem Zustande zu leben fortfahren.

Der Anfang dieses Gedichtes möge schließlich hier folgen, indem einer andern Gelegenheit aufbehalten bleiben mag, Thomson als dramatischen Dichter zu besprechen.

1) O Sterblicher, der du von Arbeit lebst,
Beklage nicht die allzu harte Lage,
Bedenke, wenn du vor der Müh' erbebst,
Sie sei, nach ernstem Spruch', die alte Plage.
Ist's nöthig, daß ich dir die Ursach' sage?
Pressi's dir auch manchmal Stöhnen ab und Thränen,
Und brichst du aus in ungeduld'ge Klage;
Wär' Arbeit nicht, du würdest sie ersehnen,
Zu wilder Leidenschaft und Pein führt müß'ges Gähnen.

2) In niederm Thal, an eines Fluſſes Rand,
Von baumbedeckten Hügeln hoch umringt,
Die Wohnung eines Zauberkünſtlers ſtand,
Des grimmigſten, von dem man Kunde bringt.
Der Platz war ſchön, von dem das Lied uns ſingt,
Zumal am Ende Mai's im Juni faſt,
Wo mit dem Lenz im Schmuck der Sommer ringt;
Ein ſchwüler Himmel lud hier ſtets zur Raſt,
Denn Arbeit war unmöglich, Spiel ſelbſt eine Laſt.

3) Und rings erblickt man nur der Ruhe Bild,
Zum Schlaf gewob'ne Lauben, ſanfte Matten,
Von Blumenbeeten athmet Schlummer mild
Des Mohnes Blum'; und grüner, heit'rer Schatten
Darf dem Gewürm ein Obdach nicht geſtatten.
Zahlloſer Bäche ſonnbeſtrahlte Glieder,
Die freien Durchzug durch die Ebne hatten,
Sie ſchimmern durch die Bäume hin und wieder
Und murmeln, ſelbſt bewegt, der Ruhe ſanfte Lieder.

4) Zu dieſem Rieſeln ſanft gekräuſter Bäche
Tönt das Geblök der Heerden auf den Weiden
Und Ruf der Lämmer auf des Berges Fläche;
Die Hirten blaſen bei des Tages Scheiden,
Und Philomele klagt ihr ſüßes Leiden. —
Und ſchweiget ſie, ſo ſchallet aus dem Hain
Der Turteltauben Girren, und es meiden
Die Grillen ſelber nicht des Hochmuths Schein
Und miſchen zirpend ſich in dieſes Schlaflied ein.

5) Nah bei dem Eingang zu dem Thale ſtand
Ein dunkler Wald, des Schweigens Aufenthalt,
Wo nur des Schattens Schwankungen man fand,
Der trägſten Phantaſien Traumgeſtalt.
An jedes Hügels Seite war ein Wald
Von ſchwarzen Fichten, ſchwankend hin und her;
Wer ſie nur anſah, der verfiel alsbald
In tiefen Schlaf; auch wirkt auf ſein Gehör
Ein kaum vernomm'nes Brauſen von dem fernen Meer.

6) Der Trägheit muß ein ſolches Land gefallen,
Wo vor geſenkten Augen Träume ſchweben,
Und in den Wolken gold'ne Schlöſſer wallen,
Die an dem Sommerhimmel leuchtend beben:
Ein zauberhaft Entzücken füllet jedes Leben
Und träufelt Müßigkeit in jede Bruſt.
Dich möchte ſtille Freude ganz umweben,
Und was die Ruhe ſtöret und die Luſt,
Davon wird dir an jenem Orte nichts bewußt.

7) So war die Landſchaft, dieſer Sitz der Wonne,
Wo Müſſigang, der Herr der Zaubermacht,
Sein Schloß bewacht, — geſchützet vor der Sonne
Durch alter Bäume blätterreiche Pracht,
Die Tag verkehrt zu einer bunten Nacht.
Er ſtreckte ſich in die bequemſte Lage,
Der Wicht, den nichts aus ſeiner Ruhe bracht,
Und hub, zu ſeiner Laute Schall, die Klage
Von rauher Arbeit an und von der Menſchen Plage.

8) Beſtändig zogen Pilger zu dem Ort,
Die nah gelegne Straßen ſchnell verließen,
Wann, auf den Hügeln wandelnd, ſie von dort
Die friſchen Düfte, die ſich hier ergießen,
Durch ihre Bruſt wie Balſam fühlten fließen.
Den Zaub'rer hielten ſie im Kreis umringt,
Und wähnen höchſtes Glück ſchon zu genießen,
Wenn ſeine Hand auf zarten Saiten ſpringt,
Und zu verführeriſchem Schall er alſo ſingt:

9) „Schaut, Pilger dieſes Erdenthales, ſchaut,
Wie Alles ungeſäete Freuden findet:
Der Schmetterling, geſchmückt wie eine Braut,
Im Mai dem Wintergrabe ſich entwindet;
Wer ihn nur anſchaut, von dem Glanz erblindet,
Und niemand nimmt's in Frohſinn mit ihm auf,
Nichts giebt's das ſeine bunten Flügel bindet,
Von Wieſ' zu Wieſe nimmt er ſeinen Lauf
Und blickt vom Blumenkelch zum heitern Himmel auf."

10) Schaut auch des Frühroths heitern Sängerchor,
Wie ſorglos er im Waldesgrün ſich reget,
Zehntauſend Kehlen ſind es! und hervor
Aus blum'gen Dickicht dringt, von Dank beweget
Des Schöpfers Loblied, das erſt ſpät ſich leget.
Und muß der Vogel pflügen erſt und ſäen,
Und auf der Tenn' er wohl zu dreſchen pfleget?
Das Korn, durch das die lauen Winde wehen,
Es wächſt und reift für ihn, er braucht es nicht zu mähen.

11) „Der Menſch allein iſt Stieftind der Natur,
Zur Müh' verdammt, den Schweiß im Angeſicht,
Sein Herz umlagern bittre Sorgen nur,
Und ſtets begehrt er mehr, als ihm gebricht,
Verachten lehrt ihn Habſucht jede Pflicht.
Als harter Eigennutz ſein Reich begann,
Saß nicht Aſträa ferner zu Gericht,
Beſtechung galt, Gewalt, was Liſt erſann;
Statt Milch und Honig jetzt nur Blut in Strömen rann.

12) Kommt zu mir, die ihr noch den Pfad des Lebens
So mühevoll erklimmt. Gewinn und Ruh
Sind die erſehnten Ziele eures Lebens;
Und jählings rollen ſie dem Abgrund zu.
Zerſtört für immer iſt in einem Nu
Der langen Arbeit Werk. Kommt her, von Sorgen
Verſchaff' ich ohne Lohn, vollkommne Ruh.
Genuß erfolgt, ſtatt Mühen und ſtatt Borgen.
Kommt, müde Burſchen, kommt! verſchiebt es nicht auf morgen!"

13) Bei mir zwingt nichts euch, ſchon in erſter Frühe
An euer läſt'ges Tagewerk zu gehn,
Und dem zu ſchmeicheln, welchem ohne Mühe
Des Glückes Pforten weit geöffnet ſtehn!
Nicht brauchet ihr um ſchnöden Lohn zu flehn,
Den ihr durch Schand' erlauft, nicht mahnen, lügen,
Heimlich verletzen, Komplimente drehn,
Nicht vor Gericht und im Senat betrügen,
Nicht in der Nacht im Buſch als Straßenräuber liegen.

14) Nicht kümmert hier der Hahnenruf euch mehr,
Den man bei euch von Dorf zu Dorf vernimmt,
Mit zänk'ſchen Weibern iſt hier kein Verkehr,
Ihr Zaubrer wißt, wie ihr Gekeif verſtimmt,
Und ſeid ſchon oft ob ihres Zorns ergrimmt.
Nicht Kinderlärm und Hämmern hört ihr hier
Noch auch, wenn ihr in ſüßen Träumen ſchwimmt,
Des Händlers Ruf, den wecket die Begier
Zum Kauf von alten Kleidern und verbrauchter Zier.

15) Hier herrſchet Treu, nachſichtiges Gefallen,
Gutmüth'ges Tändeln, Schlendern auf und ab:
Wer ſich genügt, genügt den andern allen,
Er neidet nicht des nächſten Gut und Hab',
Und ſorget nur, wie ſelbſt er ſich erlab'.
Aus ſüßem Borne ſtrömet Müſſiggang
Milchſanftes Blut in's Herz, willkomm'ne Gab',
Befriedigt jeglichen geſell'gen Hang
Und macht uns frei von wilder Leidenſchaften Drang.

Düſſeldorf. **Ad. Philippi.**

Das euphonische Moment der deutschen Sprache.

Ehe über das euphonische Moment einer Sprache eine Ansicht aufgestellt werden kann, wird zunächst erforderlich sein, für diesen Begriff eine feste Bestimmung zu gewinnen. Wir verstehen darunter den Eindruck, den dieselbe auf den Hörenden macht, insofern dieser Eindruck als angenehm in Hinsicht des Tones empfunden werden kann. Dabei ist nun das rhythmische Element welches auf der Empfindung der abwechselnden Bewegung beruht, gänzlich ausgeschlossen. Auch Becker unterscheidet Wohllaut und Wohlklang, und bezieht letzteren auf den Rhythmus, ersteren auf das bloß Phonetische der Sprache (s. d. Grammatik §. 21 u. 36). Doch müssen wir, um die hier aufzustellende Ansicht zu begründen, ein wenig tiefer in die Natur der Sache eingehen.

Angenehmen Eindruck auf das Gehör können wir eigentlich nur dem musikalischen Tone zuschreiben, d. h. demjenigen, dessen Tongesetz — Höhe und Tiefe — sich im Verhältniß zu anderen Tönen bestimmen läßt. Wenn wir also über das euphonische Moment einer Sprache Etwas festsetzen wollen, so haben wir es eigentlich nur mit demjenigen Theile derselben zu thun, der eines musikalischen Tongehaltes fähig ist, also mit ihren Selbstlautern. Auf diesen muß es beinahe ganz beruhen; der Einfluß, den die Mitlauter hierauf haben, möchte schwerlich nach sicheren Grundsätzen bestimmt werden können. Der Verf. des Aufsatzes über das euphonische Moment in der englischen Sprache (Archiv 2ter Band, 4tes Heft) scheint von der nämlichen Grundansicht auszugehen, obwohl er sich nicht bestimmt darüber ausspricht.

Hiernächst entsteht also zuvörderst die Frage, ob wir jedem Laute, der als Selbstlauter in irgend einer Sprache erscheint, einen

ſolchen beſtimmten Tongehalt zuſchreiben können. Dies müſſen wir verneinen, und eben hierin liegt der Unterſchied der hellen und getrübten Selbſtlauter. Getrübte Selbſtlauter nennen wir aber nicht mit Becker (d. Gr. §. 31) diejenigen, die man gewöhnlich Umlaute nennt (ſ. nachher); ſondern nur ſolche, deren Tongehalt ſich nicht deutlich beſtimmen läßt, Laute, wie ſie in mehreren Sprachen, auch wohl in den Mundarten des Deutſchen ſich finden. Becker ſagt an dem angeführten Orte Anm. 3 ebenfalls: „Die hochdeutſche Sprache unterſcheidet ſich von den Mundarten der Volksſprache beſonders dadurch, daß ſie jedem Vokal den ihm eigenthümlichen Laut in ſeiner ganzen Reinheit gibt.“ Dadurch kommt er unſerer Anſicht ſchon nahe. Doch verfolgt er dieſen Gedanken nicht; ſondern bezieht dies nur darauf, daß die Mundarten oft die Vokale verwechſeln.

Getrübte Selbſtlauter ſind alſo, wie geſagt, ſolche, deren Tonverhältniß gegen andere ſich nicht beſtimmt feſtſtellen läßt. Klare oder helle ſind ſolche, die gegen die übrigen ein beſtimmtes Tonverhältniß haben. Und hier tritt das in der deutſchen Hauptſprache beſtehende feſte Tonverhältniß ſogleich hervor. Die deutſchen Selbſtlauter nämlich bilden nach unſerer Anſicht eine muſikaliſche Tonleiter, welche gerade eine Oktave umfaßt. Ihr tiefſter Ton iſt a; von dieſem aus geht ſie in folgender Ordnung fort: a, ä, e, i, o, ö, u, ü. Die Mundhöhle und das ganze Innere des Mundes gleicht dabei einer Saite, die ſich, den Geſetzen des Tones gemäß, von der Tiefe zur Höhe immer mehr verkürzt. Die Beſtimmtheit und Klarheit dieſes Tonverhältniſſes iſt auffallend, und eben darin liegt das euphoniſche Moment unſerer Sprache. Keine der übrigen europäiſchen Sprachen kann ſich, unſers Bedünkens, in dieſer Hinſicht der unſrigen ganz gleich ſtellen, es müßte denn die italieniſche ſein. Die engliſche mit ihren meiſt getrübten Vokalen ſteht dagegen gänzlich zurück, die franzöſiſche, obwohl ſchon näher ſtehend, hat dennoch in ihren Vokalen zu viel Eigenthümliches, um den Vergleich mit der unſrigen auszuhalten *); und um ſo weniger kann ſie dies, da die Franzoſen der Jetztzeit in ihren Vokallauten, wenigſtens in dem a, mehr und mehr ſich den Engländern anzuſchließen ſuchen und in der Trübung dieſes Lautes einen beſondern Vorzug der Ausſprache zu finden glauben.

*) Man denke nur z. B. an die ſogenannten voyelles nasales.

Die Ansicht Beckers scheint mit der unsrigen zu streiten, wenn er drei Hauptselbstlauter annimmt, a, i, u (d. Gramm. §. 31). Allein wenn man statt u, o annimmt, was wohl eben so richtig sein möchte, so ist dies vielmehr eine Bestätigung derselben. Wer hört hier nicht den harmonischen Dreiklang ganz deutlich hindurch: Grundton, Terz und Quinte? Auf diesem Unterschiede des euphonischen Momentes beruht nun auch das Sangbare einer Sprache, so wie es selbst aus der größern oder geringern musikalischen Grundanlage eines Volkes hervorzugehen scheint. Am meisten sangbar ist dem Gesagten zufolge diejenige Sprache, welche dies musikalische Element in ihren Selbstlautern am vollkommensten zeigt. Daher ist auch das Englische zum Gesange ungünstig; das Französische weniger, da ihm an und für sich dieses Tonverhältniß nicht ganz fremd ist.

Mit der hier aufgestellten Ansicht hängt noch Verschiedenes zusammen. Erstlich ergibt sich daraus die Wirkung der Assonanz, wie sie nicht bloße Allitteration ist, und die des Reimes, als der euphonischen Gleichstellung. Zweitens erklärt sich auf diesem Wege am deutlichsten, warum die Abwechselung der Selbstlauter in der schönen Rede überhaupt und in der dichterischen Strophe insonderheit für den Wohllaut so nothwendig ist. Sie ist ein Tonwechsel, eine Folge von Tönen, ohne welche in der Rede nichts einer Melodie Aehnliches stattfinden könnte. Vorzüglich aber erläutert sich so der innere Zusammenhang, den der Selbstlauter eines Wurzelwortes mit dem in ihm liegenden Empfindungsmomente hat, woraus denn gleichsam der geistige Charakter des Wortes entsteht. Eine weitere Ausführung dieses letzten Punktes möchte, da die Sache an sich bekannt ist, hier überflüssig sein. Dagegen ist aber noch eine Schwierigkeit zu beseitigen, eine Lautart, welche unserer Ansicht widersprechend oder wenigstens mit derselben unvereinbar zu sein scheint. Wir meinen die Doppellaute (Diphthongen). Welche Stelle können diese in unserer Tonleiter einnehmen? Sind sie als nacheinander oder als miteinander angeschlagene Töne (Akkorde) zu betrachten? Da sie eigentlich nicht als eine Einheit vernommen werden, so müssen wir uns für das Erstere erklären. Bemerkenswerth ist dabei, daß sie stets vom tieferen zum höheren Tone übergehen. So wie ai, au, ei, eu, äu. Auch müssen wir noch bemerken, daß bei dem Gesange, so wie auch bei fast allen mundartischen Abweichungen von der mustergültigen Sprache der Diphthong wieder in einen einfachen Laut überzugehen scheint.

Wir überlaſſen nun dieſe Anſicht, die wir keineswegs als maßgebend aufſtellen wollen, die uns aber doch für die theoretiſche Auffaſſung und Behandlung unſerer Sprache nicht als bedeutungslos erſchien, der Beurtheilung Kundiger, falls ſolche ſich dafür intereſſiren ſollten.

Crefeld. **Karl Nisler.**

Sprache und Poeſie der Slawen.

Unſer Deutſchland hat die perſönliche Bekanntſchaft mit den Slawen in den Kriegsjahren 1814 und 1815 gemacht. Damals kam ihnen die politiſche Sympathie von unſerer Seite entgegen, aber für die inneren und geiſtigen Intereſſen dieſer Völker hatten wir nicht die Zeit, eine tiefer gehende Aufmerkſamkeit aufzuwenden. Wohl hörten wir ſie ihre Volkslieder ſingen, und einzelne wurden uns gedolmetſcht und gingen ſelbſt in den Volksbeſitz über: aber die nähere Bekanntſchaft konnte nur auf langſamem, gedehnten Wege erfolgen. Der lange Frieden gewährte auch der Entwickelung dieſer Völker einen großen Vorſchub; durch die von Deutſchland aus ihnen zukommende Bildung gelang es ſerbiſchen, illyriſchen, böhmiſchen Gelehrten, das Auge der Leſenden auf die einheimiſchen Schätze der Slawen zu lenken. Mit welcher Freude begrüßte Göthe und bald ganz Deutſchland die naturkräftige Volkspoeſie der Serben! Als aber weiterhin beſonders unter den Böhmen die Gelehrſamkeit und Geſchichtſchreibung ſich in nazionalem Gewand zu entwickeln begann, ſo war es nicht zu verwundern, daß die ſich abſtoßenden Sympathieen beiderſeitiger Nazionalität auch zu Colliſionen führen mußten. Der politiſchen Geſchichte der Böhmen von Pulazky und der Urgeſchichte des Slawenthums von Schafarik wollte man zum Verbrechen machen, daß dieſe Männer im patriotiſchen Eifer für ihr Volk ſich hier und da Aeußerungen erlaubten, die nicht durchaus zum Ruhm deutſcher Nazionalität gereichten. Mit Einem Wort, es war uns etwas Neues, ſlawiſche Patrioten ſprechen zu hören.

Man nannte die Beſtrebungen dieſer Männer einſeitig und undankbar, ohne zu bedenken, daß jeder Patriotismus einſeitig iſt und ſein muß, und daß jedes Volk, das ſich bildet, ſobald es ſich ſelbſt fühlt, ſeinen Lehrjahren entwachſen iſt und in dieſem Sinne jede Entwickelung ihren Undank in ſich trägt.

Der Patriotismus iſt aber der ſittlich berechtigte Boden, den jedes Volk für ſich anzuſprechen hat. Weiſen wir den Nachbar auf das höhere Gebiet des Kosmopolitismus zurück, ſo haben vor Allen wir Deutſchen, die wir uns rühmen, in dieſer Richtung ſtärker als andere Völker zu ſein, allen Grund, auch dem ſlawiſchen Patriotismus die kosmopolitiſche Duldung angedeihen zu laſſen.

Zu einer gegenſeitigen Anerkennung führt wohl nichts ſicherer, als ein gegenſeitiges Verſtändniß. Jedermann weiß, daß die Slawen ſich lange her bemüht haben, unſere Sprache und unſere Bildung ſich mehr und mehr vertraut zu machen; wir können aber von unſerer Seite nicht das Gleiche rühmen. Während man täglich darüber Klagen hören kann, daß unſere weſtlichen Nachbarn ſo wenig vom deutſchen Weſen wiſſen und begreifen, iſt es zuverläſſig, daß unſere öſtlichen Nachbarn, die Slawen, uns unendlich unbekannter ſind, als Franzoſen und Engländern unſer Deutſchland. Slawiſches Land iſt den meiſten Deutſchen terra incognita. Daß ihre Sprache uns ſtammverwandt, wiſſen wenige, ja die meiſten halten ſie für ſo fremd und barbariſch, wie türkiſch oder ungriſch.

Wir wollen in den folgenden Blättern verſuchen, eine Ueberſicht über die Eigenthümlichkeit der ſlawiſchen Grammatik zuſammenzuſtellen, um unſere Landsleute daran zu erinnern, wie nah die Beziehungen ſind, die zwiſchen der indiſchen, den klaſſiſchen Sprachen, unſerer Mutterſprache und den ſlawiſchen Idiomen ſtattfinden, und vielleicht einen oder den andern Leſer zu veranlaſſen, auf dieſem nicht ſo ſehr undankbaren Gebiete ſich etwas beſſer umzuſehen.

Nach dieſem werden wir es verſuchen, über den Reichthum ſlawiſcher volksthümlicher Poeſie eine ſo viel als möglich erſchöpfende Ueberſicht zu geben.

Ueber die Lautlehre wollen wir uns Alles ermüdenden Details enthalten und nur das Allgemeinſte in wenigen kurzen Sätzen zuſammenfaſſen.

1) In den ſlawiſchen Sprachen iſt der Vocalismus viel weniger, der Conſonant hingegen feiner entwickelt, als in unſeren verwandten Sprachen. Die urſprüngliche Weichheit der Sprache zeigt ſich darin, daß die Silbe in der Regel vocaliſch ſchließt; im

Altſlawiſchen kann ein Wort nur auf den Vokal ſchließen, d. h. der Silbe klingt jedenfalls einer jener matten Vocale nach, welche ſie Zerr und Zerj nennen; und die Jakob Grimm für halbverſchluckte u und i prädicirt hat, wie auch letzteres Zeichen unſeren mouillirten Buchſtaben entſpricht.

2) Dem Slawen fehlt die organiſche Länge des Vocals, die der Indier, Grieche, Lateiner und Gothe immer gehabt hat, und er kennt eigentlich nur kurze Vocale.

3) Eigenthümlich iſt das Accentſyſtem, das ſich in den ſlawiſchen Idiomen nach völlig diverganten Richtungen entwickelt hat, ſo daß jedes Idiom ſeinen unabhängigen Weg geht. Am auffallendſten iſt der ruſſiſche Accent, der mit nichts in Europa als dem Griechiſchen zu vergleichen, dieſen ſogar an Beweglichkeit der Tonſtellung noch übertrifft.

4) Die uns ſo auffallende Häufung der Conſonanten im Silbenanlaut beruht auf der oben erwähnten Vernachläſſigung des Vocals, indem der Slawe durch die Betonung der Endſilben eine Neigung hat, den Wurzelvocal der Wörter herauszuwerfen, ſo daß bloß der Derivativ- oder Flexionsvocal der Schlußſilben die Tonkraft des Worts repräſentirt.

5) In einigen Mundarten, wie Böhmiſch und Serbiſch, können auch die liquiden Laute R und L (das ſich factiſch dann in u auflöſt) die Stelle des Wurzelvokals vertreten.

6) Sind die Laute ſelbſt den anderen Sprachen gleich, ſo haben doch Polen und Böhmen ein ihnen eigenthümliches R mouillé, deſſen Werth ſich nach franzöſiſcher Orthographie durch rjé ausdrücken läßt.

7) Der einzige den Slawen ganz eigenthümliche Sprachlaut iſt das ruſſiſche breite oder lambaciſtiſche L, das durch eine Wölbung der Zungenſpitze producirt wird. Daſſelbe wird, aber in geringerer Ausdehnung, auch im Polniſchen gebraucht, wo es als durchſtrichenes L ausgezeichnet wird.

Unter dieſen ſieben Punkten wollen wir nur den erſten, wichtigſten noch einmal in's Auge faſſen und mit einigen Beiſpielen erläutern.

Slawiſche und germaniſche Silbenbildung laſſen ſich ſo verſinnlichen, wenn wir den Conſonant durch I, den Vocal durch O bezeichnen.

Normalſtellung

im ſlawiſchen	im germaniſchen
I I O.	I O I.

Man vergleiche einige bekannte Wörter:

la-be	el-be.
ra-bota	ar-beit.
bra-da	bart.
grad	gar-ten.
mar-mor	mar-mor.

Der Slawe ſucht den Conſonanten im Anlaut und gewinnt dadurch vocaliſchen Silbenſchluß, wie es im Ganzen auch der Grieche liebt. Darum werden hier, wie im Griechiſchen, ſo gern flexiviſche Schlußconſonanten abgeworfen. Aber der Slawe haßt auch noch den reinen Vocalanlaut und beſonders der Hindus, die er durch eingeſchobene Halbvocale, nämlich j und v zu umgehen weiß. Unſer h kennt er nicht. Wie nur wenige Mundarten ſpäter gedehnte Vokale zeigen, ſo iſt auch der Diphthong ſelten.

Dem oben angegebenen Syſteme der Silbenbildung ſcheinen aber zwei Momente zu widerſprechen. Das eine iſt der polniſche Naſal, indem den Vokalen o und e ein n angehängt wird; r ſcheint aus einer naſalen Färbung des Vocals entſprungen und erſt ſpäter conſonantiſche Geltung angenommen zu haben. Das zweite Moment iſt, daß das dem Conſonanten nachſchlagende kurze i oder j ſich hinter Schlaglauten in einen Ziſchlaut zu aſſimiliren pflegt, ſo daß alſo dieſe Silben jetzt conſonantiſch ſchließen, wenn man überſieht, daß eben der Ziſchlaut den Vokal i hiſtoriſch in ſich ſchließt. So ſind aus den Verbindungen pj, gj, tj dj, sj, rj (wie zum Theil im Sanſkrit und vielen anderen Sprachen) die vielen ſlawiſchen tsh, tç, ts, dſ, ſ, ſh, ç, rſh hervorgegangen *).

*) Da wie in dieſem Aufſatz, was zur Speachvergleichung ohnehin unentbehrlich iſt, uns durchaus dee lateiniſchen Scheift bedienen müſſen, ſo ſei kuez eewähnt, wie wie die Zeichen verwenden. Das y iſt dem Slawen ein teübeees i, das dee Ruſſe unſerm ü, der Pole dem e näheet; Böhmen laſſen es im Laut mit i zuſammenfallen; die Südſlawen auch in der Schrift. Unſer ſ iſt weiches, s haetes s oder ſs, sh iſt ſch, ſh aber das franzöſiſche j, durch ç ſuchen wir den Mittellaut zwiſchen unſeem ß und ſch auszudrücken. Daß das ruſſiſche L lambacirt wird, iſt eewähnt; das ruſſiſche g wird aſpirirt, wie bei uns am Niederehein. Noch iſt zu merken, daß wie im Deutſchen eigentlich ßlawiſch und der Sslawe ſcheeiben ſollten, da die Diffeeenz zwiſchen haetem und wei-

Aus allem Geſagten können wir das Reſultat ziehen, der Lautcharakter der ſlawiſchen Sprache iſt entſchiedene Weichheit. Germanen und Römer häufen Conſonanten im In- und Auslaut, und dadurch wird die Sprache härter und ſchwerer.

Der nämliche Charakter wird ſich auch in der innern Structur der Sprache nachweiſen laſſen, der ſich ſo zuſammenfaſſen läßt: Caſusreichthum neben Mangel der Conjugation, fehlender Artikel und Reichthum an Partizipien. Man ſieht, der nominale Organismus überwiegt gegen den verbalen; kann man aber das Nomen die Pflanze und das Verbum das Thier der Sprache mit Recht nennen, ſo folgt daraus, daß der ſlawiſche Sprachcharakter mehr vegetative als zoophyte Lebendigkeit in ſich hat, und auch dieſes weiſt auf ein gebundenes paſſiveres Leben, als es unſeren anderen europäiſchen Sprachen inwohnt.

Ohne aber das Phyſiologiſche der ſlawiſchen Sprache in ein weiteres grammatiſches Detail zu verfolgen, ziehen wir es vor, ſtatt deſſen zu verſuchen, wie wir die weſentlichen Momente kurz ausheben können, welche den charakteriſtiſchen Gehalt der ſlawiſchen Grammatik nach ihrer innern Structur und durch alle Mundarten ausmachen.

Wie alle Sprachen indiſchen Stammes, geht auch die ſlawiſche vom Organismus des Verbums aus, und zwar vom ſogenannten ſtarken oder primären Verbum. Es hat aber einige Schwierigkeiten, in der ſlawiſchen Grammatik die ſtarke Conjugation genau von der ſchwachen zu unterſcheiden, und hierin iſt auch zum Theil Dobrowsky, der mit Recht als der Gründer der ſlawiſchen wiſſenſchaftlichen Grammatik gilt, in ſeinen Darſtellungen noch nicht hinlänglich entſchieden aufgetreten. Hätte er die Reſultate der Grimmiſchen Grammatik auf ſein Gebiet bereits anwenden können, ſo würde er einen Schritt weiter gegangen ſein. Es geht den ſlawiſchen Grammatikern hierin, wie den lateiniſchen, von deren Vorbild jene ausgingen, während nur die deutſche Sprache und die ſcharfſinnige Darſtellung unſers Grimm zuſammen das Verdienſt haben, daß ſie dieſe Differenz weit faßlicher und klarer herausſtellen, als anderwärts der Fall iſt. Wie die Lateiner ihr amâre, tenêre und audire fälſchlich in Eine Reihe ſtellten mit der primären Form legĕre, ſo ging es auch der ſlawiſchen Kon-

---

chem s in dieſem Sprachen ein organiſches iſt. Wir ſind aber bei dem einmal eingeführten Mißbrauch geblieben.

jugation. Sie hat ſchwache und abgeleitete Verba auf a, i, je, ov oder n und mit der Silbe nu, welche ſie mit den einfachen primären Formen irrthümlich auf eine Reihe ſetzte. Die wiſſenſchaftliche Grammatik muß beides weit auseinander halten. Denn vom primären Verbum ſtammt das ſecundäre Nomen, und erſt vom ſekundären Nomen das terziäre oder ſogenannte ſchwache Verbum.

Die ſlawiſche Conjugation hat urſprünglich drei flektirte Tempora gehabt, Präſens, Präteritum und Imperativ. Die Flexionszeichen der Perſonen ſind völlig dieſelben, wie in allen unſeren Sprachen, und laſſen ſich auf das Sanſkrit zurückführen. Die erſte Perſon Singular endet entweder auf das urſprüngliche M, wie dam, ich gebe, gleich dem griechiſchen Verbum auf M, oder auf ein U, das dem lateiniſchen O entſpricht, wie biju, ich ſchlage. Die zweite Perſon flectirt auf S oder häufiger Sh; dasi, du gibſt; bieshi, du ſchlägſt; die dritte auf T, wie lateiniſch und deutſch, biet, er ſchlägt. Dieſes T hat ſich jetzt nur im Ruſſiſchen erhalten; alle anderen Slawen werfen es ab, wie die ſüdromaniſchen Sprachen. Die erſte Perſon Plural hat überall ein M, biem, wir ſchlagen; in den Mundarten, wo eine Colliſion mit dem Singular zu fürchten wäre, iſt ihm noch ein Auslautsvokal belaſſen (mo, my, me); die zweite biete, ihr ſchlagt; die dritte wieder T, vor dem überall ein älteres N ausgefallen iſt; bijut, ſie ſchlagen. Auch hat ſich das lateiniſche T nur im Ruſſiſchen erhalten, während es griechiſch, romaniſch und neudeutſch verloren iſt. Der Slawe hat aber im ältern Dialekt auch noch den indiſchen Dual, und zwar vollſtändiger als der Grieche; bieva heißt wir beide ſchlagen; bieta, ihr beide ſchlagt und ſie beide ſchlagen; dabei tritt aber eine Eigenheit der Sprache heraus, die wir nachher beſprechen; ſie tritt mit dem Verbalorganismus in's Nomen herunter, denn ſie ſtellt dem Dual, den ſie als Masculin auffaßt, ein Feminin zur Seite, ſo daß bieva im Feminin bievje, bieta aber bietje bildet.

Das altſlawiſche Präteritum iſt mit einem Conſonant abgeleitet, der in der Geſtalt des gutturalen X in allen erſten Perſonen ſteht; in der zweiten und dritten fällt er im Singular ab, in den andern Numeris tritt er als S oder Sh auf. Es iſt kein Zweifel, daß dieſer Ableitungsbuchſtabe dem S entſpricht, das den griechiſchen Aoriſtus I und ſo viele lateiniſche Perfecta bildet, alſo ἔτισα, scripsi entſprechen dem ſlawiſchen bix ich ſchlug, bi du ſchlugſt, bi er ſchlug, bixum wir ſchlugen, biste ihr ſchlugt, bisha ſie ſchlugen. Die Dualformen lauten bixova, bixovje und

bista, bistje. Man hat Grund zu glauben, daß auch dem Slawen S der urſprüngliche Ableitungskonſonant war, der ſich nach euphoniſchen Geſetzen in χ oder sh wandelte oder abfiel.

Dieſes einfache Präteritum haben aber unter den heutigen Dialekten nur die Südſlawen beibehalten, die Serben, Kroaten, Dalmatier, Krainer; allen Nordſlawen fehlt jetzt das einfache Präteritum und ſie erſetzen es durch eine Participialform.

Die dritte flektirte Form iſt nun der Imperativ. Dieſer entſpricht in ſeiner Formation dem Konjunktiv oder Optativ anderer Sprachen; er wird durch ein dem Präſens eingeſchobenes i gebildet; da er aber hier nur als Imperativ vorkommt, ſo fehlt ihm die erſte Perſon. Es iſt eine große Seltſamkeit aller ſlawiſchen Idiome, daß ihnen der flektirte Konjunktiv gänzlich fehlt und als ſolche ſyntaktiſch nie entwickelt worden iſt. Nämlich das Präteritum des Verbum ſein, welches byχ lautet, aber in by abgekürzt wird, fixirte ſich frühzeitig aus dem Begriff ich war oder ich wäre in die verſteinerte Form einer Partikel etwa und braucht nun einem Satz bloß eingeſchoben zu werden, um in ihm das potenzielle Verhältniß oder alles Ungewiſſe zu bezeichnen, was unſere anderen Sprachen in das Tempus Konjunktiv verlegen. Dabei bleibt das Hauptverb immer in der Form des Indikativ, und zwar gewöhnlich des partieipialen Präteritum. Man darf dieſes als einen großen Mangel der ſlawiſchen Konjugation betrachten, zumal, wie geſagt, die ganze Form für den Konjunktiv ſchon im Imperativ bereit gelegt war, die in anderen Sprachen für beide Funktionen ausgebildet wurde. Für unſer Beiſpiel diene: bii, ſchlage, er ſchlage; biim, laßt uns ſchlagen; biite, ſchlaget, laßt ſie ſchlagen. Beim Dual biiva, biivje und biita, biitje.

Während nun die heutigen Südſlawen ihr eigenthümliches einfaches Präteritum wenigſtens theoretiſch dem tempus historicum oder aoristus der alten Sprachen und das komponirte Präteritum dem Perfekt analog ſtellen können, ſo behaupten ſie, in der Grammatik auch noch ein eigenthümliches Imperfekt zu beſitzen. Dobrowsky hat aber klar und unwiderſprechlich nachgewieſen, daß dieſes ſogenannte Imperfektum nicht der reinen Flexion, alſo nicht der wirklichen Konjugation angehört; vielmehr iſt es eine neue Eigenheit der ſlawiſchen Grammatik, daß ſie den Begriff des lateiniſchen solêre nicht, wie andere Sprachen, als ein ſelbſtſtändiges Verbum aufgefaßt hat, ſondern von allen ſtarken Verben eine abgeleitete ſchwache Form bilden kann, in der ſie dieſen Begriff ſodann flexi-

viſch entwickelt. Daraus entſtehen ihre verba iteraliva oder frequentativa. Das verbum frequentativum iſt in der Regel eine erweiterte Form des einfachen Verbum mit eingeſchobenem v, j oder auch anderen Konſonanten, die nach der ſchwachen A-Konjugation flektirt; ſo gilt neben dam die Form davam, ich gebe öfters oder pflege zu geben, neben biti, ſchlagen, ein ſchwaches bijati, öfters ſchlagen. Von dieſer letztern Form nun wird jenes ſogenannte Imperfektum gebildet; es iſt wie das Präteritum des einfachen Wortes mit dem Konſonant S abgeleitet, der ſich in Sh und χ verändert. Alſo bijaχ, ich ſchlug, bijashe, du ſchlugſt und er ſchlug; bijaχom, wir ſchlugen, bijaste, ihr ſchluget, bijaχu, ſie ſchlugen. Dieſes iſt altſlawiſch; vergleicht man damit die ſüdſlawiſche, ſerbiſche oder illyriſche Flexion, ſo wird ſich finden, daß das ſogenannte Imperfekt in der A-Konjugation ſich vom Perfekt nur in einer etwas abweichenden Verſtümmlung des ableitenden S unterſcheidet; in allen übrigen Konjugationen aber geht nun das Imperfekt nach dieſer A-Konjugation, woraus ſogleich klar wird, daß es nicht als eigenthümliche Flexion jeder einzelnen Konjugation betrachtet werden kann. Dazu kommt noch der Umſtand, daß dieſes praeteritum iteralivum nicht in denjenigen Verben gebildet werden kann, welche der Slawe verba perfectiva nennt, wovon wir ſogleich ſprechen.

Sieht man nun aber auf den ſyntaktiſchen Gebrauch, den die Südſlawen, namentlich die ſerbiſchen Länder, von ihren verſchiedenen Präteritalformen machen, ſo muß man geſtehen, daß ſie dieſen Reichthum nicht in ihren Nutzen zu verkehren wußten, denn ſie erzählen, wie unſere Volksſprache, am liebſten im Präſens, ſpringen dann auch ohne erheblichen Grund, in's participielle Perfekt über, und bedienen ſich ihres einfachen Präteritum und des iterativen Imperfekt im Ganzen nur ausnahmsweiſe, ſo daß alſo der ſyntaktiſche Unterſchied dieſer Formen nahezu verloren geht. Es iſt alſo eher ein Ueberfluß der Formation, als grammatiſcher Reichthum und entſchuldigt einigermaßen den Mißbrauch, daß die nördlichen Dialekte Ruſſiſch, Polniſch und Böhmiſch, in der neuern Sprache ſich ganz auf das participielle Präteritum beſchränkt haben. Die frequentativen beſtehen aber daneben als ſelbſtſtändige Verba fort.

Das uns Fremdartigſte am ſlawiſchen Verbum iſt aber der Unterſchied der verba perfectiva und imperfectiva; dafür müſſen wir etwas weiter ausholen.

Hegel ſpricht irgendwo von den drei Dimenſionen der Zeit, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Er macht aber anderwärts oft genug darauf aufmerkſam, daß was wir Gegenwart, das itzt nennen, eigentlich ein nicht fixirbarer, verſchwindender, mathematiſcher Punkt iſt. Die Grammatik ſieht nun freilich nicht ſo ſcharf, wenn ſie ein Tempus Präſens aufſtellt, allein wahrſcheinlich bleibt es doch, daß die Sprache zuerſt keineswegs das Präſens fixirte. Das erſte Bedürfniß der Mittheilung ſcheint die Erzählung, Bericht eines Geſchehenen. So iſt im Hebräiſchen das Präteritum die Grundform des Wortes, und ein einfaches Präſens beſteht gar nicht, ſondern wird participal ausgedrückt. Oder man könnte auch vermuthen, das erſte Bedürfniß des Sprechenden ſei, ſeine Willensmeinung kund zu thun, die auf ein Zukünftiges gerichtet iſt; ſo wäre es das Futurum, womit die Sprache anfinge. Es iſt aber ſicher, daß Vergangenheit und Zukunft von der Sprache eher fixirt worden, als die Gegenwart, weil ſie die beiden Pole der Verbalbewegung ſind, und die Pole werden immer eher fixirt, als deren Indifferenzpunkt, der hier die Gegenwart iſt. Dieſes ſcheint ſich in der Geſchichte des griechiſchen Verbum auszuſprechen. Bei den älteſten ſtarken griechiſchen Verben, zumal denen mit Liquidalcharakter, hat es wenigſtens für diejenige Theorie, welche in der Sprache vom Einfachen auszugehen liebt, ſehr viel Einleuchtendes, daß aus einfachen Wurzeln, wie βαλ, ταμ zunächſt die Futura βαλω, ταμω und die Aoriſte ἐβαλον, ἐταμον ſich bildeten, und daß die verſchiedenen Verſtärkungen der Grundform zur Bildung des Präſens, wie βαλλω, τεμνω als Derivation, folglich für jünger angeſehen werden können. Die Sprache fixirte alſo hier ſichtbar das Präſens zuletzt. Etwas dieſem Aehnliches ereignete ſich im Slawiſchen, die einfache Grundform des Worts blieb hier in der einen Hälfte der Verba beim Begriff des Futurum ſtehen, während die andere Hälfte mit derſelben Form in den Begriff des Präſens weiterſchritt. So gibt es alſo jetzt einerſeits Verba, welche kein Präſens, anderſeits ſolche, die kein Futurum haben; die letzten nennt man verba perfecta, die erſten imperfecta, deutlicher wäre vielleicht Präſensverba und Futurverba. Zur großen Verwirrung in der Theorie werfen aber die ſlawiſchen Grammatiker dieſe Differenz mit der der einfachen und frequentativen Verba durcheinander, während ſich beide vielmehr durchkreuzen. Daher ſagen ſie: perfectiva ſind ſolche, die eine einmalige Handlung ausdrücken, imperfectiva, die eine mehrmalige oder fortdauernde Hand-

lung bezeichnen. Daher das Präteritum der erſten Klaſſe dem hiſtoriſchen Tempus, Aoriſt oder lateiniſchen Perfekt entſpricht (daher der Namen verba perfectiva), das Präteritum der zweiten aber dem klaſſiſchen Imperfektum, das eine Dauer oder eine Wiederholung ausdrückt (verba imperfectiva). Dieſelbe Differenz kann man nun durch Imperative, Infinitive und Participien verfolgen; ſie geht aber meiſt verloren, wie bei den griechiſchen Tempora im gleichen Fall.

Nun bedienen ſich die ſlawiſchen Sprachen verſchiedener Kunſtgriffe, um für jede einzelne Verbalform ein Präſens und ein Futurum zu gewinnen. Im beſten Fall werden zwei Verba deſſelben Stammes, eines nach ſtarker und eines nach ſchwacher Form gebildet. So dient das ſchon erwähnte einfache dam ſyntaktiſch eigentlich als Futur: ich werde geben. Dagegen wird ein abgeleitetes daju gebraucht, um das Präſens: ich gebe, auszudrücken. Man könnte dieſe ſchwache Form ein Frequentativ nennen, obgleich ſie von dem ſchon erwähnten davam, ich pflege zu geben, wieder verſchieden iſt. So wird vom einfachen padu, ich werde fallen, das ſchwache padaju, ich falle, abgeleitet. So von sadu, ich werde mich ſetzen oder ſitzen, sjeſhdu, ich ſitze; von lagu, ich werde mich legen oder liegen, leſhu, ich liege. Von kuplju, ich werde kaufen, kupuju, ich kaufe, von lishu, ich werde entbehren, lishaju, ich entbehre. Die Sprache muß alſo hier immer zwei Verba Einer Wurzel in Bereitſchaft halten, um die ganze Konjugation zu gewinnen, und ſie entwickelt auch in dieſer Beziehung einen bewundernswerthen Reichthum.

Da aber dieſe Formation bei weitem nicht überall ausreicht, ſo müſſen noch andere Derivationen aushelfen. Dies wird beſonders durch die Ableitungsſilbe nu erreicht, welche auch im Indiſchen, Griechiſchen und Gothiſchen (wo nô ein Paſſiv bildet) bedeutende Rollen ſpielt. In der Regel ſtehen ſich hier zwei ſchwache Verba mit verſchiedenen Derivationen gegenüber. Das Verbum stoju, ich ſtehe, bildet für's Futurum stanu, ich werde ſtehen; zu pljuju, ich ſpeie, gilt pljunu, ich werde ſpeien; zu dvigaju, ich bewege, dvignu, ich werde bewegen u. ſ. w.

Hilft auch dieſer Kunſtgriff nicht, ſo ſteht ein anderer in Reſerve, der ſelten im Stich laſſen wird. Die urſprüngliche Futurnatur der einfachen oder Präſensform hat ſich zwar in primitiven Verben, wie geſagt, oft in's Präſens beſtimmt, tritt aber als vorherrſchendes Element wieder hervor, ſobald ein Verbum mit

einer Präfixpartikel komponirt wird. Das heißt, um von jedem Präſensverbum ein Futur zu bilden, hat man nichts weiter nöthig, als der Wurzel irgend eine der vielen einfachen Partikeln vorzuſchieben, was der Slawe ſo gerne thut, wie unſere anderen Sprachen. Die Wahl der Partikel iſt für dieſen Zweck ganz gleichgültig; es bedarf dabei nur der Rückſicht, daß die gewählte Partikel dem Begriff des Worts anpaſſe oder wenigſtens ſeine Bedeutung nicht weſentlich verändere. Will ich alſo von pishu, ich ſchreibe, ein Futur haben, ſo ſetze ich die Partikel na, auf, davor; napishu heißt nun freilich eigentlich nicht, ich werde ſchreiben, ſondern, ich werde aufſchreiben, was aber die Sache nicht weſentlich verändert. So lautet von idu, ich gehe, das Futur mit der Partikel po, nach, gebildet poidu (wo oi zum Diphthong wird) wörtlich, ich werde nachgehen. Und ſo mit allen anderen Vorpartikeln.

Wenn aber alle Stricke reißen, ſo kann man, wie in anderen Sprachen, das Futur mit dem auxiliare budu, ich werde ſein, umſchreiben, dem das Hauptverb im Infinitiv oder im Partieipial-Präteritum beigegeben wird.

Wir bemerken alſo, daß das ſlawiſche Verbum von konjugirten Formen faſt nur das Präſens beſitzt, das aber dem Begriff nach bald Präſens, bald Futur iſt; denn der dem Konjunktiv entſprechende Imperativ iſt nicht vollſtändig ausgebildet und das einfache Präteritum iſt in den meiſten Idiomen wieder ausgeſtorben. Dieſe Armuth an wirklich organiſcher Verbalbildung führt uns wieder auf einen allgemeinen Standpunkt.

Schelling ſagt (in einem Gedicht) der Mann ſei das Thier, das Weib die Pflanze der Menſchenſchöpfung. Schreiber dieſes pflegt das Verbum das Thier, das Nomen die Pflanze der Sprache zu nennen. Beiden Vergleichungen liegt als tertium der Gegenſatz des Selbſtſtändigen und Selbſtthätigen gegen ein Paſſiveres, Gebundeneres zu Grund. Es iſt der Gegenſatz der zoophyten (thierlebigen) und vegetativen (pflanzenlebigen) Natur, die wir im Verbal- und Nominal-Organismus wiederfinden. Je nach dem Charakter der Völker wird auch ihre Grammatik nach einer der beiden Seiten ſich völliger entwickeln. Das Indiſche hat eine reiche Nominal- oder Kaſusentwickelung, während ſein Verbum tief unter dem Griechiſchen ſteht; Niemand wird auch der geſammten indiſchen Natur den Charakter des Pflanzenlebigen abſprechen wollen. Beim Griechen dagegen iſt der Kaſus ſparſam entwickelt und der Verbalorganismus überwiegt weit; einem hochkräftigen Volk, wie das griechiſche,

entſpricht die zoophyte Sprachbildung. Weniger zum Volkscharakter zu ſtimmen ſcheint dagegen, daß die Römerſprache zwiſchen zoophyter und vegetaler Bildung ein gewiſſes Gleichgewicht darſtellt, was man auch von der neudeutſchen Grammatik behaupten könnte. In den heutigen romaniſchen Sprachen hat der Nominalorganismus ganz aufgehört; ſie ſind nur noch zoophytiſch lebendig; beim Engländer iſt alle Flexion bis auf eine Spur zoophyten Lebens verſchwunden. In dieſer Beziehung ſtellt ſich nun der Slawe dicht neben den Indier, das heißt, ſein Verbalorganismus iſt beinahe untergegangen, während der nominale faſt den völligen Reichthum der Indiers (ſieben Kaſus von achten) beſitzt. Daß dieſes zum Charakter des Slawenvolkes ſtimmt, wollen wir ſpäter auszuführen verſuchen.

Wie ſehr die ganze Bildungskraft des ſlawiſchen Organismus ſich aus dem zoophyten Leben zurück und in die Vegetation geworfen hat, das zeigt ſich beſonders in der unendlich reichen Entfaltung der Partizipialformen; das Verbum ſelbſt löst ſich ſo zu ſagen in Nomina auf, das heißt in Adjektiv- und Subſtantivformen.

So iſt für's erſte allen Slawen ein participium præterili activi gemein, das weder die romaniſche noch germaniſche Zunge jemals gekannt hat, und das in den neuen Idiomen allgemein die Stelle des einfachen Perfekt ausfüllt. Ja die Vorliebe für dieſe Form hat das einfache Präteritum in Vergeſſenheit gebracht. Der Slawe ſtellt das, was geſchehen iſt, als ein abgeſchloſſenes, als ein Objekt hin, giebt ihm darum Nomencharakter, Sexus und Numerus. Es erinnert dieſes zwar an die romaniſch-germaniſche moderne Einrichtung der verba auxiliaria, iſt aber davon doch weſentlich verſchieden, weil, wie geſagt, unſere Sprachen durchaus kein participium præteriti activi kennen, ſondern ſehr unlogiſch das urſprüngliche participium præterili passivi hieher verwenden, was nur beim verbum neutrum leidlicher ſich ausnimmt, weil z. B. bei der Form „ich bin gegangen" kein Paſſivbegriff im Spiel iſt. Aber das franzöſiſche j'ai aimé und deutſche „ich habe geliebt," iſt in der That eine viel ſchlechtere Form als das ſlawiſche Perfektum, weil dieſe Partizipien weſentlich als paſſive gebildet worden ſind; dem ſlawiſchen Präteritum ließe ſich nur das griechiſche participium præterili activi im Perfekt und Aoriſtus vergleichen.

Dieſes fragliche Partizip wird nun in allen ſlawiſchen Zungen durch das Suffix L gebildet. Es iſt im Ruſſiſchen und Polniſchen ein breites lamdaziſtiſches, beim Böhmen dem dieſes fehlt, ein ge-

wöhnliches L, beim Südſlawen ebenſo, nur daß er es auslautend völlig in den Vokal O aufgelöst hat. In der ruſſiſchen Konjugation kommt eine Klaſſe von Verben vor, die das L abwirft; z. B. pekû ich backe, hat das Präteritum pek ich buk, wodurch der Schein einer ſtarken Präteritalflexion entſtehen könnte. Daß aber der Bildungslaut bloß abgeworfen iſt, ſieht man ſogleich am Feminin peklâ. Womit ſich nun dieſes ableitende L etymologiſch vergleichen laſſe, wollen wir hier nicht unterſuchen. Die Form hat in unſern Sprachen durchaus nichts Analoges.

Nun iſt zu merken, daß dieſes Partizip nicht als ſolches, d. h. niemals in der Funktion eines Adjektivs gebraucht wird, ſondern es ſteht immer an der Stelle, wo andere Sprachen ihr Präteritum gebrauchen, oder mit by verbunden als Konjunktiv oder Optativ und mit budu als Futurum. Dieſes Präteritum aber wird nun ſexuell flektirt; nämlich bil ſchlug, wenn es ein Mann iſt, eigentlich geſchlagen habender, hat im Feminin bila ſie ſchlug, und im Neutrum bilo, es ſchlug. Das Altſlawiſche hat den Dual bila Feminin bilje ſie beide ſchlugen, läßt aber den Plural bili unverändert; ebenſo die Ruſſen. Die Polen ſagen nur bili, wenn von männlichen Perſonen die Rede iſt; in allen übrigen Fällen ſteht bily. Die Böhmen und Serben haben neben dem Maskulin bili ein Neutrum bila; das Feminin heißt böhmiſch bily und ſerbiſch bile. Um nun die Perſonen des Präteritums zu unterſcheiden, fügt der Altſlawe das Verbum ſein bei, alſo bil jesmj, jesi, jestj (ich bin, d. h. ich habe geſchlagen, eigentlich ich bin ein geſchlagen habender; haben kann der Slawe nie als Auxiliare fürs Präteritum verwenden; mit dem Infinitiv verbunden, drückt es ihm unſer ich habe zu aus.) Ebenſo verfährt der Serbe, nur daß er das Auxiliare etwas verkürzt, (ſtatt jesam ich bin, bloß sam.) Die Nordſprachen hingegen laſſen in der dritten Perſon durchaus das Partizip allein ſtehen, ſo daß bil er der Mann ſchlug, bili ſie die Männer ſchlugen bedeutet. Eine ſehr kurze Ausdrucksweiſe, die durchaus kein Mißverſtändniß zuläßt. Die erſte und zweite Perſon müſſen aber nun von der dritten unterſchieden werden, und hierin verfahren die Sprachen nicht auf einerlei Weiſe. Die Weſtſlawen oder Polen und Böhmen ſetzen hier das Verbum ſein bei, nur in etwas verkürzter Geſtalt. Der Böhme ſchreibt jsem ich bin, jsi du biſt, jsme wir ſind, und jste ihr ſeid, wiewohl das j des Worts in der Regel nicht ausgeſprochen wird. Als Auxiliare heißt es nun bil sem ich habe geſchlagen, Feminin bila sem; bil si du haſt ge-

ſchlagen, bili smę wir haben geſchlagen, und bili ste ihr habt geſchlagen. Beim Polen ſind beide Formen noch ſchärfer geſchieden, indem das ſelbſtſtändige Wort ſein ſeine Form erweitert in jestem, jesteç, jesteçmy, jesteçtçe,*) während es als Hilfswort nicht nur verkürzt, ſondern völlig mit dem Verbum in Ein Wort vereinigt wird, ſo daß der Schein einer einfachen Flexion entſteht. Es heißt alſo bilem ich Mann ſchlug, Feminin bilam, neutral bilom, die zweite Perſon bileç, bilaç, biloç, Plural biliçmy wir Männer ſchlugen, ſonſt bilyçmy, biliçtçe ihr Männer ſchluget, ſonſt bilyçtçe. Hingegen der Ruſſe, der ſich überhaupt angewöhnt hat das Verbum ſein überall auszuwerfen, ſo daß es beinahe aus der Sprache verſchwunden iſt, bedient ſich zur Bezeichnung der beiden erſten Perſonen vielmehr der Pronomina ich, du, wir, ihr. Er ſagt alſo ja bil, ich Mann ſchlug, ja bila ich Frau ſchlug, ty bil du Mann ſchlugſt, ty bila du Frau ſchlugſt; im Plural my bili wir ſchlugen, und vy bili ihr ſchlugt, ohne Unterſcheidung der Geſchlechter. Das Neutrum ja bilo, ty bilo (ich, ein Neutrum, ſchlug) kann begreiflich in der natürlichen Sprache nicht vorkommen, denn wenn auch das Wort Kind ein Neutrum iſt, und man in der dritten Perſon davor bilo brauchen kann, ſo verſteht ſich doch von ſelbſt, daß das Kind von ſich ſelbſt nicht als Neutrum ſpricht, ſondern wie es die Alten ſprechen hört, als männliches oder weibliches Weſen. Jene Formen können alſo höchſtens in der äſopiſchen Fabel vorkommen, wo der Poet etwa einen Baum oder Topf oder ein andres vernunftloſes Objekt redend einführt.

Was nun die weiteren Partizipien betrifft, ſo iſt ferner das participium præsens passivi intereſſant, (das den römiſchen und gothiſchen Sprachen ebenfalls abgeht) wenn man es nämlich mit dem participium præteriti passivi zuſammenſtellt. Altſlawiſch heißt das erſte

Sing.	biem	biema	biemo	geſchlagen ſeiend.
Plural.	biemi	biemy	biema	
Dual.	biema	biemje	biemje	

das zweite aber

Sing.	bien	biena	bieno	geſchlagen geweſen oder geſchlagen.
Plural.	bieni	bieny	biena	
Dual.	biena	bienje	bienje	

*) Durch ç drücken wir den mittlern Laut zwiſchen ß und ſch aus.

Derſelbe Unterſchied beſteht noch im Ruſſiſchen, wo ja dvilhem*) ich werde bewegt heißt, ohne Hilfsverbum, im Fem. ja dvilhema, dagegen ja byl dvigan ich wurde bewegt, Fem. ja byla dvigana, und auch im Fut. ja budu dvigan, ich werde bewegt werden, Fem. dvigana.

Den übrigen Sprachen iſt das erſte dieſer Partizipe verloren gegangen und ſie brauchen das zweite auch im Präſens, wie unſre Sprachen. Auch ſtehen ſie ſodann adjektiviſch, z. B. polniſch tshytány der geleſene, Feminin tshytána, Neutrum tshytáne. Serbiſch inflexibel igran geſpielt. Die Vergleichung der beiden Partizipe iſt aber darum intereſſant, weil im Indiſchen das participium passivi im Präſens patshamânas, im Präteritum aber pêtshânas heißt, im Griechiſchen das Präſens τιομενος und das Perfekt τετιμενος und auch im Lateiniſchen nach Bopp's Entdeckung die Form legimini ein altes Partizip iſt, das im Singular legiminus, legimina, legiminum und im Plural legimini, legiminæ, legimina geheißen haben muß. Wir ſehen nun, daß dieſe drei Sprachen eine Partizipialflexion haben, die aus zwei Sylben beſteht, ma und na, oder mânas, menos, minus lautet, der Slawe hat daraus zwei Partizipien gemacht, eines mit M fürs Präſens, und eines mit N fürs Präteritum, biem und bien, dvilhem und dvigan. Sind nun dieſe beiden das zerſchnittene mânas oder iſt mânas das kombiinrte doppelte ſlaviſche? Oder aber iſt biem das abgekürzte indiſche patshamânas (für biemen) und bien das indiſche pêtshânas? Dieſes würde allerdings der Bedeutung nach am beſten ſtimmen, da ſie ſich beiderſeits als Präſens und Präteritum gegenüber ſtehen.

Ferner iſt merkwürdig, daß das zweite Partizip auf N im Slawiſchen nicht bei allen Verben gebräuchlich iſt, ſondern ſehr viele ſtatt deſſen eines auf T bilden. So heißt es neben bien, biena, bieno von biti ſchlagen, von piti trinken, pil, pita, pito, getrunken; im Böhmiſchen eben ſo. Im Indiſchen beſtehen dieſe beiden Formen auf T und N, als eine Art Adjektiva aus Verbalwurzeln; im Griechiſchen wird mit T das adjectivum verbale gebildet, von λεγω λεκτος oder λεκτεος, was zu ſagen iſt; im Lateiniſchen hingegen werden ſämmtliche participia passivi auf T gebildet. Nur das aus der Wurzel dâ gebildete Nomen dônum könnte auf den Beſtand eines frühern N-Partizip bezogen werden. Im Deutſchen haben ſich bekanntlich dieſe beiden Formen ſo geſchieden, daß die N-Form der ſtarken, die T-Form aber der ſchwachen Konjugation anheimfällt.

*) Durch lh wird das franzöſiſche j bezeichnet.

Im Slawiſchen iſt die Differenz an einzelne Wortklaſſen gebunden, ohne Rückſicht auf ſtarke oder ſchwache Verba.

Von dem participium præteriti passivi werden noch einige weitere Formen abgeleitet. So hat der Pole neben ſeinem Partizip tshytány das geleſene, eine abſolute Form tshytáno man hat geleſen, und ein Subſtantivum-Verbale tshytánie, das Leſen, was allgemein ſlawiſch iſt. Iſt aber das Partizip auf T gebildet, ſo ſo heißt es von bil geſchlagen, bity, bito und bitçe. Der Serbe ſagt ſowohl igran als igrat geſpielt, im Subſtantiv aber nur igranje das Spielen.

Außer den drei genannten Partizipien, deren zwei alle Slawen beſitzen, haben ſie aber ſämmtlich noch beſondere Gerundien für das Aktiv, und zwar ſowohl Präſens als Präteritum. Davon iſt im erſtern Fall der sing. masc. durch ſeine Kürze merkwürdig; er lautet altſlawiſch bija, nach andrer Auffaſſung eigentlich bijen, ſchlagend, indem ich ſchlage oder du ſchlägſt, wie das romaniſche battendo. So im Ruſſiſchen dvigaja, indem ich bewege, und im Böhmiſchen, wo man es modus transgressivus nennt, jsa indem ich bin. Im Polniſchen und Südſlawiſchen iſt dieſe einfache Form ausgeſtorben. Die Form bijen ſcheint aufs indiſche patshan, griechiſche τιων, lateiniſche legens zu deuten, entſpräche alſo dem participium præsens dieſer Sprachen. Dieſes wird noch wahrſcheinlicher durch die polniſche Form, welche ähnlich dem griechiſchen τιοντος, lateiniſchen legentis ein weiter gebildetes tshytàionts, als indeklinables Gerundiv, indem man lieſt, bildet, und davon das deklinirte Partizip tshytaiónts y, — a, — e, der die das Leſende. Ebenſo ſagt nun der Serbe, nur mit ausgefallenem N, inflexibel igrajutshi, indem ich, du, er ſpielt. Die andern Sprachen, welche jene kürzere Form für den sing. masc. beſitzen, müſſen doch die Flexion ebenfalls aus dieſer weiter gebildeten entlehnen. So gilt neben dem altſlawiſchen bija oder bijen das Feminin bijushtshi, indem ſie ſchlägt, der Plural für alle Geſchlechter bijushtshe, und der Dual für Maskulin und Neutrum bijushtsha, für das Feminin bijushtshi. Im Böhmiſchen gilt neben jsa, indem man iſt, das Feminin jsoutsi und der Plural jsoutse. Endlich im Ruſſiſchen kann überhaupt für das kurze dvigaja auch das abgeleitete dvigajutshi für alle Geſchlechter gebraucht werden, indem ich bewege, du bewegſt u. ſ. w. Das flektirte Partizip aber heißt dvigajushtshii, der Bewegende, Feminin dvigajushtshaja, Neutrum — eje. Das Gerundiv Präteritum hat im sing. masc. wieder eine kurze Form

biv, indem oder nachdem man geſchlagen hat. Dieſe Form in v iſt wohl unbezweifelt aus dem L des Präteritums bil abgeleitet, weil dieſes L ein breites dem V verwandtes war, und ſerbiſch ſich in bio auflöſt. Das Feminin hingegen hat die Ableitung bivshi, der Plural für alle Geſchlechter bivshe, der Dual bivsha, Feminin bivshi. Der Ruſſe ſagt inflexibel kurz dvigal oder mit der Ableitung dvigavshi, nachdem man bewegt hat, und im flektirten Partizip dvigavshii, der bewegt hat, Feminin dvigavshaja, Neutrum — eje. Der Böhme ſagt byv, nachdem man geweſen iſt, Feminin byvshi, Plural byvshe. Polen und Serben haben nur ein inflexibles tshytávshy, nachdem man geleſen hat, igravshi, wenn man geſpielt hat.

Endlich der ſlawiſche Infinitiv wird urſprünglich auf die Sylbe ti gebildet; biti ſchlagen; ebenſo im Südſlawiſchen; die Böhmen pflegen noch biti zu ſchreiben, aber bit zu ſprechen; dagegen war im Altſlawiſchen nach Dobrowsky die verkürzte Form bit ein vom Infinitiv verſchiednes Supinum. Der Ruſſe ſpricht mouillirt bitj und dieſes j geht im Polniſchen in den Ziſchlaut bitç über. Dieſe Endung T iſt unverkennbar der indiſche Infinitiv auf tum, perſiſch den, und entſpricht dem lateiniſchen Supinum, das als ein urſprüngliches Nomen zu betrachten iſt, das in den Formen lectu und lectum noch ſeinen Dativ und Akkuſativ vorweiſt, obwohl die eine Form paſſiven, die andere aktiven Sinn hat.

Hiemit wird der Reichthum des ſlawiſchen Verbum an Stammformen zur Genüge belegt ſein.

Das Partizip führt uns auf die Nominalformen. Wir wollen zuerſt einen Blick auf die Zahlwörter werfen, deren Wurzelvergleichung mit unſern Sprachen intereſſant iſt.

Die zehn Grundzahlen heißen altſlawiſch jedin, dva, tri, tshetyri, pjatj oder pentj, shestj, sedmj, osmj, devjatj oder deventj, desjatj oder desentj. Merkwürdig iſt die Zahl 9, die hier wie im littauiſchen devyni mit d anlautet, ſtatt des n der andern Sprachen, deren Form mit novus, neu zuſammenzuhängen ſcheint. Der Grund dieſer Abweichung vom Indiſchen iſt dunkel. Für 100 gilt sto, aus seto zuſammengezogen, dem griechiſchen ἑ-κατον lateiniſchen kentum gothiſchen χ und entſprechend; für 1000 tysushtsha oder tysjashtsha, unſer t a u ſ e n d. Die erſte Ordinalzahl pervyi iſt wie πρωτος primus und gothiſch frams von pro, vor, geleitet. Die zweite vtoryi ſtimmt zum griechiſchen δευτερος

Ueber das Adjektiv iſt dreierlei bemerkenswerth. Erſtens daß der Slawe zwei verſchiedene Flexionsformen dafür beſitzt, die er die

indefinite und die definite benennt, und deren Differenz auf den ersten Anblick an die deutsche, schwache und starke Deklination erinnert. Bei näherer Betrachtung schwindet die Aehnlichkeit. Beim deutschen Nomen ist außer Zweifel, daß die starke Flexion die ursprüngliche, die schwache hingegen die daraus abgeschliffene und hinterher erst mit einem epenthetischen N ergänzte zu nennen ist. Ganz anders beim Slawen, wo diese Differenz einzig beim Adjektiv zur Sprache kommt. Die indefinite Form ist das reine einfache Adjektiv und hat auch die einfachen Flexions-Endungen, das definitive hingegen entsteht, indem der einfachen Form eine Vokalsylbe angehängt wird, die i gewesen sein muß, und wodurch nun die Flexion verstärkt und verlängert und gewissermaßen verdoppelt wird. Es vergleicht sich dieses ganz dem griechischen ι demonstrativum, wie αὐτοσί, dieser da, Feminin αὐτηί, Neutrum τουτί oder lateinisch hicce oder französisch celui-ci. Dieser Gegensatz hat sich am reinsten im Südslawischen erhalten, indem serbisch noch beide Formen vollständig deklinirt werden, z. B. shut, gelb, flektirt in der einfachen Form shut, shuta, shuto, in der verstärkten shuti, shutâ, shutô. Bei den Böhmen werden einzelne Adjektiva einfach, andre verstärkt gebraucht; die einfache Form wäre etwa shiv, shiva, shivo lebendig, das aber gewöhnlich verstärkt shivy, shivâ, shivé lautet. Dazu kommen noch Adjektiva der zweiten Deklination, wie in den andern Sprachen, d. h. die ein derivatives i in sich haben, die lateinischen der dritten Deklination. Diese haben hier für alle drei Geschlechter lang i, z. B. prvyi, der die das erste. Der Pole braucht auch nur in einzelnen Adjektiven die einfache Form neben der verstärkten, und der Russe bedient sich der einfachen Form gewöhnlich nur, wo das Adjektiv als Apposition steht, wo wir im Deutschen die unflektirte Form mit der Kopula ist gebrauchen, die aber im Russischen wegbleibt. So kommt es in der Regel nur als Nominativ vor; z. B. unser heilig heißt hier svät, svăta, svăto, das nun in poetischer Form auch flektirt wird. Setzt man das Wort aber als wirklichen Begleiter eines Substantivs, wie unser heiliger oder der heilige, so muß die verstärkte Form svätyi oder gemeiner svätoi, svätaja, svätoje eintreten. Die Adjektiva der i-Ableitung werden wie in der einfachen Form gebraucht.

Das Zweite wäre nun die Deklination. Der Slawe hat von den acht indischen Casus sieben erhalten, wovon aber der Vocativ nur beim Substantiv vorkommt. Sie heißen Nominativ, Akku-

ſativ, Genitiv, Dativ, Vokativ, Lokativ und Inſtrumental. Der Lokativ (auch Lokal) wird im Ruſſiſchen, Präpoſitional genannt, weil dieſer Caſus nie mehr ſelbſtſtändig, ſondern nur im Gefolge von Präpoſitionen vorkommt, was auch im Polniſchen und Böhmiſchen der Fall iſt; er bezeichnet die Ruhe an einem Ort, dann auch einen Zeitpunkt; der Inſtrumental heißt auch Sociativ; er entſpricht nebſt dem Lokativ dem lateiniſchen Ablativ, und drückt bald ein Werkzeug (durch) bald bloße Begleitung (mit) aus. Es beſtehen die drei Genera und zwei Numeri, vom Dual noch Spuren für Adjektiv und Pronomen und für die Zahlwörter zwei und beide. Die Adjektivdeklination, namentlich die verſtärkte erſcheint voller als die ſubſtantiviſche; doch iſt in der ganzen ſlawiſchen Deklination das Charakterzeichen des nomin. sing. masc., das urſprüngliche S war, verloren, weil der Slawe überhaupt Schlußkonſonanten abwarf und Vokalſchluß liebt, ebenſo das neutrale T der andern Sprachen. Beide Formen lauten alſo vokaliſch aus wie überall das Feminin. Die Endungen ſelbſt ſind im Feminin Singular vorherrſchend vokaliſch; im Maſkulin und Neutrum zeichnet ſich der verſtärkte Genitiv durch die Endung go, der Dativ durch mu, der Inſtrumental durch ym, der Lokativ durch om aus. Der Nominativ Plural hat ii, yja, aja; ſonſt gilt für alle Geſchlechter im Genitiv yχ, im Dativ ym, im Inſtrumental ymi, und im Lokativ wieder yχ.

Das Dritte wäre die Steigerung. Sie wird im Altſlawiſchen, Serbiſchen und Ruſſiſchen durch die Sylbe ji, oder je gebildet, die als verſtärktes Adjektiv deklinirt; im Polniſchen und Böhmiſchen dagegen durch shy, ebenſo. Der Superlativ wird im Altſlawiſchen durch den Comparativ ausgedrückt und nöthigenfalls durch ein vse (omnino) oder pre (prae) verſtärkt; die neuen Sprachen fügen für dieſen Fall dem Comparativ die Sylbe nai oder nei vor, die alſo den Begriff vorzugsweiſe einſchließen muß, wie der Neugrieche den Superlativ durch *o πλέον καλότερος*, (der beſte) der Franzoſe durch le plus grand ausdrückt.

Erwähnenswerth iſt noch eine beſondere Form von Poſſeſſiv-Adjektiven, die man von jedem Subſtantiv, doch vorzugsweiſe von belebten Weſen bildet, um das ihnen zugehörige oder eigentlich bloß den Genitivbegriff, auszudrücken; es wird nämlich an Maſkuline die Derivation ov, an Feminine in angehängt, welche nun als vollſtändige einfache Adjektive flektiren, z. B. von pop, Prieſter, kommt popov, popova, popovo, eigentlich des Prieſters oder dem

Prieſter gehörig; von sestra Schweſter, sestrin der Schweſter gehörig. So heißt Fjodorov, des Theodor u. ſ. w.

Am Subſtantiv iſt uns das Fremdartigſte, der gänzliche Mangel eines Artikels bei allen Slawen; gleich dem Römer macht der Slawe im Ganzen keinen Unterſchied zwiſchen unſerm das Haus und ein Haus, was für unſer Ohr etwas ungelenkes hat. Es ſetzt aber zugleich eine reiner erhaltene Flexion voraus, die uns ebenfalls vorzüglich ans Latein erinnert. Zu den ſechs Caſus des Adjektiv kommt nun wie im Griechiſchen und Latein noch ein mangelhafter Vokativ, der nur für Maskulin und Feminin Singular noch beſteht, ſonſt aber mit dem Nominativ zuſammenfällt; in ſerbiſchen Liedern ſteht er gern für den Nominativ; er iſt immer eine vokaliſche Erweiterung deſſelben. Es beſtehen drei Genera, aber keine Differenz ſtarker und ſchwacher Form wie im Deutſchen; der Dual kommt noch von den doppelten Leibesgliedmaßen Augen, Ohren, Händen, Füßen vor. Dieſe ſo reiche Deklination macht viele Präpoſitionen unſrer Sprachen entbehrlich, was uns wieder fremd klingt; ſo iſt es uns ſeltſam, wenn die Bewegung an einen Ort im Slawiſchen durch eine einfache Akkuſativform, ohne Präpoſition und Artikel auftritt. Die Caſusformen ſind hier nicht ſo voll, wie im verſtärkten Adjektiv, ſondern geſchwächter. Im Singular werden alle Caſus bloß vokaliſch abgeleitet, mit Ausnahme des Inſtrumental im Maſkulin und Neutrum, der auf M ſchließt. Der Plural Nominativ hat immer Vokal (jedoch auch mit Sylbeneinſchiebung) und dieſer fällt ſofort ab, um den Genitiv Plural zu bilden, der dann die kürzeſte Form des Plural darſtellt. Der Dativ ſchließt überall auf M, der Lokativ auf χ, der Inſtrumental im Maſkulin faſt immer und im Feminin immer vokaliſch, in einigen Maſkulinen und im Neutrum auf mi. Der Akkuſativ iſt nur im Maſkulin vom Nominativ durch einen andern Vokal geſchieden.

Eine große Eigenheit der Deklination aller Neuſlawiſchen Dialekte iſt, daß durch die ganze Deklination ſich eine Differenz ausgebildet hat, je nachdem das Nomen ein belebtes oder unbelebtes Weſen bezeichnet. Nach dieſem Unterſchied richtet ſich die Form des Akkuſativ. Es iſt Regel, daß mit Ausnahme des Feminin und Neutrum im Singular, dieſer Caſus bei belebten Weſen mit dem Genitiv, bei unbelebten mit dem Nominativ gleich lautet.

Ferner iſt merkwürdig, daß die Deklination des Neutrum in vielen Wörtern, mit Ausnahme des Nominativ und Akkuſativ Singular, eine epenthetiſche Sylbe einſchiebt; altſlawiſch lauten dieſe

Sylben en, jat und es; ſie erinnern deutlich an die deutſche Grammatik, wo das Neutrum ebenfalls bald N (wie im angelſächſiſchen gif—en—a) bald R (wie im althochdeutſchen hûs—ir—ô) einſchiebt.

Ueber den Gebrauch der Caſus wäre manches zu bemerken; wir wollen nur Eine Seltſamkeit hervorheben; das Verbum ſein regiert ſeine Appoſition gern im casus instrumentalis, was uns ſeltſam lautet. Z. B. ſagt der Pole für: Tarquinius Superbus war der letzte römiſche König: Tárkvyn hárdy byl ostátnim rſhymjan krúlem, wo die drei letzten Wörter auf M dieſen Caſus zeigen. Die Sprache hat keinen andern Zweck dabei, als das Prädikat des Satzes von ſeinem Subjekt zu unterſcheiden; der ſpecifiſche Sinn des Inſtrumental kann dabei nicht ins Spiel kommen. Etwas Aehnliches in unſren Volksſprachen, wenn man hört: Einen zum Narren haben oder für Narren haben, oder: er wird zum Narren. Niemals aber beim Verbum ſein. Doch hat das ſlawiſche ſein auch wohl den Dativ hinter ſich, wie im ruſſiſchen bytj dviganu, bewegt werden.

Endlich das Pronomen bietet durch manche Formen intereſſante Vergleichung mit allen verwandten Sprachen. Es heißt aſ, ſpäter ja für ego, ich; dazu die flektirten Formen mja, mene, mnje, mi, mnoju; du iſt ty, flektirt tja, tebe, tebje, ti, toboju, wir und ihr lauten my, vy, flektirt nas, nam, namy; vas, vam, vamy. Das Reflexivum hat auch hier wie anderwärts keinen Nominativ und flektirt für Singular und Plural sja, sebe, sebje, si, soboju. Die Poſſeſſive lauten moi, tvoi, svoi, nash und vash.

Nun iſt aber für die Reflexivformen eine große Abweichung von allen europäiſchen Sprachen zu bemerken, die ihren Grund im Indiſchen findet. Der Indier und Slawe geht von einem Nomen sva aus, das ihm den Begriff eigen ausdrückt, und daß ſich auch im Gothiſchen svês, Eigenthum wiederfindet. Aus dieſem Nominalbegriff entwickelt er den Reflexivbegriff des Pronomen, und er muß jedesmal eintreten, wo das Pronomen als Subjekt ſich auf ſich ſelbſt bezieht. Der Slawe ſagt zwar wie wir: Ich ſehe dich, du ſiehſt mich, er ſieht mich, ich ſehe dein Haus, er ſieht mein Haus, ſie ſehen unſer Haus u. ſ. w. Iſt aber Subjekt und Objekt identiſch, ſo muß immer das Reflexiv folgen. Er ſagt alſo im verbum reflexivum nicht nur: er ſchämt ſich, ſie ſchämen ſich, ſondern auch ich ſchäme ſich, du ſchämſt ſich, wir ſchämen ſich und ihr ſchämt ſich, und ebenſo, ich ſehe ſein Haus, d. h. das eigne, nämlich mein Haus; unſer ſein Haus müßte wie im Lateiniſchen

durch ein Genitivpronomen ejus ausgedrückt werden. Jene Form des Reflexivverbums fällt übrigens mit dem lateiniſchen Paſſiv zuſammen, das bekanntlich durch ein beigefügtes S gebildet wird, das ſich ſpäter in R verwandelte. Auch die neuſcandinaviſchen Sprachen haben ſich doch erſt hinterher aus dem Pronomen sig. ein ſolches Paſſiv auf ſtehendes S gebildet. Der Slawe braucht bei Imperſonalien zuweilen das Reflexivpronomen mit dem perſonellen vereinigt; ſo entſpricht namentlich dem lateiniſchen videtur mihi, wenn man dieſes in videt se mihi auflöſt, vollſtändig der ſlawiſche Gebrauch, der in dieſem Falle ſagt: es ſcheint mir ſich; ebenſo es ekelt mir ſich u. ſ. w.

Von den Pronomen der dritten Perſon wollen wir noch dasjenige erwähnen, das dem lateiniſchen is, ea, id, und dem deutſchen er, es, entſpricht. Es hat beim Slawen keinen Nominativ. Maskulin Akkuſ. i, Gen. jego, Dat. jemu, Lok. jem, Inſtr. im; Plural Acc. ja, Gen. Loc. ich, Dat. im, Inſtr. imi. Feminin Acc. ja, Gen. jeja, Dat. Lok. jei, Inſtr. jeju. Neutrum Accuſ. je; ſonſt alles wie im Masculin.

Somit hätten wir die merkwürdigſten Punkte der ſlawiſchen Flexion angezeigt; die Derivation und Compoſition entſpricht völlig unſeren Sprachen. Nur möchte hier noch auf den großen Reichthum aufmerkſam zu machen ſein, den die jüngern Dialecte in Deminutiv- und Augmentativ-, Liebkoſungs- und Verachtungsformen entwickeln, was von einer gemüthlichen Sprachausbildung zeugt und den Erforderniſſen der einheimiſchen Poeſie großen Vorſchub leiſtet.

Alle ſlawiſchen Völker ſind mit Geſang reich begabt, doch vorzugsweiſe wieder die oſtſlawiſche Hälfte, wozu ſprachlich auch die Südſlawen ſich rechnen, alſo Serben, Ruſſen, Kleinruſſen (Ukrainer, Koſaken); am wenigſten vielleicht die Polen; dieſe haben aber, da ſie den erſten ſlawiſchen modernen Staat hatten, ſchon im ſechszehnten Jahrhunderte eine Kunſtpoeſie; ſie war aber wie der Staat etwas übereilt, halb lateiniſch halb franzöſiſch gebildet; in unſern Tagen hat der Littauer Mizkjewitſch den Lorbeer des polniſchen Geſangs davon getragen. Die Ruſſen, die im vorigen Jahrhundert mehr auf der Stufe der Nachahmung ſtanden, haben in Karamſin den erſten geiſtreichen Schriftſteller und endlich in Puſchkin ein bedeutendes Dichtertalent gewonnen. Die Serben, mit der

reichſten Volkspoeſie begabt, haben erſt in unſerm Jahrhundert angefangen, ſie aufzuſchreiben; Wuk Stephanowitſch konnte ſogar noch die Orthographie fixiren; Milutinowitſch wurde der erſte Kunſt-Dichter. Die bulgariſche Mundart iſt noch nicht einmal grammatiſch fixirt. Croaten und Böhmen zeichnen ſich in unſern Tagen mehr durch wiſſenſchaftliche Cultur, als durch Kunſtpoeſie aus. Die größten Sprachforſcher gehören Dobrowsky dem böhmiſchen, Schafarik dem ſlowakiſchen, Kopitar dem krainiſchen Stamme an. An vergleichender Grammatik arbeiten mehrere; Mikloſchitſch hat eine gute Grundlage in ſeinen Radices gelegt.

Eine Geſchichte der ſlawiſchen Kunſtpoeſie liegt nicht in dem Plan unſrer Arbeit. Es iſt in dieſen Formen ſchon ſo vieles Gute und ſelbſt Treffliche geleiſtet, daß nur ein geborner Slawe ſich dieſer Aufgabe unterziehen könnte. Wir denken ſpäter einzelnes zu beſprechen, wie es uns bekannt geworden; an Ueberſetzungen, namentlich guten, dieſer Werke ſind wir Deutſchen in der That noch arm und die Originale aller Mundarten zu leſen, hat für den Deutſchen immer ſeine Schwierigkeiten.

Dagegen denken wir in einem folgenden Artikel eine Ueberſicht über die ältere und neuere ſlawiſche ſogenannte Volkspoeſie zu geben. Man kann das Material ſo abtheilen:

I. Kann man ſlawiſche alte Nationalpoeſie nennen, was erſt in neuerer Zeit von Dichtungen des Mittelalters wieder aufgefunden und durch gelehrte Kenner erklärt worden iſt. Dahin rechne ich
   1) das altruſſiſche proſaiſche Gedicht vom Zuge Igors,
   2) die altböhmiſchen Gedichte der ſogenannten Königinhofer Handſchrift.

II. Stellen wir Dichtungen zuſammen, die zwar nicht in alten Manuſcripten, wohl aber im Munde der Völker vom Mittelalter bis auf unſre Tage ſich vererbt haben. Sie ſind, wie alle Tradition nicht rein geblieben, da im Lauf der Jahrhunderte immer neuer Stoff ſich anſetzte, ſind aber um ſo lebenskräftiger und verſtändlicher. Dahin rechnen wir
   1) die ruſſiſchen Lieder aus dem Sagenkreiſe des Fürſten Wladimir,
   2) die reichhaltige Sammlung ſerbiſcher alter Heldenlieder, die der unermüdliche Wuk Karakſchitz geſammelt hat.

Als zweite Abtheilung können wir die jüngern Volkslieder betrachten. Die Hauptquelle für ſie iſt die Sammlung von Tſche-

lakowsky, der ſie in den Originaltexten mit böhmiſcher Ueberſetzung herausgegeben hat; für die ſerbiſchen wieder die Wukſche Sammlung. Sie theilen ſich einmal nach den Volksſtämmen in großruſſiſche, kleinruſſiſche, weißruſſiſche, bulgariſche, ſerbiſche, kroatiſche, krainiſche; ſodann polniſche, böhmiſche, ſlowakiſche und lauſitziſche. Auch einen Reſt altbulgariſcher und norddeutſchſlawiſcher (drewaniſcher nach Schafarik) kann man beizählen. Nach dem Inhalt kann man unterſcheiden:

1) Hiſtoriſche oder patriotiſche Lieder, die ſich auf ein beſtimmtes Factum beziehen.
2) Sociale, welche beſtimmte Stände und Sitten characteriſiren, wohin die vielen Hochzeitlieder, Feſtlieder u. ſ. w. gehören.
3) Erotiſche Lieder. Da das nie ausgehende Thema der Liederkunſt auf dem Verhältniß der Geſchlechter beruht, ſo geht auch hier der Reichthum ins Endloſe. So zart indeſſen viele dieſer Lieder ſind, denen meiſt ein liebliches Naturbild zur landſchaftlichen Grundlage und zur ſymboliſchen Einleitung dient, ſo läßt ſich doch die Bemerkung machen, daß das ſlawiſche Weib im Ganzen weniger geachtet iſt, als das Weib des Germanen und Römers, und auch dieſen Zug könnte man griechiſch nennen. Man kann in dieſen komiſche, tragiſche, elegiſche, fröhliche und obſcöne Lieder unterſcheiden.
4) Comiſche, ſatyriſche oder didaktiſche Gedichte finden ſich mehr ausnahmsweiſe.

Tübingen. **Moritz Rapp.**

Einige Bemerkungen über die Zurückführung deutscher Gedichte auf ihre Quellen.

Von dem jetzt in Schulen üblichen Verfahren, Balladen, Romanzen und andere Gedichte auf ihre Quellen zurückzuführen, und die Umformung des Stoffes unter der Hand des Dichters zu betrachten, würde sich Goethe, wenn er es erlebt hätte, nicht sehr erbaut gefühlt haben. In seinem Briefwechsel mit Schiller macht er über Herder, der in Bezug auf den Taucher geäußert hatte, daß hier nur die Geschichte eines Nicolaus Pesce veredelnd umgearbeitet sei, folgende Bemerkung: „Wenn unser alter Freund bei einer solchen Bearbeitung sich noch der Chronik erinnern kann, die das Geschichtchen erzählt, wie soll man's dem übrigen Publico verdenken, wenn es sich bei Romanen erkundigt, ob denn Alles fein wahr sei?" Wir sehen davon ab, daß hier zwei ziemlich verschiedene Dinge zusammengeworfen sind, daß Interesse an dem Stoffe selbst, die rein „stoffliche Theilnahme," wie Goethe es nennt, und das Interesse an der ursprünglichen Form des Stoffes; so viel leuchtet jedenfalls aus dieser Bemerkung Goethe's, wie aus mancher andern in dem Briefwechsel, ein, daß er kein Freund davon war, wenn die Lesewelt dem Dichter in seine Werkstätte hineinblickt, wo sich das rohe Material unter seiner Hand zum Kunstwerk gestaltet, und noch weniger, wenn es ihm in die geheimen Schachten nachspäht, aus denen er seine Stoffe heraufholt. Er wünschte, wie er es in einem andern Bilde ausdrückte, das Publikum möge sich nur an die ausgespielten Blätter halten, nicht aber dem Dichter über die Schulter in die Karten sehen. Man könnte hiezu vielleicht sagen, ein solches Urtheil sei von Goethe nicht befremdlich; als Dichter habe er sich in einer ähnlichen Lage wie der Taschenspieler befunden,

dem auch daran liegen müſſe, daß man ihn hinter ſeinem Tiſche gewähren laſſe und nicht ſeine Künſte den bewundernden Zuſchauern verrathe. Aber auch Nichtdichter haben Bedenken gegen jenes Verfahren laut werden laſſen, und ein ſelbſt um die Erklärung deutſcher Dichter ſehr verdienter Mann, Hoffmeiſter, ſpricht ſich über ein Zurückgehen auf die Quellen, wie wir es bei Schmidt, Götzinger u. a. finden, in folgender Stelle ſeiner Biographie Schiller's aus: „Den Stoff zu ſeinen Balladen hat Schiller in der Regel aus der Geſchichte oder Mythe genommen. Da nun häufig Ein Gegenſtand ſehr verſchiedenartig überliefert und behandelt iſt, ſo hat es für den Literarhiſtoriker allerdings ein großes Intereſſe, dieſe abweichenden Sagen, Geſchichten und Bearbeitungen einer Begebenheit zu erforſchen und miteinander zu vergleichen, damit die Entwickelung und Umgeſtaltung derſelben bei verſchiedenen Völkern, Zeiten und Dichtern lebendig erkannt werde. Mir ſcheint aber dieſes Verfahren, ſo höchſt verdienſtlich es in anderer Hinſicht ſein mag, von einem beſtimmten Gedichte die Aufmerkſamkeit eher abzuleiten, als zur wahren Einſicht und zum Genuſſe deſſelben etwas beizutragen. Begräbt eine ſolche Methode nicht das Aeſthetiſche durch das Literariſche?“ Und ein anderer, gleichfalls um Erläuterung deutſcher Gedichte und zugleich um den geſammten deutſchen Unterricht hochverdienter Mann bemerkt im nächſtvorigen Hefte dieſes Archivs (S. 313.) gelegentlich: „Wird der Stoff eines Gedichtes in ſeiner Urgeſtalt ausfindig gemacht, ſo kann die materielle Verſchiedenheit deſſelben, die wohl als einen Ueberſchuß an Reichthum ſich geltend macht, dazu verleiten, daß man im Gedichte Manches vermißt, was in dem Grundſtoffe ſich vorfindet, und daß man dann einen Mangel an Klarheit und Vollſtändigkeit wahrzunehmen glaubt, wo doch für den poetiſchen Sinn Alles gegeben iſt, weſſen derſelbe bedarf.“

Um die hier bezeichneten und andern Abwege zu vermeiden, auf die man beim Zurückgehen zu den Quellen der Gedichte allerdings leicht gerathen kann, dürften folgende Punkte feſtzuhalten ſein:

Erſtens wird man ſich, in der Regel wenigſtens, auf die Betrachtung der Quelle zu beſchränken haben, aus welcher der Dichter unmittelbar geſchöpft hat, — was auch Hoffmeiſter im Verlauf der obigen Stelle in folgenden Worten ausſpricht: „Den Erklärer als ſolchen geht der Stoff in allen ſeinen übrigen Geſtalten nichts

an, ſondern nur in der Einen Form, in welcher ihn der Dichter vorfand.“ Damit iſt indeß nicht geſagt, daß Verfaſſer von Commentaren, die den Schüler nicht ausſchließlich im Auge haben, das intereſſante Phänomen der wandernden und ſich verwandelnden Sagen, die ſo oft den Gegenſtand unſrer Balladenpoeſie bilden, nicht zuweilen nach mehrern Seiten hin verfolgen dürfte; und darin mag denn auch Schreiber dieſes Entſchuldigung finden, wenn er, nach Götzinger's Vorgange, in ſeinem Commentare zu Schiller's Gedichten (weniger in dem zu Goethe) manchmal den ſagenhaften oder geſchichtlichen Grundſtoff eines Gedichtes in mehrern Geſtalten vorgeführt hat. Auch dürfte es nicht zu mißbilligen ſein, wenn man ein paarmal auf Veranlaſſung eines Gedichtes den reifern Schülern jene merkwürdige Erſcheinung der Sagen-Wanderung und Wandelung an einem Beiſpiel veranſchaulichte. Aber als Regel wird bei der Interpretation in der Schule jene Beſchränkung auf die nächſte und unmittelbare Quelle des Dichters anerkannt werden müſſen.

Dann laſſe man zweitens das Zurückführen der Dichtungen auf ihre Quellen erſt auf den oberſten Stufen des deutſchen Unterrichtes eintreten. Es iſt von großer Wichtigkeit, daß der Eindruck eines Gedichtes auf den Jüngling unbefangen, rein und ſicher ſei. Nun läßt ſich aber nicht läugnen, daß durch die Vergleichung mit dem rohen, ungeformten Stoffe der Eindruck der Poeſie, zumal auf den Sinn einer unreifern Jugend, leicht getrübt und geſtört werden könne. Alſo nur dem ſichrer faſſenden, ſchärfer ſcheidenden Sinne reiferer Jünglinge muthe man eine ſolche Vergleichung zu. Allein auch bei dieſen iſt darauf zu achten, daß ſich zuerſt das Gedicht dem Geiſte rein und beſtimmt einpräge, ehe man die Zurückführung deſſelben auf ſeine Quelle unternimmt. Wenn das Gedicht ein ächtes Gedicht iſt, wenn es zu einem wahrhaft ſelbſtſtändigen Gebilde, zu voller Sicherheit, Klarheit und Ganzheit in ſich ausgeſtaltet iſt, ſo iſt, wie dies auch in der oben angezogenen Abhandlung von Hiecke (S. das vorige Heft, S. 313.) ausgeſprochen worden, das Zurückführen auf die Quelle keineswegs nothwendig: der Interpret als ſolcher hat dazu gar keine Verpflichtung; wenn er es unternimmt, ſo thut er es vorzüglich im Intereſſe der Poetik, um den Prozeß der dichteriſchen Formgebung zu veranſchaulichen und zu erläutern. Hieraus erhellt aber wieder beides, was wir eben als Regel aufſtellten, einmal daß eine ſolche Behandlung des

Gedichtes nur für reifere Schüler gehört, und zweitens, daß ſie etwas Secondaires, Acceſſoriſches iſt und der eigentlichen Interpretation folgen ſoll.

Es ſollte ſich von ſelbſt verſtehen, iſt aber doch vielleicht nicht überflüſſig zu erinnern, daß dieſe Vergleichung des Gedichtes mit dem Grundſtoffe nicht auf eine Kritik des Dichters, ſondern auf eine bloße Beobachtung ſeines Verfahrens hinauslaufen dürfe. Der Schüler ſoll in die Werkſtätte des Künſtlers geführt werden, damit der Anblick ſeines Schaffens, ſeiner Sorgfalt, ſeiner Umſicht belehrend, belebend und begeiſternd auf ihn wirke, nicht damit der Geiſt einer dünkelhaften, naſeweiſen Kritik in ihm angeregt werde. Es wird daher anzurathen ſein, dieſe Beobachtung der Geneſis eines dichteriſchen Kunſtwerkes vorzüglich bei ſolchen Produetionen vorzunehmen, wo das Verfahren des Dichters wenigſtens nicht häufig zu Mißbilligung und Tadel herausfordert; und da wo man ſich nicht mit ihm einverſtanden erklären kann, mag von Seiten des Lehrers die Kritik mehr in Form von Bedenken, als entſchiedenen Ausſtellungen auftreten.

Unter den hier angegebenen Beſchränkungen darf man aber unbedenklich das Ableiten der Gedichte aus ihren Quellen als eine treffliche Geiſtesgymnaſtik, als einen für Geſchmack und Urtheil gleich bildenden Curſus der Poetik und Aeſthetik anſehen. Was könnte belehrender und übender ſein, als dieſes Nachſchaffen und Nachformen, dieſe Thätigkeit, worin ſich Theorie und Praxis auf's innigſte verbinden? Es kommen dabei ganz andere und feinere Punkte aus der Dichtungs- und Geſchmackslehre, aus der Metrik und der Theorie poetiſcher Formgebung überhaupt zur Sprache, als in einem gewöhnlichen Curſus dieſer Disciplinen.

Wie aber in allem Unterricht, ſo iſt auch hier eine gewiſſe Stufenfolge, ein Fortſchritt vom Leichtern zum Schwerern zu beobachten. Zuerſt werden ſolche Uebungen bei Gedichten anzuſtellen ſein, in denen die ſelbſterfundene Zuthat des Dichters zu dem, was er aus der Quelle geſchöpft, nur gering iſt, wo er das Quantum des Stoffes, die Reihenfolge, worin er dargeſtellt iſt, und die zu Grunde liegende Idee ziemlich unverändert gelaſſen hat. In dieſem Falle richtet ſich die Aufmerkſamkeit mehr auf das Aeußerlichſte der poetiſchen Geſtaltung, auf die Wahl des Metrums, auf die Vertheilung des Stoffes in die Strophen, auf den Unterſchied des dichteriſchen und proſaiſchen Ausdrucks u. ſ. w. Zu andern Betrach-

tungen iſt Anlaß geboten, wenn der Dichter es zwar bei dem überlieferten Quantum des Stoffes ungefähr gelaſſen, aber die Ordnung und Folge der Darſtellung geändert hat, wie Schiller in ſeinem Kampf mit dem Drachen. Hier kommt nun das Zuſammenziehen des zeitlich und räumlich Entlegenen auf einen engern Raum, die ſceniſche Einheit, die dramatiſche Geſtaltung eines epiſchen Stoffes u. dgl. zur Sprache. Wieder eine Stufe höher wird der Schüler geführt, wenn der Dichter das in der Quelle Vorgefundene bedeutend erweitert und ausgeführt hat, wie in Schiller's Bürgſchaft. Bei dieſem Gedichte z. B. wäre der Schüler dazu anzuleiten, ſich Rechenſchaft zu geben, warum der Stoff weiter ausgeführt werden mußte; und welche beſondere Beſtimmung jedes der vom Dichter erfundenen Motive habe. Einem beſcheidenen Zweifel an der Zweckmäßigkeit des einen, ſchon von Goethe bedenklich gefundenen Motivs („Ich ſoll hier verſchmachtend verderben.") mag dabei immerhin Raum gegönnt werden. Andere Betrachtungen ruft wieder ein Gedicht hervor, worin einem überkommenen ältern Stoffe eine neue Grundidee untergelegt iſt; und ſo ließen ſich von der Zurückführung der Gedichte auf ihre Quellen noch manche Abſtufungen und Modificationen angeben, bis zu dem an der Gränze der freien Erfindung ſtehenden Falle, wo der Dichter aus einem irgendwo vorgefundenen ganz einfachen Keime durch die befruchtende Kraft ſeiner warmen Phantaſie und Empfindung ein reiches und volles poetiſches Gebilde entwickelt hat, wie z. B. Goethe im neuen Pauſias. Auf welche Weiſe man bei dieſem Gedichte dem Schüler einen Einblick in den Prozeß des dichteriſchen Verfahrens verſchaffen könne, habe ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten (II. 285 ff.) wenigſtens anzudeuten verſucht. Ich ging dabei von dem Gedanken aus, daß es dem Dichter um einen förmlichen Wettſtreit mit dem Maler zu thun geweſen ſei, und finde dieſe Annahme nachträglich durch den Goethe-Schiller'ſchen Briefwechſel vollkommen beſtätigt. Hält Jemand dies Gedicht ſeines Inhaltes wegen zur Behandlung mit Schülern nicht für geeignet, ſo fehlt es in unſerer Literatur auch nicht an ganz unverfänglichen, die in gleicher Weiſe behandelt werden können. Ich nenne beiſpielsweiſe das ſchöne Gedicht „das Gewitter," von Schwab, welches gleichfalls aus einer ganz einfachen Notiz eines Tagesblattes ſich hervorgebildet hat. Auf welche Weiſe dies geſchehen, habe ich in dem ältern Archiv für den deutſchen Unterricht (Jg. 1843, Hft. III., S. 34. ff.) zu zeigen geſucht.

Das zuletzt erwähnte Gedicht veranlaßt mich schließlich zu der Bemerkung, daß man kein Bedenken tragen dürfe, zur Zurückführung auf die Quelle auch so schlichte, leichtverständliche, eigentlich der untern Lehrstufe des deutschen Unterrichts angehörige Gedichte, wie das genannte, auszuwählen. Es ist dies gerade recht anzurathen, damit die ältern Schüler zur Ueberzeugung gelangen, daß auch die einfachsten Gedichte für sie noch einen reichen Bildungsstoff enthalten, und damit ihnen der Dünkel fern bleibe, als sei die Lectüre der untern Klassen für sie nicht mehr gut genug.

V.

Die Ballade vom Eremiten.

Von Oliver Goldſmith.

Kaum ſind wohl irgendwo ſchönere, ergötzlichere Familien-Gemälde zur verdienten Bewunderung nicht verbildeter Leſer ausgeſtellt worden, als in dem durch ächten, glücklichen Humor ausgezeichneten, ſo oft mit neckiſcher Selbſtironie ſchmackhaft gewürzten „Vicar of Wakefield" des trefflichen Oliver Goldſmith, einem Romane, in welchem mit lieblicher Feinheit der Beobachtung, ſeltener Wärme, Tiefe und Innigkeit, Wahrheit und Richtigkeit der Reflexion abſonderlich die Lächerlichkeiten, Verkehrtheiten und Thorheiten der gewöhnlichen Erziehung, namentlich der weiblichen, höchſt ergötzlich bloßgeſtellt werden, ſo daß dem trefflichen Werkchen die gerechte Anerkennung nur von Seiten derer entgehen dürfte, welche ſich die eben ſo leichte, als traurige Aufgabe geſtellt haben, nichts zu bewundern. Die ſchwediſche Verfaſſerin der „Nachbaren" hat in ihrem Romane „das Haus, oder die Familienſorgen und Familienfreuden" den in ſeinem Werthe von ihr ſicher anerkannten engliſchen Roman nachzuahmen, ohne Erfolg ſich bemüht, und die Werthſchätzung, die noch jetzt dem gediegenen, „romantiſchen Miniaturgemälde," wie es Lord Byron nennt, zu Theil wird, gibt ſich u. A. auch darin kund, daß, nachdem zuerſt der Vicar of Wakefield kaum einen Verleger fand, der ihn nach zaghaftem Bedenken des Drucks würdigte, er noch jüngſt in franzöſiſchen, italieniſchen und deutſchen Ueberſetzungen, zum Theil dem modernen Geſchmacke gemäß mit Illuſtrationen ausgeſtattet, erſchienen iſt. Unter den letztgedachten iſt die von Suſemihl, mit Illuſtrationen von L. Richter herausgegebene Ueberſetzung mit der nicht wohl zu unterdrückenden Bemerkung zu erwähnen, daß in dieſem zu vielſeitigem Genuſſe beſtimmten Werke die wünſchenswerthe Sorgfalt, Geläufigkeit und Reinheit des Ausdrucks leider zum Oftern vermißt wird.

Vorzüglich befremdend war für den Unterzeichneten die Wahrnehmung der höchst auffallenden Steifheit, Ungenauigkeit, Geschmacklosigkeit, ja der oft zügellosen Willkühr, so wie der argen metrischen und prosodischen Verstöße, wodurch der gedachte Uebersetzer die schöne Ballade vom Eremiten an so vielen Stellen wahrhaft verunstaltet hat. Bei näherer Vergleichung mit dem herrlichen Originale, so wie auch mit der nachstehend mitgetheilten, dem englischen Texte sich möglichst genau anschließenden, schon vor mehreren Jahren aus innigem Wohlgefallen an dem Originale hervorgegangenen Uebersetzung des Unterzeichneten wird sich die Richtigkeit der ausgesprochenen Rüge sicher genügend herausstellen, wobei immerhin billiger Weise anerkannt wird, daß bei einer Sprache, wie die englische, welcher Präcision, ja Kargheit in Worten vor allen eigenthümlich ist, jedes schmückende Beiwort, jede unwesentliche Färbung des Ausdrucks in der deutschen Uebersetzung metrischer Stücke unmöglich wiedergegeben werden kann, wenn nicht die Zahl der Verse ungebührlich ausgedehnt werden soll, weshalb denn auch der Unterzeichnete in der nachstehenden Uebersetzung sich der Lösung einer so rigoristischen Aufgabe zu entschlagen keinen Anstand genommen hat.

Die besonders auffallenden oder rügenswerthen Strophen und Stellen der Uebersetzung von Susemihl wollen wir unter der unsrigen, nach der Strophenzahl geordnet, zur Vergleichung mittheilen.

1) „Komm, frommer Eremit vom Thal,
„Komm, führ' den öden Pfad
„Mich dorthin, wo ein milder Strahl
„Den Grund erhellet hat.

2) „Verlassen, einsam walle ich
„Mit trägem, mattem Schritt;
„Stets weitre Wildniß dehnte sich
„Mit jedem neuen Tritt."

3) „Sohn," sprach der Klausner, „schauerlich
„Bricht schon die Nacht herein,
„Und in's Verderben locket Dich
„Der treulos arge Schein.

4) „Des heimathlosen Pilgers Noth
„Verschließ' ich nie die Thür;
„Hab' ich auch selbst nur wenig Brod,
„Ich theil' es gern mit Dir.

5) „Bleib dieſe Nacht, genieße frei
„Der Hütte Gut als Gaſt:
„Ich geb' ein mäßig Mahl und Streu,
„Den Segensſpruch und Raſt.

6) „Frei hier im Thal das Schäfchen ſpielt,
„Sein Blut verſchone ich;
„Die Macht, die mit mir Mitleid fühlt,
„Sie lehrt auch Mitleid mich.

7) „Doch hol' ich von des Berges Grün
„Ein Mahl mir, frei von Fehl;
„Für mich reicht Kraut und Früchte hin,
„Und Waſſer aus dem Quell.

8) „Kehr' ein, o Fremdling, faſſe Muth;
„Was hilft der Sorge Leid?
„Man braucht ja hier nur wenig Gut,
„Und dies nur kurze Zeit." —

9) Sanft, wie wenn Thau vom Himmel ſteigt,
So klang das traute Wort: —
Voll Demuth ſich der Fremdling beugt,
Sie gehn zum Hüttchen fort.

10) Es lag an einem wüſten Ort
Das Hüttchen, ſtill und fern;
Es fand der Arme Hülfe dort,
Verirrten half es gern.

11) Die Habe unterm Dach von Stroh
Ließ ohne Sorgen ſein;
Durch eine Klinkthür traten froh
Sie in die Hütte ein.

12) Und zu der Zeit, wo jedermann
Sich müde ſehnt nach Raſt,
Der Klausner macht ein Feuer an
Dem ernſtgeſtimmten Gaſt.

13) Er trägt ihm auf ein Kräutermahl,
Das er ihm liebreich beut,
Und freundlich durch der Mährchen Zahl
Verkürzt er ihm die Zeit.

---

5) Mein Binſenbett und nüchtern Mahl,
Segen und Ruh ſind Dein.
10) War Armen Schutz in Noth und Plag, (!)
Wandrern ein Zufluchtsort.
12) Jetzt, wo der Städter bunte Schaar
Zum Schmauſe eilt in Haſt, ꝛc.
Welche Lesart mag dieſer Ueberſetzung zum Grunde gelegen haben?

14) Und auch das Kätzchen ſpringt vertraut
In ausgelaßnem Scherz,
Das Heimchen zirpt, das Reis ſprüht laut
Die Funken himmelwärts.

15) Doch nichts vermochte alle Luſt,
Nicht heiter ward der Gaſt;
Denn Kummer wohnt' ihm in der Bruſt,
Er weinte ſonder Raſt.

16) Der Klausner forſchet aus ſein Weh,
— Ihm blutet auch das Herz —
„O, armer Jüngling Du, geſteh,"
Sprach er, „woher Dein Schmerz?

17) „Irrſt Du aus beſſerm Heimathland
„Entfernt in bitterm Harm?
„Verſagt ein Freund Dir ſeine Hand?
„Wardſt Du durch Liebe arm?

18) „Ach, Freuden, die das Schickſal bringt,
„Sie ſind nur flücht'ger Tand,
„Und wer nach ſolchen Gütern ringt,
„Zeigt noch mehr Unbeſtand.

19) „Iſt Freundſchaft mehr als leerer Klang,
„Der uns im Schlummer wiegt,
„Ein Schattenbild, das, treu dem Rang,
„Den Armen herzlos trügt?

20) „Und Lieb' iſt nur ein leer Getön,
„Der heut'gen Frau'n Geſpött;
„Auf Erden wird ſie nicht geſehn,
„Wärmt nur der Täubchen Bett. —

21) „Verliebter, weg mit Sorgennoth!"
Sprach er, „ſei Weibern Feind! —
Und ihm verrieth der Wange Roth
Den liebekranken Freund.

---

14) Die Katze auch ihr Theil begehrt, (!)
Und ſchmiegt ſich an ihn dicht, (?)
Das Heimchen zirpet unterm (!) Herd,
Die Motte ſchwirrt um's Licht. (!?)

16) Der Eremit bemerkt, (?) ſein Weh,
Sich gleichen Weh's bewußt (!) ꝛc.

18) Auffallend ſteif und ungefällig:
Und die ſie ſchätzen, ſind noch weit,
Weit eiteler, mein Kind

22) Er ſieht verklärt das Angeſicht
Vom Reiz, der ſchnell entflieht,
Gleichwie Aurora's Purpurlicht
Bald leuchtet, bald verglüht.

23) Scheu iſt der Blick, es wogt die Bruſt
In banger Aengſtlichkeit:
Im ſchönen Fremdling ſchaut mit Luſt
Er — eine holde Maid.

24) „Verzeih," ſprach ſie, „die Frevelthat,
„Verzeih der armen Maid,
„Die frech dies Heiligthum betrat,
„Für Gott und Dich geweiht.

25) „Erbarm' Dich mein, erbarme Dich!
„Mich trieb die Lieb' umher;
„Ich ſuchte Ruh, doch quälet mich
„Verzweiflung immer mehr.

26) „Mein Vater wohnte an der Tyne, *)
„Reich, wie's nicht viele ſind;
„Sein Reichthum ſollte werden mein,
„Ich war ſein einzig Kind.

27) „Es kam der Freier große Schaar,
„Mit mir davon zu ziehn;
„Man hieß mich ſchön, falſch oder wahr
„Sprach man von Liebesglühn.

28) „Stets kam der Wuchrer neue Schaar,
„Und bot viel Geld und Gut,
„Doch Edwin, der auch drunter war,
„Sprach nie von Liebesgluth.

---

22) Die Wange glüht wie Morgenroth,
Gleich wechſelnd und gleich klar (?) ꝛc.

23) Und vor dem Fremdling hebt zurück (?)
Ein Mädchen, reizbelebt.

24) Unſchön, willkührlich und zu unverſtändlich:
„Verzeiht der Fremden," flehend bat
Die Troſtloſe, „verzeiht,
„Daß dieſe Schwell' mein Fuß betrat,
„Der Heiligkeit geweiht"

*) Tyne (ſpr. Tein',) ein Fluß in Northumberlandſhire.

29) „Er war nicht reich, nicht hochgeehrt,
„Nur einfach angethan;
„Nur Weisheit, nur der Tugend Werth
„Bot er mir willig an.

30) „Des Himmels Thau, das Blümlein fein,
„In früher Sonne klar,
„Iſt nicht ſo lauter, nicht ſo rein,
„Wie ſeine Seele war.

31) „Der Thau, des Baumes Blüthenzier'
„Prangt nur ein flücht'ger Tand;
„Ihr Reiz war fein, doch, wehe mir!
„Mein war ihr Unbeſtand.

32) „Von Leichtſinn, Stolz und Wankelmuth
„War noch bethört mein Herz;
„Ach, ſeine Liebe fühlt' ich gut,
„Doch war ſein Leid mir Scherz:

33) „Bis er, betrübt durch meinen Spott,
„Mich meinem Stolz hingab,
„Er ging in eine ſtille Grott',
„Und hier fand er ſein Grab.

34) „Ob dieſer Schuld drückt Kummer mich,
„Der Tod nur macht es gut:
„Nach ſeiner Grotte walle ich,
„Zu ruhn, wo er geruht.

35) „Hier einſam trauernd ſinke ich
„Zum Todesſchlummer hin;
„So ſtarb ja Edwin einſt für mich,
„So ſterb' auch ich für ihn." —

36) „O nimmer!" ſprach der fromme Mann,
Der an die Bruſt ſie zieht; —
Sie ſieht ihn ernſt und ſtaunend an, —
'ziſt Edwin, den ſie ſieht.

---

29) Doch ſeine Weisheit und ſein Werth,
Waren nur mir geweiht.

(Zwiſchen 29 und 30 befindet ſich bei S. noch eine von W. Scott mitgetheilte Strophe, angeblich vom Autor ſelbſt herrührend, welche oben weggelaſſen iſt, da ſie uns einestheils den Zuſammenhang zu ſtören, anderntheils in ihrem zu ſentimentalen Inhalte gegen die naive Haltung der übrigen Strophen unangenehm abzuſtechen ſcheint.)

33) In Einſamkeit begab er ſich,
Soll dort geſtorben ſein. (?)
34) Ich ſuch' (!) den Ort, wo in Geduld
Sein Herz gebrochen hier. (?)
Was ſoll da in aller Welt das fatale hier?

37) „O theure Angelina, ſieh,
„O ſieh, Geliebte, mich,
„Sieh den verlornen Edwin hie,
„Er liebt noch immer Dich.

38) „Hin fahre nun der Gram der Bruſt:
„Komm an mein klopfend Herz!
„Nie, nie, Du meine höchſte Luſt,
„Werd' uns der Trennung Schmerz!

39) „Von nun an trennen wir uns nicht:
„Treu lieben wie und rein;
„Der Hauch, mit dem Dein Auge bricht,
„Muß auch mein letzter ſein." —

Hamm. **Fr. Rempel.**

---

38) Wunderlich und willführlich:
Uns niemals trennen — iſt's kein Scherz —
Mein Leben bleibet mir?

Mittheilung

einer vorlutherischen deutschen Uebersetzung von Psalmen und anderen poetischen Stücken der Bibel.

Die hier mitgetheilten Stücke sind aus einer mir eigenthümlich gehörenden Handschrift entnommen. Dieselbe besteht aus 194 Pergamentblättern von 4 Zoll Höhe und 3 Zoll Breite, und enthält ihrem größeren Theile nach eine Agende in deutscher Sprache. Voran geht auf 13 Blättern ein Kalender, ganz so wie er sich in den lateinischen Büchern der Art sehr gewöhnlich findet. Dann folgen, mit der Ueberschrift: „He begynnen die seuen Psalmen zoe duitzen," die sieben Bußpsalmen, nämlich Ps. 6, 32, 38, 51, 102, 130, und 143, und dann erst kommen liturgische Formeln und Gebete, welche den Hauptbestandtheil des Buches ausmachen. Dabei sind aber nicht blos einzelne Bibelverse, sondern auch ganze Psalmen, außerdem Jes. 38, 10 — 20, desgleichen Mariä Lobgesang Luc. 1, 46 — 55. und Zachariä Lobgesang, Luc. 1, 68 — 79 benutzt, und diese längeren, in sich selbst abgeschlossenen Stücke sind es, die hier mitgetheilt werden sollen.

Das Alter der Handschrift kann nicht über das Jahr 1330 zurückgehen, da darin ein Ablaß des Pabstes Johannes von diesem Jahre erwähnt wird. Sie scheint der Mitte oder der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts anzugehören.

Der Dialekt des Buches ist nicht rein. Das niederdeutsche Element ist darin mehrfach mit dem hochdeutschen vermischt.

Die Uebersetzung ist unmittelbar aus der Vulgata, nicht aus dem Urtext, geflossen. Der Abweichungen von dem heutigen Text der Vulgata sind aber darin nur wenige und unbedeutende; nur die Versabtheilung — in der Handschrift immer durch große Anfangsbuchstaben angedeutet — ist oft eine andere. Für die Kritik

der Vulgata hat ſie daher keinen Werth; aber als Sprachdenkmal verdient ſie wohl aufbewahrt zu werden.

Zwei Bußpſalmen, nämlich 6 und 130, (nach der Vulgata 129) kommen nachher unter den Gebeten in etwas veränderter Geſtalt noch einmal vor. Daraus ſcheint zu folgen, daß der Abſchreiber zugleich der Ueberſetzer iſt. Wahrſcheinlich iſt das ganze Buch aus einem lateiniſchen Original, in welchem die beiden Pſalmen nach der Vulgata auch doppelt vorkamen, unmittelbar überſetzt.

Im Folgenden iſt die inkonſequente Orthographie der Handſchrift mit diplomatiſcher Genauigkeit beibehalten. Auch in dem Gebrauche der Buchſtaben v und u, deren jeder ſowohl Vokal als Konſonant ſein kann, bin ich genau der Handſchrift gefolgt. In den meiſten Fällen iſt zwar die Ausſprache nicht fraglich; ſo kann z. B. leuentich nur = leventich, vp nur = up ſein; aber es kommen auch fragliche Fälle vor, und darum war es beſſer, Nichts zu ändern. Nur die Copula ind iſt überall ſo geſchrieben, während in der Handſchrift nicht ſelten „in̄," einige Male ſogar „in" ohne Strich über dem n ſteht. Die zweite Form ſchien mir Nichts weiter als eine Abbreviatur für ind; aber die dritte Form, die zu ſpät bemerkt wurde, läßt es zweifelhaft, ob hier ein Schreibfehler anzunehmen iſt, oder ob der Abſchreiber wirklich promiscue ind und in ſprach. Letzteres iſt möglich, da in der Handſchrift auch ſonſt ähnliche Inkonſequenzen vorkommen.

Eine Interpunktion hat die Handſchrift nicht. Die Seitenzahlen in dem folgenden Abdruck beziehen ſich auf die Versabtheilung der Vulgata. Da dieſe mit der Handſchrift nicht immer übereinſtimmt, ſo iſt zur Erleichterung für das Auge hinter jedem Verſe, ſowohl nach der Abtheilung der Vulgata als auch nach der Abtheilung im Manuſcript, ein Gedankenſtrich geſetzt.

Pſalm V.

Here myt dynen oren verhoire myne wort ind yn bynnen verſtant 2.
myn roiffen — Denck yn die ſtymme myns gebetz myn konynck ind myn 3.
got — Want zoe dyr here ſal ich beden ind vroy morgens ſaltu verhoren 4.
myn ſtymme. — Vroy morgens ſal ich by dir ſtayn ind ſal ſeyn want 5.
du en bis neit der got der boiſheit wilt — Noch de boiſſen en ſullen neit 6.
by dyr wonen noch die vnrechten en ſullen neit blyuen vur dynen ougen
— Du hais gehaſt alle die boiſcheiden wirckent ind du ſalt verleiſen 7.
alle die loegen ſprechen — Den Mann der bloide ind den droigenaffſtigen ſal der heir verhaſſen — mer *) ich hoffde in die manch- 8.

*) Dies „mer" in der Bedeutung aber iſt ein gutes Analogon zu der Entſtehung des franzöſiſchen mais aus dem lateiniſchen magis.

ueldicheit dynre barmhertzicheit — Ich ſal in gayn in dyn huis ind
9. ſal anbeden zo dyme hilgen tempel yn dynre vorten — Here leyde
mich vort in dynre gerechticheit vmb mynre viant wille ind wyſe zo recht
10. mynen weg in dyme angeſicht. — Want in yrme monde en is die wair-
11. heit neit yr hertz is ydel — Ir kele is eyn offen graff ſy wirckent be-
dreichlichen mit eren zongen got ordel ſy — Si moiſſen vallen van eren
gedencken na der manchueldicheit yrs affkerens van dyr ſo verdryff ſy
12. want ſy dich verzoernten — Ind alle die in dich hoffen die ſullen ſich
verblijden in ewicheit ind du ſalt wonen yn in — Ind in groiſſer glo-
13. rien ſullen ſy dich bauen al die dynen namen mynnent — want du ſalt
gebenedyden de rechtuerdiger — Here du hais yns gekroent als myt eyme
ſchilde dyns goiden willen —

Pſalm VI.

2. Here in dyme grymmen moide en beriſpel mich neit noch in dyme
3. zorne en ſtraiff mich neit. — Here erbarme dich over mich want ich byn
4. ſeich mach mich geſont want alle myn beyn ſynt mir bedroeuet — Inde
5. myne ſele is ſeyr bedroeuet ind du here wie lange — Here beker ind er-
6. loiſe myne ſele mach mich geſont vmb dyn barmhertzicheit — Want ne-
mant en is in deme dode der dynre gedenck noch in der hellen der dir
7. bicht — Ich arbeiden in myme ſuchten durch eyn eickliche nachte ſal ich
8. weſchen myn bedde myt mynen trenen ſal ich netzen mynen leger. — Van
dem grymmen ſynt myne ougen bedroifft ich byn gealdet vnder allen my-
9. nen vianden — Vleit van myr alle die quaide dynck wircken want der
10. here hait gehoirt die ſtymme myns weynens — Der here erhoirte myn
11. gebet der here ynt incks myn biddung he — Si ſchament ſich ind
ſullen ſnellichen bedroeuet werden alle myn viande ſy ſullen werden be-
keirt ind ſchamen ſich ſnellichen —

Derſelbe Pſalm (VI.)

2. Here in dynre grymmicheit en beſtraiff mich neit ind in dyme zorn
3. en beriſpel mich neit — Erbarm dich mynre here want ich franck byn ind
4. mach mich geſont here want alle myne gebeyntz ſynt myr verſtoirt — Ind
5. myne ſele is ſeir verſtoirt mer du here we lange — Kere dich vmb ind
6. verloiſſe myn ſele mach mich geſunt vmb dyne barmherzicheit — Want in
dem dode en is nemant der dynre gedenckt ind wer ſal dir bichten in der
7. hellen — Ich hayn gearbeit yn myme ſuchten yn eynre eicklicher naicht
ſal ich weſchen myn bedde mit mynen trenen ſal ich netzen mynen leger
8. — Myn ouge is van zornicheit ſeir verſtoirt ich alde vnder alle mynen
9. vyanden — Gait van myr alle die boiſheit virckt want der here hait
10. verhoirt de ſtymme myns gebetz — Der here hait verhoirt myne bede
11. be hait myn gebet vntfangen — Alle myne vyanden moiſſen ſich ſchamen
ind werden ſeir verſtoirt ſy moiſſen vmbgekeirt werden ind ſchamen ſich
ſnellichen —

Pſalm VII.

2. Here myn got in dich hain ich gehofft behalt mich van alle den
3. die mich veruolgen vnd verloiſe mich — By dat he neit als eyn lewe en

griff myne ſele als nemant en is der ſy verlois off behalde — Here myn 4.
got is id dat boiſheit is in mynen henden — Jnd ich in quait weder 5.
geuen die myr quait doynt ſo ſal ich mit rechte ydelichen vallen vur
mynen vyanden — Jnd myn vyant ſal verwolgen myn ſele ind ſal ſy 6.
begreuen ind zotreden myn leuen in die erde ind ſal myn glorie zo nete
machen — Stant vp here in dyme zorne ind verhijff dich in den enden 7.
mynre vyanden — Jnd ſtant vp here myn got in dem gebode dat dn ge-
boden hais — ind die vergaderunge der volck ſullen dich vmbſtayn — 8.
Jnd vmb diſſe ſo ganck foirder in die boichde — der heirre richtet die 9.
wolck — Richt mich na mynre rechtuerdicheit ind nae mynre vn noeſel-
heit bouen mich — De boiſheit der ſunder ſal vertzert werden ind du 10.
got ſalt zo recht wyſen die rechtuerdigben du der vnderſuifs die hertzen ind
die neren — Myne rechtuerdighe hulpe is van dem heren der dae behoit 11.
de rechtuerdigen van hertzen — Got is eyn rechtuerdich rijchter ſtarck ind 12.
lidſam he en ſal ſich neit alle dage zurnen — Js id dat vr vch neit en 13.
bekeirt ſo ſal ſe ſchudden ſyn ſwert ſynen bogen hait he geſpannen ind
hait den bereit gemaicht — Jn deme Bogen hait he bereit die waff des 14.
doitz ſyne geſchuttze hait he bereit gelich als brende — Sich he gebeirt 15.
vnrechtuerdicheit he hait vntfangen bedroiffeniſſe ind hait vortbraicht die
boiſheit — He offende die vnrein lule ind vyff groiff die ind veil in die 16.
kule die he gemacht hadde — Syn wewe ſal weder geknirt werden in ſyn 17.
houfft ind ſyne boiſheit ſal neder ſtijgen vn ſyne ſcheibel — Jch ſal deme 18.
heren begeyn nae ſynre gerechticheit ind ſal ſongen dem namen des alre
onerſten heren —

Pſalm XXII.

(Nach Luther XXIII.)

Der here regeirt mich ind mir en ſal neit gebrechen — in die ſtat 1. 2.
der weyden hait he mich geſat — Bouen dat waſſer der wederlauungen
hait he mich gevoit — ind hait bekeirt myn ſele — He hait mich vort 3.
geleit vp de wege der rechtuerdicheit vmb ſynen namen — Want off ich 4.
wandelen in den midden des doitz ſcheme ich en ſal dat quait neit ont-
forten want du mit mir bis — Dyne roide ind dyn ſtaff de hant mich
getroiſt — Du bais eyne taiffel bereit vur myme angeſichte ontgeyn die 5.
gene die mich beorucken — Du bais vet gemaicht myn houfft in oley ind
myn kelch der broncken maicht we oeuerelair is he — Jnd dyne barm- 6.
hertzicheit ſal myr na volgen alle de dage myns leuens — Jnd vp dat 7.
ich wone in deme huyſe des heren in lanckheit der dage —

Pſalm XXIV.

(Nach Luther. XXV.)

Tzo dir here hain ich vp gebauen myne ſele — myn got in dich 1. 2.
getruwen ich ind des en ſal ich mich neit ſchamen — Jnd myne vyande 3.
enſullen mich neit beſpotten want alle die dych verbeyden die en ſullen
neit beſpot weroen — Alle die boiſſe dynck doynt vol ydel die werden 4.
confuyſt — Here bewiſe myr dyne wege ind leir mich dyne pede —
Schick mich here in dynre wairheit inde lere mich want du bis myn got 5.

myn heilgeuer ind al den dach hayn ich dynre verbeidende gewairt —
6. Gedenck here dynre erbermden ind dynre barmherzicheit die van ewich
7. ſynt — De ſunden mynre yucht ind myne vnwiſſenheit en wil here neit
gedencken — Mer ghedenck mynre na dynre barmhertzicheit du here vmb
8. dyne guide — Der here is ſois indgerecht darumb ſal he eyne ewe geuen
9. den die myſdoint yn deme wege — He ſal zo gerecht wiſen die ſanfft-
moidigen in dat gericht ind die ſoiſſe hertzen ſal he ſyne wege leren —
10. Alle die wege des heren ſynt barmhertzicheit ind wairheit den genen de
11. dae begeren ſyn teſtament ind ſyne getzuge — Vmb dynen Namen ſaltu
12. here genedich ſyn mynen ſunden want der is vil — Wer is der mynſch
der den heren ontfort he ſetzet eme eyn ewe in dem wege den he verkois
13. — Syne ſele ſal wonen in guide ind ſyn ſame ſal eruen in der erden
14. — Der here is eyn faſt fundament den die in ontfoirten ind ſyn teſta-
15. ment vy dat id yn offenbair werde — Myne ougen ſynt alzijt zo deme
16. heren want he ſal afftrecken myne voiſſe van dem ſtricke — Sich in mich
17. ind erbarme dich mynre want ich eynich ind arm byn — Die bedroiffeniſſe
myns hertzen ſynt gemanychuelbichet verlois mich van mynen noeden —
18. Sich myne oitmoedicheit ind mynen arbeit ind vergijff myr alle myn ſun-
19. den — Sich myne vyant want ſy ſynt gemanchuelbiget ind mit boiſſem
20. haſſ haint ſy mich gehaſt — Behoide myn ſele ind verloiſe mich ich en
21. ſal mich neit ſchamen want ich gehofft hayn in dich — Die onnoeſelen
22. ind die gerechten heyncken mir an want ich hayn dynre verbeit — Ver-
loiſe got iſrabel van al ſynre bedroiffeniſſe —

Pſalm XXVI.

(Nach Luther: XXVII.)

1. Der here is myne erluchtunge ind myn heil wen ſal ich ſoirten —
2. Der here is eyn beſchirmer myns leuens van weme ſal ich beuen — Als
die boiſen neicken vy mich vy dat ſy eiſſen myn vleiſch — Myne vyande
3. die mich bedrucken ſy ſynt gekrenckt ind ſynt geuallen — Iſt dat ſy ſetzen
weder mich ir ſloiſſe myn hertz en ſalt neit ſoirten — Iſt dat intgben
4. mich vyſteit ein ſtrijt dar in ſal ich hoffen — Eyn dynck bad ich van dem
heren dat ſal ich verkrijgen dat ich wone in dem hnſe des heren alle die
dage myns leuens — Oy dat ich ſey den wille des heren ind vyſenteyr
5. ſynen tempel — Want he bedeckt mich in ſynen tabernakel in deme dage
der boiſer he hait mich beſchirmet in der verborgenheit ſyns tabernakels —
6. In dem ſteyne verhoiff he mich ind un hait he verhauen myn houfft bouen
myne vyande — Ich geynck vmb ind offerde in ſyme tabernakel dat offer
des roiffens ich ſal deme heren ſyngen ind eynen vſelmen ſprechen —
7. Verhoir here myn ſtymme da ich mit roiffen dir erberme dich mynre ind
8. erhoire mich — Myn hertz ſprach zo dyr myn angeſicht hait dich geſucht
9. here dyn angeſicht ſal ich ſoicken — En keir dyn angeſichte neit van
myr here nochen neighe dich neit in dyme zorne van dyme knecht —
Here bis mn hulper ind en laiſ mich neit achter nochen verſmae mich
10. neit got myn heilgeuer — Want myn vader ind myn moder hant mich
11. achter gelaiſſen mer der here hait mich intſangen — Setze mich eyn
12. ewe in dyme wege ind ſchick mich yn die rechte pede vmb myn vyant — En

wil mich neit achter laiſſen in die ſelen der die mich verdrucken want
valſche getzuge ſtonden vp vntgeyn mich ind die boiſheit hayt ir ſeluer
gelogen — Ich gelouuen zo ſeyn dat guit des heren vn deme lande der 13.
leuentichen — Verbeide des heren ind wirck menlich dyn hertz werde ge- 14.
ſterckt verbeydende des heren —

Pſalm XXXI.

(Nach Luther: XXXII.)

Selich ſynt die den ere miſdait vergeuen ys ind der ſunden bedeckt 1.
ſynt — Selich is der man dem der here geyne ſunden gerechent en hait 2.
noch in ſyme geiſt en is geyn valſcheit — Want ich ſweich do veralden 3.
myr alle myne beyne do ich alle den dach reiff — Want dach ind nacht 4.
is dyne hand beſweret ouer mich ich bin bekeirt in mynere iamerheit als
mit dornen umbſtechen — Myne myſdait machen ich dir bekant ind myne 5.
vngerechticheit en verbarch ich neit — Ich ſprach ich bichten yntgben
mich myne vngerechticheit deme heren ind du vergbenes mir die boiſheit
mynre ſunden — Herumb ſal bidden zo dir eyn eicklich hilge in der 6.
bequeymlicher zijt — Nochtant in der vloit van vijl waſſers en ſullen
ſy eme neit neken — Dn bis myn zoevluicht van deme bedroiffenis dat 7.
mich vmbveynck myne vreude erloiſe mich van den die mich vmbgeynt — 8.
Ich ſal dir geuen verſtenteniſſe ind ſal dich leren in deme wege dae du
ynne geis myne ougen ſal ich ſtichten ouer dich — Jr en ſult neit 9.
werden als dat part in der muyl in deme geyn verſtenteniſſe en is —
In deme zoume ind in deme breidel twynck yr kinbacken die ſich zo dir
neit enneken — Der geiſelen der ſunder is vijl mer die yn den heren hoffent 10.
die vmbdeit barmhertzicheit — Ervreuwet vch in deme heren ind verblijt 11.
vch yr rechtverdigen ind glorieirt al die van rechten hertzen ſynt —

Pſalm XXXVII.

(Nach Luther: XXXVIII.)

Here in dyme grymmen moide en beriſpel mich neit noch in dyme 2.
zorn en laſter mich neit — Want dyn geſchutze ſynt geueſtiget in mich 3.
inde du hais dyne hant geſtetiget ouer mich — Jd en is geyn ge- 4.
ſuntheit yn myne vleiſche van deme angeſichte dyns zorns noch geyn
vrede en is yn mynen beynen van deme angeſichte mynre ſunden — Want 5.
myne quaitheit hant ouergangen myn houfft ind als eyne ſwaie burden
ſynt ſy geſweiert ouer mich — Myne wonden ſynt vervolt ind zobro- 6.
chen van dem angeſichte mynre vnwiſſenheit — Ich byn gemaicht vnſelich 7.
ind byn gekrumpt bis in dat ende in alle den dach geynck ich bedroifft
yn — Want myn lenden ſyn vervult mit ſpot ind in myme vleiſche en 8.
is geyne geſuntheit — Ich byn bedroifft ind ſeir genedert ich grym- 9.
mende van dem ſuchten myns hertzen — Here vur dir is al myn begerde 10.
inde myn ſuchten en is neit verborgen van dir — Myn hertz is bedroifft 11.
ind myn krafft hait mich gelaiſſen inde dat lichte mynre ougen en yſſ
neit myt myr — Myn vrunt ind myn neiſten neckden yntgeyn mich ind 12.
ſtonden ontgeyn mich — Jnd die mit myr waren die ſtonden van verrens —
Jnd ſy daeden macht die myn ſele ſoichten — Jnd die intgben mich ſoichten 13.

14. quait die ſpraichen ydelheit ind ſy dachten alle den dach boiſheit — Mer ich was
als wer ich douff ind was als eyn ſtumme der ſynen mont neit open deit —
15. Jnd ich byn geworden als eyn mynſche der neit en boirt ind neit havende
16. in ſyme monde eynge vnſchuldunge — Want ich boiſſde in dich here
17. ind du hais mich gehoirt myn got myn here — Want ich ſprach myne
vyande en moiſſen ſich neit ervreuwen eyngbe zijt oeuer mich ind als myne
voiſſe beweget werden ſo haint ſy groſſe dynck geſprochen vp mich —
18. Want ich bereit byn in der geiſſelen ind myn wewe der is alzijt vur
19. myne angeſichte — Want ich ſal myn quaitheit kundigen ind ſal dencken
20. vmb myne ſunden — Mer myne viand leurnt ind ſynt geſterckt ouer
21. mich ind ſynt gemenchueldiget die mich daynt gebaſt boiſlichen — Die
myr gauen quait vmb guit die achterſpraechen myr want ich voulchde der
22. guitheit — Here en lais mich neit myn got noch en ganck neit verre
23. van myr — Andencke in myne hulpe here got myns heils —

Pſalm XL.

(Nach Luther: XLI.)

2. Selich is he die dae verſteit vp die noitdurfftiche inde vp den armen
3. yn den quaiden dage ſal yn der here verloiſen — Der here bewart yn
ind mach yn leuentich ind ſal yn ſelich machen noch en ſal yn neit ouer
4. geuen yn die ſelen ſynre vyant — Der here brenckt eme hulpe vp dat
bedde ſyn wewens al ſyn geſpreite bedde haiſtu geleirt yn ſynre franc-
5. heit — Jch ſprach here erbarme dich mynere mach geſont myn ſele
6. want ich dir geſundichet hayn — Myne vyande ſpraichen mir quait
7. wanneir ſal ſe ſteruen ind ſyn name vergayn — Jed waſt dat he van
en bynnen yn geynck vp dat he ſege he ſprach eme ſeluer ydel dynck
ind ſyn hertz ſal eme ſeluer boiſheit vergaderen — He vff geynck en
8. buiſſen ind ſprach in dat ſelue — Weder mich luyſterent al myne vyande
9. weder mich dachten ſy quait — Eyn boiſe wort ſachten ſy weder mich
10. die da ſleifft he en ſal neit me doyn vp dat he weder verſtae — Want
der mynſche myns vreden deme ich betruweden der myn broit as der bait
11. groiſſelichen vermeiret die vedertredunge vp mich — Mer du here er-
barme dich mynre ind verweck mich weder ind ich ſalt yn wedergeuen —
12. Daer ya bekant ich dat du mich wolts want myn vyant en ſal ſich neit ver-
13. vreuwen bouen mich — Mer du ontſcyncks mich vmb mynre vunoeſelheit
14. wilte inde verſtichdes mich vur dyme angeſichte in ewicheit — Gebene-
dijt ſijſtu here got yſrahel van ewicheit in ewicheit dat gewerde dat
geſche —

Pſalm XLI.

(Nach Luther: XLII.)

2. Als das birtz begert zo deme born der waſſer alſo got begert myn
3. ſele zo dir — Myne ſele bait geduiſt na dir deme leuentichen born
4. wanneir ſal ich lomen ind verſchinen vur deme angeſichte gotzs — Myne
trene waren myr broit dach ind nachte als man mir ſachte wae is dyn
5. got — Deſe dynck hain ich oeuer gedacht ind vff goiſ in myr myn ſele
want ich ſal oeuergayn in die ſtede des wonderlichen tabernakels bis zo
deme huyſe gotz — Jn der ſtymmen der vreuden in der begeungen is

dat geluyt der wirtſchaff — Wair vmb biſtu bedroifft myn ſele ind wair 6.
vmb verſtuyrs du mich — Hoff in got want ich eme noch begayn be is
dat heil myns angeſichtes — ind myn got — Tzo myr ſelner is myne ſele 7.
verſtuirt darvmb ſal ich dynre gedencken van dem lande der yordanen ind
hermonyim van dem cleinen berge — Dat afgront anroifft den affgront in 8.
der ſtymmen dynre hemelzeichen — Alle dyn hoichden ind alle dyne vloiden
ſynt ouergeganen ouer mich — In deme dage geboit der here ſyne barm- 9.
hertzicheit ind yn der naicht ſynen ſanck — Sich myr is myn gebet zo gode 10.
ind ich ſal zo gode ſprechen du bis myn yntfenger — Wairvmb biſtu mynre
vergeſſen ind wairvmb gayn ich bedroeuet yn als mich der vyant vynichet —
Als myne beyn zo braichen ſo ſpraichen ſy myr ſchetlich myne vyant die mich 11.
bedruckden — Als ſy myr ſagen all dage wae is dyn got — Wairvmb bis 12.
du bedroifft myn ſele ind wair vmb verſtuyrs du mich — Hoff in got want
ich eme noch ſall begeyn eyn ſelich geuer myns angeſichtz ind myn got —

(Der Schluß folgt im nächſten Hefte.)

Salzwedel.

W. Gliemann.

Ueber Wortbildung beſonders der neueren Sprachen.

(Schluß zu Archiv II. 2. p. 288.)

Mit Ζεύς, Ζĕ-ŭs (zweiſilbig, wie das lat. Dĕ-ŭs, da es nicht, z. B. wie νοῦς, παῖς periſpomenirt oder wie die Silbe ζεῦγ in ζεῦγμα properiſpomenirt) iſt, wie bemerkt, durch Vertauſchung des ζ in δ logiſch-organiſch verwandt Δε-ός und dieſes mit dem lat. de-us, welches ebenfalls ſo viel als Erzeuger, Schöpfer heißt. Der Zuſatz πατήρ zu Ζεύς in den griech. Autoren iſt daher Nichts als Appoſition oder etymologiſche Erklärung von Ζεύς. Die Dii oder Götter der Alten waren ihnen hiernach alle erzeugende oder belebende Weſen. Auch Δίς (Διός, Διΐ, Δία; plur. Διές, Διάς) iſt ſo viel als Ζεύς oder Deus, kret. Θιός, laked. Σιός, und alle dieſe Formen ſind nur verſchiedene Dialektformen der Wurzel Ζe oder Ζi. Da ζ in ς übergeht, ſo iſt auch die Wurzelform συ in der Präpoſit. σύν und in su-ere, su-mere, sum(-m)a, ſpan. su-ma verwandt mit der Wurzel ζυ (zu geſpr.) in ζυγός, und mit der deutſch. Präpoſ. zu (aus dem ahd. zuo oder ze), ſo wie mit zu in zu-pfen (mit den Zehen der Hand) verwandt, und ſelbſt das Wort Zu-nge zeigt ſeine fragl. Verwandtſchaft mit zu in logiſcher und phonetiſcher Hinſicht. —

Geht e der Wurzel ze in i über, ſo erſcheint das Wort Zi-ze (= Zitze = Bruſt-warze), ſo auch zi-ehen (mittelſt der Hand-zehen) erziehen (mittelſt der Bruſt-zehen) und ziehen mit den Fußzehen) über einen Fluß; auch zie-len (ſubjectiv) und Zi-el (objectiv, d. h. der Gegenſtand, nach welchem gezielt wird). Eben ſo das Wort zi-mmern ſ. v. a. bilden (d. h. mit den

Zehen der Hand) und Zi=mmer, was ſo gebildet iſt. Aus der dritten Bedeutung von Zehe läßt ſich auch die logiſch=organiſche Verwandtſchaft des Wortes Frauenzimmer (ſ. v.a. Frauenbild erklären. Deswegen iſt Zi=f=(f)er (i. g. Zahlzeichen) mit Zehe und zählen verwandt; aber auch Geziefer (ein ſich mit den Zehen ſchnell bewegendes Thier) und ſelbſt Ungezi=efer (wegen der vielen Zehen, die es hat, was Un, d. h. einzig oder doch ſelten iſt), wie Ungeheuer (einzig in ſeiner Größe.

Geht ſ oder z in d über, ſo wird aus der Wurzel Se oder Ze — De. Dieſe finden wir in der lat. Präpoſ. de, eigentlich ab (davon, wo die Fuß= oder Hand=Zehe iſt), ſpaniſch de-bajo, unten, de-ba-tir, ſtampfen, ſchlagen; auch in den deuſch. Art. de=r, di=e, da=s (ſt. de=r, de, de=s z. B. in je=de=r, je=de, je=de=s), und in de=uten (mit der Handzehe [De] nach einem Gegenſtande hinweiſen); eben ſo im Griech., z. B. δέ-ω, ich binde (sc. mit den Zehen der Hand), auch δέ κω und δέ-χομαι, δέ-χομαι, ich empfange, nehme (sc. mit den Handzehen, δέ-ξις, Empfang, Aufnahme; daher δε-κτής, ein Bettler, eben ſo de-mo, ich nehme; δε-ίκω, ich zeige, und das lat. de-xter, rechts (d. h. nach der Hand hin, mit welcher man Etwas nimmt, zeigt; wie auch de-cernere. Im Latein. erſcheint auch de-ns, der Zahn (der Handzehe ähnlich formirt und auf ähnliche Art gebraucht beim Eſſen). Auch heißt im Griech. δέ-κα, im Latein de-cem, zehn (d. h. alle Zehen der Hand. oder des Fußes). Von δέ-κα, δέ-κατος (der zehnte) werden logiſch=phonetiſch gebildet, δε-κήρης, ein Schiff mit zehn Ruderern, in gleicher Weiſe δε-κάχοος, zehnfach, δε-κέμβολος, Schiff mit zehn Schnäbeln; und das lat. de-cimus, de-cumus, der zehnte. So auch δέ-φω, ich taſte (mit den Zehen der Hand); daher δέ-μο und δέ-μομαι, ich baue, baue mir (mit den Zehen der Hand); daher δέ-μας, der Körperbau, auch das membrum virile, welches gleichſam den Körper baut, bildet, zeigt nämlich mit der Mittelzehe). Daher auch δε-σπότης, Gebieter mit dem Zeigefinger oder durch Winken. So auch δέ-ψειν, mit den Handzehen kneten oder mit den Fußzehen treten, daher überhaupt weichmachen; deßgleichen das latein. de-bere, ſpan. de-bèr, ſollen (durch Hinweiſen mit dem Zeigefinger auf den Gegenſtand der Behandlung; ſpan. de-nda, Schuld (die zu zahlen iſt, lat. de-tinere, ſpan. de-tenér, abhalten (eigentlich zu den Fuß=

zeben hin= oder mit den Handzehen aufhalten), de-stinare, ſpan. de-stinár, beſtimmen (mit der Handzehe, dem Zeigefinger). —

Geht e in i über, ſo ſind verwandt: di=s oder di=es; di=eſer, di=eſe, di=eſes; di=ngen ſ. v. a. ſagen ſubſt. Di=ng ſ. v. a. Sache, d. i. das Gedi=ngte oder Ge=ſagte; lat. di-gitus, Finger (Handzehe), Fuß= oder Mittelzehe, di-cere ſagen), di-care, anzeigen, in-di-cium, An=zeichen); di-cax, geſchwätzig, ſpan. di-cér, ſagen. Im Griech. erſcheint mit dieſer Wurzel δι-κω, ich werfe (d. h. mit den Handzehen), auch vom Gebären (Junge werfen) der Thiere geſagt, wo der Wurzelbegriff aber auch δι(-δάκτυλος) = di-gitus medius als Mittelglied zu beziehen iſt. Daher auch δι-ζειν, ſuchen (mit den Handzehen) und δι-κη, Gerechtigkeit, Δι-κη, die Dike (Göttin der G., die von den Alten mit aufgehobenem Zeigefinger, als dem Symbol der Gerechtigkeit, plaſtiſch und maleriſch dargeſtellt wurde); δι-καιον, Recht und Geſetz (d. h. das, worauf mit der Handzehe, d. i. dem Zeigefin=ger, hingewieſen wird, die Richtſchnur bei rechtlichen Handlun=gen), griech. δε-ικνυν, und δε-ῖγμα, si-gnum, do-cumentum, exemplum. So auch das lat. di-ctare (mit der Handzehe hinweiſen), befehden, daher di-ctator, Befehlshaber, Gebieter. Auch das deutſche Wort di=chten hat dieſelbe Wur=zel mit δι-κη, δι-καιον, di-cere, di-ctare, und heißt ſ. v. a. mit den Di=en oder Ze=hen der Hand (di-gitis) Etwas ma=chen. Und ſo wie Zehe mit ζέ-ειν, Ζεύς und Deus verwandt iſt, ſo iſt auch die Wurzel di in di=chten (=ποιεῖν, facere, ellicere, fabricari, carmina scribere) und Di=chter (=ποιητής, fa-ctor, effector, creator, poëta, versificator) verwandt mit di in di-cere, di-ctare, δι-κη, δι-καιον etc., ſo daß man eigentlich nur ſagen kann, daß dichten und dictare aus einem gemein=ſamen Grunde des Geiſtes und der Natur abſtammen, nicht aber, wie Einige ſich bereden laſſen, daß dichten von dictare abzulei=ten und demnach lat. Urſprungs ſei. — Die Wurzel de in de=uten iſt dasſelbe, was ze in ze=igen iſt, da De=Ze (=Zehe der Hand oder des Fußes). Und da Di=De iſt, ſo iſt es auch = Ze. Die Wurzel Di kömmt auch noch vor in dem deut=ſchen Worte di=enen (Dienſt), nämlich mit den Di=en (Ze=hen der Hände oder Füße) Etwas thuen; und ver=dienen iſt ſ. v. a. mit den Zehen ꝛc.= Etwas erwerben.

Geht i in u über, ſo erſcheint du=en ſt. di=en, wo denn die Zehen oder Finger die Du=en (engl. toe, ſpan. tû) heißen. Und wird, wie bei de-us und δε-ός, ſichtlich, d in th verwandelt, ſo erſcheint th=uen ſt. du=en (engl. to do, ſprich du), wo thu ſt. du (mit dem Begriffe der Zehe) die Wurzel iſt, ſo daß alſo thuen oder thun (mit der allgemeinen Bedeutung von machen) von Thu (= Zehe, Hand=, Fuß= oder Mittelzehe, welche thut, macht) zu deriviren iſt. Aber auch Tu=gend (eigentlich die Kunſt, Etwas zu thun, machen) und tü=chtig, ſo wie tau=gen und tau=glich, ſind mit thuen (= du=en oder di=en) logiſch=organiſch verwandt. Im Engl. findet ſich auch to, tu-g, ziehen (d. h. alt, ze=uchen mit den Fußzehen ſ. v. a. to pass, to go gehen). —

Geht e in o über, ſo ſind auch δο-κέω, do-ceo, ich ze=ige (durch Unterricht) und δό-ω, δί-δω-μι, δό-ναι, geben, δό-σις, δό-μα (Gabe), do-num, do-natio, do-nare (nämlich mit den Handzehen); eben ſo δο-μέω, ich baue, δο-μή, aedificium, Gebäude, eben ſo δό-μος, δῶ-μα, und das lat. do-mus (das nämlich mit den Handzehen errichtet iſt), logiſch=organiſch verwandt mit de in de-cem und mit δ in δε-κα, zehn ꝛc. Daher auch das ſpan. de-do (die Handzehe), Finger, und do-tár, begaben (mit d. Handzehen). Mit dem lat. Worte do-mus iſt auch verwandt do-minus, der ſich ein Haus ſelbſt (mit den Handzehen) gemacht oder auch dasſelbe erworben hat. In ähnlicher Verwandtſchaft ſteht auch das Wort δο-νεῖν (mit den Hand= oder Fußzehen) bewegen. —

Geht e in a über, ſo erſcheint die Wurzel da, δα, da. Das deutſche Wörtchen da, da! verbindet, beſonders im Deutſchen beim Ueberreichen einer Sache, mit ſich den Begriff des Hinweiſens (mit dem Finger) nach einem Gegenſtande. Die Sylbe δα in dem griech. Worte δά-ζεσθαι, di-videre, lacerare, theilen, iſt logiſch=phonetiſch verwandt mit da im ſchwed. Worte da-ler, Tha=ler (ein Geldſtück, das zu zahlen iſt, und mit da im lat. Wort da-mnare, ſchaden (durch Hinwegnahme, zunächſt mit den Fingern) von de-mere, wegnehmen; daher da-mnum, Hinwegnahme, Verluſt (den man durch Entreißen einer Sache beibringt oder leidet) verwandt mit dem griech. ζη-μία, (Schaden). — Ingleichen iſt, auch bei Vertauſchung des d in t (wie oft), die Sylbe ta in ta=ppen (mit den Fußzehen ſ. v. a. mit den Füßen), mit ta in ta=pfer und ta=ſten (mit

den Handzehen ſ. v. a. mit den Händen) und ta=nzen (mit den Fußzehen oder Füßen) verwandt mit da in dem ſpan. da-nzár, und franz. da-nser, tanzen. Im lat. sa-lire (ſpringen). sal-tare (tanzen) iſt s (=ſ=z=d) noch zu ſehen. Eben ſo kömmt die Wurzel da auch im ſpan. da-ño (Schaden), im ſpan. da-ma und franz. da-me, Frauenbild vor, wo die Wurzel da=de=ζε=ze auf das organiſirende Mittelglied (Zehe) hinweiſet. Auch findet ſich dieſe Wurzel im griech. δά-ω, oder δα-ϝ-ω, ich baue, bilde. Auch erſcheint da im altlat. da-nare ſtatt da-re, ſpan. dá-r, geben, und in der deut. Vorſylbe dar, z. B. da=rreichen, da=rbieten, Da=rlehen iſt die Wurzel da, da und bezeichnet die Handzehe (d. i. den Finger oder überhaupt auch die Hand, mit welcher man gibt und nimmt. Im Engl. ging d in t über, z. B. to ta-me (ſ. v. a. do-mare, zähmen, daher auch im Deutſch. za=hm, d. h. durch und an die Handzehen gewöhnt ꝛc. Eben ſo betrachte man das griech. δα-ίω, ich the=ile (nämlich mit den Handzehen) und δα-ῖς, die Theilung, Zutheilung beim Mahle, daher das Mahl ſelbſt. Auch das griech δά-πτειν, beißen (mit den Zähnen, de-ntibus, welche zehenartig geformt ſind, wie Zehen ausſehen), daher δά-απτειν, eſſen, verwandt mit dem lat. da-ps, da-pes, Mahl, und dies, wie δά-πτω organiſch entſproſſen aus der Wurzel da, δα = de in de-ns, Zahn). Im Engl. heißen teeth und tooth, Zahn, und de-ntel, Zähnchen. Auch gehört zur Vergleichung hieher δά-ω, ich ze=hre, verze=hre (mit den Zähnen, d. h.) eſſe, auch ze=rreiße (d. h. theile, reiße mit den Handzehen). Und ſelbſt das Wort reiſen ſ. v. a. einen Weg zurücklegen, gehen, ſteht ſtatt ve=r= oder ze=rreißen (nämlich mit den Zehen der Füße, d. h. mit den Füßen durch Ge=hen, den einen Ort vom andern gleichſam trennen). —

Geht i in u über, ſo erſcheint die Wurzel du, δυ, du, z. B. in dem deutſch. und ſchwed. Perſonal=Pronomen Du (lat. tu, ſpan. tú, griech. τύ, ital. tu, franz. tu). Dieſes Wort ſtellt uns zugleich das Naturgemälde der ſprechenden und der mit dem Zeigefinger angeſprochenen Perſon dar, wobei wir ſehen, daß der Name Du (urſprüngl. ſ. v. a. Zehe oder Zeigefinger, mit welchem der Naturmenſch die Anrede begleitet) zugleich auf die Perſon, die er anredete, übertragen wurde. Wie oben ſchon einmal bemerkt wurde, heißt im Engl. toe (tu) die Zehe, urſprüngl. auch ſ. v. a. Handzehe oder Finger; daher to,

do ſ. v. a. das deutſche zu thu=en (ſt. zu du=en). Wie to und do, ſo ſind die deutſch. Sylben du, zu und thu logiſch=phonetiſch verwandt, und haben alle den Wurzelbegriff von Zehe (di-gitus). Im Ahd. lautete zú wie zu oder zi. Auf gleiche Weiſe, wie das Wurzelwort Zehe, unter der Geſtalt von de, im Altdeutſchen, im Engl. unter der von the, als demonſtratives Pronomen gebraucht wurde, ſo war es auch im Span. und Franz. unter der Form von de und im Ital. unter der von di (Zehe) zur Bezeichnung des Genitiv=Verhältniſſes verwendet. Darum iſt der Genitiv=Caſus der Lateiner, Griechen und anderer älteren Völker recht eigentlich der Zeugungs=Fall. Und wenn wir ihn nicht mit Zeugungs= oder Deutefall überſetzen wollen, ſo legen wir recht klar an den Tag, daß uns der Sinn zur Erkenntniß der Natur=Verhältniſſe abgeht. — Bei der weitern Betrachtung des Genitiv=Verhältniſſes und deſſen Bezeichnung finden wir, daß ſogar der Infinitiv des Zeitwortes in dieſes Caſus=Verhältniß tritt und dasſelbe im Franz. durch de, z. B. de dormir, zu ſchlafen, im Span. durch de, jedoch zur Bezeichnung des Futurums, z. B. haber de amar, zu lieben haben; im Ital. durch di, z. B. di dormire, zu ſchlafen; im Engl. to, z. B. to think, zu denken, für deren dreierlei Formen im Deutſchen zu ſteht. Auch im Bibliſch=orientaliſchen findet ſich dieſes Genitiv=Verhältniß im Infinitiv mit lĕ (zu) ausgedrückt, wovon uns die Sprache der Juden in dem Satze: er kommt zu (le) gehen, zu fahren, zu reiten, ein recht anſchauliches Beiſpiel gibt. Es liegt in dieſem Satze für uns, wenn wir ihn genau betrachten, wirklich ein Genitiv=Verhältniß, welches durch zu, im Hebr. durch lĕ (d. h. Lamed und Schĕwa mobile), mit dem Infinitiv ausgedrückt iſt; denn es kann Jemand gehen, fahren oder reiten, ohne (zu uns) zu kommen; aber Niemand kann (zu uns) kommen, ohne entweder zu gehen, oder zu fahren oder zu reiten. Deßwegen ſind die Infinitive mit zu (le) auch abhängig vom Verbum finitum kommen, und ſtehen logiſch und grammatiſch im Verhältniſſe des Genitiv=Caſus als dem Caſus der Zeugung oder Abhängigkeit. Auf dieſes Verhältniß weiſet die hebr. Sprache durch le, die ſpan. und franz. durch de, die ital. durch di, die deutſche durch zu hin; und der Grundbegriff von Zehe als dem hinweiſenden Zeigefinger. — Auch gehört hieher die Wurzel du in du=deln, und tu in tu=pfen (mit den Fingern); auch du in du=mm von du=pfen (ſt. tu=pfen), d. h.

ſo viel als durch Tupfen, beſudleriſch wie das dumme Schwein. Ingleichen hat die Wurzel δυ in δύ-νασθαι, können, vermögen (nämlich mit den dreierlei Zehen, daher auch) zeugen eine logiſch-organiſche Verwandtſchaft mit di, de und ze, als der Wurzel von Zehe. Deßwegen iſt auch δυ-νάστης (do-minus) der Mächtige, und δύ-νατος, potens, vermögend, mit Zehe logiſch-organiſch verwandt. So die lat. Wörter du-cere, führen (mit den Zehen der Hände oder Füße, im letztern Falle als Wegführer oder Wegweiſer. — Nebenbei ſei bemerkt, daß das Verbum können (Subſt. Kunſt) in dem Begriffe von Zeugen mit dem tartariſchen kun, Sonne, logiſch-organiſch verwandt iſt. — Auch das lat. du-lcire, ſ. v. a. mit den Hand- oder Fußzehen, d. h. überhaupt mit den Händen oder Füßen weich, flüſſig, ſüß oder angenehm zu eſſen machen, hat du zur Wurzel. Dagegen auch du-rare, hart, trocken machen (d. h. mit den Händen oder Füßen, und du-plicare, verdoppeln, d. h. (z. B. Zehen) zuſammen legen, um das Doppelte anzuzeigen. Und ſelbſt das Wort zwei, ahd. zwo, iſt mit δύ-ω, δύ-ο, lat. du-o, franz. deux, ſpan. dos, ital. dü-e inſofern logiſch-organiſch verwandt, als z ſt. δ, d und w vor dem Diphthongen ei oder vor dem Vocale o nach Art des u im Sanſkrit, Hebr., Latein. und anderen Sprachen in den Halbvocal w übergeht. — In dieſer Weiſe könnten wir die organiſchen Verwandlungen der Lautformen s in sh, sch und z in dsch, tsch in d, th und t, ſo wie dieſer in g (γ), j, c (κ) und χ, und dieſer in b (β), p (π) und f (φ) nebſt den logiſchen Verwandtſchaften der, aus dieſen Elementen, Vocalen und Diphthongen beſtehenden, Wörter ſtammverwandter Sprachen noch verfolgen, um darzuthun, daß alle dieſe Elemente in mannigfaltiger Verbindung mit Vocalen aus einer innern logiſchen Einheit, d. h. aus Einem Lichtpunkte der Natur und des Geiſtes ausgehen und ſich in ganzen Reihen von Wortbildungen und mannigfaltiger Färbung verbreiten: allein dies würde die Grenze des gegenwärtigen Verſuches überſteigen; da wir nur noch die logiſchen Verwandtſchaften des s und th, ſo wie den organiſchen Uebergang des s in d und den des d in g in unſeren Wörtern aus verſchiedenen Sprachen nachweiſen wollen.

Daß nämlich s, σ in th, ϑ überzugehen pflegt, erſehen wir aus mehreren Beiſpielen; z. B. das lakon. Wort σῆ-μα lat. signum, Zeichen, geht im attiſch. σῆ μα in ϑ über; und die logi-

ſchen Bedeutungen von θῆ-μα und σῆ-μα ſind identiſch; denn beide heißen ſ. v. a. signum, Zeichen d. h. eigentl. Etwas (mittelſt der Handz he) Geſetztes, Geſtelltes; das Dor. σέ-ω, ich laufe, (mit den Fußzehen) iſt logiſch und organiſch verwandt mit θέ-ω ich laufe, wenn θε=σε auf den Begriff der Fußzehe ſich beziehen. Auch iſt σε ίειν, wedeln (mit dem einer Zehe ähnlichen Schweife der Hunde, und von dieſen geſagt) iſt verwandt. Bezieht ſich σε (se) oder θ auf den Begriff der Mittelzehe, ſo heißt se-o, auch se-r-o, ich ſä=e (eigentl. ſe=e,) zeuge z. B. eine Frucht. Aber auch das dtſch. Wort Se=ite iſt mit Ze=he logiſch=organiſch verwandt, da daſſelbe den Ort des Körpers bezeichnet, wo die Handzehen ſich befinden. Desgleichen iſt ση-κός lakon., im attiſch. θη-κός, ein Flechtwerk (mit den Handzehen gemacht,) daher ein um=ze=umter Ort, innerhalb deſſen man Etwas ſetzt, hinthut, um es aufzubewahren, z. B. ein Schafepferch; daher auch ein Stall, weil man das Vieh da einſtellt. Eben ſo iſt θή-κη (auch θή-γη, von θέ-ω, ich ſetze mit der Handzehe) ein Behältniß, Kaſten, Kiſte, um Etwas da hinein zu ſetzen, um es aufzubewahren, und θέ-σις das Setzen verwandt mit ση-κός. Mit dieſem iſt aber hinwiederum logiſch=organiſch verwandt σά-κος oder σά-κκος, Sa=ck (meiſtens aus Ziegenharen geſtrickt, daher auch χ ein Kleid, eine Kutte, um den Körper darin gegen Verletzung oder ſonſtige ſchädliche Einwirkungen zu ſchützen. Daher das gr. σά-γος, lat. sa-gum, überhaupt eine Art von groben Mantel, und σά γμα, die Decke (der Pferde); ebenſo und ſelbſt im Engl. iſt d (von de, de=se), wie ſchon bemerkt, in th übergegangen, z. B. in the (Art. de=r, di=e, da=s) mit der allgemeinen Bedeutung des Hinweiſens auf einen beliebigen Gegenſtand; eben ſo in thin, deutſch dü=nnen, ver=dü=nnen (eigentl. mit i zu ſchreiben); auch thi-ng, das Di=ng, auch thi-nk, de=nken, und andere Wörter mehr. —

Wie in der griech. Sprache das δ (=ζ=σ) in γ (g und j), κ und χ (z. B. χέ-ω ſt. ἔχω, ich habe, und χε-ίρ, die Hand, von χε-ίω ich faſſe, halte) ꝛc., und dieſe in β (b und v=w) π und φ =f (z. B. φί-ω (fi-o) φί-λος, fi-lius φι-μός, Korb um die Saug= oder Bruſtzehen der Thiere, damit dieſe nicht ſaugen (ſäugen) können. Φό-ω (fuo) auch φά-ω, fo-r, fa-ri, ſagen, φε-ρω, fe-ro führen, fahren, auch tragen ſt. ge-ro u. ge-o) übergeſchlagen ſind, um aus Einer Wurzel neue Stämme zu treiben, z. B. dor. δᾶ in γᾶ (ſt. γέ-α) und γῆ (ſt. γέ-η).

(Die Erde, Ernährerin,) γέ-νω, γε-νος, ge-nus, ge-nerare, γο-νευς (Erzeuger) von γο-νέω (ich zeuge,) γο-νος, γί-νομαι, γο-νή genitrix, Gebärende, Erzieherin, Ernährerin (mulier), verwandt mit dem perſ. tsche, deutſch Zehe, i. g. σά-δη, u. a. m.; ſo iſt dies auch in den neuern Sprachen geſchehen, als: im Deutſchen z. B. in: ge=ben und ge=hen; ſt. de=ben und dehen und dieſe ſt. ze=ben und ze=hen; und insbeſondere im Engliſchen, wo die Wurzel ge in to gi-ve, ge=ben, ge-t, gehen und ſ. v. a. das altlat. ge-o, griech. γέ-ω, zeu=gen, zi=ehen, und er=zi=ehen, auch gebären, perſ. ge-io, Sonne (eigentl. Er=ze=uger.) Um dieſe logiſch=organiſche Wortbildung noch mehr und überzeugender in der neuern Sprache zu zeigen, bietet ſich uns gerade bei der Wurzel ge, ge ein gewünſchter Anlaß in der engl. und deutſch. Sprache dar.

Im Engl. findet ſich to go (=tu-g), zie=hen (mit der Handzehe) und to go ge=hen (mit den Fußzehen, d. h. mit den Füßen) z. B. to go to the college, ins Colleg gehen. — To giv-e, ge=ben (I ga-ve, ich ga=b) z. B. to gi-ve birth, Geburtgeben d. h. gebären, to give evidence, Zeugniß geben, bezeugen. — Kehren wir zum Urlaute e zurück, ſo erſcheint uns ge-t, welches bald bedeutet: thun, (machen) bald bekommen, bald nehmen (näml. mit den Handzehen,) bald gehen, ziehen (z. B. wohin, nämlich mit den Fußzehen oder Füßen), bald zeugen, erzeugen (z. B. Kinder mit der Mittelzehe, dig. med), daher iſt to be-ge-t, verwandt mit den deutſchen Wörtern: be=ga=tten, Ga=tte. Beiſpiele hiezu ſind: to ge-t off, weg=thun, get you ready, macht euch fertig (mit den Handzehen,) he got me in, er that, (brachte) mich hinein. I could never ge-t him to do it, ich konnte ihn nie machen (oder thun) zu thun es d. h. ich konnte ihn nie dazu bringen, es zu thun; to get away, weg=geben, weg=thun, weg=nehmen (oder weg=bringen, entfernen); to get a place, gehen, gelangen zu einem Amte, d. h., ein Amt bekommen; to get a wife, gehen (oder gelangen) zu einem Weibe, d. h. ein Weib bekommen; to get any thing abroad eigentl. geben ein Ding hinaus, d. h. Etwas bekannt machen; to get a woman with children, eigentl. gehen zu einer Frau mit einem Kinde, d. h. eine Frau ſchwängern, get you gone, begibt (oder macht) euch fort (näml. mit den Fußzehen oder Füßen); to get children, eigentl. Kinder erzeugen, Kin=

der bekommen. Auch heißt get ſelbſt Kind (eigentl. ein mittelſt der Mittelzehe Gezeugtes; daher be-getter, der Begatter, Gatte, Erzeuger; to get from, eigentl. ziehen (mit den Handzehen) von, d. h. entziehen; to get on, an-ziehen (mittelſt der Handzehen) z. B. den Rock; to get ofer, gehen und ziehen (näml. mit den Fußzehen) über d. h. paſſiren, z. B. to get a river ziehen oder ſetzen über einen Fluß, a bridge, über eine Brücke gehen, ziehen; to get up, gehen, ziehen, ſteigen auf, z. B. auf ein Pferd; I shall get him up, ich ſell ihn aufziehen (d. h. mit den Handzehen) aufſtehen machen. Zu dieſen Beiſpielen betrachte man noch got (imperf von to get) bekam, empfing (näml. mit den Handzehen), gate (la porte, porta) Thor (eigentl. ſ. v. a. Eingang (nämlich mit den Fußzehen) ſo wie das deutſche Gatte eigentl. ſ. v. a. Erzeuger (näml. mit der Mittelzehe) und Gatte oder Gattin ſ. v. a. Erzieherin oder Ernährerin (nämlich der Kinder mittelſt der Bruſtzehe.)

Das Räthſel, wie die logiſche Verwandtſchaft vieler, uns einander fremdartig ſcheinender Begriffe phonetiſch und organiſch verwandter Wörter zu erklären ſei, iſt alſo im Vorausgehenden gelöſet. Die verſchiedenen Völker Eines Mutterſtammes haben nämlich im Laufe der Zeit und bei der räumlichen Entfernung von ihrem Mutterlande den Begriff des einen, hinweiſenden Lebens-Momentes, des Lebens und Seins der Dinge, der Erzeugung derſelben und deren zu vollendenden Bildung mit den bezeichneten vier organiſchen Gliedern, deren jedes wegen der unter ihnen beſtehenden Aehnlichkeit im Aeußern und Innern, von dem Ur- oder Naturmenſchen Se (Si) oder Ze (Zi) Zehe genannt wurde, verbunden und aus dieſem General-Begriffe als der oberſten Einheit, die jenem Glieder-Begriffe ſubordinirten, ſpeziellen und individuellen Begriffe entwickelt, und nebenbei die beiden Laute s (oder z) und e (oder i) zur Bezeichnung dieſer abgeleiteten Begriffe in der Weiſe organiſch-phonetiſch verändert, daß die Laute und Begriffe einander vollkommen entſprachen. Im Uebrigen dürfte aus dieſem Verſuche erhellen, daß noch alle diejenigen Wörter, welche mit den aus den aufgeführten Sprachen ausgehobenen und verglichenen phonetiſch oder organiſch verwandt ſind, auch ihr ähnliches Verhältniß der logiſchen Verwandtſchaft zu den aufgeſtellten Begriffen der Bildungsformen des Le-

bens und Daſeins der Dinge, ſowie zum oberſten Begriffe aller Lebensbildungen d. h. zum Begriffe oder zur Idee des Lebens und Seins überhaupt beurkunden müſſen.

Eine zweite Urwurzel und deren gleichmäßige etymologiſche Behandlung liefert ähnliche Familienreihen von Wörtern logiſch-phonetiſcher Verwandtſchaft, wie die betrachtete Se oder Ze. Sie iſt aus gleichem Grunde des Geiſtes und der Natur erzeugt. Ihre phyſiologiſche Entwickelung in beſtimmte Wortreihen iſt jener der bezeichneten durchaus analog, und dürfte den Forſcher gleichfalls zu den intereſſanteſten Wahrnehmungen der Formen führen, welche, als Formen der Lebenserſcheinungen und des ſich aufnehmenden Geiſtes, in der Bildung oder Erzeugung ihrer Urwurzel und deren logiſch-organiſchen Verwandlungen niedergelegt ſind. Dieſe Urwurzel iſt Ne (ni), oder No (nu), d. h. der, von dem Naſalen n eingeführte, dumpfe, noch unbeſtimmte Vokal e und verbindet mit ſich den Urbegriff des Neigens mit dem Kopfe. Haben wir im Vorausgehenden verſucht, die Erzeugung der Urwurzel Se in dem lebendigen, ſchaffenden Grunde der Natur und des Geiſtes zu erfaſſen, und deren logiſch-organiſchen Entwickelungen in mannigfaltigen Bildungen an Beiſpielen mehrerer Wortfamilien ſtammverwandter Sprachen zu verfolgen: ſo wollen wir demnächſt einen ähnlichen Verſuch in Anſehung der dynamiſchen Erzeugung und logiſch-organiſchen Verwandlungen dieſer zweiten Urwurzel anſtellen. Wir werden dabei wahrnehmen, daß alle Erſcheinungen des Naturlebens, welche unter der Form des Neigens der Anſchauung begegnen, durch Worte bezeichnet werden, die ſämmtlich mit der Urwurzel Ne, welcher ſelbſt, wenn ſie pronuntiirt wird, das Neigen des Kopfes organiſch begleitet, dem Laut und Begriff nach, logiſch und phonetiſch verwandt ſind.

Vielleicht, vielleicht, ſage ich, weil es jetzt noch nicht mit Sicherheit zu beſtimmen iſt, wird es ſich dann ergeben, daß die beiden Wurzeln Se und Ne ſ. g. Urwurzeln und ihre Begriffe daher auch Urwurzelbegriffe ſind, die wie fruchtbare Keime von allen Seiten hin neue Wurzeln treiben, aus denen Wortſtämme ſich bilden, die ſelbſt wieder zu Wurzeln weiterer Wortſtämme werden, wodurch eben mehrere Wortfamilien entſtehen, die im erſten, zweiten, dritten und vierten Gliede mit einander logiſch-organiſch verwandt ſind. Sollte Dieſes das Ergebniß weiterer Forſchung ſein; dann würden zunächſt die Naturlaute, welche, dem Ohre vernehmbar, von den Sprachorganen phonetiſch nachgebildet wor-

den ſind, der etymologiſchen Behandlung müſſen unterworfen werden. Mit der organiſchen Darſtellung dieſer Laute in Worten und der daraus erwachſenen kleinen Wortreihen dürfte alſo ein großer Kreis der Wortforſchung in ſeinem Grundriſſe als durchlaufen anzuſehen ſein. Und da auch die Darſtellung der Phyſiologie der Flexionsformen bereits anderswo gegeben iſt; ſo bliebe endlich nur noch übrig, die logiſch-organiſche Qualität der verſchiedenen Partikeln, der Vor- und Nachſylben zu ermitteln, eine Arbeit, die in der That mehr Schwierigkeit darbieten wird, als man ſich denken mag.

Wir hätten hiernach im Vorausgehenden die dynamiſche oder phyſiologiſche Wurzelbildung mehrerer Wortreihen nachgewieſen und zugleich den Schlüſſel zu noch weiteren intereſſanten Aufſchlüſſen in dem geheimnißvollen Reiche der ſprachlichen Erſcheinungen gefunden. Es entſteht uns nun die Frage, nach welchen logiſch-organiſchen Geſetzen ſich aber die Wurzeln zu Stämmen formirt haben. Ein Verſuch, auch dieſe Frage zu beantworten, wäre gewiß ſehr wünſchenswerth.

Zum Schluſſe ſei es mir vergönnt, noch einige Reflexionen über die Phyſiologie der Wurzelgebilde und deren Erforſchung hinzuzufügen.

Werfe ich noch einen Blick auf meinen etymologiſchen Verſuch, ganze Wortfamilien in ihrem logiſch-organiſchen Lebensgrunde zu erfaſſen, zurück; ſo glaube ich dargethan zu haben, daß von dem innern Zuſammenhange, von dem lebendigen Reciprocitäts-Verhältniſſe der Dinge, als ihrer großen Einheit, die urſprüngliche und weit umfaſſende Verwandtſchaft der Laute und Begriffe ausgehe; ſo daß Gedanken und Dinge, Wörter und Sachen in dem gemeinſamen leuchtenden Quell des Geiſtes- und Naturlebens identiſch erſcheinen müſſen. Die Urſache dieſer Identität iſt nämlich die, daß der Geiſt Prinzip und Form des Naturlebens treulich in ſich aufgenommen d. h. erkannt und dieſelben in der Wortbildung genau reflectirt hat. Die urſprüngliche Menſchheit hat hiernach, von innerer Naturnothwendigkeit getrieben, die Identität von Gedanke und Ding in das vermittelnde Wort niedergelegt. Wort iſt etymologiſch: das gehörte (eigentl. das gehorte, vom ahd. Zeitworte horen, horte ſt. hören, hörte, welches von Ohr abzuleiten iſt) Ding, und hat demnach einen objectiven Begriff. Ding dagegen hat, da dieſes vom ahd. Zeitwort dingen (verw. mit dem lat. dicere, ſagen) deri-

virt wird, und ſonach ſ. v. a. der gedingte oder ausgeſagte Gedanke iſt, einen ſubjectiven Begriff. Die Qualität des Wortes kann alſo nicht bloß von der logiſchen Seite, ſondern muß auch von der Naturſeite her, weil dieſe in dem Worte nachgebildet iſt, aufgefaßt werden; wenn es dem Sprachforſcher möglich werden ſoll, in deſſelben organiſcher Structur das Leben der äußern Natur und die Thätigkeit des daſſelbe in ſein Erkenntniß übertragenden menſchlichen Geiſtes zu erkennen. Ein ſolches Qualitäts-Verhältniß, — deſſen Auffindbarkeit ſchon, ohne Rückſicht auf deſſen logiſch-phonetiſche Entwickelung und Nachweisbarkeit in organiſch-verwandten Wortreihen mit mehreren früheren Sprachgelehrten ſelbſt von B. bis jetzt im Ernſte bezweifelt wurde, — ein ſolches Qualitäts-Verhältniß glaube ich gefunden und in den vorausgehenden Entwickelungen an den Hauptgliedern phyſiologiſch-verwandter Wortfamilien nachgewieſen zu haben. Daher betrachte ich auch, außer den angeführten Wörtern alle andern, mit Rückſicht auf ihre Formendungen (Formalismus) als reine Organismen, in ihrer äußern und innern Conſtruktion als vollkommene Abbilder, als lebendige, ehrwürdige Kinder des menſchlichen Geiſtes und der äußern Natur; da wir bei unſerer Erforſchung ermittelt haben, daß der Geiſt der Urmenſchheit die Erkenntniſſe einfacher Naturerſcheinungen nach den mannigfaltigſten Verhältniſſen des Lebens in dieſelben gelegt hat. Wir haben in mehreren ſtammverwandten Sprachen gemeinſame Laute und deren Verbindungen unterſucht und haben nicht ohne hohe Ehrfurcht und tiefen Schauer vor dem Urgeiſte der Menſchheit erkannt, daß jene Verbindungen in den betrachteten Wortfamilien von der Idee des allgemeinen Seins als der einfachſten Idee des Lebens ausgegangen ſind und die Erſcheinungen des Lebens im Zuſammenhange naher und entfernter Verwandtſchafts-Verhälniſſe auf das Getreueſte darſtellen.

Es wäre mir wohl thunlich geweſen, noch mehrere Wörter aus verſchiedenen indo-germaniſchen Sprachen in den Kreis unſerer Forſchung aufzunehmen; aber ich glaubte, daß ſchon aus den gegebenen mannigfaltigen Inductionen und Vergleichungen erſichtlich werde, wie aus dem Einen Lebens-Keime, Se oder Si genannt, Wurzeln ſchlagen, aus denen ſich Nenn- und Zeitwörter bilden, die dann ebenfalls in friſcher Lebensfülle neue Wurzeln von weiteren, durch organiſche Verwandlungen der Laut-Elemente gebildeten, Wortfamilien aus ſich hervorbringen. Die alſo im zweiten oder dritten Grade mit den erſtgenannten verwandten Wörter dürften

jedoch nur durch Erweiterung der Anſichten, die der menſchliche Geiſt von andern und beſonderen Lebensanſchauungen gewonnen hat, erzeugt worden ſein. — Sollte man übrigens nicht auf dem einmal geöffneten Wege können zu einer allgemeinen Naturſprache kommen, welche uns zugleich aus der Erfaſſung ihrer Worte in deren gemeinſamem dynamiſchen Sinne und organiſchen Zuſammenhange die Schlüſſel zu einem alten philoſophiſchen Syſtem der Natur entnehmen ließe? —

Mainz. Dr. A. Schmitt.

Zur Geſchichte der neugriechiſchen Literatur.

Bemerkungen über die Gedichte des Manthos Joannu von Jánnina aus dem erſten Viertel des 18ten Jahrhunderts.

So großen Beifalls im weſtlichen Europa die neugriechiſche Volkspoeſie, ſeit Göthe's günſtigem Urtheil darüber und beſonders ſeit Fauriel's trefflicher Sammlung ſich zu rühmen hat, ſo wenig hielt bis jetzt die Literaturgeſchichte, geſchweige denn die Leſewelt, es der Mühe werth, von den Leiſtungen der wenigen genannten Dichter jenes unglücklichen Volks während der Jahrhunderte ſeiner tiefſten Erniedrigung Notiz zu nehmen; und ſtoßen wir ja einmal in Reiſebeſchreibungen oder andern Werken ethnographiſchen und hiſtoriſchen Inhalts auf beiläufige Bemerkungen über ſolche Productionen, ſo ſind die Urtheile darüber durchweg entſchieden wegwerfend und wohl geeignet, von jeder nähern Prüfung der verkümmerten und noch dazu ſchwer habhaft zu werdenden Früchte des rhomäiſchen Parnaſſes abzuſchrecken. Läßt ſich nun auch nicht leugnen, daß dieſe ungünſtigen Urtheile vom Geſichtspunkt der äſthetiſchen Kritik aus nur zu wohl begründet erſcheinen, ja daß die neugriechiſche Poeſie in der That, wie J. Grimm (im Sendſchreiben an Lachmann über Reinhart Fuchs) bemerkt, ſeit ihren erſten Anfängen bis auf die neueſte Zeit außer den Volksliedern wenig Tüchtiges, nichts Treffliches aufzuweiſen hatte, ſo iſt dadurch noch keineswegs die Gleichgültigkeit des Hiſtorikers gegen literariſche Denkmäler gerechtfertigt, die, ob auch poetiſch null, doch unbeſtreitbar zu den wenigen und ſchwachen, aber zuverläſſigen Lebens-Symptomen eines der merkwürdigſten Völker der Erde während einer langen und dunkeln, faſt dürfte man ſagen aſphyktiſchen Periode ſei-

ner Geſchichte gehören. Eben dieſe Rückſicht erweckte in mir bei einer Stelle in des griechenfeindlichen J. L. S. Bartholdy „Bruchſtücken zur nähern Kenntniß des heutigen Griechenlands" (Berlin 1805), wo ein hiſtoriſches Gedicht über die Eroberung Morea's durch die Türken (im J. 1715) beiläufig mit der ſouveränſten Geringſchätzung erwähnt wird, nur den lebhaften Wunſch, das verachtete Produkt, das ich in ſpätern Werken über neugriechiſche Literatur, ſo weit ſie mir zu Gebot ſtehen, nirgends angeführt finde, ſelbſt kennen zu lernen. Nachdem der genannte Reiſende, deſſen wüthende Erbitterung gegen Alles, was griechiſch heißt, nicht ſelten ans Komiſche ſtreift,[1]) aus einer verſifficirten Erzählung des ruſſiſch-türkiſchen Krieges von 1768 bis 1774 einige Bruchſtücke, aber nur in deutſcher Ueberſetzung angeführt hat, fertigt er, S. 410, das Gedicht über die Eroberung Morea's mit der Bemerkung ab, es ſei „wo möglich noch unendlich kläglicher," als jenes, und er wolle keine Zeit damit verderben, Proben daraus mitzutheilen." Die Gefälligkeit eines Freundes, dem ich ſchon manche intereſſante Mittheilungen dieſer Art verdanke, des Hrn. Oberſtl. Heinze in Leipzig, verſchaffte mir endlich das lange vergebens geſuchte Gedicht und nach ſorgfältiger Prüfung deſſelben, die Bartholdy ſich erſpart zu haben ſcheint, rechne ich auf die Nachſicht des Leſers, wenn ich nicht ſo vornehm, wie jener, darauf herabſehe und es nicht für Zeitverderb achte, meinen Bemerkungen darüber auch ein paar charakteriſtiſche Proben daraus in Original und Ueberſetzung beizufügen.

Das Gedicht über die Eroberung Morea's füllt in dem mir vorliegenden Abdruck, deſſen Neuheit für die noch fortdauernde Popularität deſſelben in Griechenland ſpricht, nur 44 Seiten einer Gedichtſammlung von 120 Seiten, der es jedoch den Titel gibt und worin die übrigen Gedichte nur für einen Anhang gelten. Der Titel lautet: Σύμφορα καὶ αἰχμαλωσία Μωρέως στιχολογηθεῖσα παρὰ Μάνθου Ἰωάννου τοῦ ἐξ Ἰωαννίνων μὲ προσθή-

1) So wird, um nur ein Beiſpiel von vielen anzuführen, wo von der Erbärmlichkeit der griechiſchen Aerzte zu ſeiner Zeit (alſo vor etwa 40 Jahren) die Rede iſt, (S. 337.) zum Beleg ein Ausfall des ältern Cato beim Plinius gegen die griechiſchen Aerzte ſeiner Zeit citirt — eine enallage temporis, welche freilich vermöge der darin ausgeſprochenen Identificirung der Neugriechen mit den Hellenen, dem, der auf das angefochtene Hellenenthum der erſtern, großes Gewicht legt, für eine Schmeichelei gelten kann.

κην ἀλλων ἀξιολόγων ὑποθέσεων καὶ ἀφιερωθεῖσα τῷ ἐντιμωτάτῳ καὶ εὐγενεῖ κυρίῳ Ἰωάννῃ Δημητρίου. Ἐν Βενετίᾳ, ἐκ τῆς ἑλληνικῆς τυπογραφίας τοῦ φοίνικος 1839. Bartholdy hielt, wie es ſcheint, eine Glyky'ſche Ausgabe von 1803 für die erſte und das Gedicht für nicht viel älter. Die ganze Schreibart jedoch beurkundet unwiderſprechlich ein mehr als hundertjähriges Alter und könnte noch ein Zweifel darüber obwalten, ſo beſeitigt ihn des Dichters Erzählung, daß er ſelbſt den unglücklichen Krieg auf venezianiſcher Seite mitgemacht habe und beim Fall Anapli's vom härteſten Mißgeſchick perſönlich betroffen worden ſei [1] — eine autobiographiſche Epiſode, welche, obgleich ſie vier Seiten füllt, Bartholdy ganz überſehen haben muß. Des Letztern geringſchätziges Urtheil, wird man vielleicht nicht viel zu ſtreng finden, wenn man das Gedicht nur als ſolches betrachtet, wenn man den gänzlichen Mangel poetiſcher Conception, die ſchleppende und unbeholfene, von gebildetem Geſchmack keine Spur, von dichteriſchem Schwung nur ſelten eine Ahnung verrathende Darſtellungsweiſe, die halsbrechend holprigen, ja zum Theil entſchieden incorrecten, auch durch die gewaltſamſten Synizeſen und Eliſionen nicht zu berichtigenden politiſchen Verſe und zu dem Allen die wirklich ſchauderhafte Barbarei der Sprache im Abgrund ihrer tiefſten Entartung berückſichtigt. Milder wird man dagegen richten, vernimmt man hier den ungekünſtelten, aus der Tiefe des gepreßten Herzens ſich emporringenden, ob auch rauhen und unmelodiſchen Laut der Klage eines ſchmählich niedergetretenen Volks, das nach kurzer Lüftung ſeiner Feſſeln, plötzlich die Hoff-

---

[1] Seite 48 am Schluß der Geſchichte des Krieges heißt es:

Ἐγὼ 'ς τ' Ἀνάπλι εὑρισκομουν, ποῦ γράφω τὴν στορία,
Καὶ τώρα καταστήθηκα 'ς τῆς Πούλιας τὴν ξορία.
Διὰ τοῦτο ξεύρω τὸ λοιπόν, τὰ ὅσα ἐγινῆκαν,
Κεἰς τὸ παρὸν εὑρίσκομουν ὄντας οἱ Τοῦρκοι ἐμβῆκαν,
Καὶ εἶδα μὲ τὰ μάτια μου τὸν θρῆνον ποῦ ἐγίνη,
Καὶ ὅποιος τὰ τ' ἀ θυμηθῇ μαῦρα δάκρυα νὰ χύνῃ.

Ich ſelbſt war in Anapli, der ich euch die Kund' ertheilte
Und der ich in Apulien jetzt in der Verbannung weilte.
Und darum weiß ich alles auch gar wohl, was vorgegangen,
Ich war dabei, als in die Stadt mit Sturm die Türken drangen.
Mit meinen Augen ſah ich all den Jammer, der geſchehen;
Blut weinen beim Gedanken dran muß noch, wer es geſehen.

Und nun folgt der ausführliche Bericht über ſein eigenes Unglück, worauf wir ſpäter zurückkommen.

nung, derſelben ganz und für immer ledig zu werden, grauſam ſcheitern und ſich der Willkühr ſeiner alten Tyrannen auf's neue preisgegeben ſieht. Daß Manthos Joannu von Jannina, obgleich er ſich genannt hat, ein Mann aus dem Volke, ein Naturdichter war, ſo gut wie die ungenannten Dichter der theſſaliſchen Klephtenlieder, erhellt aus unzweideutigen Merkmalen, wie namentlich aus der ungebildeten Sprache, die man ſo verdorben in keiner Dichtung eines Λόγιος aus irgend einer Zeit finden wird. Der griechiſche Volkscharakter, wie er ſich in den Hauptzügen bis auf den heutigen Tag erhalten hat, jene ſtreng aſcetiſche, doch vermöge ihres untrennbaren Zuſammenhangs mit der Vaterlandsliebe von der dumpfen und unfruchtbaren Bigotterie einiger römiſch-katholiſchen Völker weſentlich verſchiedene Religioſität, das phraſenreiche, doch darum nicht minder aufrichtige und kräftige, wenigſtens zähe, durch alle äußere Demüthigungen nicht zu vertilgende Nationalgefühl, der mit Furcht und Verachtung zugleich gepaarte Haß gegen die „Hagarener," die nicht viel geringere mißtrauiſche Abneigung gegen die Occidentalen, damals mit alleiniger Ausnahme der Venezianer, alles dies iſt in dem ganzen Gedichte des Manthos auf's ſchärfſte ausgeprägt; und ſchon dieſe Eigenſchaft dürfte ihm, abgeſehen davon, daß es faſt allein die griechiſche Poeſie jener Zeit repräſentirt, die Aufmerkſamkeit des Literarhiſtorikers zuwenden. In weit höherm Grade jedoch nimmt es das Intereſſe des Hiſtorikers in Anſpruch, der durch dieſe in einzelnen Partien ſehr ausführliche und trotz der poetiſchen Form ungeſchminkte Erzählung eines Augenzeugen die abendländiſchen und türkiſchen Berichte über den letzten ſiegreichen Eroberungskrieg der Pforte in Europa in mehr als einem Punkte berichtigt und ergänzt findet, wie dies aus einer kritiſchen Vergleichung mit dem betreffenden Werke Ferrari's [1]) als der vornehmſten italieniſchen Quelle, und mit den Nachrichten des türkiſchen Geſchichtſchreibers Tarichi Raſchid bei Hammer [2]) ſich ergibt. Da indeſſen ſeine hiſtoriſche und noch dazu meiſtens auf ſtrategiſche Spezialitäten ſich beſchrän-

[1]) Girolamo Ferrari, notizie storiche della lega tra l' imperatore Carlo VI. e la republica di Venezia, contra il gran soltano Acmet III. e de loro fatti d' armi dal anno 1714 sino alla pace di Passarovitz. Venezia, 1736.

[2]) Jos. v. Hammer's Geschichte des Osmanischen Reichs. Band VII. B. 63, p. m. 173. ff.

lende Unterſuchungen hier nicht am Platze ſind, mögen mir nur noch einige allgemeinere Angaben über den Inhalt des Gedichts erlaubt ſein.

Die vorausgeſchickte Zueignung an einen gewiſſen Joannis Dimitriu iſt, wie die letzten Zeilen ausweiſen, nichts anders, als eine captatio benevolentiæ, um den wegen ſeiner chriſtlichen Demuth und Menſchenfreundlichkeit geprieſenen Gönner zur Uebernahme der Druckkoſten zu bewegen. In einem, vier Seiten füllenden προοίμιον erzählt dann der Dichter, wie auf einer Seefahrt von Barletta (in der neapolitan. Prov. Terradi Bari) nach Venedig ſein Schiff bei der Inſel Pelagoſa von zwei türkiſchen Piraten, einer Galiotte und einer Tartane, verfolgt worden ſei, wie er ſich mit dem übrigen Schiffsvolk bis auf den Kapitän, Marco Fachinetta von Rovigno, in der Schaluppe gerettet, wie er ſo glücklich nach der Inſel Biſſa (unweit der dalmatiſchen Küſte,) und von hier, nach unverhoffter Wiedervereinigung mit dem heldenmüthigen, den Türken auch glücklich entkommenen, doch von dreitägigem Wachen am Steuerruder tödtlich ermatteten Kapitän, nach Slavonien[1]) gelangt ſei und wie er ſich hier während der 18tägigen Quarantäne auf dem Schiffe gedrungen gefühlt, die Kunde von den Leiden Morea's, das nicht ſo glücklich, wie er diesmal, der Knechtſchaft in den Ketten der Ungläubigen entronnen, niederzuſchreiben. Seite 9 bis 52 folgt hierauf in 31 Kapiteln die Geſchichte des moreotiſchen Krieges, eingeleitet durch allgemeine Klagen und Betrachtungen über das Jammergeſchick Morea's, vor Allem Anapli's (d. i. Nauplions.) Auf eine Erörterung der nähern und fernern Urſachen des Krieges, der hier ohne Weitres durch ein Tel est notre plaisir des Großherrn angeblaſen wird, läßt Manthos ſich nicht ein. Dem Leſer aber drängt ſich die Bemerkung auf, daß bei jener Gelegenheit zum erſten Mal die Geſchicke eines Fürſten aus der Pfalz-Zweibrückiſchen Linie des Hauſes Wittelsbach mit dem Verhängniß Griechenlands, obſchon weder ſo unmittelbar, noch unter ſo günſtigen Auſpizien, wie in unſern Tagen, verflochten wurde.[2]) Denn der Flüchtling von Pultawa, der eiſen-

[1]) Wenn nicht etwa bei Σκλαβουνία hier an die Riva dei Schiavoni in Venedig zu denken iſt.

[2]) Die Verwandtſchaft beider Fürſten weiſt dieſe Tabelle aus:

köpfige Gaſt des Sultans in Bender, Karl XII. allein war es, der die Pforte zum Kriege gegen das damals ſchon gefürchtete Rußland vermochte, und nur der für die Türken über alle Erwartung glückliche, wenn auch den Wünſchen des Schwedenkönigs ſchlecht entſprechende Ausgang dieſes Krieges, der jede Gefahr von Norden her beſeitigte, geſtattete es Achmet dem III., alle ſeine Streitkräfte gegen das ſchlecht gerüſtete Venedig zu wenden und mit Ernſt an die Wiedereroberung eines Landes zu denken, das etwa 30 Jahre früher die Republik, Dank dem Glück und Geſchick ihres letzten großen Feldherrn Moroſini und der Tapferkeit ihrer hannoverſchen und andern deutſchen Miethstruppen, Muhammed dem IV. entriſſen hatte. Ohne auch der ſcheinbaren Vorwände zum Kriege, der angeblichen Wegnahme türkiſcher Schiffe und des von Venedig dem rebelliſchen Vladica der Montenegriner gewährten Aſyls, zu gedenken, beginnt Manthos ſeine Erzählung mit der Aufforderung des Großweſirs (Damad Ali, Eidams des Sultan Achmet) an den Μπαΐλος, d. i. Geſandten, von Venedig, Andr. Memmo, (am 8. Dezember 1714,) für die Entfernung ſeiner Landsleute aus Konſtantinopel zu ſorgen, da der Sultan den Krieg beſchloſſen und ihm die Eroberung Morea's befohlen habe. Von der ſpäter völkerrechtswidrigen Verhaftung des Geſandten iſt hier nicht die Rede. Das

---

Pfalzgraf Wolfgang zu Zweibrücken.

Pfalzgr. Johann I. zu Zweibrücken.
|
Pf. Gr. Johann Kaſimir zu Kleeburg, vermählt mit Katharina Waſa.
|
König Karl X. v. Schweden.
|
Karl XI.
|
Karl XII.

Pfalzgr. Karl zu Birkenfeld.
|
Pfalzgr. Chriſtian I. zu Biſchweiler.
|
Pfalzgr. Chriſtian II. zu Birkenfeld.
|
Herzog Chriſtian III. zu Zweibrücken.
|
Prinz Friedrich v. Zweibrücken.
|
König Max. Joſeph v. Baiern.
|
König Ludwig v. Baiern.
|
König Otto von Griechenland.

zweite Kapitel enthält in directer Rede die weitern Aufträge des Sultans an den Wesir, wie u. a. den Befehl, die christlichen Kirchen und Klöster zu verbrennen, auf den Propheten zu hoffen, vor Allem zu sorgen, daß der Krieg sich nicht wie der kandiotische (der bekanntlich 24 Jahre, von 1645 bis 1669, gedauert hatte) in die Länge ziehe, und zu dem Ende sofort das ganze Heer, Spahi's, Janitscharen sammt den tatarischen Hülfsvölkern marschfertig zu halten. Im dritten Kapitel werden die weitern Kriegsrüstungen und der Aufbruch des Heeres (im April 1715) beschrieben, im vierten folgen die Instructionen des Sultans an den Kapudan Pascha (Dschanüm Chodscha) und die Einnahme der schönen Insel Tinos durch diesen Feldherrn (der früher Galeerensklav in venezianischer Kriegsgefangenschaft, jetzt die Flotte zittern machte, auf welcher er 7 Jahre gerudert hatte.) Kap. 5. und 6. wird der Zug des Wesirs nach Larissa und Theben, der hier gehaltene Kriegsrath (1. Mai) und der Aufbruch nach dem korinthischen Isthmus (Ἐξαμίλι) erzählt, den das türkische Heer am 10. Juni [1]) betrat. Auf den Bericht über die Eroberung von Korinth (3. Juli) im 7ten Kapitel folgt im 8ten die Aufforderung des Wesirs an den Generalgouverneur von Morea und Kommandanten von Anapli (Alexander Bono,) diese Hauptstadt mit ihren festen Schlössern zu übergeben, und im 9ten des Generals abweisende Antwort, die mannhaft genug lautet, wenn ihr nur eine mannhafte Vertheidigung und dieser besonders der venezianische Generalkapitän Hieronymus Dolfini (Ντολφίνης) mit der Flotte, die sich damals unnützer Weise in den Gewässern von Messenien umhertrieb, den rechten Nachdruck gegeben hätte. Die acht folgenden Kapitel (Seite 18. bis 26.) enthalten die sehr ausführliche Erzählung der neuntägigen Belagerung Anapli's und des Palamidis und insbesondere genaue Einzelheiten über die Verrätherei des französischen Obersten la Sal (Σάλας), als deren erstes Opfer zwar der Verräther selbst fiel, die aber auch allein dem Sturm der Türken (am 14. Juli) den sieg-

[1]) Dies Datum nennt Hammer, l. l. p. 178, im Text, am Rande dagegen den 27sten Juni, entsprechend dem türkischen 24ten Dschemachir 1127. Ueberhaupt müssen wir bei der aufrichtigsten Anerkennung der unsterblichen Verdienste dieses großen Historikers, gestehen, daß in dem vorliegenden Abschnitt seiner Geschichte eine Unklarheit der Darstellung herrscht, die es oft schwer, ja unmöglich macht, sich ohne Zuratbziehung seiner Quellen darin zurecht zu finden.

reichen Erfolg ſicherte. Die mit grellen Farben entworfene Schilderung dieſes Sturms und des dabei angerichteten Blutbades im 18ten Kapitel (S. 26. bis 31.) iſt als der Glanzpunkt der ganzen Kriegsgeſchichte anzuſehen und macht, wenn ſchon, als Gedicht betrachtet, ein Monſtrum an Form- und Geſchmackloſigkeit, dennoch weil ſie durchweg das Gepräge der Wahrheit und einer vom eignen Anblick jener Gräuel in der Erinnerung noch lebhaft erregten Phantaſie trägt, einen tiefern Eindruck auf den Leſer, als andre derartige, auf Fictionen beruhende poetiſche Mord- und Brandgemälde, wo, wie z. B. im 2ten Buch der Aeneide die rhetoriſche Berechnung in jeder Zeile ſich verräth. Das Geſagte gilt auch für das 19te Kapitel von dem durchaus nicht übertriebenen Bericht über die kannibaliſche Siegesfeier des Weſirs, der jeden gefangenen Chriſten mit 30 Oſelotte (etwa 38 Thalern) bezahlte, um das Vergnügen zu haben, ſie nach einander vor ſeinem Zelte köpfen zu ſehen, [1]) ein Zeitvertreib, den ihm ſelbſt der Scheich el Islam [2]) des Heeres aus politiſchen und religiöſen Gründen nachdrücklich verweiſen zu müſſen glaubte. Im 20ten Kapitel werden die Namen der Oberſten Branti [3]) und Tucari der verdienten Schande preisgegeben, weil ſie das feſte und wohlproviantirte Schloß von Morea unweit Patres (das alte Rhion am Eingang des Golfs von Korinth) [4]) mit allen Kanonen ohne Gegenwehr dem Seraſker Karamuſtafa übergeben (2. Auguſt). Der ſonſt als Kommandant dieſes Platzes angeführte Marcello wird hier nicht genannt. Am Schluß des Kapitels erzählt der Verf. die Ankunft der Tataren in Anapli und ſpricht von der traurigen Lage der griechiſchen Raja's, die, wie es heißt, gleich einer Heerde Schafe ohne Hirten den Wölfen

---

[1]) Hammer verlegt dieſe Kopfabſchneidereien irrthümlich nach Morhon (S. 1812 f.), obgleich ſein Gewährsmann Ferrari, deſſen eigne Worte er doch anführt, ſie (l. l. p. 52.) in Uebereinſtimmung mit unſerm Dichter im Lager vor Nauplion nach der Erſtürmung dieſes Platzes vor ſich gehen läßt.

[2]) So glaub' ich wenigſtens, das ſonſt unverſtändliche Wort Σεϊσελάμης leſen zu müſſen.

[3]) Μπράντης. Vielleicht ein Deutſcher, Brand.

[4]) Der Name des venezianiſchen Commandanten von Korinth, Minotti, wird wohl Jedem aus Byron's poetiſcher Verewigung eben dieſer Belagerung von Korinth erinnerlich ſein, einem Gedichte, das ſich mit ſeiner Fülle dichteriſcher Gluth und Phantaſie zu Manthos Joannu's hölzernen Knittelreimen etwa verhält, wie Rafael's Loggien zu den Holzſchnitten in der Pfennigbibel.

zur Vertheilung überlaſſen wurden, da die Franken nur die Feſtungen (freilich auch ſchlecht genug) bewachten und rings im Lande die Türken ſengen und brennen ließen. Das 21te Kapitel handelt von einem Zuge Aſſuman Paſcha's mit 7000 Mann ins Innere des Landes zur Unterwerfung der Raja's, eine Expedition, die ich bei keinem andern Schriftſteller erwähnt finde. Genannt werden bei dieſer Gelegenheit nur die Oerter Dara und Wetina (in Arkadien,) wohin, wie es ſcheint, Manthos ſelbſt als Kriegsgefangener mitgeſchleppt wurde. Wenigſtens ſpielt im 22ten Kapitel der Biſchof von Wetina ihm ſelbſt gegenüber eine unerbauliche Rolle, indem er ihm und ſeinem Leidensgefährten Alexander Kabotortas ſtatt des erflehten Beiſtandes in ihrer dringenden Noth nur böſe Worte zu hören gibt, und dafür, wie billig, mit dem Phariſäer im Evangelium verglichen wird. Kap. 23. wird der Marſch des Weſirs mit dem Hauptheere nach Mothon erzählt. Bemerkenswerth iſt hier das Verbot, die Raja's nicht zu beſchädigen, bei Strafe des Verluſts der Hand. Im 24ſten Kapitel klingt wieder die Antwort des General-Provveditore Vincenz Paſta auf des Weſirs Aufforderung, die Schlüſſel von Mothon zu übergeben, kühn genug:

Καὶ ὁ Πάστας τ' ἀπεκρίθηκε, καλὰ σὰν παλληκάρι.
„Εἰς τὸ κανόνι κρέμουνται, καὶ ἂς ἔλθῃ νὰ τὰ πάρῃ."

Und wie's dem Pallikaren ziemt, ſprach Paſta keck und munter:
„An der Kanone hängen ſie, da hol' er ſie herunter."

Nur Schade, daß auch Paſta und der tapfre Janſich (Ζαντζίκης) von dem Generalkapitän, der durch ſein Zaudern, nicht wie weiland Fabius, Alles rettete, ſondern Alles verdarb, in Stich gelaſſen wurden. Die Eroberung von Mothon durch den Weſir und den Kapudan Paſcha (am 17. Auguſt) wird ausführlich erzählt, nicht ſo des letztern (von Ferrari, p. 64. sqq.) erwähnte Großmuth gegen den gefangenen Paſta, der ſich einſt gegen ihn als Galeerenſklaven menſchlich erwieſen hatte und den er jetzt gegen die Brutalität des Weſirs ſchützte. Das 25ſte Kapitel enthält den Ferman des Weſirs an den Sultan über die Eroberung Morea's, wofür er (ſpäter) mit einem Ehrenſäbel und Pelz begnadigt wird, im 26ſten erfährt er auf dem Rückmarſch von Mothon zu Leondari, daß die letzte den Venezianern noch gebliebene Feſtung, das ſtarke Monembaſia, ſich ſeinem Untergeneral nicht habe ergeben wollen, und wendet ſich nun ſelbſt mit dem Heere dorthin, wobei unterwegs das Gebiet von Miſtra (Lakonien) verheert wird. Kap. 27. berichtet Manthos die feige Unterwerfung des venezianiſchen Prov-

veditore (προβεδοῦρος) von Monembaſia (Friedrich Badrero) und im 28ſten des Weſirs [1]) grauſames Verfahren gegen die vornehmen Griechen (προεστοὶ) dieſer Stadt, die theils geköpft, theils auf Lebenszeit ins Bagno zu Konſtantinopel transportirt wurden. Der Inhalt des ſehr kurzen 29ſten Kapitels iſt mir nicht klar. Es heißt hier, der Weſir ſei in Tripolitza angekommen, hier habe man ihm den Kopf des Paſcha von Anapli überbracht und er darauf zu Myli (auf dem Wege von Tripolitza nach Argos) einen neuen Paſcha ernannt, und dies alles, ohne daß bisher irgendwo von einem Paſcha von Anapli, geſchweige denn von der Urſache, warum er den Kopf verloren, die Rede geweſen wäre. Das 30ſte Kapitel beginnt mit troſtloſen Betrachtungen über den kläglichen Ausgang des Krieges, deſſen ganze Geſchichte freilich auf Seiten der Beſiegten keine einzige glänzende Waffenthat, ſondern nur die ſchmachvollſten Niederlagen und Verluſte aufzuweiſen hat. Weitläuftig beſchreibt dann Manthos (S. 42 f.) den triumphirenden Einzug des Weſirs in Anapli, (im September) wobei er ihm nachträglich den Blitz des Himmels auf den Hals wünſcht, und knüpft mit unverhehlter Freude daran die Nachricht, daß derſelbe ſpäter im Kampf gegen die Kaiſerlichen, wo er auf gleiche Ehren gehofft, bei Peterwardein (5. Auguſt 1816) von den Deutſchen erſchlagen und ihm der Kopf abgeſchnitten ſei. „Freue dich," ruft er, frohlocke, ganz Rumelien, und du, unglückliches Morea, denn dieſer war es, der die Brandfackel über dich ſchleuderte!" Und hieran ſchließt ſich nun die letzte lange Threnodie über das Loos Morea's, die vielleicht an poetiſchem Werth, wenn davon überhaupt die Rede ſein kann, der Schilderung des Sturms von Anapli nachſteht, die aber den Dichter und damit ſein Volk und ſeine Zeit am beſten charakteriſirt und die ich daher, ſo weit ſie das 30ſte Kapitel füllt, hier unverkürzt einſchalte.

[1]) Die italieniſchen Geſchichtſchreiber ſprechen nur von der Blokade und Einnahme Malvaſia's durch den Kapudan Paſcha. Auch ſtimmt es mit dem Folgenden beſſer, anzunehmen, daß der Weſir nur eine Abtheilung ſeines Heeres nach jenem Platz geſandt und ſelbſt von Leondari den Marſch nach Anapli über Tripolitza fortgeſetzt habe.

ΘΡΗΝΟΣ ΕΙΣ ΤΟΝ ΤΡΙΣΑΘΛΙΟΝ ΜΩΡΕΑΝ

(Ἱστορία Μωρέως. Ed. Venet. 1839, p. 44 sqq.)

Κλαῦσε, Μωρέα, θρήνησον νύκτα καὶ τὴν ἡμέρα,
Τὸ πῶς ἐπαραδώθηκες 'ς τ' Ἀγαρηνοῦ τὰ χέρια.
Πούσαι, Μωριᾶ ὑπέρπλουτε καὶ πύργε στολισμένε,
Σ' Ἀγαρηνοὺς καὶ Χριστιανοὺς πάντα σου ζηλευμένε;
Ποτὲ ὁ Μωριᾶς δὲν ἔπαυε νὰ ἔχῃ ἡσυχία,
Πολλοὶ πολέμοι ἐγίνηκαν ἀπάνω 'ς τὸν Μωρία.
Μωριᾶς πρέπει νὰ στολισθῇ ὡς ἕνα περιβόλι,
Πούναι πολλὰ ὡραιότατον καὶ τὸ ζηλεύουν ὅλοι.
Ἀπὸ τὸ δένδρα τὰ καλὰ παντάνται στολισμένος,[2])
Κι' ἀφ' ὅλα τὰ βασίλεια παντάνται ζηλευμένος.

Εἰς τῶν Ἑλλήνων τὸν καιρόν, ὡς γράφει ἡ 'στορία,
Πολλοὶ πολέμοι ἐγίνηκαν ἀπάνω 'ς τὸν Μωρία.
Σ' τὸ παλαιὸν εὑρίσκονταν στρατιῶτες ἀνδρειωμένοι,
Ἀπὸ τὴν Σπάρταν εὐγαιναν, ἄξιοι καὶ 'παινημένοι,
Ἀπὸ τὴν Σπάρταν εὔγηκαν τριακόσια παλληκάρια,
Σ' τὴν Κόρδον μέσα 'ς τοὺς ἐχθροὺς ἐμβῆκαν σὰν λεοντάρια.[3])
Ὅλοι ἐκεῖ χαθήκασι, παρᾶνας ἐγλυτῶσε,
Τὸν εἶδεν ἡ μητέρα του καὶτὸν τὸν ἐσκοτῶσε.
Ὅποιος διὰ τὴν πατρίδα του καὶ τὴν ζωήν του χάνει
Πρέπει του ὡσὰν ἅγιος ὁλόχρυσο στεφάνι.
Εὕρετέ μου τὴν σήμερον κανεῖς μὲ τόσην γνῶσι,
Κανεῖς διὰ τὴν πατρίδα του παιδί του νὰ σκοτώσῃ;
„Ὅλοι ἔλαβαν τὸν θάνατον νὰ γλύσουν τὴν πατρίδα,
Κ' ἐσὺ ὀπίσω 'γύρισες καὶ μοναχὸν σὲ εἶδα;
Αὐτὸ σοῦ πρέπει τὸ λοιπὸν καλλιάχω νὰ 'ποθάνῃς,
Διατ' ἂν δὲν εἶσουν ἄξιος, δὲν ἔπρεπε νὰ 'πύνῃς.“[4])
Νὰ ἦτον καὶ τὴν σήμερον ἐκείνη ἡ προθυμία,
Τώρα Τοῦρκος δὲν ἐμβαινε νὰ ὁρίσῃ τὸν Μωρία.
Αὐτ' ἦταν ὅλοι 'ς τ' ὕρματα, πύντοτ' ὑνδρειωμένοι,
Καὶ πύντα τους 'ς τὸν πόλεμον ἦτανε μαθημένοι.

---

[1]) Beim Lesen der griechischen Verse bitt' ich die Reuchlin'sche Aussprache und insbesondere auch die durch das ὑφέν (‿) angedeuteten Synizesen wohl zu beachten, ohne welche jede Spur von Rhythmus vollends verloren ginge.

[2]) Unter allen denkbaren Lobsprüchen würde dieses heutzutage auf den größern Theil und fast alle Küstengegenden der weiland schattigen Peloponinsel am schlechtesten passen.

[3]) Manthos scheint hier die Thermopylenschlacht mit der 334 Jahre spätern Katastrophe von Korinth zu vermengen. (Welche verworrenen Vorstellungen von der alten Geographie und Geschichte ihres Landes die Griechen

Wehklage über das Unglück Moreas.

Aus Manthos Joannu's Geſchichte der Eroberung Morea's.

Morea, wohl bei Tag und Nacht magſt Du mit Thränen klagen,
Daß Hagar's Brut mit harter Fauſt in Feſſeln dich geſchlagen.
Was ward aus dir, du reiche Burg, mit ſtolzem Schmuck bekleidet,
Die Chriſt und Hagarener ſich ſcheelſüchtig ſtets beneidet?
Noch konnte ſich Morea nie der Ruhe dauernd freuen,
Kaum war es ſtill, gleich brach der Sturm des Krieges los von neuem.
Morea ziemt's als herrlichſter Garten im Schmuck zu prangen,
Auf den die Augen Aller ſchau'n mit neidiſchem Verlangen.
Beſchattet wird es weit und breit von Bäumen ſtolz und prächtig,
Und heiß begehrt ward's jederzeit von Fürſten groß und mächtig.

Zu der Hellenen guter Zeit, wie die Geſchichten melden,
Ward in Morea manche Schlacht durchkämpft von wackern Helden.
Vor alters, wie ſo ritterlich die Kämpfer ſich erwieſen!
Von Sparta rückten ſie hinaus, preiswürdig und geprieſen;
Von Sparta rückten ſie ins Feld, dreihundert Pallikaren;
Wie Löwen drangen zu Korinth ſie in der Feinde Schaaren.
Und Alle fielen, Einen nur ſah man zur Flucht ſich wenden;
Wie den die Mutter ſieht, erſchlägt ſie ihn mit eignen Händen.
Läßt Einer für das Vaterland ſein Leben, ziemt zum Lohne
Für ihn als einen Heil'gen ſich die gold'ne Lorbeerkrone.
Doch findet heute Einen mir, der ſo geſonnen wäre!
Wer tödtete ſein Kind noch zu des Vaterlandes Ehre?
„Das Vaterland zu retten, iſt das ganze Heer gefallen,
Und du nur kehrſt zurück, und dich ſeh' ich allein von Allen?
Darum gebührt ſich's jetzt fürwahr, auch dir den Tod zu geben;
Bewährteſt du als Mann dich nicht, ſo darfſt nimmer leben!"
O glühte ſolche Kampfbegier, ſo kühner Muth noch heute,
Morea würde nun und nie des Türkentrotzes Beute!
Die tapfern Alten ſah man nur im Waffenſchmuck, ſie waren
Schlagfertig jeden Augenblick, rüſtig und kriegserfahren.

ſchon im Mittelalter hatten, ſieht man u. a. aus der Verschronik Ephraim's von Byzanz, der aus den Thermopylen einen Ort in Attika macht.

*) Die Geſchichte ſteht bekanntlich im Plutarch (ed. Xyland. II., p. 241.), woher ſie aber Manthos ſicher nicht geſchöpft hat. Als Pendant ſtehe hier die Anrede der ſpartaniſchen Mutter in dem gleichfalls verſificirten altgriechiſchen Original:

Ἔρρε κακὸν φίτυμα διὰ σκότος, οὐ διὰ μῖσος,
Εὐρώτας δειλαῖς μηδ' ἐλάφοισι ῥέοι.
Ἀχρεῖον σκυλάκευμα, κακὰ μερὶς, ἔρρε ποδ' ἄδην,
Ἔρρε τὸ μὴ Σπάρτας ἄξιον οὐδ' ἔτεκον.

Ἀπὸ τὰ Φάρσαλ' ὁ Ἀχιλλεύς, Μενέλαος ἐκ τὸ Ἄργος,[1]
Αὐτ' ἤτανε ὁ χαλασμὸς τῆς ξακουστῆς Τρωάδος.
Αὐτοὶ οἱ δύο 'στάθηκαν τ ἀνήμερα θηρία,
Μενέλαος ἦτον γεννητὸς 'ς τὸ Ἄργος τοῦ Μωρία.

Μωρία, ποῦναι ἡ δόξα σου καὶ ποῦναι ἡ τιμήσου;
Καὶ τώρα παραδώθηκες 'ς τὰ χέρια τοῦ ἐχθροῦ σου;
Ἡ καύχησις τῆς Βενετιᾶς, τῆς πιάτζας τὸ σταντάρδον,[2]
Καὶ τώρα παραδώθηκες 'ς τὰ χέρια τῶν βαρβάρων;
Τῆς Κρήτης ἦτον τῆς ἀχῆς, τ' ἄλλον ἀπὸ την Κύπρον,
Τὸ τρίτον εἶναι τοῦ Μωριᾶ πρέπει νὰ ἔχῃ σκῆπτρον.
Ἀφ' ὅσα 'ρένια βρίσκουνται, Μωριᾶς εἶναι βασίλειον,
Ὡς ὅλα τὰ ποιήματα θαμπόνουν ἐκ τὸν ἥλιον.
Ὁ Μοροζίνη (ς) ὁ 'ξακουστὸς 'πῆγε μὲ τόσ' ἀσκέρια,[3]
Αὐτὸς τὸν ἐλευθέρωσε 'μ τ' Ἀγαρηνοῦ τὰ χέρια.
Καὶ δέν ἐστάθη εἰρηνικὸς παρὰ τριάντα χρόνους,
Καὶ τώρα πάλι 'βρίσκετα εἰς βάσανα καὶ πόνους.
Ὅσα βασίλεια βρίσκουνται ὅλα 'ς τὴν γὴν 'απάνω,
Οἱ σούδιτοι δὲν ἀπερνοῦν, ὡσὰν 'ς τὸ Βενετζιάνο,
Ὡς εἶναι πάντ' ἐλεύθεροι κ' ἔχουν τὴν ἐξουσίαν,
Καὶ πείραξιν δὲν ἔχουσιν ἀπὸ τὴν αὐθεντίαν.[4]

Ποῦναι, Μωριά, οἱ ἄρχοντες καὶ ποῦναι ἡ παῤῥησία,
Καὶ ποῦναι τὰ ζευγολατειά, 'ποῦ εἶχαν τὰ χωρία;
Ποῦν', ἄρχοντες, ἡ δόξα σας, μιὰ ποῦναι καὶ οἱ πράβοι,
Ποῦ ἄνθρωπος ἐτρόμαζε νὰ περ'πατῃ τὸ Βράδυ;
Σ τὰ ντάτζια καὶ 'ς ταῖς δεκατιαῖς πολλ' εἶχαν συντροφίαν,
Σ τὸ διάφορον ἐμοίραζαν, μιὰ ὄχι 'ς τὴν ζημίαν.

---

[1]) Dieſer Vers iſt ein Beweis mehr, daß der Dichter ein Mann aus dem Volke war, der die Namen der alten Heroen nur obenhin vom Hörenſagen kannte. Jeder Grieche ſchon zu jener Zeit, der irgend Anſpruch auf das Prädikat eines Λόγιος machte, hätte ſeinen Homer beſſer inne gehabt. (Ein Beiſpiel wie ſeltſam die altgriechiſche Heldenſage im Munde des gemeinen Mannes in Griechenland, wo ſie übrigens wieder ein gewiſſes Leben zu gewinnen ſcheint, mitunter ſich geſtaltet, ſieht man in dem Fragment der Geſchichte Agamemnons in meinen metriſchen Bearbeitungen neugriechiſcher Gedichte S. 113 ff.)

[2]) Wo man jetzt auf dem Marktplatz die drei öſtreichiſchen Flaggen ſieht, wehten zur Zeit der Republick die Paniere von Kreta, Cypern und Morea noch lange nachdem Venedig dieſe Königreiche verloren hatte. Es beſaß von 1206 bis 1669 (die Feſtungen Suda und Spina longa noch bis 1715), Cypern von 1486 bis 1571, in Morea einzelne Feſtungen mit ihren Gebieten, namentlich Nauplion ſeit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts und die ganze Halbinſel von 1686 bis 1715.

[3]) Dieſe ἀσκέρια waren vor Allem die Deutſchen, zumal die hannoverſchen Hülfsvölker unter dem Prinzen Maximilian Wilhelm. Ihnen, wie dem Grafen Königsmark, als Obergeneral des Landheers, verdankte der alte Seebeld Franz Moroſini hauptſächlich den glänzenden Erfolg ſeiner Waffen bei der Eroberung Morea's, die er in den Jahren 1685 bis 1687 erſt als Generalkapitän, dann als Doge vollendete.

Achilleus der Pharſalier und Menelaos brachten
Dee weitgeprieſ'nen Troas Noth und Tod in blut'gen Schlachten.
Gleich wilden Thieren hielten Stand die Helden auserkoren,
Zu Argos in Morea war der Menelas geboren.

Morea, ſag, wo blieb dein Ruhm? was ward aus deiner Ehre?
So biſt du überliefert, jetzt des Feindes wüth'gem Heere?
Venedigs ſtolzeſtes Panier auf ſeinem Markt noch eben,
So biſt du jetzt den Händen der Barbaren preisgegeben?
Die Herrſchaft Kretas erſt, dann die von Kypros und zum Dritten
Morea's Szepter hatte kühn der Markus-Leu erſtritten.
Hoch prangt Morea's Herrlichkeit vor allen Königreichen,
Gleichwie die ganze Schöpfung muß den Glanz der Sonne weichen.
Der Morosini, hocherlaucht, zog aus mit ſtarken Schaaren,
Der hat das Land errettet aus den Händen der Barbaren.
Doch länger nicht als dreißig Jahr genoß es Ruh' und Frieden,
Da ward auf's neue Noth und Qual und Jammer ihm beſchieden.
Kein Volk, ſoweit die Erde reicht, in aller Herren Reichen
Kann ſich den Unterthanen der Lagunenſtadt vergleichen,
Die ihre eignen Herren ſind und freie Leut' in Allem,
Die eiſerne Gewalt nicht drängt nach fürſtlichem Gefallen.

Wo blieben die Archonten? wo läßt ſich ihr Freimuth ſchauen?
Morea, ſag, was ward nur aus all deinen reichen Auen?
Wo blieb eu'r Ruhm, Archonten, was ward aus den braven Rittern
Hier, wo die Leute, Abends nur vor's Haus zu treten, zittern?
Groß war die Freundſchaft, wo es galt, die Steuern einzuſtreichen;
Zehnten und Zinſen theilten ſie, den Schaden nicht desgleichen.

---

*) So ſehr man bei den herrſchenden und im Allgemeinen auch nur zu wohlbegründeten Anſichten über die Tyrannei der alten venezianiſchen Ariſtokratie, auf den erſten Blick ſich verſucht fühlt, in den obigen Lobſprüchen nur eine handgreifliche Ironie zu ſehen, ſo glaub' ich ſie doch im Munde des griechiſchen Volksdichters jener Zeit für aufrichtig halten zu müſſen. Ich ſtütze mich dabei vornehmlich auf die gehaltvolle Abhandlung: die Venezianer in Morea, in L. Ranke's hiſtoriſch-politiſchee Zeitſchrift, Band II. Heft 3. (Berl. 1835.) Aus den dort befindlichen, größtentheils aus handſchriftlichen Quellen des venezianiſchen Archivs geſchöpften Angaben iſt zu erſehen, daß bei mannigfachen ſonſtigen Mängeln, doch die venezianiſche Verwaltung von Morea, namentlich dee verſtändige und menſchenfreundliche General-Provveditore Anzolo Emo (1705 bis 1708), ſchon aus Klugheit es ſich angelegen ſein ließ, den griechiſchen Bürger und Bauer gegen die Erpreſſungen und Gewaltthaten dee Archonten und Kapitane zu ſchützen, die unter dem Regiment des türkiſchen Paſcha's als deren Werkzeuge unter den Titeln von Chodſcha-Baſchi's und Armatolen ihren armen und ſchutzloſen Landsleuten gegenüber leichtes Spiel hatten. Dies war denn auch der Grund, weshalb ſie durch ihre Laubeit, ja viele durch notoriſche Verrätbereien zu dem ſchnellen Verluſt des Landes nicht wenig beitrugen. Aus dieſen Umſtänden erklären ſich auch zum Theil die nächſtfolgenden Verſe.

Ὁ κύριος παντοδύναμος κάνει δικαία κρίσι,
Ποῦ τόδωσε τ' Ἀγαρηνοῦ, διὰ νὰ τὸ ὁρίσῃ.
Ἡ περιφάνεια ἤτανε ἡ πρώτη ἁμαρτία,
Πρῶτα 'ς τὴν Κρήτην ἤτανε καὶ ἦλθε 'ς τὴν Μωρία.
Ὁ κύριος γὰρ ὡς βούλεται νὰ τούς ἐταπεινώσῃ,
Σ τὰ χέρια τῶν Ἀγαρηνῶν νὰ τούς ἐπαραδώσῃ.
Ἀπό τὴν περιφάνειαν τήν τόσην δόξαν χάσα,
Καὶ πόσοι τώρα βρίσκονται νὰ περ'πατοῦν μὲ ῥασα;

Ὦ Θεέ μου παντοκράτορα, καὶ παῦσαι τὸν θυμόν σου,
Καὶ γλύτωσαι τὸ πλάσμα σου νῦν ἀπὸ τὸν ἐχθρόν σου.
Σ χάριν σου νὰ προσεύχουνται καὶ νὰ παρακαλοῦνται,
Μέρα καὶ νύκτα προσευχή, ποτὲ νὰ μὴν κοιμοῦνται.
Καὶ δός τούς πόνον 'ς τὴν καρδιὰν καὶ δύστομον ῥομφαία,
Ὅτι ἐκαταπάτησαν τάφον τ' ἁγίου Ἀνδρέα.[3])
Ὦ Θεέ μου, δῶσαί τους ῥοπὴν νὰ φύγουν μὲ τὴν βίαν,
Νὰ 'λευθερώσῃς Χριστιανούς, ὀπού̃ναι 'ς τὸν Μωρίαν.
Χριστέ μ', ἐσὺ λυπήσου τους, ὅλους τούς ἐκλεκτούς σου,
Ὁποῦ ἐπαραδώθησαν 'ς τὰ χέρια τοῦ ἐχθροῦ σου.
Χριστέ μ', ἐσὺ λυπήσου το, τό πλάσμα τό 'δικόν σου,
Καὶ δῶσαι καταποντισμόν 'ς τὸν Τοῦρκον τὸν ἐχθρόν σου,
Τῶν Χριστιανῶν ὑπομονήν, διὰ νὰ μὴν βλασφημήσουν,
Ἐκ τὰ πολλὰ τὰ βάρητα μὴν ἀλλαξοπιστήσουν.
Εἰς τ' εὐαγγέλιον τ'ς ἔκραζες πάντα ὡς πρόβατά σου,
Καὶ τώρα 'λεημονήσου τους, νὰ κράζουν τ' ὄνομά σου.

Im letzten 31sten Kapitel wird die ganze Natur, Sonne, Mond und Sterne, Berge und Felsen, Ströme und Quellen, Bäume und Kräuter, Thiere, Vögel und Gewürm aufgerufen, jedes in seiner Weise das Unglück Morea's zu bejammern. Von größerm Interesse aber sind die dann folgenden Verse, wo Morea's Ver-

Μωρέα πλουσιοπάροχε, ἀφ' ὅλα στολισμένος,
Καὶ τώρα καταστήθηκες ὅλος χαρατζωμενος,
Ἐσ' ἤσουν ἡ παρηγοριὰ εἰς ὅλα τὰ νησία,
Κ' ἐσὺ τὰ ἐκυβέρναες εἰς ὅλην τους τὴν χρεία.
Ἤσουν 'ς τὰ τρία τὰ νησιὰ ἡ εὔσπλαγχνη μητέρα.
Καὶ τώρα πρέπει νὰ σὲ κλαῖν νύκτα καὶ τὴν ἡμέρα.
Τζιρίγο καὶ τὴν Ζάκυνθο μὲ τὴν Κεφαληνία,[3])
Πάντοτ' ἐσὺ τὰ ἔτρεψες σὰν μάννα τὰ παιδία.

[3]) Des Schutzpatrons von Griechenland und nach der Legende ersten Patriarchen von Byzanz. Vgl. Le Quien, oriens christianus I, p. 195 sqq.

Nur ein verdient Gericht hat der Allmächtige vollzogen,
Da er dem Hagarener jetzt dies Land hat zugewogen.
Der Hochmuth iſt der Sünden Quell; er kam von Kreta's Strande,
Wo er zuerſt regiert auch nach der Moreaten Lande.
Der Herr kann jeden, wie er will, erniedern und erheben;
Er iſt's, der die Hoffärt'gen in des Heiden Hand gegeben.
Um ihren Hochmuth wich der Ruhm von ihnen und dem Lande;
Wie viele gehen jetzt zerlumpt in härenem Gewande?

O Gott, mein Gott, du Weltenfürſt, laß deinen Grimm doch enden!
Befrei dies Land, dein herrlich Werk, aus deines Feindes Händen!
Auf's neu' ſei deine Gnad' erfleht, erfleht das Ziel der Strafen,
Gebet erſchalle Tag und Nacht; geſäumt nicht und geſchlafen!
Ins Herz bring' ein zweiſchneidig Schwert den Peinigern Morea's,
Die frech getreten auf das Grab des heiligen Andreas.
Gib ihnen ein, o Gott, daß ſie in Haſt von hinnen eilen;
Befrei die Chriſten allzumal, die noch im Lande weilen.
Herr Chriſtus, ach erbarme dich doch deiner Auserkor'nen,
Der jetzt in deines Feindes Hand ſo jammervoll Verlor'nen.
Herr Chriſtus, ach erbarme dich, ſei deines Volkes Retter;
Den Türken, deinen Feind nur triff mit des Verderbens Wetter.
Den Chriſten gib Geduld, daß ſie nicht deinen Namen ſchänden,
Nicht um ihr ſchweres Drangſal ſich vom heil'gen Glauben wenden.
Durch's Evangelium haſt du berufen deine Heerde;
Erbarm dich ihrer jetzt, daß laut dein Lob verkündet werde.

hältniß zu den umliegenden Inſeln, den drei ſüdlichen der ioniſchen und den Kykladen (neugriechiſch Zwölf-Inſeln), und der für dieſe Eilande aus der Wiedereroberung der Halbinſel durch die Türken erwachſene Nachtheil berührt wird. Die Stelle lautet (S. 47.):

Morea, reich ergieb'ges Land, geſchmückt mit allem Guten,
Schmachvoll beſteuert mußt du jetzt verkümmern und verbluten.
Mit dir iſt allen Inſeln rings ihr Schutz und Troſt genommen,
Denn milde haſt du ſie regiert zu ihrem Heil und Frommen.
Die liebevolle Mutter warſt du den drei Inſeln immer,
Drum endet auch bei Tag und Nacht um dich ihr Wehruf nimmer.
Tzirigo, Kephalenia; Zakynthos auch nicht minder,
Ernährſt haſt du ſie ſorglich, wie die Mutter ihre Kinder.

---

*) Dieſe Inſel hatten die Türken gleichfalls erobert, mußten ſie aber im Paſſarowitzer Frieden zurückgeben.

Κλαύσετε, δώδεκα νησιά, τόν ἅγιον Μωρία,
Ὅτι ἀπό ταῦτον εἴχετε ὅλα μεγάλη χρεία.
Ἔπρεπε τώρα τό λοιπόν νά μαρανθοῦν τά δένδρα,
Ὅλα νά κλαύσουν τόν Μωριά, ὅτ' ἦτον μιά αὐδέντρα,

Es folgen weitere Klagen über den dermaligen Zuſtand des unglücklichen Landes, wo die Kirchen verheert, der Klang der Glocken verhallt, die heiligen Gefäße geraubt und die Kreuze durch den Halbmond verdrängt ſeien. Nach nochmaligem Gebet zum Heiland, die Feinde, „die Amalekiter," zu verderben und das Land zu erlöſen, erzählt endlich Manthos (S. 48 ff.) ausführlich ſein eignes Mißgeſchick, wie die Türken vor ſeinen Augen den General [1]) ergriffen, wie ſie ſeine eignen vier Kinder in die Sklaverei geſchleppt und wie er ſich ohne Kunde darüber, ob ſie lebendig oder todt, in dieſem Jammer mit dem Beiſpiele des heiligen Euſtathios [2]) zu tröſten ſuche, obgleich er wohl wiſſe, daß ihm ſolches um ſeiner Sünde willen geſchehen; wie er ſelbſt den Arwaniten (Albaneſen) in die Hände gefallen und ſich ſchon für verloren geachtet, wie ihn aber zuletzt die heilige Jungfrau, auf die er ſeine letzte Hoffnung geſetzt, wie durch ein Wunder befreit habe, worauf dann das Gedicht mit einem zerknirſchten ſalbungsvollen Gebet an dieſe göttliche Mutter aller Gnaden ſchließt.

Die auf die Eroberung Morea's folgenden στίχοι εἰς διαφόρους ὑποθέσεις theilen alle Mängel des größern Gerichts in vollem Maße, zugleich aber bieten wenigſtens die ſechs erſten (S. 53 bis 77) als ächte Volksdichtungen, nur vom hiſtoriſch-ethnographiſchen Geſichtspunkt betrachtet, vielleicht ein noch größeres Intereſſe. Wenn Manthos dort die Empfindungen Griechenlands über das Ereigniß der Gegenwart ausſprach, welches damals die Gemüther Aller für den Augenblick ausſchließlich in Anſpruch nahm, indem es die ſeit 30 Jahren gewährte Hoffnung der Nation auf politiſche Wiederherſtellung für lange Zeit zerſtörte, zeichnet er hier mit wenigen rohen, aber ſubjektiv deſto charakteriſtiſcheren Zügen die hervor-

[1]) Den General Alex. Bono. Nach Ferrari wurde derſelbe nebſt andern gefangenen Nobili dem Sultan überſandt, ſtarb aber unterwegs in Theben in Folge ſeiner Wunden und der von den Türken erlittenen Mißhandlungen.

[2]) Man kennt dieſen Heiligen unter den Namen Placidus und Euſtachius aus Herder's poetiſcher Bearbeitung ſeiner Legende. (S. Acta sanctorum Bolland. d. XX. septembr. p. 127. — Das Schickſal in türkiſche Sklaverei geſchleppt zu werden, theilten Manthos Kinder mit mindeſtens 40,000 Moreoten.

Ihr auch, Zwölf-Inſeln, möget um Morea's Elend jammern;
Welch reichen Segen goß es aus in eure Vorrathskammern!
Verdorren muß der Bäume Laub; mit lauten Klagen ehre
Morea Alles, denn es war die Fürſtin unſrer Meere.

ragendſten Geſtalten aus der Vorzeit des griechiſchen Orients, wie ſich ihr Bild, völlig unabhängig von den authentiſchen Geſchichtsquellen, durch Tradition in der Vorſtellung des Volks lebendig bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt hat. Drei Namen ſind es vor allen, die den Griechen aus dem Dunkel der Vergangenheit mit unverwiſchbarem Glanze herüberleuchten: Chriſtus (zuerſt!), Alexander und Konſtantin, geographiſch ſich knüpfend an die Städte Jeruſalem, Alexandria und Konſtantinopel, nach griechiſcher Vorſtellungsweiſe den Ausgangspunkten griechiſch-anatoliſcher Religion und Kirche, griechiſch-helleniſcher Weisheit und Wiſſenſchaft, griechiſch-rhomäiſcher Macht und Herrlichkeit.

Will man aus einigen vagen und das Gepräge rhetoriſcher Uebertreibung tragenden Angaben des Kaiſers Konſtantin Porphyrogennetos und andrer Byzantier den Schluß ziehen, daß durch die Einwanderungen der Barbaren vom 6ten bis ins 10te Jahrhundert die helleniſche Nationalität in Griechenland mit Stumpf und Stiel ausgerottet ſei, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß ſchon lange vor dieſer Zeit das Chriſtenthum den ganzen helleniſirten Orient durchdrungen hatte und hier in den Ländern, in deren gemeinſamer Sprache der Heiland gelehrt und ſeine Jünger die heiligen Urkunden des Glaubens niedergeſchrieben hatten, wie in keinem Lande des Occidents, nicht blos zur Staats-, ſondern zur Volksreligion geworden war. Dies helleniſche Chriſtenthum aber hatte bei den Griechen die Erinnerungen an ihre glorreiche Vorzeit keineswegs völlig verdrängt, ſondern war vielmehr, indem es ihnen in ſeinen Legenden neben den Geſchichten der Heiligen und Märtyrer einen wenn auch untergeordneten Platz einräumte, als die Arche Noä anzuſehen, in welcher — abgeſehen von der für das Volk nicht in Betracht kommenden literariſchen Verkaſſenſchaft der Alten — in der lebendigen Vorſtellung des letztern jene geiſtigen Reſte der alten Hellenenwelt (neben der Maſſe heiligen Gethiers, des Ochſen St. Lucä, des Hundes des heiligen Siebenſchläfers ꝛc. ꝛc.) durch die Sündfluth der Völkerwanderung ſich in die neue Zeit herüberretteten, wo ſie freilich lange

auf die Taube mit dem Oelblatt warten mußten. Sehr natürlich iſt es nun, daß in den ſo erhaltenen und zur Volksſage gewordenen Nachklängen der helleniſchen Geſchichte die für uns freilich anziehenderen und erhebenderen Kämpfe und Siege Spartas und Athens gänzlich von der Glorie des Helden verdunkelt wurden, in deſſen alles überwältigender Macht jene kleinen Republiken ſich als unſcheinbare Punkte verloren, der mit dem Glanz des griechiſchen Namens den ganzen Orient bis an die Grenzen der Inder und Aethiopen erfüllte und der in Alexandria, ſpäter der zweiten Stadt des Byzantinerreichs, für die ſo erweiterte Griechenwelt, einen neuen Mittelpunkt des geiſtigen Lebens, wie der materiellen Intereſſen auf viele Jahrhunderte gründete. Die Namen Leonidas, Themiſtokles, Kimon kennen nur die Λόγιοι, der Name des großen Alexander dagegen iſt, wie ich nach eigner Wahrnehmung behaupten darf, im griechiſchen Volke, das ſich freilich die fabelhafteſten Vorſtellungen von ihm macht, bekannter, als im Deutſchen der Karls des Großen. Weit überſtrahlt aber wird ſeine Popularität noch durch den Ruhm des heiligen Konſtantin, des großen rechtgläubigen Autokrator, der die griechiſche Volksreligion, wie man damals das Chriſtenthum mit Fug nennen konnte, zur Staatskirche im weiten Orbis Romanus, eine griechiſche Stadt zum Mittelpunkt dieſes Kreiſes, mithin zur Metropole der Welt, und ſomit nach dem Volksbegriff die Griechen oder wie ſie nunmehr heißen, die Rhomäer, zur herrſchenden Nation auf Erden erhob.

In den, die genannten drei Namen an der Stirn tragenden Gedichten gibt Manthos Joannu einen vollſtändigen Abriß des neugriechiſchen Nationalſagen-Cyklus, der die Bilder der Geſchichte ſeltſam umgeſtaltet im Prisma der Volksdichtung zeigt und wohl den romantiſchen, um die halbmythiſchen, halbhiſtoriſchen Geſtalten der Nibelungen, Karls des Großen und Arthurs von Britannien ſich drehenden Sagenkreiſen des abendländiſchen Mittelalters gegenübergeſtellt werden mag, nur mit dem Unterſchiede, daß die griechiſchen Glaubens- und Volksheroen die Jahrhunderte der Barbarei hindurch bis zu unſren Tagen in grotesken, aber friſchen und lebendigen Bildern in der Phantaſie des Volkes hafteten, während die abendländiſchen Helden, (auch in ihrer urſprünglich durchaus volksthümlichen mythiſch-poetiſchen Umgeſtaltung) durch das Umſichgreifen moderner Civiliſation aus der Erinnerung des gemei-

nen Mannes ſpurlos verdrängt, längſt ausſchließlich der Literaturgeſchichte angehören.

Mit Chriſtus dem A und O aller göttlichen und menſchlichen Dinge, macht natürlich der griechiſche Dichter, unbekümmert um den chronologiſchen Vorrang Alexander's, den Anfang, die wunderbare Kunde von ſeinem Leben, Leiden und Sterben mit dem Preiſe der heiligen Stadt Jeruſalem eröffnend.

Ἱερουσαλὴμ εὑρίσκεται τῶν Χριστιανῶν μητέρα,
Ἀπὸ αὐτὴν ἐλάβασι τὸ φῶς καὶ τὴν ἡμέρα.
Ἐκεῖ ἐπρωτοφανήστηκεν ὁ ἥλιος νὰ φωτίσῃ,
Κ' ἔλαμψεν εἰς τοὺς χριστιανοὺς ἀνατολὴ καὶ δύσι,
Ἐκ' εἶναι ὄμφαλος τῆς γῆς, καὶ ἡ ἐπαγγελία,
Ἀπὸ ἐκεῖ ἐφανήστηκε τοῦ Σολομοῦ ἡ σοφία,
Ἐκεῖ ὁ Θεὸς ἐδιάλεξε τὴν Δέσποινα Μαρία,
Κ' ἐστειλε τὸν Μονογενῆ, δικὴ μιας σωτηρία.
Παρθένον τὴν ἐδιάλεξε διὰ νὰ τὸν ἐσαρκώσῃ,
Κ' ἐμᾶς ἀπὸ τὴν κόλασι νὰ μᾶς ἐλευθερώσῃ.
Ἡ βάτος τὴν προσήμαινε, ἡ καταχαιομένη,
Αὐτὴ ἀνέτειλε τὸ φῶς 'ς ὅλην τὴν οἰκουμένη.

Als aller Chriſten Mutter, ſah'n Jeruſalem wir prangen,
Dort iſt der helle Tag zuerſt für Alle aufgegangen;
Die erſten Strahlen hat von dort die Sonne ausgeſendet,
Im Morgen- und im Abendland den Völkern Licht geſpendet.
Des Erdenrundes Nabel iſt's, die Stadt, die Gott verheißen,
Der Thron der Weisheit Salomon's, die alle Völker preiſen.
Maria hat dort Gott erwählt, die Fürſtin des Erkor'nen,
Zu unſerm Heile ſeinen Sohn geſandt, den Eingebor'nen.
Die reine Jungfrau wählt er aus, im Fleiſch ihn zu gebären,
Uns zu erlöſen vom Gericht, den Pfad des Heils zu lehren.
Des feur'gen Buſches Flamme hat die Stätte angedeutet,
Von wo der Offenbarung Licht ſich durch die Welt verbreitet.

In der nun folgenden Geſchichte des Heilands, die ſonſt eben nichts Beſondres bietet, ſcheint mir eine Stelle beachtenswerth, aus der man ſieht, wie feſt das im Abendlande meiſtens nicht ſo ſtreng genommene Athanaſiſche Dogma der Homuſie, d. i. der völligen Einheit Chriſti mit Gott, in der Ueberzeugung des anatoliſchen Chriſten eingewurzelt iſt. Wo nämlich der Dichter den Undank der Juden gegen den Heiland rügt, werden unter den Wohlthaten des letztern, die ſie vergeſſen, als verſtehe ſich dies von ſelbſt, die Erlöſung des Volks aus der ägyptiſchen Sklaverei, die Führung durch's rothe Meer und die Speiſung mit Manna in der

Wüſte mit aufgeführt. — Das an die Geſchichte der Höllenfahrt und Auferſtehung Chriſti ſich ſchließende zweite Gedicht: περὶ μελλούσης κολάσεως iſt nur eine poetiſche Umſchreibung von Ev. Matth. XXV. 31 — 46. — In der hierauf, S. 62 bis 66, folgenden στιχολογία περὶ Ἀλεξάνδρου καὶ τῶν αὐτοῦ ἀνδραγαθημάτων gibt Manthos ohne Zweifel einen Auszug aus der alten, den Berichten eines Curtius, Plutarch und Arrhian durchaus fremden Volksſage von Alexander, wie ſie ſchriftlich in einem mittelgriechiſchen, fälſchlich dem Kalliſthenes von Olynth zugeſchriebenen Roman niedergelegt war, der auch den mehrfachen oriental'ſchen und abendländiſchen Bearbeitungen dieſes Stoffs im Mittelalter zum Grunde lag und wovon eine poetiſche Umſchreibung in politiſchen Verſen ſich im Manuſkript in der Markusbibliothek zu Venedig befindet.[1]) Eine Bearbeitung eben dieſer Sage in gereimten politiſchen Verſen, für deren Verfaſſer man auf den Grund einer, wie ich glaube, falſch verſtandenen Angabe des Martin Cruſius[2]) den als Verfaſſer einer gereimten Umſchreibung der Batrachomyomachia bekannten Zantioten Demetr. Sinos (Ζῆνος) hält, erſchien 1529 zu Venedig im Druck. Doch hab' ich mir trotz aller Mühe bis jetzt ſo wenig dies alte Gedicht, wie zwei neuere Bearbeitungen der Alexanderſage in neugriechiſcher Proſa verſchaffen können. In der Erzählung des Manthos wird u. a. berichtet, wie Alexander ſich in einer Art Taucherglocke ins Meer hinabgelaſſen, um die Kriegführung der Fiſche zu beobachten, wie er verkleidet auf Kundſchaft in das Lager des Perſerkönigs (der hier, durchaus nicht entſprechend dem Charakter des hiſtoriſchen Darios, ein wildes Thier

---

[1]) Vgl. I. A. Fabric. biblioth. Gr. ed. Harles, III, p. 36, und Lambec. d. Bibl. Vindob. ed. Kollar. T. V. p. 547. — Der Titel der venezianiſchen Handſchrift lautet nach Morelli bibl. mss. t. I. p. 278 ſo:

Ἐξήγησις ἱστορικὴ κατὰ λεπτὸν ἐλοῦσα
Τὴν γέννησιν, ἀναστροφὴν καὶ πράξεις Ἀλεξάνδρου
Μέγιστα κατορθώματα καὶ τελευτὴν καὶ τούτου,
Παρ' Αἰγυπτίων ἐκ πάλαι καλῶς παραδοθεῖσα.

(Geſchichte, drin genau und treu zu leſen iſt die Kunde
Von der Geburt, Erziehung und dem Leben Alexander's,
Von ſeinen großen Thaten all und auch vom Tod des Helden,
Wie ſolches die Aegypter fein vor alters aufgezeichnet.)

[2]) Turcogræcia, p. 372, wo Sinos als Herausgeber auf eine Weiſe erwähnt wird, welche für ſeine Autorſchaft durchaus nichts beweiſt.

heißt) ſich geſchlichen und ihm als Mundſchenk gedient habe ꝛc. ꝛc. Die Erbauung der herrlichen Stadt Alexandria, „der noch jetzt hochgeprieſenen,“ [1]) wird, wie ſich erwarten ließ, beſonders rühmend hervorgehoben; am Schluß aber ſtellt der Dichter bedauernd die fromme Betrachtung an, daß der große Alexander, ob er auch mit ſeinem Säbel die ganze Welt gewonnen, doch ſeine unglückliche Seele nicht habe retten können. — Zu ſolchem Bedauern gibt natürlich der große Konſtantin keine Veranlaſſung, deſſen Andenken Manthos in der vierten Stichologie feiert. Es verſteht ſich, daß wir hier wieder nicht den hiſtoriſchen Konſtantin, ſondern den der Legende vor uns haben. Ausſätzig kommt er aus Portugall (nicht etwa aus Luſitanien) nach Rom, wird hier vom Papſt Leon durch die Taufe geheilt [2]) und ſpäter zum Herrſcher von Rhumelien, Moskau und Rußland, ſo wie aller Lande gen Mittag erhöht.

Ὁρίζει αὐτὸς τὴν Ρουμελι, Μωσκόβιαν καὶ Ρουσίαν,
Κι ὁ θρόνος του οἰκουμενικὸς ἐς ὅλην τὴν Μεσημβρίαν.

Es war der Herrſcher Rhumeli's; Moskau's, Rußlands desgleichen,
Sein Thron der einz'ge Sitz der Macht in allen Mittagsreichen.

Die Glanzpunkte ſeiner Regierung ſind, wie ſich denken läßt, vor Allem die Gründung Konſtantinopels, angeregt durch eine Erſcheinung des heiligen Andreas, die Viſion des heiligen Labarum und die Auffindung des Kreuzes Chriſti durch die heilige Helene, des Kaiſers Mutter. Die Legende von Konſtantin endet mit preiſenden Erinnerungen an das von ihm geſtiftete mehr als tauſendjährige Reich, und dieſe gehen dann in bittere Threnodien über deſſen kläglichen Fall über. Doch wird auch hier zum Schluß, wie in allen ſolchen Klagen, trotz der eben erſt geſcheiterten Hoffnung in Morea, mit Zuverſicht auf eine tröſtlichere Zukunft hingewieſen:

---

[1]) *Καὶ εἶναι πάντα ξακουστή, ὡς φαίνεται, καὶ τώρα.*

[2]) Ein Andeutung über den vermeinten Ausſatz Konſtantin's und ſeine Taufe und Heilung durch einen Papſt Sylveſter enthalten ſonſt noch die Acta sanctorum Bolland. d. XXI. Maji p. 16. Vergl. Acta sanctorum Chr. martyrum vindicata ab Odoacro Ilbachio s. Iac. Laderchio (Rom. 1723), l. VI, c. 10. p. 221. Dem Arianer Euſebios wird alſo weder hier, noch in der griechiſchen Legende, die wenigſtens in dieſem Punkt wohl älter ſein muß, als das letzte große Schisma der lateiniſchen und anatoliſchen Kirche, die Ehre der Taufe Konſtantin's zuerkannt.

Μὴν λυπᾶσαι, Βυζάντιον, καὶ δὲν θέλει ἀργήσει,
Ὁ παντοκράτορας Θεὸς τὴν ῥότα νὰ γυρίσῃ.
Ὅτ' ὁ Θεὸς μετὰ καιρὸν θέλει νὰ ξαναστήσῃ
Κανένα δένδρον εὔμορφον νέον καρπὸν ν' ἀνθίσῃ.
Ἔχε μεγάλ' ὑπομονή, θέλει σβυστεῖ ἡ φωτία,
Ὁποῦ σε περικύκλωσε δικήμας ἡ ἁμαρτία,
Διὰ νὰ δοξασθῇ ὁ ναὸς εἰς τὴν ἁγίαν Σοφίαν,
Νὰ ξαναστήσῃ ὁ Θεὸς καινούριαν βασιλείαν.

Wehklage länger nicht, Byzanz! bald wird dein Elend enden,
Bald der Allmächt'ge dir zum Heil das Rad des Schickſals wenden.
Ja ſicher weckt zum Leben einſt der Herr am rechten Tage
Den edlen Baum, daß Blüten er und Früchte auf's neue trage.
Geduld, Geduld! Erlöſchen wird der Brand, den unſre Sünden
Im fluchbeladnen Griechenland rings um dich her entzünden,
Daß man gereinigt und geweiht Sophia's Tempel ſehe,
Daß glorreich auf des Herrn Geheiß ein neues Reich erſtehe.

Mit der Legende Konſtantin's und der Klage um den Untergang ſeines Reichs iſt die Sagengeſchichte des rhomäiſchen Volkes abgeſchloſſen, doch in unmittelbarem organiſchen Zuſammenhange mit ihr, ſteht noch die jetzt folgende, in der 5ten und 6ten Stichologie (S. 73 bis 77) enthaltene poetiſche Verherrlichung Venedigs, des chriſtlichen Staates, der ſchon während der letzten Jahrhunderte des verkümmerten Byzantinerreichs einige der wichtigſten Länder griechiſcher Zunge beherrſchte und der nach Konſtantinopels Fall lange Zeit hindurch den Griechen noch den kräftigſten Schirm und äußern Anhaltspunkt ihrer Nationalität gewährte. Jener Zuſammenhang iſt auch ſchon in den Klagen gegen den Schluß des vorigen Gedichts angedeutet wo es heißt:

Θρήνει Κωνσταντινούπολις, χαῖρε ἡ Βενετία,
Αὐ Μάρκος ἐστολίσθηκε ἐκ τὴν ἁγία Σοφία.

Die Stadt des Konſtantinos weint; Venedig, triumphire!
Sie fiel, daß Sankt Sophia's Schmuck den heil'gen Markus ziere.

Uebrigens erſcheint die Geſchichte Venedigs hier gleichfalls in legendenartig veränderter Geſtalt. Bei der Erzählung von dem Verſuch der Genueſer, durch eine Kriegsliſt, ähnlich der des trojaniſchen Pferdes, nämlich in Fäſſer verpackt, ſich in die Stadt zu ſchmuggeln, und von der Vereitelung dieſes Plans durch die Wachſamkeit der Venezianer, kann man allenfalls an die Bedrängniß der

Lagunenſtadt durch die Genueſer im J. 1380 und die Beſeitigung dieſer Gefahr durch den heldenmüthigen Piſani denken; und die im 6ten Gedicht enthaltene Nachricht von dem Kriege eines in Wien reſidirenden Kaiſers mit Venedig, gegen welches derſelbe ſeinen Sohn als kommandirenden General" (κουμάντο γενεράλη) ins Feld ſchickt, und von dem durch die Beſiegung und Gefangennahme des Kaiſerſohnes herbeigeführten ruhmreichen Frieden der Republick könnte ſich nur etwa auf die erfolgloſen Kämpfe Kaiſer Maximilian's mit Venedig in Folge der Ligue von Cambray beziehen. Mit den Umſtänden aber, wie beide Begebenheiten hier erzählt werden, ſind ſie der wahren Geſchichte Venedigs ſo fremd, wie der Mohr Othello. Die Erzählung von dieſer Stadt und ihren Triumphen über jene beiden Feinde ſchließt (S. 77.) mit den Worten:

Πολλά λυπήσου Γένοβα καὶ θρήνησον ἡ Βγένα,
Καὶ χαῖρε ἄξια Βενετιά ὅτι ἐβρίσκεσαι παρθένα.

Wohl magſt du trauern, Genua; Wien, laß dich's tief betrüben!
Und du, Venedig, freue dich, daß Jungfrau du geblieben.

Griechenland aber mochte ſich Glück wünſchen, daß es ſpäter in eben dem Volke, welches endlich der Lagunenjungfrau den von Manthos wiederholt geprieſenen Kranz ohne Mühe entriß und ſie dann ihrem Bundesgenoſſen in Wien zu legitimer Dispoſition überließ, daß es, ſag' ich, in den Franzoſen ſtärkere und auch wohl aufrichtigere Freunde und Beſchützer, als in Venedigs Signoria, gewann, nachdem der mächtige Glaubensgenoß im Norden, durch deſſen Verheißungen die Griechen ſich mehr als einmal zur Schlachtbank führen ließen, ihnen gegenüber ſattſam gezeigt, daß er ſeinem vermeinten Vorfahr im Reich, dem heiligen Konſtantin, neben der Orthodoxie auch die ihn nicht minder auszeichnenden Eigenſchaften der Herrſchſucht, Hinterliſt und Treuloſigkeit bis zur Meiſterſchaft abgelernt hatte. Möge Griechenland gegen dieſe und andre fromme und heilige Einflüſſe gleicher Tendenz innerlich mehr und mehr erſtarken, indem es, nicht ſeiner heiligen, ſondern, wie in den erſten ſchönen Jahren ſeines Befreiungskampfes, ſeiner zwar profanen, gleichwohl aber weit erbaulichern klaſſiſchen Vorzeit nacheifert, deren Bild, dank der fruchtbaren Bemühungen ſeiner erleuchtetſten Söhne und Freunde, ſeiner Jugend wenigſtens beträchtlich näher gerückt wurde, als zu des ehrlichen Manthos Zeit.

Da die übrigen Gedichte des letztern außer den allgemeinen Familienzügen der Poeſie ſeines Volkes, zumal der bekannten neu-

griechiſchen Weitſchweifigkeit, eben nichts Charakteriſtiſches haben, werd' ich mich, je langweiliger ſie ſind, um ſo kürzer darüber ausſprechen. S. 77 und 79 folgen zwei Satiren auf die Falſchheit und Heuchelei der Weiber, und S. 82 eine dritte auf verliebte Jünglinge, denen es an Gelde fehlt, und Männer, die aus gleichem Grunde unter dem Pantoffel ihrer Frauen ſtehen. Es läßt ſich nicht leugnen, daß in dieſen Gedichten einige wenige, wenn nicht witzige, doch naive Einfälle vorkommen, die ſich aber in einem gänzlich ungenießbaren Wuſt müßigen Geſchwätzes verlieren und jedenfalls zu unbedeutend ſind, um den Leſer damit aufzuhalten. In dem Schlußgedichte der στίχοι εἰς διαφόρους ὑποθέσεις, S. 83 f. kommt der Dichter noch einmal auf die Klage über das Loos Morea's zurück, die dann abermals mit Gebeten ſchließt. S. 85 f. ſtehen 5 Sittenſprüche in politiſchen Tetraſtichen und eine kurze Ermahnung eines Vaters an ſeinen Sohn in fünffüßigen Jamben. Doch ſcheinen mir dieſe Gnomen, nach Inhalt und Schreibart zu ſchließen, einem andern ſpätern Dichter anzugehören. S. 87 folgt, wieder entſchieden von Manthos, eine vollſtändige Recapitulation der Eroberung von Morea in gereimten vierfüßigen Trochäen, S. 98 bis 108 fünf Diatriben in demſelben Versmaaß über Hochmuth, böſe Ehen, Gefräßigkeit und Völlerei, und S. 108 bis zum Schluß des Buches ein ſeltſames Quodlibet unter dem Titel περὶ ἀληθείας, in welchem unter einer Menge widerſprechend und unmöglich ſein ſollender Dinge neben der Kunſt ohne Windbeutelei, der Türkei mit Glocken, der Mani ohne Räuberei, einem Schiffer ohne Flüche, einer Schönen ohne Küſſe, einem Prieſter ohne böſe Ränke, einem Hunde ohne Flöhe ꝛc., auch das Frankenland (d. i. das weſtliche Europa überhaupt) ohne Advokaten und H...n aufgezählt wird. Auch von dieſen Gedichten des Manthos gilt übrigens, wie von den hiſtoriſchen, die Bemerkung, daß ſie bei all' ihrem poetiſchen Unwerthe der treue geiſtige Abdruck ſeines Volkes zu ſeiner Zeit ſind, und das iſt mehr, als ſich von manchen trefflichen, aber lediglich von der Individualität ihrer Verfaſſer Zeugniß ablegenden Produktionen großer Dichter ſagen läßt. Es mag in dieſer Rückſicht unſerm Manthos, bei den Ausſtellungen gegen ſeine Poeſie, ſeine Sprache und theilweiſe vielleicht auch gegen ſeine Geſinnung als des Dichters unwürdig, ein Wort ſeines Landsmannes Ariſtoteles (den er ſicher nie geleſen) zu gut kommen, die Beantwortung des ſupponirten Tadels: Ἀλλ' οὐ φασι ταῦτ', mit dem einfachen: Ἴσως δὲ οὐ βέλτιον μεν· ἀλλ' οὕτως εἶχεν.

Wenden wir nun schließlich von den Gedichten des griechischen Zeitgenossen unseres Besser, Neukirch, Günther *), König und Gottsched den Blick zu den jüngsten Erzeugnissen der neugriechischen Poesie, so wird natürlich bei der Vergleichung mit jenen rohen Produkten der Eindruck der Gedichte eines Penagiotis und Alexander Sutsos, Rh. Rhangawis, Th. Orphanidis, Jo. Karatsutsas, um so erfreulicher sein, und zwar erscheint das rastlose Streben dieser Dichter nach dem Bessern um so verdienstlicher, je weniger es durch die Gleichgültigkeit der noch vorzugsweise rein materiellen Interessen zugewandten Mehrzahl des griechischen Volks, oder durch das vornehme Ignoriren der Regungen neuen geistigen Lebens in Griechenland von Seiten der abendländischen Kritik sich irre machen läßt. Damit aber freilich die Poesie in Griechenland zu der bei den glücklichen Anlagen des Volks ihr sicher erreichbaren Höhe sich erhebe, ist nächst der einen solchen Aufschwung vor Allem bedingenden erträglichern Gestaltung der innern Verhältnisse des Landes, auch sehr zu wünschen, daß man im westlichen Europa an Dichtungen, wie der Μεσσίας, der Περιπλανώμενος und der Λαοπλάνος, nicht länger fast mit gleicher Achtlosigkeit, wie an unserer Αἰχμαλωσία Μορέος, vorübergehe. Denn so seltsam hat nun einmal im Lauf der Jahrtausende das Blatt sich gewendet, daß wir Hyperboreer, jene weiland ἠέρι καὶ νεφέλῃ κεκαλυμμένοι, es sind, von deren Lehre in Lob und Tadel die besten Dichter im Vaterlande des Pindar und Sophokles die ersprießlichste Anregung und Leitung ihrer Thätigkeit erwarten. Ich erlaube mir (über unausbleibliche Mißdeutungen mich hinwegsetzend), zum Belege des eben Gesagten die betreffende Stelle aus einem Schreiben herzusetzen, das Alexander Rhisos Rhangawis, an Charakter und Talent unbestritten einer der ehrenwerthesten unter den jetztlebenden griechischen Schriftstellern, jüngsthin Bezug auf meine schwachen Versuche, zu den Bemühungen der Herren Thiersch, Brandis, Kind und Sanders für die Aufnahme der neugriechischen Literatur in Deutschland, mein Schärflein beizutragen, an mich richtete. Der Passus mag zugleich in

*) Die Erinnerung an diesen gleichzeitigen Dichter liegt hier vor Allem nahe, da er in seinem berühmtesten Gedichte einen mit der Eroberung Morea's nahe zusammenhängenden Stoff, nämlich den für der Pforte sichernden Frieden von Passarowitz besang, ohne freilich bei der Feier der Triumphe des Kaisers die schmählichen Verluste seiner Bundsgenossin, der Republik Venedig, mit einer Sylbe zu erwähnen.

dem jeden Kenner des Altgriechiſchen verſtändlichen Original als ein Specimen der gebildeten caploëlliniſchen Sprache, wie ſie ſich in den Schriften der geſchätzteſten Autoren bis jetzt ausbildete und inſofern als Gegenſtück zu dem barbariſchen Kauderwälſch des alten Manthos Joannu dienen. — *»Ἐν μέσῳ τῆς ψυχρότητος καὶ ἀδιαφορίας, ἥτις εἶναι ἀκόμη τὸ ἐπαθλον τοῦ ποιητοῦ ἐν Ἑλλάδι καὶ ἥτις κατὰ μέρος μὲν χρεωστεῖται εἰς τῶν ποιητῶν τὴν ἀτέλειαν, κατὰ μέρος ὅμως καὶ εἰς τὴν διάσπασιν τῆς προσοχῆς τοῦ ἔθνους εἰς ἄλλα ὑλικώτερα καὶ μᾶλλον κατεπείγοντα, ἐν μέσῳ τῆς παντελοῦς ἐγκαταλήψεως τῆς φιλολογίας μας ἐκ μέρους τῆς Εὐρώπης, ἥτις πλησμονὴν ἔχουσα συγγραφέων ὀλίγον φροντίζει καὶ διὰ τὰ ἡμέτερα ψελλίσματα, ὅπως ἢ τὰ ἐμψυχώσῃ διὰ τοῦ ἐπαίνου της, ἢ τὰ διευθύνῃ διὰ τῶν κρίσεών της, ἐννοεῖτε πόσον ἀπαστὴ ἔπρεπε νὰ μᾶς φανῇ ἡ ἐπιχείρησις ἀνδρός.... θελήσαντος διὰ συλλογῆς καὶ μεταφράσεων νὰ καταστήσῃ τὰ δοκίμιά μας γνωστὰ εἰς τὴν Γερμανίαν. Ἡ ποίησις διὰ ν' ἀρθῇ εἰς τὸ οἰκεῖον ὕψος ἔχει ἀνάγκην μεγάλου ὁρίζοντος, καὶ ὡς ἡ διπλωματία ἐδιχοτόμησε τὸ ἑλληνικὸν ἔθνος, ἠξεύρετε εἰς τὶ περιορίζεται τὸ ἐλεύθερον αὐτοῦ μέρος! Ὅταν λοιπὸν αἱ... μεταφράσεις σας, μᾶς ἀνοίγουσι τῆς Εὐρώπης τὰς πύλας, τότε ζωηρότεροι καὶ θαῤῥαλεώτεροι ἀλείφόμεθα πρὸς τὸν φιλολογικὸν ἀγῶνα.«* So ſchrieb mir der treffliche Rhangawis kurz vorher, ehe die britiſche Diplomatie, die ihrer Zeit jene Zerreißung des griechiſchen Volks gegen die Abſichten Frankreichs durchſetzte und die ſeitdem aus eben ſo guten Gründen kein Mittel ſparte, das freie kräftige Gedeihn des jungen Staates, zumal jeden Aufſchwung der Induſtrie, der Schifffahrt und des Handels in Griechenland zu hintertreiben, ihre weltgeprieſene Hochherzigkeit dieſem Lande gegenüber auf's Neue glänzend bewährte, indem ſie, im Verein mit dem Vernichter der Selbſtſtändigkeit Polens und der in Paris und Wien beſiegelten Verträge, den Großtürken, das geliebte Schooßkind der heiligen Allianz, zur brutalſten Inſolvenz gegen die Regierung des Königs von Griechenland ermunterte und dadurch die Griechen veranlaßte, ſich auf ernſtere, als poetiſche Kämpfe gefaßt zu halten.

Göttingen. **Dr. A. Elliſſen.**

Beurtheilungen und Anzeigen.

Grundriß der Geschichte des Schriftenthums der Griechen und Römer und der Romanischen und Griechischen Völker von August Fuchs. Halle 1846. 446 S.

Es ist dieser Grundriß, wie die Vorrede sagt, zunächst für den Unterricht in der allgemeinen Literaturgeschichte in der ersten Klasse der Herzoglichen Töchterschule in Dessau, an welcher der rühmlich bekannte Verf. als Lehrer wirkt, abgefaßt. Da dem Verf. ein Grundriß fehlte, so schritt Ausarbeitung, Druck und Gebrauch zugleich fort, und der Verf. erklärt daraus den Uebelstand, daß ihm theils mancherlei Hülfsmittel nicht zu Gebote standen, theils Unverhältnißmäßigkeit in der Darstellung der verschiedenen Literaturen sich einstellte. Einen andern Vorwurf, den man ihm allenfalls machen könnte, giebt jedoch der Verfasser nicht zu, daß er nämlich, besonders bei dem deutschen Schriftenthum, zu viele unbedeutende Namen aufgenommen habe. Man müsse nämlich nicht blos mit den Schriftstellern sich bekannt machen, die neue Bahn gebrochen, Nachahmer gefunden oder in ihren Werken den Anforderungen der Kunstrichter entsprochen haben, sondern auch mit denjenigen, welche beim Volke Beifall gefunden, jedoch wirklichen und dauernden, denn diese geben am meisten Aufschluß über die geistige Entwickelung des Volkes. Darum seien Schriftsteller, wie Cramer, Spieß, Lafontaine, Kotzebue u. a. Lieblinge des Volkes in der Literaturgeschichte wichtiger als Hamann; man dürfe darum sogar den Eckensteher Nante, der in zwei Jahren 21 Auflagen erlebt, nicht übergehen. Obgleich nun Vollständigkeit in den Namen nicht erstrebt sei, so habe doch eine gewisse Vollständigkeit in den literarischen Richtungen erreicht werden sollen, und eine möglichst einfache und klare Uebersicht über die Entwicklung in der Geschichte des Schriftenthums der Griechen und Römer, der germanischen und

romaniſchen Völker zu geben, ſei der Zweck dieſes Buches. Es ſei nöthig, den Unterricht in der Literaturgeſchichte auf höheren Anſtalten auszudehnen, deſſen Mangel nicht ſowohl in der Verkennung der Wichtigkeit deſſelben, wie vielmehr in dem Mangel an einem geeigneten Lehrbuche zu ſuchen ſei.

So der Verfaſſer. Des Ref. Abſicht iſt es nun keineswegs das Buch von Anfang bis zum Ende durchzugehen; dazu fehlt ihm Luſt und Kenntniß. Der Verf. iſt durch mehrerlei Arbeiten auf dem Gebiete beſonders der romaniſchen Literatur rühmlich bekannt, während Ref. ſich auf dieſem wenig umgeſehen hat, hier alſo eine kritiſche Prüfung von ſeiner Seite nur anmaßend ſein würde. Auch in den andern Gebieten der Literatur hat ſich der Verf., wenn er auch nicht Ergebniſſe eigener Studien darbietet, mit den wichtigſten Erſcheinungen und den neueſten Unterſuchungen bekannt gemacht, ſo daß ihm wenig Fehler nachzuweiſen ſind.

Aber andere Einwendungen ſieht ſich Referent zu machen genöthigt; und hebt zuerſt folgenden Punkt hervor:

Bei der außerordentlichen Ausdehnung der Unterrichtsgegenſtände, wie ſie jetzt ſchon auf den höhern Lehranſtalten ſich findet, iſt nichts gewagter als an eine Vermehrung zu denken. Am wenigſten aber ſcheint es gerathen, eine allgemeine Literaturgeſchichte einzuführen. Was gewinnt damit der Schüler? Die Zeitrichtungen kann er nicht kennen lernen ohne Kenntniß der Schriftſteller; woher ſoll er Zeit gewinnen, ſich mit dieſen bekannt zu machen? Der Hiſtoriker freilich, welcher über eine Zeit Auskunft haben will, muß auch deren Literatur kennen; aber der Schüler iſt kein Hiſtoriker und ſoll es nicht werden, ſein Geiſt ſoll an dem Studium der vollkommenſten Kunſtwerke gebildet, nicht vorzeitig ſein Kopf mit allerlei Notizen angefüllt werden, die ihn nur verwirren und mit dem Dünkel, als wiſſe er nun etwas, erfüllen. Hat der Schüler gelehrter Anſtalten bei dem Studium eines griechiſchen und römiſchen Schriftſtellers einen Ueberblick über das entſprechende Fach der Literatur erhalten, um den Schriftſteller würdigen zu können, an deſſen Leſung er ſich begiebt, hat er den Entwicklungsgang ſeiner Mutterſprache an den Klaſſikern ſeines Volkes kennen gelernt, ſo hat er etwas, was von Werth für ihn iſt, er hat damit aber auch genug. Und beſchränkt ſich in unſern höhern Töchterſchulen der literargeſchichtliche Unterricht auf den letzteren Gegenſtand und ſchränkt ſich derſelbe in Rückſicht auf die ältere Zeit noch ein, ſo leiſten ſie etwas Nützliches. Beiderlei Anſtalten werden aber

ihr Ziel, einer wirklichen Bildung nämlich, außer Auge laſſen, wenn ſie den vom Verfaſſer vorgeſchlagenen Weg einſchlagen. Und der Vortrag der allgemeinen Literaturgeſchichte ſcheint dem Ref. ſomit dem Gebiete der Schule entrückt worden, dies Buch in ſeinem ganzen Umfange alſo nicht in den Kreis der Schule hineingehören zu müſſen.

Ferner kümmert ſich die Literaturgeſchichte weder um die Sprachentwicklung an ſich, noch um den Inhalt an ſich, ſondern betrachtet die Verbindung beider, des Inhalts und der Sprache; ihre Betrachtungsweiſe ſchlägt nicht in die Geſchichte der Wiſſenſchaften ein, ſondern iſt eine rhetoriſch-äſthetiſche. Produkte, welche mit roher Form dem rohen Geſchmacke des niederen Volkes zu ſchmeicheln beſtimmt waren, in denen ſich keine Ahnung von der Würde der Kunſt ausſpricht, gehören immerhin in die Culturgeſchichte, aber nicht in die Literaturgeſchichte. Darum iſt der Umfang des Buches des Verf. einzuengen, Vieles auszuſcheiden. Es gehörten der Eckenſteher Nante und die Erzeugniſſe des Berliner Schriftſtellers Brennglas ſo wenig hieher, wie Spengel's Geſchichte der Medizin, Gmelin's Geſchichte der Chemie, Poppe's Geſchichte der Technologie.

Der Verfaſſer ſagt ferner, es ſei ſein Beſtreben geweſen, die günſtigen Richtungen erkennen zu laſſen. Das ſieht man dem Buche nicht an. Es iſt faſt nichts als eine dürre Nomenclatur was wir finden; Namen, Stand, Geburts- und Todesjahr, Geburts- u. a. Städte ſind genau aufgezeichnet, auch bei den unbedeutendſten Perſonen, an denen in dieſem Buche kein Mangel iſt, ein Geſammtüberblick wird nicht gewonnen. Was z. B. die deutſche Literatur angeht, ſo hatten dem Verfaſſer die ihm bekannten Werke von Gervinus, Schäfer u. A. den Weg vorgezeichnet, den er nicht hätte verlaſſen ſollen. Aber nicht blos durch dieſe endloſe Anhäufung von Namen iſt die Deutlichkeit geſtört, ſondern auch durch die Anordnung. Der Verfaſſer theilt nämlich in Zeiträume ab, dieſe ſind aber ſehr groß, und indem er nun innerhalb derſelben mit Conſequenz nach den drei Hauptgattungen der Poeſie u. ſ. w. und ihren zahlreichen Unterfächern ſcheidet, ſind in denſelben Paragraphen Schriftſteller, die durch Jahrhunderte von einander getrennt ſind, zuſammengeſtellt, während wir im nächſten Paragraphen wieder um ein Jahrhundert uns zurückwenden müſſen.

Wenn ferner die Genauigkeit in der Angabe der Namen und Zahlen rühmlich erwähnt werden mag, ſo iſt dagegen nicht blos die

Charakteriſtik der Zeiten, welche ganz ungenügend iſt, ſondern auch der Perſonen häufig ſo unbeſtimmt, wie etwa in dem bekannten Buche von den Walhallagenoſſen.

Bis ſoweit iſt alſo dies Buch am ähnlichſten dem Handbuche der deutſchen Literatur von Piſchon, obgleich dies unter den Werken über deutſche Literatur nicht mitgezählt iſt. Der Verf. hat dann weiter literariſche Werke aufgeführt, um demjenigen, der ſich weiter belehren will, einen Fingerzeig zu geben; das Buch iſt aber auch für den Schüler beſtimmt. Dieſer Standpunkt iſt auch hiebei nicht feſtgehalten, oft ſehr ſpezielle Werke aufgeführt, näher liegende übergangen.

Als eine Eigenthümlichkeit wollen wir die große Abneigung des Verf. gegen Fremdwörter aufführen, wie ſchon der Titel andeutet; mag nun auch z. B. Leſſing als „Buchwart in Wolfenbüttel" auftreten, ſo darf jene Abneigung doch nicht ſo weit gehen, daß z. B. O. Müller's Geſchichte der griechiſchen Literatur als Geſchichte des griechiſchen Schriftenthums aufgeführt werde.

Theils um nun obiges Urtheil zu erhärten, theils um für eine neue Bearbeitung einige Beiträge zu geben, will Ref., nachdem er den Inhalt des Werkes angegeben hat, einen Theil des Buches genauer durchgehen.

Nach einer Einleitung über Kunſt, Schriftenthum, Gattungen der Schriftwerke, dichteriſche Form, geht mit §. 13. der Verf. auf die Griechen über. Ihnen ſind nur 20 Seiten des umfangreichen Buches gewidmet. Die römiſche Literatur findet auf den folgenden 24 Seiten ihre Erledigung. Nach einer Ueberſicht über die Geſchichte der Philologie wendet ſich der Verf. zu den romaniſchen Literaturen, zuerſt zu den Italienern, S. 54—72, dann zu den Franzoſen, S. 72—138, zu den Spaniern, S. 139—177, zu den Portugieſen, S. 177—188. Mit §. 374 S. 192. wendet ſich der Verf. zu den germaniſchen Literaturen, und zwar zunächſt zum hochdeutſchen Schriftenthum, worauf §. 546 S. 296. das niederdeutſche folgt, nämlich 1. Gothiſch, 2. Plattdeutſch, 3. Niederländiſch, 4. Engländiſch, §. 617—714, S. 325—372. Hierauf folgen §. 715 S. 373 die ſkandinaviſchen Schriftenthümer, und ein Anhang §. 782 fgg. S. 408 fgg. behandelt die germaniſche Sprachforſchung.

Das hochdeutſche Schriftenthum zerfällt in drei Zeiträume: 1, Althochdeutſche Zeit bis zu den Hohenſtaufen. 2, Mittelhoch-

deutſche Zeit bis 1500. 3, Neuhochdeutſche. Nur im letztern Zeitraum ſind zwei Epochen angenommen: von 1500 bis 1740, und von da bis jetzt.

Zuerſt wird die Literatur aufgeführt. Das ungenügende Buch von Bredelon gehörte nicht hieher, dagegen war das Buch von H. G. F. Scholl und T. F. Scholl, beſonders in der 2ten Ausgabe, auch Piſchon zu nennen.

§. 376 iſt von dem Einfluſſe der verſchiedenen Literaturen auf die deutſche die Rede: „Dieſe Einflüſſe wirkten häufig ſtörend, haben aber, da die Deutſchen die geiſtige Errungenſchaft aller Völker und Zeiten ſich eigen zu machen ſtreben, eine große Vielſeitigkeit und Mannichfaltigkeit und unermeßlichen Reichthum des deutſchen Schriftenthums herbeigeführt und die volksthümliche Entwicklung des deutſchen Schriftenthumes zwar gehemmt, aber nicht unterdrückt.“ Welches Urtheil ſoll hiernach über den wohlthätigen oder ſchädlichen Einfluß der ausländiſchen Literaturen ſich der Schüler bilden?

Ebenſo undeutlich heißt es §. 377: „Das deutſche Schriftenthum insbeſondere zeichnet ſich durch die Eigenſchaften aus, welche oben den germaniſchen Schriftenthümern im Allgemeinen zugeſchrieben worden ſind. Zu jener tiefen Innigkeit kommt aber auch große Klarheit des Verſtandes, weshalb die Weltweisheit und die Wiſſenſchaften in keinem andern Lande eine ſo hohe Blüthe erreicht haben und keine Hauptgattung der Dichtung und Proſa vernachläßigt worden iſt.“ Offenbar lautet das à la Gottsched, der ſeine Schüler ermunterte, ſich in allen Dichtungsgattungen zu verſuchen, damit man doch überall, ſowohl beim heroiſchen Epos wie bei der Idylle u. ſ. w. mit einem deutſchen Namen aufwarten könne, und dieſe verſtändige Betrachtung für das erſte Erforderniß eines guten Dichters hielt.

Mit §. 379 geht der Verf. auf die altdeutſche Literatur über. Er ſchreibt noch allemanniſch ſt. alemanniſch. Die Hauptwerke werden nach den drei Gattungen der Dichtung betrachtet; das Wichtigſte, auch Unwichtiges iſt hier genannt. —

Mit §. 388 beginnt die mittelhochdeutſche Zeit. A: 1) Erzählende Dichtung. Scheidung nach den Sagenkreiſen. Zu §. 394: Hartmann's armer Heinrich (hier fehlt die Ausgabe von Haupt 1842); Iwein (hier fehlt: Ueberſetzung von Graf v. Baudiſſin); Gottfried's Triſtan (hier fehlt: Ausgabe von Maßmann 1843 und die Bearbeitung von Immermann und Kurtz, von denen auch die

letztere von wahrhaft dichterischer Begabung zeugt). Sonst sind aber auch hier und im Folgenden die Zeiten nicht geschieden, die Zeit der Blüthe und des Verfalls ist gemischt. Wernher von Tegernsee und des Passionale werden in einem und demselben Paragraphen erwähnt. — §. 400 darf die Klage nicht eine spätere Fortsetzung der Nibelungen Not genannt werden, so wie hinsichtlich der Gudrun besonders die Ausgabe von Müllenhoff zu vergleichen ist. — §. 406, welcher die Sittengedichte nennt, führt neben einander den Winsbecker und Sebastian Brant an. — 2) Gefühlsdichtung (lyrische Poesie). 3) Schauspieldichtung. — B: 1) Erzählende Prosa (fängt gleich mit dem 14. Jahrhundert an.) 2) Betrachtende und wissenschaftliche Prosa. 3) Beredsamkeit. Statt der einzelnen Ausgaben waren die deutschen Mystiker von Pfeiffer zu nennen.

Mit §. 423 geht der Verf. über auf die neuhochdeutsche Zeit. Es heißt hier u. a., nachdem von dem Wiederaufblühen der Wissenschaften die Rede gewesen: „die klassische Richtung zeigte sich zunächst in Uebersetzungen aus dem Lateinischen ins Griechische, welche die deutsche Sprache bereicherten und Nachbildungen veranlaßten, und machte die Kirchenverbesserung möglich, durch welche das deutsche Kirchenlied eigentlich erst eingeführt und die neuhochdeutsche Gesammtsprache gebildet wurde.“ Es fällt dem Schüler mindestens schwer, durch diesen Gedankengang sich hindurchzuarbeiten.

Es wird auch hier weiter §. 426 zuerst die erzählende Dichtung betrachtet, und zwar mit den Uebersetzungen begonnen, daher von Bodmer die Rede ist, ehe wir irgend ein Wort von der ganzen schlesischen Poesie gelesen haben. Aehnlich folgt im §. 427, das Spottgedicht behandelnd, unmittelbar auf Hutten Georg Rollenhagen. §. 428, das Lehrgedicht behandelnd, nennt Bartholomaeus, Ringwaldt und Opitz neben einander, d. h. führt dessen beschreibende Gedichte an, ohne daß wir sonst von ihm gehört haben; welche Bedeutung er gehabt habe, das lesen wir erst weiter unter §. 440. Und als Beweis, daß der Verfasser zu speziell oft die Literatur anführe, erwähne ich hier, daß er u. a. die Schrift von Hoffmann über B. Ringwaldt, so wie über Paul Gerhardt zwei Schriften, von Roth und Wildenhahn, nennt.

Die lyrische Poesie (Gefühlsdichtung hier genannt) soll uns endlich mit den Hauptwerken der schlesischen Schule bekannt machen. An dieser Stelle hätte die Bibliothek von Müller und Förster ge-

nannt werden können, die über den ſpeziellen Werken vergeſſen iſt. — §. 442 macht uns mit den Pegnitzſchäfern bekannt; eine Charakteriſtik fehlt hier gänzlich. — Wir wenden uns zu der zweiten ſchleſiſchen Schule, §. 445 zu den niederſächſiſchen Dichtern; hier kommen Poſtel, Hunold, Brockes, Hagedorn und Günther neben einander vor. Und ſo lernen wir denn in dieſem Abſchnitte noch Bodmer und Breitinger kennen. —

Mit §. 450 S. 231 wendet ſich der Verf. zu der Schauſpieldichtung, daß der hier genannte Iryphius den Stoff des Peter Squenz aus Shakespeare entnommen habe, bleibt nicht wahrſcheinlich. Neben ihm zählt der Verf. als Schauſpieldichter Schoch, Lohenſtein, Hallmann auf; was ſollen z. B. dieſe unbedeutenden Perſonen in einem Schulbuche? Wer dieſe unwichtigen Dichter und noch mehr kennen lernen will, findet genug in Kehrein's Geſchichte des Dramas.

Der Vf. betrachtet hierauf die Proſa, zuerſt die Geſchichtſchreibung, dann die Erdbeſchreibung; die Geringſchätzung der Chronologie geht hier ſo weit, daß zuerſt Adam Olearius († 1671), dann Sebaſtian Münſter († 1552) genannt wird. Darauf werden die erdichteten Erzählungen, dann die ſpottenden (Fiſchart, Moſcheroſch, Schappe, Liscon), die Heldenerzählungen des 17. Jahrh. genannt. Die wiſſenſchaftliche Proſa führt zunächſt die Weltweiſen (Paracelſus, Böhme, Leibnitz, Chriſtian Wolff) vor, und jetzt hören wir unter dem Titel „Gottesgelehrtheit" erſt das Hauptſächliche von Luther. Eben ſo iſt es auffallend, daß Albrecht Dürer wegen ſeiner Werke über Malerei und Agricola als Commentator der Sprichwörter zuſammengeſtellt ſind. Der folgende Abſchnitt „Beredſamkeit" wirft ebenſo die ganze Zeit von der Reformation bis zur Mitte des 18. Jahrh. zuſammen und enthält die auffallenden Worte: „Luther ſteht auch an der Spitze der Kanzelredner, — der Hauptredner dieſes Zeitraums aber iſt Mosheim."

Hat der erſte Abſchnitt der neuern Zeit ſchon zu mancherlei Bemerkungen Veranlaſſung gegeben, ſo bietet der zweite, von 1740 bis jetzt, auch mancherlei dar. Es iſt nicht blos angemeſſen, ſondern auch nothwendig, der Literaturgeſchichte die betreffenden Abſchnitte aus der politiſchen Geſchichte vorauszuſchicken. Aber wie ſoll §. 467, der uns den Einfluß der politiſchen Verhältniſſe auf die Literatur deutlich machen ſoll, dieſen Zweck erfüllen, da er alſo lautet: „Friedrich II. weckte zuerſt wieder Heldenmuth und

Selbſtvertrauen der Deutſchen dem Auslande gegenüber; dieſes Selbſtvertrauen führte Viele zu überſpannten Erwartungen von Verbeſſerung des ſtaatlichen Zuſtandes und die franzöſiſche Staatsumwälzung wurde daher von dieſen mit Begeiſterung begrüßt; in ihrem Fortgange ſtürzte ſie das morſch gewordene Gebäude des deutſchen Reiches um; die Herrſchaft der Franzoſen in Deutſchland wurde bald durch die allgemeine heldenmüthige Begeiſterung im Freiheitskampfe gebrochen. Wenn auch an die Stelle dieſer Begeiſterung ſpäter andere, mehr auf das Nützliche gerichtete Beſtrebungen und vielfache Parteiungen traten, wobei auf ſtaatlichem und kirchlichem Gebiete Uebertreibungen auf einer Seite, Uebertreibungen auf der andern hervorriefen und vielfache Spaltungen veranlaßten, ſo iſt doch Deutſchland im Ganzen immer einträchtiger und eben durch dieſe innern Kämpfe lebenskräftiger und friſcher geworden.“ Und wenn nun nach dieſer Ueberſicht, die uns nichts nutzt, wir ſchließlich für die Gegenwart eine friſche Blüthe der Dichtung folgern müſſen, ſo heißt es dagegen §. 468: „Im Ganzen aber iſt eine Abnahme der Dichtung ſichtbar, da dieſe häufig zu Parteizwecken oder zum Broderwerbe benutzt wird.“

Derſelbe Paragraph ſoll die Entwicklung des Schriftenthums erläutern: „Es zeigt ſich, heißt es hier, immer allgemeiner das Streben, an die Stelle des aufgegebenen Ausländiſchen ein volksthümliches Schriftenthum zu ſetzen; daher geht man beſonders auf das deutſche Alterthum zurück und dringt tiefer in den Geiſt der alten griechiſchen und römiſchen Schriftſteller ein.“ Alſo der Anſchluß an die Alten, — wie hat er gerade eine volksthümliche Dichtung befördert? Der höchſte Aufſchwung der Literatur ſoll aber dadurch erreicht ſein, daß man mit Hülfe der Kantiſchen Weltweisheit eine Wiſſenſchaft vom Schönen gewonnen.

Auch in dem zweiten Abſchnitt der neuern Zeit iſt die beliebte Eintheilung beibehalten. Daher denn im volksthümlichen Heldengedicht §. 470 Schönaich, Bodmer, Sonnenberg, Pyrker und Lenau zuſammengeſtellt ſind. Im ritterlichen Heldengedichte ſind wieder die obſcuren Nachahmer Wielands, Alxinger, F. A. Müller, Ludwig Heinrich von Nicolai mit gewohnter Genauigkeit genannt, und Wieland ſo charakteriſirt: „Wie Klopſtock überwiegend innerlich, feierlich-ernſt und dem Ueberſinnlichen zugewandt, ſo iſt Wieland überwiegend äußerlich, ſcherzend, weiſen Lebensgenuß empfehlend, und (doch nicht in ſeinem Leben) leichtfertig, ausgezeichnet durch Sprachgewandtheit, Leichtfertigkeit und Lebendigkeit.“

Nachdem der Leſer in den verſchiedenen Paragraphen nach den verſchiedenen Literaturfächern hin und her in ältere und neueſte Zeit geworfen iſt, werden wir endlich mit Goethe und Schiller bekannt. Wer Schiller nicht kennt, muß ſich ein ganz ſeltſames, kümmerliches Bild von demſelben entwerfen, wenn er von ihm lieſt S. 266: „Schillers Entwicklung iſt der Goethe's in vielen Hinſichten entgegengeſetzt; wie dieſer von äußern Anſchauungen und vom Gegebenen ausging, der Wahrheit und Wirklichkeit lebte und in die Natur ſich vertiefte, ſo lebte Schiller ein innerliches, nachdenkliches und Gemüthsleben, welches durch ſeine gedrückte Jugend genährt wurde, lebte und webte in Gedanken und ſelbſtgeſchaffenen Urbildern und verſenkte ſich in die Kantiſche Weltweisheit; es bedurfte eines raſtloſen und mühevollen Ringens und unabläſſigen Kampfes, ehe er zur Klarheit und Naturwahrheit, zum Einklange mit ſich ſelbſt und zur Verſöhnung zwiſchen Weltweisheit und Dichtung gelangte, wozu ihm beſonders der klare und ruhige Goethe behülflich war.“ An die beiden Heroen ſchließen ſich nun gleich als würdige Nachahmer: Babo, Raupach, Gehe, Döring, Maltitz, Auffenberg, Birchpfeiffer; §. 502 macht uns ſogar mit einer Tyroler Schuhmacherwittwe Anna Pritzinn bekannt, die, wie Lewald in ſeiner Schrift über Tyrol erzählt, Schauſpiele dichtet und aufführt, und §. 504 und 505 mit den Berliner und Wiener Schauſpielern: Ed. Devrient, Louis Angely, Louis Schneider, Roderich Benedix u. ſ. w., nicht zu vergeſſen die §. 507 mit Geburts- und Todesjahr genau aufgezählten Operntextverfaſſer.

Was die Proſa betrifft, ſo iſt unter den Hiſtorikern der vaterländiſchen Geſchichte Pertz §. 517 mit aufgeführt, unter den Schriftſtellern der allgemeinen Literatur-Geſchichte und Alterthumskunde und Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften: von Ammon wegen der „Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion,“ eben hier Spengel, Gmelin, Poppe u. A., von deren Werken ich ſchon oben geſprochen habe.

Von der Geſchichte geht der Verf. auf die Erdkunde und Reiſebeſchreibungen über, von dieſen aber zum Roman (erdichtete Erzählung), nennt zuerſt die Familienerzählungen, die empfindſamen, darauf die düſtern und ſchaurigen Erzählungen nebſt den Ritter- und Räuberromanen, und findet hier Gelegenheit, den Schüler mit dem Leben der großen Autoren Cramer, Spieß, Schlenkert und Volpius bekannt zu machen. — Andere Volksſchriftſteller, wie Beck-

mann als Verfaſſer des Eckenſteher Nante und Brennglas, hat er als zum niederdeutſchen Schriftenthum gehörig §. 567 aufgeführt.

In dem Anhange zu den niederdeutſchen Literaturen S. 408. fgg. §. 782, welcher die germaniſche Sprachforſchung behandelt, wird auch als merkenswerth O. L. B. Wolff, und Wilhelm Wackernagel, Verf. des Buches „das deutſche Kirchenlied" genannt, wogegen S. 221. Anm. 18. zu vergleichen iſt.

Herford.

Hölſcher.

Die deutſche Literatur in Frankreich.

De l'Allemagne moderne, par Emile Frensdorff. Paris, J. Renouard, 18 302 S.

Die belgiſchen Gelehrten hätten eigentlich eine ſchöne, dankenswerthe Miſſion zu erfüllen, wenn ſie gewiſſermaßen das Vermittleramt zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Literatur zu übernehmen bedacht wären. Ihre Stellung und zum Theil ſelbſt ſtammverwandte Intereſſen ſetzen ſie mit Deutſchland in nähere Verbindung, und es könnte ihnen, wenn ſie, ſtatt ſich dem franzöſiſchen Geiſte gänzlich gefangen zu geben, den Erſcheinungen unſerer Literatur mit einiger Aufmerkſamkeit folgten, nicht ſchwer werden, der Ausbreitung deutſcher Studien, namentlich in Frankreich, recht förderlich zu ſein. Bis jetzt ſind ſich nur äußerſt wenige Schriftſteller Belgiens dieſer Aufgabe, dieſem ehrenvollen Ziele bewußt geweſen. Vor allen denjenigen, welche etwa in dieſem Sinne an der Spitze einer deutſchen Propaganda ſtehen, muß der treffliche Ahrens genannt werden, deſſen Name nicht unberührt bleiben ſollte, wenn man von den Fortſchritten redet, welche die deutſche Philoſophie in Frankreich macht. Nicht allein durch gediegene, aus gründlichem Studium hervorgegangene Werke, ſondern auch durch die Macht des lebendigen Wortes hat er ſich um die Verbreitung unſerer Literatur, namentlich der philoſophiſchen Disciplinen derſelben, weſentliche Verdienſte erworben. Ihm hat man es vorzugsweiſe zu verdanken, daß jetzt das Krauſiſche Syſtem, deſſen Anhänger er iſt, nicht allein in Belgien eine nicht unbeträchtliche Zahl fleißiger und einſichtsvoller Schüler zählt, ſondern ſelbſt in Frank-

reich, das erſt in neuerer Zeit angefangen hat, der ſtrengern Gliederung unſerer Philoſophie einigen Geſchmack abzugewinnen, ſehr in Aufnahme gekommen iſt.

Der Verfaſſer der oben bezeichneten Schrift reiht ſich auf eine würdige Weiſe an Ahrens an, nur daß er, während dieſer ſich mehr der ſtrengen wiſſenſchaftlichen Behandlung gewidmet hat, vorzugsweiſe die rein literariſche und publiciſtiſche Seite Deutſchland's in's Auge faßt. Auch Frensdorff iſt, wie Ahrens, Lehrer an der Brüſſeler Univerſität, ſo wie auch Beide aus Deutſchland gebürtig ſind.

Das vorliegende Werk: „De l'Allemagne moderne," welches aus einzelnen, zum Theil bereits in der „Revue nationale de Belgique" erſchienenen Aufſätzen beſteht, wird uns, wie es in den einleitenden Vorbemerkungen heißt, nur als Vorläufer einer größern, einheitlichern Arbeit (qui présenterait une autre unité encore que celle des principes) geboten, welche der Verfaſſer zu veröffentlichen gedenkt, wenn dieſe erſte Gabe eine ermunternde Aufnahme findet. Wir unſererſeits können ihn nur auffordern, dieſes umfaſſende Werk erſcheinen zu laſſen, indem ſchon dieſe erſten Proben zu nicht geringen Erwartungen berechtigen. Er verbindet — man muß es ihm nachrühmen — mit einer genauen Kenntniß des literariſchen Details einen umfaſſenden, feſten und unparteiiſchen Blick über den ganzen Gang unſerer literariſchen Entwickelung, und dabei hat er ſich die franzöſiſche Leichtigkeit in der Behandlung ſelbſt ſchwieriger Partien in einem ſeltenen Grade angeeignet. Vielleicht würde mancher deutſche Leſer leicht verſucht werden, zu glauben, die hier und da etwas ſkizzenhafte Darſtellung, die ſprunghafte Lebendigkeit der Erzählung, die zum Theil etwas ſchillernden Phraſen könnten die ernſtere Haltung der Schrift beeinträchtigen; aber wer nur irgend in die Compoſition franzöſiſcher Werke von dieſem Gepräge etwas tiefer eingedrungen iſt, und wer den Geſchmack des franzöſiſchen Publikums zu würdigen verſteht, wird es uns einräumen, daß Frensdorff mit großer Geſchicklichkeit den Ton getroffen hat, der — wenn das Werk ſeinen Zweck nicht verfehlen ſollte — angeſchlagen werden mußte.

Nach dieſen mehr den Geſammteindruck des Werkes bezeichnenden Andeutungen wenden wir uns zu einer kurzen Aufzählung der beſonderen Aufſätze, welche es enthält, indem ein näheres Eingehen auf die Einzelheiten hier unſtatthaft erſcheint. Die erſte

Nummer ist dem Jugendleben Göthe's gewidmet (la jeunesse de Goethe). Der Verfasser hat bei diesem Artikel die besten deutschen Quellen mit sicherm Takte benutzt und die einzelnen Andeutungen, welche er hier fand, mit Gewandtheit verarbeitet. Die Wahl des Stoffes ist um so mehr zu billigen, als eine dokumentirte Darstellung vom Jugendleben unsers großen Meisters dazu dienen kann, die phantastischen Vorstellungen, welche man in Frankreich namentlich von der Bühne herab über einige Begebenheiten dieses reichen Lebens verbreitet hat, auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. In dem zweiten Aufsatze erhalten wir eine kurze Geschichte von der Entstehung und Ausbreitung des Deutschkatholicismus (le nouveau catholicisme allemand), welche von einem ruhigen und gewiegten Urtheile über diese vielbesprochenen Bewegungen getragen werden. Die Charakteristik des beliebten Schriftstellers Heinrich Zschokke erscheint zwar im Verhältniß zu den übrigen Aufsätzen etwas umfangsreich; aber sie ist so lebendig geschrieben, daß der Leser ihr die größere Ausdehnung nicht zum Vorwurfe anrechnen wird. In der folgenden Skizze über die politische Poesie der Deutschen (les poétes politiques) fehlt es nicht an einschneidenden Bemerkungen und einer lebhaften Polemik, obgleich man im Ganzen dem Urtheile, welches der Verfasser über die betreffenden Autoren und über die ganze Bedeutung der politischen Poesie fällt, beipflichten kann. Der Aufsatz über H. Heine wird uns nur als Fragment geboten, da in der That zur abgerundetern Charakteristik Heine's, der sich, ungeachtet man ihn schon so oft begraben hat, doch immer noch regt, die Zeit wohl noch nicht gekommen ist. Recht anziehend haben wir die mit Uebersetzungsproben gezierte Analyse der lieblichen Hebel'schen Volkslieder (les poésies populaires de Hebel) gefunden, um so mehr, als darin einige andere Schriftsteller, welche entweder unmittelbar für das Volk schrieben oder doch, wie Auerbach, Rank und andere ihre Stoffe der volksthümlichen Sphäre entnahmen, auf eine angemessene Weise gewürdigt werden. Am beziehungsreichsten für uns dürfte der letzte Artikel sein. Derselbe bespricht die Art und Weise, wie Deutschland von den Franzosen beurtheilt wird (l'Allemagne jugée par la France). Der Verfasser hat, wie aus manchen Andeutungen hervorgeht, bei der Abfassung dieses Aufsatzes wohl nicht allein französische Leser im Auge gehabt. Er nimmt in dieser Darstellung besondern Bezug auf die Urtheile von Quinet, St. René Taillandier, Ph. Chasles und Michiels, berichtigt besonders die vielfach verbreitete irrthümliche

Anſicht, als ſtehe die Staël in ihrem „De l'Allemagne“ nicht auf eigenen Füßen, würdigt die Beſtrebungen eines Ampère und Martin, zeigt auch, was Heine und Börne für Deutſchland bei der franzöſiſchen Leſewelt gethan haben und nimmt beſonders Blaze, bei dem deutſche Kritiker gewöhnlich mehr guten Willen als Einſicht und Urtheilskraft anerkannt haben, wegen der Angriffe, welche dieſer um unſere Literatur vielfach verdiente Schriftſteller erlitten hat, recht energiſch in Schutz. Indem wir auch hier dem geſunden Urtheile des geehrten Verfaſſers volle Anerkennung zu Theil werden laſſen, ſprechen wir ſchließlich noch einmal den Wunſch aus, daß es ihm gefallen möge, mit ſeinem in der Einleitung verheißenen Werke bald hervorzutreten und überhaupt das Ziel, welches er ſich bei ſeinen literariſchen Arbeiten geſteckt hat, mit der Ausdauer eines ſeiner redlichen Abſichten bewußten Strebens muthig zu verfolgen.

Bernburg.

G. J. Günther.

Die Märchen des Clemens Brentano. Zum Beſten der Armen, nach dem letzten Willen des Verfaſſers, herausgegeben von Guido Görres. 2 Bände. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'ſcher Verlag. 1846.

Mit dieſem Buche hat die Verlagshandlung dem deutſchen Publikum zum letzten Chriſtfeſt einen gar fröhlichen, lieben Weihnachtsgaſt zugeſendet. Auch bei dem Schreiber dieſes hat er angeklopft, und freundlichſt von ihm willkommen geheißen, hat er durch ſeinen unſchuldigen, frommen Kinderſinn, durch ſein freundliches Geplauder, durch ſeine unverwüſtliche Heiterkeit und unermüdliche Beweglichkeit viel dazu beigetragen, daß mitten aus der Laſt ernſter Arbeiten heraus doch die rechte Feier- und Chriſttagsſtimmung gefunden wurde, und daß nun mitten in dem düſtern kalten Winter die Tage dieſes Feſtes ein ſonniger, warmer, grünender und blühender Platz freundlich glänzend vor der Erinnerung daſtehen. Es iſt eine Pflicht der Dankbarkeit, deren ich mich entledige, gegen Vater und Pfleger des lieblichen Kindes, wenn ich erzähle, wie viel Freuden es zu bringen vermag, und ich hoffe durch dieſe Erzählung wiederum den Dank der Leſer mir zu verdienen.

Sehr wahr hat ein Mann, der den Geiſt und das Herz unſeres Volkes kennt und liebt, wie kein anderer, vom Märchen

geſagt, daß es „der Jugend und dem Volk bis auf heut geſunde Nahrung gibt, von welcher es nicht ablaſſen wird, wie viel andere Speiſe man ihm vorſchiebe.“ Und wie könnte es auch anders? Es müßte ja ſein eigenſtes Weſen aufgeben! Was im innerſten Heiligthum ſeiner Seele ein Volk ſinnt und denkt und ahnt und wünſcht, das eben ſpricht es in lebendigen, bunten Bildern in ſeinen Märchen aus, über den Schmutz und die Verwirrung und die Leiden des alltäglichen Lebens mit friſchem, heiteren Aufſchwung in die reinen und klaren Räume der Dichtung ſich erhebend — warum ſollte es nicht gern in ſeine Märchen hineinſehen, die ihm rein von den Flecken und Gebrechen, die es in der Wirklichkeit an ſich trägt, ſein Urbild darſtellen zur Freude und zur Erbauung? Warum ſollte es nicht jeden erquicken, wie hier das unſchuldige, geſunde Gemüth des Volkes in unbewußter Tiefſinnigkeit Größtes und Kleinſtes, Schmerz und Luſt, Ernſt und Scherz, Himmel und Erde verwebt hat?

Darum wollen aber auch nur ſolche Märchen recht gewinnen, die wirklich im Herzen des Volkes erwachſen ſind. Wie haben nicht die Grimm'ſchen Kinder- und Hausmärchen überall im Vaterlande wiedergeklungen, und — wunderbar! — gerade dieſe ächt deutſchen Gewächſe haben nicht blos Engländer, Holländer, Dänen, ſondern ſelbſt Franzoſen wetteifernd ſich bemüht, in ihre Heimath zu verpflanzen, zum deutlichſten Beweiſe, wie nur das Volk von andern geliebt und geachtet wird, das ſeine Volksthümlichkeit kräftig und unverkümmert bewahrt, wie es aber, ſobald es ſich ſelbſt aufgebend an Fremde ſich anſchmiegt, verdiente Verachtung der Fremden trifft. Auch der Hauptreiz der köſtlichen, jedoch ſchon freier behandelten Arndt'ſchen Märchen liegt darin, daß ſie in volksthümlicher Ueberlieferung wurzeln, unter Anderſen's Märchen zeichnen ſich die nacherzählten von den frei gedichteten ſehr vortheilhaft aus, die von Tieck konnten nie recht populär werden, weil ſie vom Boden des Volksbewußtſeins ſchon zu weit ſich entfernten, und wenn Novalis und Göthe in ihren Märchen, was der Geiſt des Volkes bieten und fordern kann, vollſtändig vernachläſſigten, ſo hat er ſich dadurch gerochen, daß dieſe Märchen ſo gut wie ganz vergeſſen ſind, abgeſehen davon, daß ſie die Wirkung der Volksmärchen ſchon um deßwillen nicht hervorbringen können, weil ihre Verfaſſer in Folge der Anſicht, es beruhe das Weſen des Märchens in einem vom Boden der Wirklichkeit völlig losgeriſſenen durchaus willkührlichen Spiele der Phantaſie, für ſie neben dem wirklichen Leben oder jenſeits

deſſelben ein feſt begrenztes Land der Phantaſie ſchufen, während der Reiz des wahren Mährchens eben darin beruht, daß es in die friſche Wirklichkeit die Geſtalten und Kräfte einer geheimnißvollen Wunderwelt einführt.

Anders daher Clemens Brentano. Ueberall ziehen durch ſeine Märchen die Fäden hindurch, wodurch ſie an das gebunden ſind, was im Herzen unſeres Volkes lebet und webt. Wo nicht ein Volksmärchen ſelbſt die Grundlage bildet, da ſind in ſeine Erzählung doch allwärts Sagen, Sprüchwörter, Lieder auf's ſinnigſte verwoben, oder die Wirklichkeit ſelbſt wird höchſt ergötzlich mit kecken, glücklichen Griffen zu der Wunderwelt der Märchen in Beziehung geſetzt, ſo daß dieſe nicht als ein unerreichbares Jenſeits zu einem nackten, düſteren Leben in Gegenſatz tritt, ſondern das Leben ſelbſt mit all ihrem Blüthenſchmuck und ſonnigen Glanze freundlich umſtrahlt und verklärt. Hanau und Gelnhauſen, Trier, Mainz und Biberich, Bingen mit dem Bachusberg und Rüdesheim, das Binger Loch und der Mäuſethurm, die Burgen Katz und Maus die wunderſchöne Frau Lureley — alle treten in dieſen Märchen bedeutend hervor, und vor allen ſteht der liebe Vater Rhein in ſeiner Schönheit und Kraft, in ſeiner Freundlichkeit und in ſeinem Ernſte ſo herrlich vor uns da, mit ſeinen ſonnenbeglänzten grünen Wellen, mit ſeinen Städten und Burgen und Felſen und Rebenhügeln, daß dem, der einmal dieſe Freuden geſchmeckt, die erblaßten Farben der Erinnerung wieder aufleuchten im heiterſten Glanze und ſchon verklingende Töne ſich ſammeln zu lautem Freudengeſang, daß mitten im Winter das Herz ihm ſo ſehnſuchtsvoll wächſt, als ob die laue Welle den nackten Fuß ſchon netze, und daß er ſich hineinſtürzen möchte in die Tiefe, wo der alte, ehrwürdige Vater mit den Vaſallen ſeines Gebietes umgeben von lieblich ſchlummernden Kindergeſichtern, Hof hält im kryſtallenen Palaſte. Unvergleichlich ſchön und herrlich iſt in dieſer Beziehung eine Schilderung im erſten Märchen „von dem Rhein und dem Müller Radlauf:" durch die verführeriſche Pfeife des Prinzen Mauſeohr von Trier ſind alle Kinder von Mainz in die Fluten des Rheins gelockt, auch die ſchöne Prinzeſſin Ameley und ihr Pathchen, das blonde Ameleychen der armen Fiſcherin Marzibille. Das Goldfiſchchen, welches das fromme Kind beſeſſen, trauert nun, da es ſeiner Pflegerin entbehren muß, und die Fiſcherin ſchickt es dem Töchterchen nach in den Rhein. Bald kommt es wieder und erzählt, was es da unten erlebt, unter andern folgendes:

„Als ich kaum einige Minuten nachgedacht hatte, was ich anfangen ſollte, ſiehe! da ging der Mond auf und ergoß ſein erquickendes Licht von den Rebenhügeln hinab bis auf den Grund des Rheines, und die Fluth ſchimmerte unter mir und ober mir wie ein fließender Smaragd, meine goldenen Floßfedern ſchimmerten, und die rothen Schuhe, in denen ich ſteckte, glänzten, wie eine Koralle; es war mir durch und durch wohl und ſelig; da rauſchte etwas mit den gelben Wellen des Mainſtroms an mich heran und bald erkannte ich eine heitere Schaar von Nymphen. Es zogen voraus zwei ſchöne, muthige Jünglinge, der weiße Main und der rothe Main, die kräftigen Söhne des Fichtelberges; ſie ſchwammen mit verſchlungenen Armen und ſangen ein Doppellied, um ſie her gaukelten viele ſchöne Nymphen, ihre Geſpielinnen, Geliebten und Bräute; die freudige Urdach, die freundliche Itſch, die luſtige Baunach, Lautenbach und Ellern, dann die edle Nordgauerin, die Reding, mit ihren Geſpielen, die kunſtreiche Regnitz, der Wieſent und Aiſch, weiter die kluge Saale, und die ſinnreiche Sinna, dann die ſpielende Lohr, und die berauſchte Tauber, und zuletzt die liebliche Ridda; alle dieſe rauſchten mit Weinlaub, Früchten, bunten Wimpeln, Harfen und Hörnern geſchmückt, und die beiden Jünglinge ſingend und klingend, mit lautem Jubel in den mondglänzenden Rhein.

Als ſie über mir waren, ſangen ſie alle miteinander:

Himmel oben, Himmel unten,
Steen und Mond in Wellen lacht,
Und in Traum und Luſt gewunden
Spiegelt ſich die fromme Nacht.

Welch entzückend laues Wehen!
Blumenathem! Traubenduft!
Wie die Felſen ernſthaft ſehen
In des Wiederhalles Kluft!

Rhein, du breites Hochzeitbette!
Himmelhohes Luſtgerüſt!
Wo ſich ſpielend um die Wette
Stern und Mond und Welle küßt.

Und nun ſangen die Brüder, der weiße und rothe Main:

Aus dem alten Fichtelberge
Rauſcht zu die das Brüderpaar,
Im Geſtein die klugen Zwerge
Machten uns manch Märlein klar.

Rhein, du haſt uns eingeladen
In dein grünes Waſſerſchloß
Zwiſchen jauchzenden Geſtaden,
In dem kühlen Felſenſchooß.

Mit uns ziehen zu dir nieder
Viele Nymphen ſchön und klug
Und wir bringen alte Lieder,
Alte Märchen dir genug.

Und wir wollen jenen Kindern,
Die du drin gefangen haſt,
Märchen ſingend bald vermindern
Ihres Heimwehs bittre Laſt.

Und nun ſangen die Nymphen, eine nach der andern:

Freundlich bin ich, Urdach heiß ich,
Rothen Röslein manchen Strauß
Von gebückten Büſchen reiß' ich,
Theil ſie frommen Kindern aus.

Ich bin heimlich, heiße Itſche,
Wenn, wo Dorn und Schlehe blüht,
Still ich durch die Felſen witſche,
Lauſche ich der Hirtin Lied.

Baunach, Laulenbach und Ellern
Sind wir, bringen Kieſel rund,
Die wir in den Felſenkellern
Ausgeſucht, hübſch glatt und bunt.

Ich bin edel, heiße Regnitz,
Stamme aus dem Nordgau' her,
Aiſch und Wieſent und die Pegnitz,
Tragen meine Gaben ſchwer.

Aiſch bringt rothe Pfaffenhütlein,
Wieſenblümlein Wieſent bringt,
Und manch Märlein und manch Liedlein
Wiſſen wir, das lieblich klingt.

Ich, die Pegnitz, ſinnreich, heiter
Bring den Kindern Spielerei:
Trommeln, Pfeifen, Puppen, Reiter
Such' aus Nürnberg ich herbei.

Arche Noah, Gänſeſpiele,
Pfefferkuchen, buntes Wachs,
Bilderbücher, ei wie viele!
Und manch Liedlein von Hans Sachs.

Ei! die Kindlein werden lachen
Ueber all den lieben Tand,
Breit' ich erſt die ſchönen Sachen
Ihnen aus im klaren Sand.

Heiſa! luſtig! Rockenſtube,
Jahrmarkt, Niklas, heil'ger Chriſt,
Freu dich Mägdlein, freu dich Bube!
Alles hier beiſammen iſt.

Ich die kluge Saale heiße,
Bin ein Nixchen wunderbar,
Stell verwandelt mancherweiſe
Bald als Kind, als Greis mich dar.

Sinnreich bin ich, Sinna heiß ich,
Wandle durch den Erlenwald,
Und vom Erlenkönig weiß ich
Auch manch Lied, das rührend ſchallt.

Rauſchend durch die Mühlen ſpring' ich,
Spiele gern und heiße Lohr,
Von dem Müllerburſchen ſing' ich,
Der ſein treues Lieb verlor.

Tauber heiß ich, Reben ſchwing' ich
Trunken in den Taubergrund,
Und den Kindern Tauben bring' ich,
Um die Hälſe golden bunt.

Und ich heiße Nidda, Nidda,
Im Gebüſch verſteck' ich mich,
Rufe immer: Nit da, nit da,
Mit den Kindern neck' ich mich.

Und nun ſangen ſie wieder alle zuſammen:

Seid gegrüßt ihr Rebenhügel!
Seid gegrüßt ihr Felſenſtein'!
Die ihr unter Gottes Flügel
Alſo ſüß geſchlummert ein.

Felder, Korn und Blumen tragend,
Hirtenflöten, einſam klagend,
Hohe Thürme Glocken ſchlagend,
Kirchlein, Schloß am Felſen ragend.

All ihr hochgeherzten Helden,
Die zu Bachus Hochaltar
Sich zum blauen Spiegel ſtellten,
Seid gegrüßt von unſerer Schaar!"

Ich glaube feſt, man wird nicht leicht eine Dichterſtellen finden, in welcher ein ſo verſchwenderiſcher Reichthum poetiſcher Fülle und

poetiſchen Glanzes zuſammengedrängt wäre, wie über dieſe Schilderung und die weitere Erzählung des Goldfiſchchens ausgegoſſen iſt. Zugleich zeigt dieſe Stelle, wie Brentano die Stoffe ſeiner Märchen mit dichteriſcher Freiheit geſtaltet, und dazu hat die Poeſie das Recht. Schon das Volksmärchen bewegt ſich freier, als Mythos und Sage. Jener ſtellt zu einer Zeit, welche für den Gedanken die abſtrakte Sprache des Begriffes noch nicht kennt, unbewußt in der Form beſtimmter Geſtalten und Thatſachen die religiöſen Grundanſchauungen eines Volkes dar und wird wirklich geglaubt; dieſe ſchließt ſich an die wirkliche Geſchichte an und gibt ihr, indem ſie dieſelbe zu allgemeinen Gedanken, die im Geiſte des Volkes leben, in Beziehung ſetzt, eine höhere Weihe. Die Sage hat daher, wie J. Grimm ſagt, „eine halb hiſtoriſche Beglaubigung," einen örtlichen Halt, der ſie begrenzt, und deshalb muß ſie, nach dem Ausdrucke deſſelben Meiſters, gehen, während das Märchen fliegen darf. Denn dieſes wird weder geglaubt, noch iſt ihm die geſchichtliche Grundlage weſentlich, ſondern es ſchließt ſich an diejenigen Beſtandtheile des Mythus und der Sage an, welche um ihrer eigenen Schönheit willen, den dichteriſchen Sinn und das Gemüth des Volkes beſonders anſprechen, und darum mit Freiheit weiter ausgebildet und bereichert werden, beſonders von der Zeit an, wo ein neuer Glaube die alte Mythe und Sage zurückdrängt, und nun das Schönſte von ihnen, was das Herz des Volkes nicht laſſen kann, ins neutrale Gebiet der Poeſie zum harmloſen Märchen ſich flüchtet. So ſind auch bei unſerm Volke, ſobald durch das Chriſtenthum der Glaube an die Mythen ſchwand, doch die mythiſchen Geſtalten und Geſchichten hauptſächlich die Grundlage ſeiner Märchen geworden, in deſſen Bereiche denn freilich die alten, ernſten Götter- und Heldengeſtalten viel menſchlicher, friedlicher und freundlicher auftreten: die erdumſpannende, Schneeflocken ſchüttelnde, Ackerbau und Hausweſen, beſonders die Spinnerei beaufſichtigende Göttin Hulda treibt als Frau Holle ihr Weſen, die von Wurtens Schlafdorn geſtochene, vom Feuerwall eingeſchloſſene und von Sigfrid, dem heitern, ſtarken Gotte der Sonne und des Frühlings, erlöſte Walküre iſt zum Dornröschen geworden, und die Schwanjungfrauen haben ſich in Schneewitchen verwandelt. So finden wir denn dieſelben Grundzüge eines Märchens, wie getreu man auch an den einzelnen Orten an der Geſtalt der Ueberlieferung feſthält, an verſchiedenen Orten verſchieden geſtaltet, und ſo hat auch das hochverdiente Brüderpaar, dem wir die Sammlung

unſerer Volksmärchen in ihrer urſprünglichſten Geſtalt verdanken, ſich nicht erklären wollen „gegen ein freies Auffaſſen derſelben zu eigenen, ganz der Zeit angehörenden Dichtungen; denn wer hätte Luſt, der Poeſie Gränzen abzuſtecken?“ Dieſer Freiheit nun hat ſich Clemens Brentano bedient, und zwar nicht, um, wie Muſäus u. A., das Märchen mit einem für es nicht paſſenden modernen Gewande zu umhüllen und es zur Folie moderner Sentiments und Reflexionen zu machen, ſondern um mit ſchöpferiſchem Dichtergeiſt durch neues Geſtalten, Verknüpfen und Erfinden das Gebiet des Märchens ſelbſt zu bereichern und zu erweitern.

Die Hand des mit ſeinem Stoffe frei ſchaltenden Dichters offenbart ſich ſchon in der Anordnung des Buches, inſofern ihr das Beſtreben zu Grunde liegt, zwiſchen den einzelnen Märchen auch einen äußern Zuſammenhang herzuſtellen, während die Volksmärchen ſelbſt nur durch den gemeinſamen Geiſt verbunden ſind, dem ſie alle entſproſſen, und der in allen waltet. Der Verf. ſelbſt ſpricht ſich in einer dem Herausgeber mitgetheilten Stelle eines Briefes an den Maler Runge in Hamburg darüber alſo aus: „Der Plan des Buches iſt folgender: Durch ein märchenhaftes Geſchick gerathen alle Kinder der Stadt Mainz und auch die Kronprinzeſſin Ameleya in die Gewalt und Gewahrſam des alten Flußgottes Rhein und wohnen bei ihm in einem gläſernen Haus. Ein Müller von feenhafter Abkunft wird der Bräutigam der Prinzeſſin und König von Mainz; nun ſitzt er auf ſeinem Thron, von den Bürgern umgeben, immer Morgens am Fluß, und da werden Märchen erzählt, denn der alte Flußgott hat ſich erboten, jedes einzelne Kind gegen ein an ſeinem Ufer erzähltes Märchen herauszugeben; dieſes iſt der Eingang, eine romantiſche Fabel von etwa acht Druckbogen. Die erſte Erzählung, womit der König ſeine Braut ſelbſt von dem Rheine auslöſt, eröffnet die Märchenreihe und enthält ſeinen Zug nach der Gegend ſeines Urſprungs und die Geſchichte ſeines Namens, die er dort entdeckt, etwa zwölf Bogen; nun erzählt ein armer Fiſcher ein Märchen, Murmelthierchen, um ſein geliebtes Kind Ameleychen, der Prinzeſſin kleine Pathe, auszulöſen, etwa vier Bogen; dann erzählt ein Schneider ein Märchen, der Schneider Siebentodt, um ſeinen Sohn auszulöſen, etwa zwei Bogen. So weit iſt das Manuſcript fertig, welches ich immer, ſo lange es das Intereſſe des Verlegers erlaubt, fortſetzen kann und will; es folgen dann abwechſelnd chriſtliche, jüdiſche und aller Stände Mährchen, kürzer und größer, wie es

die Muſe gibt. Viele Kinder können durch Lieder und Sprüche oder auch kleine rührende hiſtoriſche Ereigniſſe ausgelöſt werden; kurz, der Plan bietet einen Faden für alle Gattung kindlicher Dichtungen, und kann eine ganze poetiſche Kinderwelt umfaſſen.“ Ein derartiges Aufreihen der Märchen an einen gemeinſchaftlichen Faden gewährt allerdings den Vortheil, daß es für die Perſon der Erzähler, die auch zugleich die Helden der Märchen ſind, ein gewiſſes Intereſſe erregt, in ihrem Kreiſe gleichſam heimiſch macht, und, wenn man ein Märchen geleſen, die Begierde, das folgende kennen zu lernen, ſteigert; auf der andern Seite aber wird dadurch doch der freien Beweglichkeit der einzelnen Dichtungen ein unnöthiger Zwang angethan, und es droht die Gefahr, daß die Vereinigung ſo verſchiedenartiger Stoffe um einen Mittelpunkt gewaltſam wird, oder nur durch Anhäufung künſtlich herbeigeſchafften Beiwerkes gelingt, wodurch der wahre Sinn und Gehalt der Märchen verhüllt wird. In der That hat auch der Dichter jenen Verknüpfungsplan nur in Bezug auf die in obiger Stelle von ihm ſelbſt erwähnten Märchen durchgeführt. Die übrigen, obgleich einige von ihnen eine größere oder geringere Beziehung zu jenem Kreiſe der Rheinmärchen noch deutlich verrathen, hat er in ihrer Vereinzelung ſtehen laſſen *). Im erſten Mährchen nun, „von dem Rhein und dem Müller Radlauf“ (I, S. 1—159) ſchürzt er den Knoten, mit welchem er nachher ſämmtliche Märchen zu verknüpfen denkt. Hier treten die Hemmniſſe, welche dieſer Verknüpfungsplan nothwendig mit ſich führen muß, noch nicht hervor, vielmehr hat hier der Dichter noch vollkommen freie Hand, und um ſinnreich benutzte Stoffe, welche Volksſage und Wirklichkeit darbot, hat gerade hier, was Witz, Phantaſie und Gemüth des Dichters vermag und wagt, vereint und im größten Reichthum ſich ergoſſen. Wie wunderſchön iſt in der Erzählung des Goldfiſchchens, der wir ſchon oben eine Stelle entnahmen, die Schilderung des gläſernen

*) Auch das den zweiten Theil (S. 1—36) eröffnende Märchen von den Märchen oder Liebſeelchen arbeitet zuletzt nur darauf hin, eine Stube voll alter Spinnerinnen zuſammenzubringen, von den jede ein Märchen erzählen muß, und auf dieſe Weiſe einen neuen Faden zu ſpinnen, an welchen dann unzählige Märchen angereiht werden könnten. Wir haben keinen Grund, zu bedauern, daß der Dichter von dieſer neuen Einkleidungsform keinen Gebrauch gemacht, wohl aber, daß um ihretwillen das einleitende Märchen ſelbſt, trotz vieler ſchönen Motive, keinen rechten Eindruck machen und kein ſelbſtſtändiges Intereſſe darbieten kann.

Palaſtes, des alten Vater Rhein: „Wir waren unter einem gläſernen Gewölbe, und über uns ſahen wir das Gewäſſer mit Millionen bunten Fiſchen, die ſich mit ihren glänzenden Schuppen an das Glas anlegten und mit ihren Goldaugen hereinſahen, ſo daß die ganze Decke wie tauſend Regenbogen durch einander ſchimmerte; wo ſich die Fiſche wegbewegten, ſah man wieder zwiſchen wunderbaren Felſen die Sterne und den Mond durch die dunkle Fluth leuchten, es war nicht zu beſchreiben, wie ſchön. Ja, wenn aller blauer Himmel eine Wieſe wäre, und alle Sterne bunte Blumen, und alle Wölkchen Lämmer, und der Mond ein Schäfer, und die Sonne ein goldner Brunnen, und die Morgenröthe eine erwachende Hirtin, und die Abendröthe ein ermüdeter Jäger, und die Liebe zöge wie ein Lüftchen durch die Blumen und bewegte ſie, und die bunten Bänder der Hirtin ſpielten in ihr, und die Locken des Jägers wehten in ihr, und der goldene Brunnen ſpränge und und ergöſſe ſich durch die Wieſen, und die Lämmer tränken aus ihm, und der Schäfer ſtellte einen bunten Stab in den Brunnen vor die Augen der Lämmer und Alles wäre ſelig, und ihr läget unſchuldig wie euer Ameleychen in der Wiege, ſo wär' es doch noch nicht halb ſo ſchön, als was ich da ſah." Und wie ſinnig und innig heißt es dann weiter: „So ſah es aus, wenn man über ſich ſah" — fuhr Goldfiſchchen fort — „ein ſolcher Himmel lag über Ameleychen und den übrigen Kindern. Aber als ich hinabſah, da ging mir das Herz erſt auf — —! Rund herum ging eine breite Stufe nach der andern hinab, und auf allen ſtanden im Kreis herum eine Wiege, ein Bettchen am andern, und wir ſahen in einen Himmel von tauſend ſchlummernden Kindergeſichtern; auf der einen Seite ſchlummerten alle Mägdlein, auf der andern alle Knaben. Tief unten aber ſtand auf der einen Seite ein ſchönes Bett von lauter Korallen, darauf ſchlummerte die Prinzeſſin Amelei; auf der andern Seite ſtand ein Bett von Felſenſtein mit Goldſand gefüllt, darauf ſchlief der alte Vater Rhein, ein gar ehrwürdiger, großer und ſtarker Greis, ein langer grüner Schilfbart hing von ſeinem Lager herab über eine artige gläſerne Wiege, und, ach, Frau Marzibille! wer ſchlummerte in dieſer Wiege?" „Ach, mein blondes Ameleychen," ſchrie die Fiſcherin und weinte vor Freude. „Ja, Ameleychen ſchlummerte da," — ſagte Goldfiſchchen, — „und lächelte im Traume, und hatte rothe Bäckchen, wie hier, und hatte ſeine Händchen gefaltet, wie hier, und ſeine Kleiderchen lagen ordentlich und reinlich zuſammengelegt auf dem kleinen Schemel,

der bei ſeinem Bette ſtand, wie hier.“ „Ja, es war immer ein gutes und frommes Kind,“ ſagte jetzt der Fiſcher und weinte auch.“ In dieſe Zauberwelt, die der Dichter ſich ſelbſt geſchaffen, zieht er nun wieder hinein, was die Volksſage ihm bot: Der wunderbare Glanz im Goldpalaſte des Rheins geht aus von dem Nibelungenhort, der da unten liegt in einem mit goldenem Gitter verſchloſſenen weiten Gewölbe aufbewahrt, ja neben den Nibelungen beſchwört Clemens Brentano ſogar Hagen, Docen und die beiden Grimm aus ihren Studirzimmern herbei, und wenn er neben dem freundlichen Kindergewimmel ſeines zaubervollen Waſſerreichs die ernſten Gelehrten eine etwas ſonderbare Figur machen läßt, ſo hätte man ihm das freilich gern erlaſſen. Die Romantiker, und vor Allem unſer Clemens und Arnim mit ihrem Wunderhorn, haben viel dazu beigetragen, die erſtorbene Volksthümlichkeit wieder zu erwecken, aber dieſer für die erſte Anregung ſo wirkſame enthuſiaſtiſche Dilettantismus konnte für die Dauer nicht vorhalten; „als ich ein Mann ward, legte ich ab, was kindiſch war,“ hat der Apoſtel Paulus geſagt, zu ihrem Heile kann es das Studium unſerer alten Sprache und Kunſt ihm nachſprechen und beſonders durch das Verdienſt der beiden Brüder, die damals an der Fuld ſo voll Geduld ſtudirten dort an einem Pult, und die doch auch den Kindern die alte Pracht der wundervollen Märchenwelt ſo freundlich wieder aufſchloſſen. Ergötzlicher dagegen lieſ't ſich die Entſtehungsgeſchichte der Wappen, die ſtrategiſchen Maßregeln, deren Prinz Mauſeohr von Trier bei Führung ſeiner muthigen Linientruppen ſich bedient, und anderes auf Zeitverhältniſſe Bezügliche.

Das zweite Märchen „von dem Hauſe Staarenberg und den Ahnen des Müllers Radlauf“, der nichts Geringeres iſt, als der Sohn der Frau Lureley, iſt, neben dem von „Fanferlieschen“, das längſte von allen (S. 161—355); aber es fehlt ihm an einem rechten Kern und Mittelpunkt: man ſieht ihm zu deutlich an, daß es eigentlich in Folge des oben berührten Verknüpfungsplans der Märchen ſeine jetzige Geſtalt gewonnen hat, damit es den Hauptfaden fortſpinne und die einzelnen Fäden, welche die anderen durchziehen, daran feſtknüpfe. Und doch iſt es nur poetiſcher Reichthum, den der Dichter hier nicht gehörig „zu Rathe gehalten,“ für ein halbes Dutzend trefflicher Märchen hätte der Stoff ausgereicht, für eins iſt er zu reich.

Einzelnes Koſtbare glänzt uns auch hier überall aus dem wild und üppig verwachſenen Waldesdunkel und Blumengarten ent-

gegen; wir wollen nur, zur Charakteriſtik des zarten, innigfrommen Kinderſinnes des Verfaſſers, die ſchönen Worte der „Jungfrau Mildigkeit“ hervorheben:

„Wer nie der Vöglein Brut zerſtört,
Wer auf der Schwalbe frühen Morgenſegen
Mit ſüß erquickter Seele hört,
Der geht der Armuth mildreich auch entgegen.

Wer die zerknickte Aehr' gerne hebt,
Und gern die Mücke aus dem Netz befreit,
Der Spinne ſchonend, die es ſinnreich webt,
Deß Herz iſt voll von göttlichem Mitleid.“

Und wenn uns der Dichter wieder in die Region des Rheins führt, da geht uns das Herz wieder auf, wie ihm ſelbſt und ſeinem Müller Radlauf, der, von langer Wanderſchaft heimkehrend, den heiligen Strom alſo begrüßt:

Weiß ich gleich nicht mehr zu hauſen,
Find ich gleich die Mühle nicht,
Seh ich dich doch wieder brauſen,
Heil'ger Strom im Mondenlicht.

O willkomm! willkomm! willkommen!
Wer einmal in dir geſchwommen,
Wer einmal aus dir getrunken,
Der iſt Vaterlandes trunken.

Wo ich Sonnen niederſenken
Sich zum Erdenſpiegel ſah,
Oder Sterne ruhig denken
Ueber'm See, warſt du mir nah.

O willkomm! willkomm! willkommen!
Wen du einmal aufgenommen,
Wen du gaſtfrei angeſchaut
Keiner Freude mehr vertraut.

Ström' und Flüſſ' hab' ich geſehen,
Reißend, ſchleichend durch das Land,
Aber keiner weiß zu gehen,
Herrlich ſo durch's Vaterland.

O willkomm! willkomm! willkommen!
Schild der Starken, Troſt der Frommen,
Gaſtherr aller Lebensgeiſter,
Erzmundſchenk und Küchenmeiſter!

Ordensband der deutſchen Erde,
Das der Weinſtock um ſie ſchlingt,
Wo am gaſtfrei deutſchen Heerde
Sie der Helden Wohlſein trinkt.

O willkomm! willkomm! willkommen!
Andrer Fluß kann mir nicht frommen,
Denn an deinem Ufer lauſchen
Wein und Liebe, die berauſchen!

Und ſo fort, im faßlichſten Tone jauchzender Freude des Wiederſehens einer von Gott geſegneten Heimath.

Nachdem der Müller Radlauf durch dieſes Märchen ſeine Braut, die Prinzeſſin Ameleya, aus dem Rheine erlöſt, erzählt Frau Marzibille zur Erlöſung ihres Ameleychens „das Märchen vom Murmelthier“ (S. 357—410), einem armen Hirtenmädchen, welches von der böſen Schweſter Murxa und von der Mutter mißhandelt, aber beſchützt von Frau Lureley, der guten und ſchönen Waſſerfrau, und von einem redenden Biber mit Rath und That treulich unterſtützt, nachher von dem verirrten Prinzen von Burgund als Zwillingsſchweſter erkannt, den in einen Fiſcher zurückverwandelten Biber zu ſich auf den Thron erhebt, endlich aber dem der Regierungsſorgen überdrüſſigen Gemahl wieder in eine Fiſcherhütte am Rheine folgt. Um dieſe Hütte entſteht nachher der Ort Biberich, von wo ſich das beſcheidene Ehepaar ſpäter nach Mainz zurückzieht: es iſt der Fiſcher Peter und ſeine Frau Marzibille ſelbſt. Auch hier flicht der Dichter ſeine Anſpielungen auf literariſche Verhältniſſe ein, namentlich wird mit gutmüthigem Muthwillen, als von Vater Lampe und dem Erdfräulein Wurzelwörtchen erzeugt, aber den Vater bald weit überflügelnd, der alte Voß, nebſt ſeinem Söhnchen Abraham ſogar als Beſitzer einer Unglücksmühle eingeführt, deren Räder zwar ſo richtig klappern, daß nicht eine Sekunde am Schlag fehlt, in der das feinſte Mehl gemahlen wird, aus der aber auch wenige Menſchen mit heiler Haut wieder herausgekommen ſind. Murmelthier wird von ihm mit den Worten empfangen: „Wer hat Dich gelehrt, unangemeldet zu treten ins gaſtliche Haus, glänzt der Hammer, doch blank geſcheuert am reinlichen Thor.“ Als er aber hört, daß ſie vor ihrem Eintritt einen bösartigen Affen todtgeſchlagen, wird er freundlich und ſpricht: „Herzlichen Dank verdienſt Du, o Freundin! Du ſchlugſt meinen Feind, den Affen Sonneto, den lumpengeflickten, und ich nagle den Schelm nun an den Baum des Gartens, daß er mir ſcheuche die Vögel,

die Diebe der lachenden Kirſchen.“ Unterwegs war ſie zwei Männern begegnet, die ſich ſtritten: „ob die Louiſe, oder die Dorothea ſchöner ſei; der Eine ſchrie, Louiſe hat ſchönere Füße, der Andere ſagte, Dorothea hat eine ſchönere Seele.“ Als ſpäter die böſe Schweſter Murxa den vom Murmelthier glücklich vollbrachten Gang in die Mühle ebenfalls verſucht, ſieht ſie „eine große buntſcheckige Katze ſitzen, die mit dem Schwanze in einen Baum eingeklemmt, gewaltig lamentirte und zu ihr ſchrie: „Murxa! mache mich los, der vermaledeite Müller hat mich hier eingeklemmt, weil er meinen ſchönen Geſang nicht leiden kann, ich heiße Canzone und bin eine italieniſche Katze und freſſe nichts, als ſüße Orangen, und er möchte ſie gerne allein eſſen.“ Das Beſtreben, das Märchen in den Kreis der Rheinmärchen einzufügen, hat auch hier der Unbefangenheit der Darſtellung, der Einfachheit der Entwicklung und dem raſchen, friſchen Fortſchritte gegen das Ende hin unverkennbar geſchadet.

Das Märchen von Schneider Siebentodt auf einen Schlag (I, S. 413—460) und das vom Schulmeiſter Klopfſtock und ſeinen fünf Söhnen, die in die Welt hinausgeſchickt werden, dann wieder zuſammen kommen und durch die Künſte, welche ſie erlernten, zu Glück und Anſehen gelangen (II, 31—102), enthalten bekannte Stoffe und Motive, poetiſch umgeſtaltet, mit kecker Phantaſie erweitert, und mit neckiſchem Witze an Oertlichkeiten und Verhältniſſe des wirklichen Lebens angeknüpft. Zugleich iſt jenes Märchen das letzte, welches der Dichter der Reihe der Rheinmärchen ausdrücklich angeſchloſſen hat: der Meiſter Meckerling erzählt es, um ſein Söhnchen Garnwichſerchen zu erlöſen. Die beiden folgenden Märchen vom Witzenſpitzel (I, 261—474) und vom Myrthenfräulein (I, 475—495) ſind wahre Kindermärchen; jenes, das ſo flink und pfiffig auftritt, als ob es ein anderer Freund der Frau Marzibille, Meiſter Kupferling — der Friſeur, noch erzählt habe, ganz geeignet, muntere Buben vor Freude hüpfen und lachen zu machen, dieſes in ſeiner innigen Zartheit zum Herzen ſinniger Mädchen redend.

Auch das köſtliche Märchen von Gockel Hinkel und Gackeleia (II, S. 103—233) gehört zu denjenigen, welche in der vorliegenden Geſtalt von Kindern unmittelbar und vollſtändig genoſſen werden können. In und um Gelnhauſen ſpielend und urſprünglich auch für den Cyklus der Rheinmärchen beſtimmt, ſteht es jetzt doch ſelbſtſtändig da, und iſt durch Klarheit und Abrundung

durch treffliche Charakteriſtik von Perſonen und Verhältniſſen und durch den frommen Sinn und ſittlichen Ernſt der bei aller kecken Heiterkeit durch das Ganze ſich durchzieht, das vollendetſte kleine Ganze der Sammlung. Das hat auch der Verfaſſer ſelbſt wohl gefühlt, und er daher, während er die Herausgabe der andern bei ſeinen Lebzeiten ſtandhaft verweigerte, früher ſchon beſonders herausgegeben (Frankfurt, bei Schmerber 1838). Durch die Umarbeitung, die es dabei erfahren, iſt es zwar um einzelne tiefere Beziehungen, witzige Einfälle und poetiſche Schönheiten bereichert, ſeiner kindlichen Unbefangenheit, Einfachheit und befriedigenden Abrundung aber theilweiſe beraubt worden; um ſo erfreulicher iſt, daß es uns hier in ſeiner urſprünglichen Geſtalt geboten wird. In demſelben Tone kindlicher Unſchuld und Heiterkeit iſt das niedliche Märchen vom Roſenblättchen (II, S. 235—253) gehalten, dagegen gefällt ſich in dem von dem Baron von Hüpfenſtich (255—292) die phantaſtiſche Laune des Dichters in den überraſchendſten Combinationen und keckſten Sprüngen; das ganze Märchen hat etwas von der Natur ſeines Haupthelden angenommen, der offenbar aus der mephiſtopheliſchen Romanze von dem nachher zum Miniſter gewordenen großen königlichen Favoritfloh urſprünglich herſtammt.

Wie der Herausgeber uns belehrt, hat, ähnlich dem Gockel, auch das Märchen von Fanferlieschen Schönefüßchen (II, 293—497) wenigſtens der größeren Hälfte nach eine ſpätere Umarbeitung erfahren. Daher kommt es denn wohl, daß in ſeinem erſten Theil jetzt eine muthwillige Laune entſchieden vorherrſcht, welche das Treiben an Höfen, wie die hochwichtigen Angelegenheiten einer ehrſamen Spießbürgerſchaft, oft ganz vortrefflich perſiflirt, aber zu häufig und zu weit vom eigentlichen Mittelpunkte abirrend, einen befriedigenden Totaleindruck zu machen nicht im Stande iſt. Dagegen weht in dem zweiten Theile, wo alles Intereſſe um die im finſteren Thurme eingemauerte und von dankbaren Vögeln gepflegte und geſpeiſ'te gute und ſchöne Königin Urſula ſich ſammelt, ein Hauch der Unſchuld und der Sittſamkeit, inniger Frömmigkeit, heiliger Mutter- und Kindesliebe, ſo warm und wohlthuend, daß er das Herz innerlich rührt und erquickt; gleichſam den Text dieſer lieblichen Erzählung bilden die ſchönen Troſtesworte, welche der in ihrer Einſamkeit ſchon der Verzweiflung hingegebenen Königin, ein Vogel zuſingt:

Doch iſt keiner je allein,
Wär auch Erd' und Himmel Stein,
Schien kein Mond, kein Sternenſchein,
Grüßte auch kein Lüftelein,
Sänge auch kein Vögelein:
Kehrt in jedem Herzen rein
Doch der liebe Gott ſtets ein.

Und wie friſch klingt der Gruß, welchen dem aus dem finſtern Thurme endlich in die Schloßküche ſeines königlichen Vaters geflüchteten blondlockigen und rothbäckigen ſiebenjährigen Urſulus die wackere Köchin, „vor Freude in die Hände patſchend" zuruft:

Wo kommſt Du her? Du ſüßer Knab!
Den ich noch nie geſehen hab;
Wie heißeſt Du, wer ſchickt Dich hier?
Du Herzensjung, Du Wunderthier!
So glatt, wie aus dem Ei geſchält;
Ach Gott! Du haſt mir lang gefehlt.
Du lieber Narr! biſt Du ein Chriſt?
Biſt Du ein Menſch? ſag wer Du biſt;
Nein, wie er aus den Augen guckt,
Daß mir das Herz in Liebe zuckt!

Es iſt recht ſehr zu bedauern, daß nicht, wie der „Urgockel" auch das Fanferlieschen in der Urgeſtalt gerettet iſt.

Das Märchen von dem Dilldapp oder Kinder und Thoren haben das Glück bei den Ohren (II, 499—528) iſt ein umgedichteter Knüppelausdenſack; von den beiden unvollendeten Märchen, vom Komanditchen (II, 529—584), und vom Schnürlieschen (585—608), iſt das erſte durch die eingeflochtenen Reminiſcenzen aus des Verfaſſers früherem Handlungsdienerſtande, die ſich namentlich um die Perſon des guten „Ladenpeters" concentriren, intereſſant, das andere führt uns die aus dem erſten Märchen dieſes zweiten Theils bereits bekannte Prinzeſſin Liebſeelchen wieder vor, als: Tröſterin des armen Schnürlieschens, einer Prinzeſſin, die durch Mamſell Chephise Marquise de Pimpernelle, das Ideal aller verzwickten und verrückten Gouvernanten, faſt zu Tode geſchnürt worden iſt. „Seit zehn Jahren, klagt die Arme, habe ich keinen freien Athemzug gethan und nicht durch den Mund geſprochen, immer ſollte ich durch die Naſe reden.

Die Antwort war, ſo bald ich bat:
Nur geh nicht krumm und halt Dich grad.

Und zehen Jahr ſind nun herum,
Ich bin nicht grad, ich bin nicht krumm,
Zerdrückt nur und zerknicket,
Zerſtückelt und zerzwicket.

Vom lieben Gott hört ich nicht viel,
Doch vom Tarock und L'hombreſpiel,
Von Tanzen und Manieren
Und auch von Gratuliren.

Weil ich betrübt den Kopf gehängt,
Werd ich in's Halsband eingezwängt,
Ich mußte auf den Zehen
Und dazu auswärts gehen.

Den Leib herein! die Bruſt heraus!
Die Naſe hoch und oben aus!
Ich mußt' mich tief verneigen
Hoffärt'ge Demuth zeigen. u. ſ. w.

Mit dieſer Ueberſicht des Inhaltes hoffen wir zugleich eine Ahnung möglich gemacht zu haben von dem Geiſte, der in dieſen Märchen weht Und was ſagt nun die Kritik dazu? Vor ihrem Richterſtuhle hat Brentano von jeher gleiches Schickſal gehabt mit einem ihm in vieler Beziehung verwandten Geiſte, mit Jean Paul. Willkührliches Abſpringen der Gedanken, ausſchweifendes Spielen der Phantaſie, Unfähigkeit ein vollendetes Ganze zu ſchaffen, das iſt es, was ihnen zur Laſt gelegt wird, und unſern Dichter trifft überdies noch der Vorwurf, der in ſeinen Werken ſich abſpiegelnden Zerriſſenheit ſeines Charakters. Wir wollen dieſen Ausſtellungen nicht entgegen treten, glauben aber doch einerſeits, daß es die Pflicht der Kritik iſt, auch erklärlich zu machen, wie es doch trotz aller dieſer Mängel kommt, daß Jean Paul ein friſches jugendliches Gemüth ſo vollſtändig hinzureißen vermag, daß Clemens Brentano mit dieſen harmloſen Märchen auch den Geiſt des gereiften Mannes ſo unwiderſtehlich zu feſſeln im Stande iſt. Dieſer Pflicht hat die Kritik in der Regel nicht genügt, und vielleicht hat das von ihr Verſäumte dieſe Darſtellung theilweiſe nachgeholt, wenn ſie, ohne jene Mängel gefliſſentlich zu verhüllen, doch vorzugsweiſe bemüht war, einen Blick zu öffnen in den Reichthum von Gemüth, Witz und Phantaſie, welche ein wunderbar reicher Geiſt in verſchwenderiſcher Fülle hier ausgegoſſen hat, und welcher, wenn auch nicht immer gehörig zu Rathe gehalten, doch in höherem Grade geiſtiges Intereſſe zu erregen geeignet und unſerer Bewun-

derung werther iſt, als die wohl zu Rathe gehaltene Armuth manches Anderen. Auf der anderen Seite trifft jenes Verwerfungsurtheil der Kritik dieſe zum bei weitem größten Theile jetzt erſt bekannt gewordenen Märchen wenig oder nicht. Befriedigen ſeine übrigen Dichtungen nicht wegen des unverſöhnten Zwieſpaltes zwiſchen Idee und Ausführung, Tendenz und poetiſcher Unbefangenheit, zwiſchen dem Reichthum eines ungezügelten Geiſtes und der Rundung der Form, ſo geſtattete das Märchen gerade ſo viel Freiheit, als er brauchte, und forderte nicht mehr Einheit, als er zu leiſten im Stande war. Und wenn Göthe bei ſeiner klaren Anſchauung die Wirklichkeit und ſeiner plaſtiſchen Auffaſſung für Dichtungen dieſer Art keinen Beruf fühlen, und wenn er ſich in ihnen verſuchte, es nur dadurch konnte, daß er für ſie eine mit der Wirklichkeit ganz unverflochtene eigne Sphäre der Phantaſie ſchuf, wodurch er aber ſeinen Märchen mit dem Boden der Wirklichkeit zugleich das Intereſſe raubte: ſo war dagegen Clemens Brentano, der im Alter noch mit Kinderſinn die Erde mit dem Himmel unmittelbar und unbefangen verknüpfte, und mit Kinderauge überall die „Himmelskräfte auf und niederſteigen und ſich die goldnen Eimer reichen, und mit ſegenduftenden Schwingen vom Himmel zu der Erde dringen ſah, zum Märchendichter recht eigentlich geſchaffen.

Faſſen wir den Totaleindruck deſſen, was er auf dieſem Gebiete geleiſtet, mit einigen Hauptzügen zuſammen, ſo iſt es zunächſt das volksthümliche Element, was in dieſen Märchen freundlich uns anſpricht: nicht blos, daß er ſeine Stoffe meiſt aus Volksmärchen entlehnt, ſondern er zeigt, daß er in den Kreiſen des Volkes, namentlich in reichsſtädtiſchem Markt- und Straßenleben heimiſch iſt, und wie er für das Treiben des Volkes ein offnes Auge hat, ſo weiß er es auch mit Liebe und Freundlichkeit auf's lebendigſte und heiterſte darzuſtellen. Damit hängt nahe zuſammen jener fromme, ſittlich ernſte Sinn, jenes Gefühl für Treue und Dankbarkeit, das, wie es unſerm Volke eigenthümlich iſt, auch überall dieſe Märchen durchzieht, und den heiligen Boden bildet, in welchem die bunten Blüthenbäume der Poeſie feſte Wurzel ſchlagen, um unvergängliche Früchte zu bringen. Weiter ſchließt ſich hieran der mit dem innerſten Weſen des Germanen verwachſene tiefe Sinn für das ſtille Weben der Natur, der in den Blüthen leſen, die Sprache der Vögel erlauſchen möchte und das Leben der Natur mitlebt; überall weht aus Brentano's Märchen die friſche Waldluft uns erquickend entgegen, Thiere Vögel, und Fiſche, Bäche und Ströme, Mond

und Sterne reden und handeln mit in dem bunten Schauspiele dieſer Wunderwelt. Theilen unſre Märchen dieſe Eigenſchaften mit denen unſeres trefflichen Arndt, ſo unterſcheiden ſie ſich von dieſen durch die weit größere Freiheit der Umdichtung oder der Erfindung, welche Brentano ſich geſtattete, und durch welche ſeine Subjectivität viel ſtärker hervortritt. Wir verdanken dieſer Freiheit vor Allem die Menge von Sprüchen und Liedern, die der Dichter zur ſchönſten Zierde ſeiner Märchen überall in dieſe eingewebt; dann das Verflechten derſelben mit beſtimmten Verhältniſſen, Namen, Orten, Perſonen der Wirklichkeit, was dann nicht ſelten zur Satyre benutzt wird. So verführeriſch derartige Beziehungen ſind, ſo iſt der Dichter doch eigentlich nur in den ſpäter umgearbeiten Märchen, dem neueren Gockel und dem Fanſerlieschen, ihnen zur Beute geworden, während ihn ſonſt die erſte friſche Begeiſterung für ſeinen Gegenſtand auch an dieſen gefeſſelt hat, und auch wo er ſich weiter verirrt hat, iſt, bei der ſpäteren Richtung des Verfaſſers, aller Anerkennung werth, daß er von ſtörenden Erinnerungen an confeſſionellen Zwieſpalt das heilige neutrale Gebiet des Volksthums und Kinderherzens durchaus frei gehalten hat; auch der Herausgeber, den wir ſonſt als allezeit fertigen Streiter auf dieſem Gebiete kennen, iſt ihm darin gefolgt, wie er denn ſein eignes ſchönes Talent ſchon früher zu harmloſer Ergötzung unbefangenen Kinderſinns mit ſchönſtem Erfolge, und, wie uns ſcheinen will, zu edlerem Zwecke gebraucht hat, als wenn er es zur Verherrlichung der Trierer Rockfahrt benutzte.

Wenn wir nun nicht anſtehen, dieſe Märchen für die vollendetſten Dichtungen ihres Verfaſſers zu halten, ſo hat er ſelbſt viel geringer davon gedacht. Um's Jahr 1811, alſo in ſeinen männlichen Jugendjahren gedichtet, waren ſie urſprünglich beſtimmt, die Kinder ſeines Schwagers „Savigny und ſeines Freundes Schinkel zu unterhalten," und wenn gleich Brentano öfter damit umging, ſie durch den Druck bekannt zu machen, ſo geſtattete ihm doch ſeine Anſicht „über die Unvollendetheit und gänzliche Unwürde dieſer Produktionen" nicht, ſie in der jetzt uns vorliegenden Geſtalt zu veröffentlichen; ein neuer Beweis, wie ſehr Dichter geneigt ſind, für ihr Beſtes zu halten, was ihnen am ſchwerſten geworden, und was ſie leicht und faſt ſpielend hingeworfen zu verachten, obgleich dieſe Leichtigkeit der Schöpfung darin ihren Grund hatte, daß die ſchaffende Kraft des Genius in regſter Thätigkeit war, und alſo das en peu d'heure dieu labeure ſich bewährt: daß ſeine Freunde

„das Myrtenfräulein“ in der Frankfurter Iris hatten abdrucken laſſen, nahm er ihnen ſehr übel, er ſelbſt kam bei ſeinen Lebzeiten nur zur Herausgabe des Gockel; und wie er deſſen Ertrag zum Beſten Gelnhauſens verwandte, ſo hat auch nur die Rückſicht auf die Armen ihn bewegen können, die Herausgabe ſeiner Märchen durch Herrn G. Görres in ſeinem letzten Willen zu verfügen. Um dieſes Zweckes willen iſt dem Buche doppelt die Verbreitung zu wünſchen, welche es um ſeiner inneren Vortrefflichkeit willen verdient. Allerdings kann ein Theil ſeines Inhaltes nur von dem literariſch Gebildeten vollſtändig verſtanden und genoſſen werden, das Meiſte aber, mehrere Märchen ganz, und die andern doch ihrem eigentlichen Kerne nach, iſt wohl geeignet in Volk und Jugend überzugehn und würde dahin leicht und ſicher ſeinen Weg finden, wenn der Vater oder Lehrer von dem, was ihn ergötzt, das, was Kinder ergötzen kann, in mündlicher Erzählung ausſchiede; und in ſolcher Form dem Kinde überliefert zu werden, iſt ja eigentlich des Märchens angeſtammtes Recht. Brentano's Märchen verdienen die Popularität vollkommen, die ſonſt ſeine Produkte nicht gefunden. Davon mit Görres die Schuld zum größten Theil dem Publikum zuzurechnen, tragen wir Bedenken, und glauben vielmehr, daß er ſelbſt, wie dies Schickſal, ſo auch dieſe Schuld mit der ganzen romantiſchen Schule theilt. Dieſe erkannte zwar die Gebrechen der Zeit, die Geſunkenheit des Volkes, aber ſie ging nicht mit lebensvoller Hingebung auf Sinn und Bedürfniß des Volkes ein, um das Beſſere, was ſie gefunden zu haben glaubte, zum Gemeingute zu machen, behielt es vielmehr als etwas Apartes für ſich und bildete, trotz vielſeitiger Anregung, die von ihr ausging, doch ſtets ein auf ihre Prärogative vor der Maſſe ſtolze literariſche Ariſtokratie, wie denn die orthodoxen Anhänger dieſer Schule, wo ſie noch irgend hervortreten, als literariſche Separatiſten daſtehen. In ſeinen Märchen aber ſchließt Clemens Brentano ſeinem Volke ſein ganzes Herz auf; und je mehr wir wünſchen, daß auch ihnen das Herz des Volkes ſich öffne, deſto weniger dürfen wir hier den Wunſch unterdrücken, es möge durch einen niedrigeren Preis der ſchönen Sammlung auch die Verbreitung in die Kreiſe des Mittelſtandes möglich gemacht werden, eine Möglichkeit, die jetzt wirklich faſt fehlt. Vielleicht fiele durch Erfüllung dieſes Wunſches der materielle Ertrag für die Armen nicht größer aus, aber es würde, und gewiß im Sinne des Verfaſſers, mehr geiſtige Freude aus ſeinem Liebeswerke hervorgehen und bald wohl manches von ſeinen Sprüchlein

und Liedern in Volks- und Kinderschulen aufmerksam gehört und gern behalten werden; auch der Heiland hat ja nicht blos den Hungrigen Brod gegeben, sondern auch das Evangelium den Armen gepredigt.

Aber sind denn dies Alles nicht vergebliche Wünsche und thörichte Hoffnungen? Hat nicht jüngst erst ein Mann, der als Volksschriftsteller sich bereits Ruf erworben, ausgesprochen, daß das Märchen seine Mission erfüllt habe, daß es beim Volke jetzt nicht mehr verfange, sondern dies anderer Nahrung bedürfe? Wir nun können nicht glauben, daß beim Volke nicht verfangen soll, was seinem eigensten innersten Wesen selber entsprossen, und können uns nicht überzeugen, daß es räthlicher sei, das Volk für diese oder jene Forderung des Augenblickes äußerlich zuzurichten, als seine innere Eigenthümlichkeit auszubilden, damit es dann überall sich selbst treu und seiner selbst würdig auftrete; wir schließen darum, nicht um Autorität gegen Autorität zu halten, sondern um von einem Ausspruche, der unsere Ueberzeugung so vollkommen ausdrückt, nochmals Gebrauch zu machen, mit den Worten von Jakob Grimm, daß Märchen und Sagen „der Jugend und dem Volk bis auf heute gesunde Nahrung geben, von welcher es nicht ablassen wird, wie viel andere Speise man ihm vorschiebe;“ und wünschen, daß aus der weiten Verbreitung auch dieser Märchen dem Verfasser Liebe, dem Herausgeber Ehre, den Armen Brod und Allen viel Freude erwachsen möge.

Gießen. **G. Baur.**

Gedichte von Friedrich von Schiller. Stuttgart und Tübingen 1845. (Elegante Ausgabe in Taschenbuchformat, besorgt von Prof. Joachim Meyer.)

Diese Ausgabe, von welcher die Kritik bisher noch nicht gebührend Notiz genommen, darf wenigstens nicht in einem der modernen Philologie gewidmeten Archiv unberücksichtigt bleiben: denn wir haben an ihr die erste mit wahrhaft philologischem und kritischem Sinne besorgte Edition von Schiller's Gedichten erhalten, die in ihrem Kreise denselben Rang behauptet, den die Lachmann'sche Ausgabe unter den Editionen Lessing's einnimmt.

Ueber das Bedürfniß einer neuen Ausgabe der Werke Schiller's überhaupt hat sich der verewigte Dr. Karl Hoffmeister kurz vor seinem Tode in dem Archiv für den deutschen Unterricht, wenn auch flüchtig, doch eindringlich ausgesprochen. Er verlangt, daß die Körner'sche Anordnung und Auswahl, deren Willkürlichkeiten und Uebelstände er in seiner Nachlese zu Schiller's Wer-

ken vielfach aufgedeckt, nun doch endlich beſeitigt werde. Mit demſelben minutiöſen Fleiße, welchen die Philologen an die alten Claſſiker wenden, wollte er zunächſt einen durchaus richtigen Text wieder hergeſtellt wiſſen; dann forderte er weiter, daß ſowohl die kleineren Gedichte, als die Dramen und die proſaiſchen Schriften, jede Abtheilung für ſich, ſtreng chronologiſch geordnet, ferner, daß die Varianten und die ſpäter ausgelaſſenen Stellen unter den Text geſetzt, und endlich, daß die unterdrückten Stellen gehörigen Ortes eingefügt würden. Nach einer ſolchen Muſterausgabe Schiller's ſollte dann jede kleinere Ausgabe für den weitern Leſerkreis mit Weglaſſung der Varianten und der eingeſchloſſenen Nachträge veranſtaltet werden.

Es dürfte noch eine gute Zeit währen, ehe ſich die allein berechtigte Verlagshandlung zu einer ſolchen Muſterausgabe, wie ſie Hoffmeiſter im Sinne trug, entſchlöſſe, und er ſelbſt hat durch ſeine „Nachleſe und Variantenſammlung" dazu beigetragen, die Zeit ihrer Erſcheinung hinauszurücken. Denn ſo lange die ſtarke Auflage jener Nachträge noch nicht vergriffen iſt, möchte ſich die Cotta'ſche Buchhandlung ſchwerlich dazu verſtehen, eine Geſammtausgabe der Schiller'ſchen Werke zu veranſtaltrn, in welche die Nachträge nothwendig aufgeben und ſich verlieren müſſen. Mittlerweile kann indeſſen für die dem größern Leſerkreiſe zugedachten Editionen, Geſammtausgaben wie Einzelausgaben beſonderer Werke, das Nöthige geſchehen, und damit iſt nun in der vorliegenden eleganten Taſchenausgabe der Schiller'ſchen Gedichte ein vortrefflicher Anfang gemacht. Die Verlagsbandlung hat ſich hierbei gerade an den rechten Mann gewandt, der ſeinen Beruf zu dergleichen Arbeiten durch ſeine höchſt ſorgfältige Abhandlung über den Wilhelm Tell dargethan. Hr. Prof. Meyer machte es ſich, wie er uns ſelbſt berichtet, bei der Correctur der vorliegenden Ausgabe zum ſtrengrn Grundſatze, auf's Neue eine genaue Recognition des Textes anzuſtellen und die einzelnen Veränderungen in demſelben durch die verſchiedenen Editionen hindurch zu verfolgen. Zu dem Ende verglich er jedes Gedicht mit dem erſten Druck, wie er ſich in der Anthologie, dem Teutſchen Merkur, der Thalia, den Horen und drei Almanachen findet, ſo wie mit denjenigen Ausgaben der Gedichte, welche für die Kritik Werth haben, und ſchenkte auch den betrrffenden Erläuterungen der Interpreten die gehörige Berückſichtigung.

Außerdem ſind Schiller's eigene handſchriftliche Verbeſſerungen benutzt worden, welche Hoffmeiſter 1844 in meinem Archiv für den deutſchen Unterricht veröffentlicht hat. Hoffmeiſter verlangte mit Recht, daß dieſe Varlanten bei einer neuen Ausgabe von Schiller's Gedichten in den Text aufgenommen würden, abgeſehen von ihrer Trefflichkeit ſchon deßwegen, weil ſie Veränderungen von Schiller's letzter Hand, gleichſam teſtamentariſche Verfügungen ſeien. Hr. Meyer hat nun dieſem Wunſche entſprochen, mit Ausnahme von zwei Stellen im Alpenjäger und im Antritt des neuen Jahrbunderts. In jenem Gedichte hatte Schiller in Strophe 6 ſtatt der jetzigen Lesart:

Hängt ſie auf dem höchſten Grat

eigenhändig geſchrieben:

Hängt ſie auf dem ſteilen Grat,

was ſchon Hoffmeiſter, weil ſich einige Verſe nachher das Wort ſteile wiederholt, für eine bedenkliche Veränderung erklärte. In dem andern Gedichte ſchließt die erſte Strophe:

Und das neue öffnet ſich mit Mord,

wofür es in der Handschrift von Schiller's Bedienten Rudolph heißt:

Und das neue öffnet sich dem Mord,

eine Lesart, die wahrscheinlich ein Fehler des Abschreibers ist. Alle übrigen Veränderungen, sowohl von Schillers als seines Bedienten Hand, sind von Meyer in den Text und die bisherigen Lesarten darunter gesetzt; sie betreffen die Gedichte: An die Freude, der Abend, der Pilgrim, des Mädchens Klage, der Alpenjäger, die vier Menschenalter, Dithyrambe, Punschlied im Norden zu singen, Nadowessische Todtenklage, das Siegesfest, die Kraniche des Ibykus und die Bürgschaft, nebst den Ueberschriften von neun Balladen.

Correcturen hat sich der Herausgeber nicht gestattet, und verdient deßhalb gewiß unsern Beifall. Nur an einer Stelle hat er sich eine kleine Verbesserung erlaubt. Schiller hatte nämlich in jenen Veränderungen letzter Hand den bisherigen Titel des Gedichtes „die Bürgschaft" in „Damon und Pythias" verwandelt, demgemäß nun auch der Vers jetzt lautet:

Damon, den Dolch im Gewande,

Da nun aber der Name Pythias bei Cicero und Valerius schon seit geraumer Zeit auf den Grund der besten Handschriften in den allein richtigen Phintias geändert worden, so glaubte Hr. Meyer, und, wie uns deucht, mit vollem Rechte, diesen auch bei Schiller herstellen zu müssen. „Soll denn," fragt er, „weil der Dichter zufällig eine ältere Ausgabe zur Hand hatte, ein erwiesener Irrthum fortgepflanzt werden?"

So hätten wir denn nun endlich eine Ausgabe der Schiller'schen Gedichte, worin eine Menge Flecken, die allen Drucken seit einem halben Jahrhundert anklebten, getilgt, und in welche eine ganze Reihe letztwilliger Bestimmungen des Dichters, die bisher keine Ausgabe enthielt, aufgenommen sind. Ob es dabei für die Zukunft ganz sein Bewenden haben kann, ist freilich noch die Frage. Namentlich wird man sich noch darüber zu einigen haben, ob und wie viele variirende Lesarten und ausgemärzte Partien in eine für den weitern Kreis der Leser bestimmte Ausgabe unter den Text zu setzen seien. Körner ist in dieser Beziehung ohne festes Prinzip zu Werke gegangen. Er hat zu einigen Gedichten, wie Würde der Frauen, Ideal und das Leben u. s. w. eine Reihe ausgefallener Strophen mitgetheilt, und bei anderen wieder eben so wichtige ausgeschiedene Theile weggelassen. So giebt er auch hier und da die älteren Ueberschriften der Gedichte als Varianten, während er sie anderswo verschweigt. Indeß sind diese fortdauernden Uebelstände von untergeordneter Bedeutung. Das Wichtigste ist, daß wir nun einen correcten Text besitzen, der hoffentlich auch bald in die für Schulen bestimmten Chrestomathien übergehen wird.

Vff.

Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen. Gesammelt von Emil Sommer. Erstes Heft. Halle, Eduard Anton 1846. VIII. und 182 SS. gr. 12°.

Je spärlicher die Quellen der deutschen Mythologie fließen, desto sorgfältiger müssen sie erforscht, desto umsichtiger ausgebeutet, desto eifriger müssen grade diejenigen aufgespürt werden, welche täglich mehr zu versiegen drohen.

Unter den letzteren stehen oben an Sagen und Märchen; geringeren oft zweifelhaften Ertrag bieten Gebräuche und Aberglaube. Daß aber von Jahr zu Jahr die Schüchternheit und das Mißtrauen des Volkes wächst, mit welchen es diesen seinen altererbten Besitz vor den Augen des höher Gebildeten verbirgt, während zugleich der Schatz selbst in entsprechendem Verhältnisse verblaßt und zusammenschmilzt, das läßt sich schon von vornherein aus dem allgemeinen Gange unserer Bildung schließen, das bestätigt die vollgültige Erfahrung derjenigen, welche auf dem Lande im vertraulichen Verkehr mit dem Volke aufgewachsen sind. Dennoch hat sich trotz Pfarrern, Schulmeistern und Lebensverkehr selbst in denjenigen Gegenden, von denen man es am wenigsten erwarten sollte, bis zur Stunde mehr erhalten, als man vorauszusetzen geneigt ist. Freilich springen auch hier nur vor der Wünschelruthe Felsen, Schlösser und Riegel auf: nur dem, der neben Kenntniß der Mythologie auch das Talent besitzt, des Volkes Vertrauen zu erwerben, öffnen sich die geheimen Adern, in welchen der edle metallische Niederschlag grauer Vorzeit blinkt. Einen sprechenden Beweis dafür gewährt das oben genannte Buch. In einem protestantisch nüchternen und von aufklärenden Elementen aller Art vorlängst durchzogenen Landstriche, ist es dem Verf. binnen ziemlich kurzer Zeit gelungen, eine nicht unerhebliche Anzahl von Sagen (70) und Märchen (11) fast durchaus nach mündlicher Mittheilung zusammenzustellen, denen er noch einen Anhang von Gebräuchen zum Geleite gegeben hat.

Doch ist es weniger der aufgefundene Stoff, welcher dem Buche eine ausgezeichnete Stellung unter den Sammlungen deutscher Sagen verleiht — denn günstiger gelegene Gegenden möchten wol reichere Fülle und alterthümlichere Fassung bieten — sein Werth beruht vielmehr auf den Ergebnissen, die der Scharfsinn des Herausgebers aus dem dargebotenen Materiale zu ziehen gewußt und in den angehängten Anmerkungen niedergelegt hat.

Die beiden ersten Sagen knüpfen sich an den Kifhäuser. Wir erfahren, daß das Volk nicht nur Friedrich den Rothbart in jenem Berge wohnen läßt, sondern statt seiner auch Otto den Rothen, der bereits in Gedichten des Mittelalters als halb mythische Gestalt erscheint, und daß dem Kaiser eine Schaar von Rittern und Knappen zur Gesellschaft, und die Königin Holle als Haushälterin beigegeben ist. Weist der rothe Bart der beiden Kaiserlichen Helden auf Thor zurück, so erinnern die fliegenden Raben, nach denen Friedrich fragt, an Wrotan, und es empfiehlt sich des Herausgebers Deutung, wenn er die Ritter und Knappen den nordischen Einherjen vergleicht, den in der Schlacht gefallenen Helden, die bei Odhin in Walhalla einkehren, und wenn er in Holda wie in den übrigen, während der zwölf Nächte auftretenden Göttinnen eine Abschwächung der Frigg erblickt, die als Hausfrau Odhins nach der Edda für den Haushalt der Asen und Einherjen sorgte. Die zweite Sage bringt Napoleon mit Friedrich dem Rothbart und Holda in Verbindung. Der Herausgeber bemerkt mit Recht, daß dieser Zug nicht unvolksthümlich sei, und belegt seine Behauptung durch die Beispiele Ziethens und des alten Dessauers, an deren Person sich Zaubersagen geschlossen haben, die früher von Faust erzählt wurden. Grade von Napoleon berichtet, wenn ich mich recht erinnere, Parthey in seiner ägyptischen Reise, daß er zu Alexandria in die dort noch theilweise lebendige Sage von Alexander verflochten werde. Auch von Friedrich dem Großen sollen, wie mir versichert wurde, Sagen in Westphalen umgehen, von denen Zusammenhang mit altüberlieferten sicher vorausgesetzt werden darf.

Wrotan erſcheint ferner noch in drei Sagen vom wilden Jäger, und in einem Erndtegebrauche (S. 160); denn in dem ſogenannten „Schimmelreiter," der durch angehängte Siebe und darüber gebreitete weiße Laken nebſt einem vorgeſteckten Pferdekopfe zum Reiter auf weißem Pferde ausſtaffirt wird, darf man ihn zuverläſſig wiedererkennen. Am deutlichſten hat ſich die Erinnerung an den umherreitenden Erndtegott in England erhalten. Ein engliſches Zeitungsblatt, welches ich augenblicklich nicht beſtimmter bezeichnen kann, da meine Papiere mir nicht zur Hand ſind, meldete im verfloſſenen Sommer, es habe einen Berichterſtatter ausgeſandt, um den Stand der Kartoffelkrankheit in den verſchiedenen Grafſchaften zu erforſchen, und dem Reiter ſei das Volk gram worden ob ſeiner Tracht, denn es habe ihn für den perſonificirten Mehlthau angeſehen, der die Felder beſchauen komme, um im nächſten Sommer das Getreide zu verderben, der Mehlthau zeige ſich nämlich als Reiter im Mantel mit breitkrämpigem Hute.

Treten die großen Götter in dem, was uns von deutſcher Mythologie erhalten iſt und namentlich in den Sagen ſchon ſehr zurück, ſo ſind die großen Göttinnen noch mehr verdunkelt, und haben ſich noch häufiger in eine größere Anzahl von Weſen niederen Ranges aufgelöſ't. Holda, Holle, Wolle, Rolle, Harre, Harren, Harfe, Archen, Harke, Herke, Motte, Gode u. a. ſind wahrſcheinlich nur verſchiedene Namen für die eine Gemahlin Wrotans, je nachdem man dieſe oder jene Eigenſchaft derſelben in prägnanter Weiſe hervorhob, wie Sommer, die einzelnen Namen auf ihre wahrſcheinliche Abſtammung zurückführend, eben ſo ſcharfſinnig als einleuchtend erweiſt. Allerdings freilich wird man zugeben müſſen, daß, wie die einſt mit der Göttin und ihren Beinamen verbundenen Ideen im Volksbewußtſein zurücktraten, auch andere von ihr verſchiedene Weſen mit ihr mögen vermiſcht und in das Gewirre der neuen Namen hineingezogen worden ſein.

Wie überall, ſo hat ſich auch in hieſiger Gegend die Erinnerung an die Weſen niederen Ranges, die perſonificirten Elementarkräfte, mit denen der alte Glaube Berg und Wald und Feld und Gewäſſer bevölkerte, die er ſelbſt in die Wohnungen des Menſchen verſetzte, und mit dieſen in täglichem bald freundlichem bald feindſeligem Verkehr dachte, bei weitem reger und friſcher erhalten. Von Kobolden, Niren und ihrem weiteren Geſippe, wiſſen die Sagen gar mancherlei zu berichten, und wiederum knüpfte der Herausgeber an die einzelnen Züge Vergleichung anderer Sagen und Schlußfolgen, welche frühere Zuſtände herausſtellen und beleuchten. Eine Nixſage aus Halle ſelbſt iſt ihm unbekannt geblieben, deren ich hier gedenke, weil ſich an ſie die einzige mir bekannte plaſtiſche Darſtellung eines ſolchen Waſſergeiſtes knüpfte. Als nämlich die alte Saalbrücke gebaut wurde, über welche die Straße nach Eisleben führt — ſo erzählt die Sage — wollte der Nix nicht leiden, daß die Menſchen ſo übermüthig in ſein Element eingriffen und ſeine Ruhe ſtörten. Desbalb vernichtete er in jeder Nacht den größten Theil deſſen, was am vorhergehenden Tage erbaut worden war. So rückte der Bau nur langſam vorwärts, ward aber dennoch endlich fertig. Am Morgen nun nach der Vollendung, als die Bauleute ſich des gelungenen Werkes freuten, erblickten ſie auf dem Graſe des Ufers den Nix, der ſeinen Aerger dadurch kund gab, daß er ihnen ein durch beide Hände fratzenhaft in die Breite gezogenes Angeſicht zeigte. Zum Angedenken ward die Geſtalt in Stein gehauen und in einen Pfeiler der Brücke gefügt. Als vor einigen Jahren die alte Brücke abgebrochen und durch eine neue erſetzt ward, entdeckte man das Ungethüm; gegenwärtig befin-

det es ſich im Beſitz des thüringiſch-ſächſiſchen Vereins für Erforſchung des vaterländiſchen Alterthums. Es iſt ein Sandſteinblock von mäßiger Größe, der in roher Weiſe, mehr angedeutet als ausgeführt, ein eher froſch- als menſchähnlich zu nennendes Geſicht und zwei Arme ſehen läßt, deren Finger verzerrend in Mund und Wangen greifen.

Weiter einzugehen auf Einzelnes, ſcheint für den Zweck dieſer Anzeige überflüſſig. Doch verdient wol noch in Rückſicht auf die abenteuerliche Mythendeutung, welche neuerdings mehrfach in Süddeutſchland aufgetaucht iſt, und, eben ſo einſeitig als Hrn. Forchhammers Waſſertheorie, mehr geeignet ſein dürfte, die Wiſſenſchaft in Mißcredit zu bringen als ſie wahrhaft zu fördern, mit beſonderem Nachdruck hervorgehoben zu werden, daß Sommers Erklärungen überall auf die beſonnenſte Weiſe zu Werke gehen, und nie mehr geben wollen, als ſich mit einem hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit aus den gebotenen Vorräthen ziehen läßt. Es iſt ſein Buch dem Kenner eben ſo zu empfehlen, als dem Laien; jenem wird es Beſtätigung und Zuwachs, dieſem Anſtoß und Fingerzeig gewähren. Zu ſammeln und fruchtbar zu machen gibt es in Deutſchland noch genug; namentlich muß Weſtphalen noch reiche Schätze verſchließen, an denen ſich lebendiger Zuwachs hoffen läßt. Den Verf. ſelbſt hat leider ein frühzeitiger Tod von der Fortſetzung ſeines ſo ſchön begonnenen Werkes abberufen, mögen Andre in ſeinem Geiſte fortfahren und den Wunſch in Erfüllung ſetzen, den er zu Anfange der Anmerkungen ausgeſprochen hat, in dem er ſagt: „Dieſes Heft würde dann einen weit höheren Werth bekommen, als es hat, wenn es vielleicht hier und da Jemand, der im Volke ſelbſt lebt und ſich das Vertrauen deſſelben nicht erſt wie ein Durchreiſender in Eile künſtlich zu erwerben braucht, zu weitern Nachforſchungen in ſeinem Kreiſe anzuregen vermöchte. Je mehr bei der ſteigenden Bildung des Volkes die Reſte ſeines frühеſten Glaubens zurücktreten, um ſo größere Pflicht wird es für jeden, welcher den wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Werth deſſelben erkennt, auch ſeinerſeits beizutragen, daß noch ſo viel als möglich von ihnen gerettet werde.“

Halle. J. Zacher.

Schulfragen unſerer Zeit. Von Dr. J. Heuſſi, Oberlehrer. Erſte Frage, theilweiſe vorgetragen in der 13. Verſammlung des Vereins norddeutſcher Schulmänner. Parchim 1846.

Der Verfaſſer hat mit dieſer Schrift beabſichtigt, eine Reihe von Schulfragen zu eröffnen, deren Beſprechung gerade in der Gegenwart, wie er hofft, die Theilnahme jedes Schulmanns in hohem Grade erregen müßte. Wie ſehr ſich der Verf. gleich anfangs, wenigſtens bei einem gewiſſen Kreiſe von Schulmännern, in ſeiner Erwartung getäuſcht gefunden, wird den Leſern bekannt ſein aus dem Bericht, den er ſelbſt im Novemberheft von Mager's Revue gegeben hat. Mit dem vorliegenden erſten Heft hat Hr. Heuſſi ſeinen Vortrag, der auf ſkandalöſe Weiſe abgebrochen wurde, jetzt vollſtändig mitgetheilt, und damit zu ſeiner Rechtfertigung an das Urtheil des größern betr. Publikums gewiſſermaßen appellirt. Offenbar hat Hr. Heuſſi hierbei mit auf die immer wachſende Menge von Freunden der modernen Philologie gerechnet, und es kommt daher dem

Archiv, als Organ desſelben, wohl zu, von der Sache Notiz zu nehmen. Der Inhalt dieſes erſten Heftes erörtert die Frage: Wenn man den Sprachunterricht auf Schulen als blos formales Bildungsmittel auffaßt, eignet ſich dann hierzu mehr eine alte oder eine neue Sprache?

Bei den Angriffen, die in neuerer und neueſter Zeit auf die Gymnaſien gemacht ſind, hat man unter anderen ihnen die ſtiefmütterliche Pflege oder gänzliche Vernachläſſigung derjenigen Bildungsſtoffe zum Vorwurf gemacht, deren Aufnahme und fleißige Behandlung der Fortſchritt der neuern Zeit gebieteriſch zu fordern ſcheint, und hierbei namentlich auf eine Belebung und Erweiterung des Unterrichts in den modernen Sprachen gedrungen. Indeſſen hat man doch im Ganzen den alten Sprachen, als einem Hauptbildungsmittel, ihr altes bewährtes Recht laſſen wollen, ſo daß es ſich nicht ſowohl um ein Sein oder Nichtſein der letzteren, als vielmehr höchſtens um eine gleiche Berechtigung mit den erſtern handelte. Hr. Heuſſi will nun aber das Verhältniß im bisherigen Unterricht umgekehrt wiſſen, indem er (und zwar nur einmal, am Schluſſe) von einem „Uebermaß“ alter Sprachen redet, „bei dem keine wahre Menſchenbildung erreicht werde, und das allem Andern den Weg verſperre.“ Schon aus dieſem Zuſatz, mehr aber aus ſeinem ganzen übrigen Räſonnement, blickt deutlich die Abſicht durch, die alten Sprachen wo möglich nur gleich ganz aus der Schule zu verbannen. Wäre der Verf. ſich über den Begriff des formal bildenden Unterrichts klarer geweſen, ſo hätte er conſequenter Weiſe brauchen keinen Anſtand zu nehmen, ſich nur unverhohlen gegen das fernere Beſtehen des alten Sprachunterrichts auszuſprechen. Inſofern nämlich jeder Unterricht, wird er anders gehörig gegeben, neben der realen Bildung und durch dieſelbe die formale ſchon ganz von ſelbſt erzeugt, alles Lern- und Lehrbare aber nun einmal nicht in der Schule Platz finden kann, ſondern zunächſt nur das Zweckdienlichſte, ſo ſieht man nicht ein, wenn Hr. Heuſſi Recht hätte, warum man nicht die alten Sprachen auf der Schule ganz fallen laſſen, und den, der ihrer etwa zu anderm Zwecke bedürfte, ſelbſt dafür ſorgen laſſen ſollte, ſo wie etwa der künftige Handwerker frühzeitig zur beſſern Handhabung ſeines Gewerbes in dieſer oder jener Kunſt, ſei es Zeichnen oder was ſonſt, beſondern Unterricht nimmt. Nun iſt dies auch, wie es mir ſcheint, des Verf. Meinung, wenn er ſagt, „man müſſe das jetzige, einer grauen Vorzeit angehörige Unterrichtsſyſtem verlaſſen, und ein neues der Zeit und ihren Begriffen von Bildung entſprechendes aufſuchen.“ Zu dieſem Zwecke zieht der Verf. von Anfang bis zu Ende eine Parallele zwiſchen den alten und neueren Sprachen, und es ſind nach ſeiner Anſicht die erſteren, in Rückſicht auf den formal bildenden Stoff, den ſie bieten, gegen die letzteren gar nicht in Anſchlag zu bringen.

Sehen wir näher zu, wie der Verf. dazu kommt, ein ſolches Paradoxon aufzuſtellen. Hier darf nun zuvor nicht unerwähnt bleiben, was der Verf. auch ſelbſt im Vorwort erwähnt, daß er in Folge des bekannten Vorfalls in Parchim ſich genöthigt glaubte, ſeinen Vortrag ipsissimis verbis dem größern Publikum vorzulegen, daß er daher den Gegenſtand nicht erſchöpfen, ſondern nur in ſummariſcher Form behandeln konnte, und die Belege für die einzelnen Partieen zurückhalten mußte. Referent meint indeß, Hr. H. hätte, weniger der Sache, als ſeiner ſelbſt wegen, beſſer gethan, ſeine Belege etwa in der Form eines Anhangs, oder in Anmerkungen, dem Texte beizufügen, ſtatt in

dieſem ſeine Behauptungen nur ſo ſchroff hinzuſtellen. Es darf ihn daher nicht wundern, wenn man ſich zunächſt an dieſe bloßen Reſultate hält, ſo wie es an ihnen ſelbſt ſich auch zeigen muß, ob eine vollſtändige Erledigung derſelben, zu der der Verf. Hoffnung macht, für die vorliegende Frage wünſchenswerth ſei oder nicht.

Im Eingang ſeiner Schrift redet der Verf. von dem Begriffe der Bildung im Allgemeinen, und den Bildungsmitteln insbeſondere, welche letztere er unterſcheidet, je nachdem die einen mehr extenſiv, die anderen mehr intenſiv wirken, wobei er, von der falſchen Präſumtion von den verſchiedenen Seelenvermögen ausgehend, dem hergebrachten Begriffe von formaler Bildung folgt. Bei der großen Wichtigkeit, die gerade jenes Kapitel der Pſychologie für die Pädagogik hat, ſollte man meinen, es müßte die falſche Vorſtellung von formaler Bildung, die vor langer Zeit Herbart in ihrer Nichtigkeit dargeſtellt hat, und die nach ihm unter andern auch der einſichtsvolle Mager nicht müde wird, bei jeder Gelegenheit zu bekämpfen *), endlich aufhören. Der Verf. macht nun ſeine falſche Vorausſetzung von Extenſität und Intenſität zur Baſis ſeines ganzen Räſonnements, und nimmt von der letzteren, die bei der Wahl der Unterrichtsmittel zuerſt und hauptſächlich zu berückſichtigen ſei, an, ſie ſetze von Seiten des Bildungsmittels voraus: 1) daß daſſelbe einem gewiſſen Alter, d. h. einer gewiſſen Entwickelungsſtufe zugänglich und faßlich, und 2) daß es in ſcharf beſtimmten Geſetzen ausgeſprochen ſei. So gewinnt er einen freilich nicht ganz richtigen Geſichtspunkt, oder auch einen Maßſtab, nach welchem er die alten und neueren Sprachen und Literaturen beurtheilt. — Jenen nicht ganz richtigen Maßſtab, den der Verf. anlegt, könnte man nun noch allenfalls hingehen laſſen, aber, um hier gleich unſer Urtheil im Allgemeinen auszuſprechen, es muß in hohem Grade befremden, daß er in ſeinen Behauptungen und ſeiner Argumentation mit ſo wenig Beſonnenheit verfährt, und blind über die alte Literatur aburtheilt. Man muß über die Keckheit erſtaunen, mit der er Autoritäten gerade auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforſchung ganz ignorirte und den Erfahrungen von Jahrhunderten faſt Hohn ſpricht. Es frappirt dies um ſo mehr, da er an vielen Stellen ſeiner Schrift die unzweideutigſten Beweiſe von der Unzulänglichkeit der für ſeinen Zweck erforderlichen Kenntniß der alten Sprachen und Literaturen giebt. Faſt iſt man geneigt zu glauben, er habe es in ſeinen Sprachſtudien bei einem empiriſchen Vergleichen bewenden laſſen; an einer höhern Einſicht der Spracherſcheinungen und deren Entſtehung, an ein tieferes Eindringen in den Geiſt und Gehalt der Schriftwerke ſcheint es nach dem was vorliegt noch zu fehlen. Wie das gemeint ſei, mag er an dem großen Meiſter Wilhelm v. Humboldt lernen, der nebenbei geſagt, über alte und neuere Sprachen ganz anders urtheilt, als der Verfaſſer. Wir wollen hier die Fragen nicht weiter urgiren, ob der Verf. ſich etwa auch auf langjährige, vielſeitige Beobachtung beim Unterrichte in beiden Sprachfächern ſtützen durfte. Das Studium der neuern Sprachen und Literaturen auf Schulen iſt gewiß auch ein Mittel zur humanen Bildung, und wollen ſie ſich als ſolches bewähren, ſo iſt es mit einem blos äußerlichen Vergleichen, und rückſichtsloſen Aburtheilen über ihre ältern Schweſtern nicht

*) Vergl. in der Revue, Juliheft 1842, p. 54 ff. gegen Ruthardt, u. Unterrichtsplan ꝛc. S. 11 ff. Womit zu vergleichen, was Herbart über harmoniſche Bildung ſagt in ſ. Umriſſen zu pädagog. Vorleſungen §. 60 ff.

gethan; es müſſen in der Methodik des Sprach- und Literaturunterrichts erſt noch große Schritte vorwärts gethan werden, wozu in neuerer Zeit erſt der Anfang gemacht iſt.

Nur einige Bemerkungen noch mögen genügen, um die Schrift näher zu charakteriſiren, und dem Leſer das Urtheil zu erleichtern. Hr. H. wendet ſich zuvörderſt gegen den Inhalt der Schriften des Alterthums, und ſtellt, in ſo weit es ſich um Jugendbildung handelt, fünf Gründe zu Gunſten der neuern Literatur auf, die aber vor der Pädagogik nicht ſtichhaltig, und zum Theil ſchon ſo verbraucht ſind, daß man nicht begreift, wie Jemand abermals damit hervortreten kann.

Wir ſtellen hier den vierten Grund des Verf. abſichtlich gleich voran. Die auf die Gegenwart übergegangenen Schriften des Alterthums, heißt es, ſeien durchaus nicht für die Jugend beſtimmt geweſen. — Alſo verlangt der Verf. etwa Jugendſchriften in den Schulen? Dann könnte man fragen, mit welchen Schriften der Neueren wir der lieben Jugend aufwarten ſollen. Wenn es wahr iſt, daß das Beſte eben für die Jugend gut genug iſt, ſo wüßte ich keinen Rath, und ich theile ganz die Anſicht, die Mager in der Vorrede über dieſen Punkt zu ſeiner franz. Chreſtomathie S. XVI. kurz und bündig ausſpricht. — Damit findet denn auch gleich der erſte Grund gegen die claſſ. Literatur zum Theil ſeine Erledigung, daß nämlich bei dieſer eine nur ſehr geringe Zahl von Autoren zur Dispoſition ſtehe, während die meiſten neueren Sprachen einen großen Reichthum an Werken beſäßen, die hinreichenden Stoff zum Zwecke der Jugendbildung böten. Aus dem großen Schiffbruch, den die alte Literatur im Sturm der Zeiten erlitten, iſt Gott ſei Dank noch mehr übrig geblieben, als die Schule für ihre Zwecke bedarf. Und meint der Verf. weiter, daß ſämmtliche Schriftſteller des Alterthums wegen der vielen hiſtoriſchen und antiquariſchen Beziehungen für die Jugend ſchwerer verſtändlich ſeien, als die der neueren Sprachen, ſo müßte man folgern: Je weniger Interpretation erforderlich, je mehr ſich der Inhalt und das Verſtändniß einer Schrift der ungelehrten, noch kenntnißloſen Jugend von ſelbſt erſchließt, deſto geringer die Kraftanſtrengung, deſto größer der Gewinn an ſogen. formaler Bildung? Koſtet es denn wirklich Lehrern und Schülern ſo unendlich viel Schweiß, um in der Schule zum Verſtändniß eines alten Autors zu kommen und wird bei dieſer Art des materialen Schulunterrichts, bei den hiſtoriſchen, antiquariſchen ꝛc. Erläuterungen, nicht auch etwas gewonnen, und zwar für die formale Bildung? endlich, iſt denn gerade das Beſte (was auf die Schule gehört) unter den Neuern auch immer wirklich viel leichter? — Drittens wird der Vorwurf der Indecenz im Ausdruck und ſonſtiger Anzüglichkeiten in den Schriften der Alten wieder zur Sprache gebracht. Die Gefahr vor ſittlicher Verderbniß, ſei hier wieder dadurch zu umgehen, daß bei den Neueren eine viel reichere Auswahl unverfänglicher Werke zu Gebote ſtände. Ref. hält ſich, was die Alten betrifft, hierbei nicht länger auf; die Pädagogik iſt darüber längſt im Reinen. Auf der andern Seite aber läßt ſich wieder fragen, ob denn das Beſte der Neueren, was auf der Schule an die Stelle der Alten treten müßte, gar ſo unverfänglich iſt. Man denke nur z. B. an den Vicar, an Shakſpeare an die großen italieniſchen Dichter und die ſittlichen Begriffe ihrer Zeit; der franzöſ. Literatur und der verführeriſchen Weltanſchauung der Nation, die in ihr uns entgegen tritt, nicht zu gedenken. Die Gefahr, die in ſolchem Falle beim Unterrichte eintritt, hat der Lehrer und der Unterricht

zu verantworten und darum zu verhüten. — Endlich weist der Verf. fünftens auf das seiner Meinung nach in den neuern Sprachen bei weitem überwiegende ethische Element hin, indem die in den alten Sprachen vorhandenen Schriften hinsichtlich der gemüthlichen Erregung der Jugend den neuern bei weitem nachständen. „Denn," heißt es, „alles Ethische ist bedingt durch das religiöse Element, das den Geist des Volkes und seiner Schriftsteller durchwebt; da dieses bei den Völkern des Alterthums, wenigstens den Griechen und Römern, gar nicht vorhanden war, und erst in dem Christenthume Wurzel fassen und durch dasselbe sich Geltung verschaffen konnte, so müssen wir jeden ethischen Einfluß ihrer Schriften auf die Jugend hiemit aufs Bestimmteste in Abrede stellen. Alle ihre Schriften sind blos auf den Verstand berechnet, und lassen das Gemüth unberührt; es fehlt ihnen jene jugendliche Frische, welche in dem Jünglinge, wie durch ein Wunder, die Gefühle für alles Große und Schöne zu entzünden vermag; es fehlt ihnen jenes herzerwärmende Feuer, jene Innigkeit des Gefühls, welche die Jugend zu großen Vorsätzen und guten Thaten bestimmt; ihre trockenen philosophischen Kontemplationen lassen das Herz kalt und bleiben dem jungen Verstande unzugänglich u. s. w." — Ref. fürchtet, die gut unterrichteten Leser mögen es ihm verübeln, wenn er durch irgend ein Wort über diese Expectoration des Verf. ihrem Urtheile vorgreift. Dennoch kann er es nicht unterlassen, wenigstens eine Bemerkung zu machen. Hr. H. muß von der Mythologie durchaus nichts wissen wollen. Wer das Wesen des Mythus und seine wunderbar schönen Schöpfungen, besonders bei den Griechen, deren ganze Poesie davon durchzogen ist, kennt, wird doch des ethischen Bildungsstoffes wenigstens in den Dichterwerken in Menge finden; wer im Homer, in den Tragikern u. s. w. nichts Ethisches finden kann, der hat keinen Theil an dem heiligen Vermächtniß der klassischen Literatur; er ist ihrer unwerth, und — muß schweigen.

Begreiflicher Weise läßt sich von Jemandem, der so wie der Verf., über den Inhalt der alten Schriftwerke urtheilen kann, um so weniger eine gerechte Würdigung des Werths der alten klassischen Sprachen an sich erwarten, als gerade ihre Mustergültigkeit in der schönen Uebereinstimmung von Form und Inhalt der Gedanken besteht. Wenn daher der Verf., nachdem er auf kaum zwei Seiten es mit dem Inhalte der Schriften des Alterthums abgethan hat, im ganzen übrigen Theile seiner Schrift sich damit befaßt, eine Vergleichung zwischen den sprachlichen Erscheinungsformen der alten und modernen Sprachen anzustellen, um am Schluß jeder einzelnen Partie den neuern Sprachen den Preis zu vindiciren, so lohnt es kaum die Mühe, auf jedes Einzelne noch weiter widerlegend einzugehen. Der Verf. ist mit seinen Belegen so sparsam, daß man höchstens Behauptung gegen Behauptung stellen kann, oder eine ganze Grammatik und Rhetorik der betreffenden Sprachen schreiben müßte, wollte man so Allgemeines bis ins Einzelne bekämpfen. Es ist überdies über die alten Sprachen, als Mittel zu ächt humaner Erziehung bereits soviel geschrieben, daß es hieße, Holz in den Wald tragen, wollte man darüber noch viele Worte verlieren. Ich erinnere nur an den einen Thiersch, Ueb. Gel. Schulen. — Folgen wir indeß dem Verf. noch einige Schritte weiter.

Es ist gleich ein Irrthum, wenn der Verf. deshalb in den alten Sprachen weniger bildenden Stoff finden will, weil der Wortvorrath und damit auch die Masse der Begriffe, die die Alten hatten, beschränkter sei, als bei den Neueren. So richtig das ist, so ließe sich doch wieder Manches in dieser Beziehung zu Gunsten

der erſteren einwenden. Aber darauf kommt es hier nicht ſo ſehr an; die Frage wäre vielmehr, ob die Alten in ihrer Sprache alle Mittel gehabt, das was ſie dachten und ſo wie ſie es dachten, darzuſtellen. Das Bildende des Sprachſtudiums liegt dann recht eigentlich in der Auffindung der Congruenz von den Gedanken und deren äußerer ſichtbaren Form. Hr. H. iſt nun aber weit entfernt, dieſen Vorzug den alten Sprachen zugeſtehen. Ihm läuft Alles durcheinander; ſie ſagen oft in ihnen das Gegentheil von dem was ſie ſagen wollen, bringen wohl offenbaren Unſinn zu Tage. (p. 40.) Kein Menſch würde doch ganz ſchiefe Beziehungen, wie summa arbor, elephas animalium maximus u. dgl. Verkehrtheiten und Verſtöße gegen richtiges Denken in Schutz nehmen wollen, wenn ſie auch Cicero gebrauchte. Das iſt eben ein Grundirrthum des Verf., daß er den frei ſchaffenden Sprachgeiſt zu eng in die logiſchen Schranken einzwängt, gleichſam in ſpaniſche Stiefeln einſchnürt. Jedes Volk hat ſeine Anſchauungsweiſe! das eine gebraucht bei derſelben Vorſtellung den beſtimmten Artikel, wo das andere den unbeſtimmten ſetzt; dieſes legt einem Worte das eine, jenes ein anderes Genus bei, und ſo fort bei unzähligen Spracherſcheinungen. Vor den Geſetzen des Dankens würde doch nur eine Weiſe der Darſtellung ihr Recht behaupten können. So aber hat jede Recht; dem Ausdruck liegt, wie in den vom Verf. gewählten latein. Beiſpielen, eine eigene Anſchauung zu Grunde; dieſe ſoll der Sprachſchüler gewinnen, und jemehr ſie von der ſeinigen abweicht, deſto beſſer für ihn, deſto größer der Gewinn an formaler Bildung. Wo aber gehen dieſe Anſchauungsweiſen mehr auseinander, unter den neuern Sprachen, oder unter den alten, gegen jene gehalten?

Was der Verf. weiter über Orthographie, Orthoëpie und Lautverhältniſſe vergleichend ausführt, geſchieht mit einer Umſtändlichkeit die für den fraglichen Zweck ziemlich unnöthig war. Ohnehin iſt ſeine Beweisführung auch hier wenig ſtrict. Es iſt mindeſtens ſehr auffallend, daraus z. B. etwas herleiten zu wollen, daß den Alten eine angemeſſene Interpunktion ganz fehlte, daß man mit ihnen in der Schule nichts anfangen könnte, wenn ſich die neueren Sprachen der älteren nicht freundlich angenommen hätten. — Die Unſicherheit des Urtheils über Lautung todter Sprachen erkennt der Verf. zwar an; das hindert ihn aber nicht, recht weitläufig ſeine Vergleichung durchzuführen. Das Reſultat iſt kurz und gut: das Lateiniſche und Griechiſche ſind die monotonſten, die neuern Sprachen dagegen durchgängig wohlklingender. Dem ſei wie ihm wolle; aber es iſt doch zu bedenken, wenn der Engländer, Franzoſe u. ſ. w. jeder nach ſeiner Weiſe ausſpricht, ſeiner Mutterſprache vor allen andern, auch den alten vielleicht, in Rückſicht des Wohlklangs den Vorzug giebt, ſo iſt darum noch keinem eingefallen, auch deswegen jene beiden Sprachen als formales Bildungsmittel herabzuſetzen. Es wird in Deutſchland überall Franzöſiſch, Engliſch ꝛc. gelehrt, ohne daß gerade überall die Ausſprache das Ohr eines gebildeten Franzoſen ꝛc. befriedigen kann?*) Soll, den Uebelſtand zugegeben, darum der resp. Sprachunterricht als Mittel zur humanen Bildung auch aufhören an dieſer oder jener Schule zu exiſtiren?

Gegen die Proſodie und den Accent in den alten Sprachen macht Hr. H. denſelben Grund geltend, wie gegen die meiſten ſprachlichen Formen bei den Alten. Auch hier hätten Zweifel und vage Vermuthungen ein zu großes Feld, als daß dieſes Kapital bildend auf den jugendlichen Geiſt einwirken könnte. Die

*) Leider!!

ganze Lehre vom Accent der alten Sprachen laſſe ihrer Unbeſtimmtheit (?) wegen den Verſtand unbefriedigt, ſogar unbeſchäftigt (!); die gemüthliche Seite im Menſchen werde ohnehin gar nicht berührt, und pädagogiſch betrachtet, gehöre ſie durchaus nicht in die Schule. — Es verſteht ſich, daß der Verf., ohne weitere Beweisführung, von alle dieſem für die modernen Sprachen das Gegentheil behauptet. Weil er eben mit den großen Fortſchritten auf dem Gebiete der alten Philologie, die der modernen Sprachforſchung ſicher ſchon zu Gute gekommen ſind und noch mehr kommen ſollen, nicht befreundet iſt, ſo geht ſein Zweifel zuletzt in eine völlige Verzweiflung an den alten Sprachen über. Er ſieht in ihnen nichts als Willkühr, Unbeſtimmtheit, vage Präſumption, denen in den neueren Sprachen völlige Beſtimmtheit und Geſetzmäßigkeit gegenüberſtehe. Was ſpeciell den hier beſprochenen Punkt betrifft, wenn man den ſtreng wiſſenſchaftlichen Unterricht von dem ſchulmäßigen gehörig zu unterſcheiden weiß, ſo iſt die Tonlehre der alten Sprache denn doch beſtimmt genug, um neben der der modernen Sprachen in der Schule Platz zu finden. Es kommt ja auch bei dieſem materialen Unterricht wieder nur auf die Art und Weiſe an, wie er gegeben wird, damit der Verſtand nicht unbeſchäftigt bleibt und die formale Bildung leer ausgehe. Mathematik und Naturwiſſenſchaften ſind gar ſchöne Sachen, das weiß Hr. H. ſo gut wie Einer; bleibt die formale Bildung dennoch hier und dort bei den lernenden Subjecten aus, ſo liegt das gewiß nicht an jenen ſelbſt.

Hr. H. kommt bei dieſer Gelegenheit auf Verſification und Poeſie der Alten überhaupt zu ſprechen. Er verweiſ't in der alten Poeſie das rhythmiſche Geſetz, und rühmt den großen Vorzug, den die Poeſie der Neuern, als überwiegend toniſche, in Bezug auf ethiſche Bildung und gemüthliche Erregung vor der quantitirenden Poeſie der Alten voraus habe. Er überſieht in ſeinem Urtheil die unzertrennliche Verbindung, in welcher Muſik und Dichtkunſt bei den Alten, wenigſtens der Griechen, ſtand, und durch die jede toniſche Dichtung unzuläſſig ſein mußte. Er bedenkt nicht, daß die nie ganz gelungenen Verſuche der neuern Sprachen, die antiken Formen der Dichtkunſt zu reproduciren, nur ein Geſtändniß der eigenen Ohnmacht, nur eine Huldigung ſind, die ſie der überlegenen Schönheit der ältern Schweſtern darbringen. Der Verf. urtheilt auch ſehr einſeitig, wenn er S. 23 ſagt: „Der quantitirende Vers iſt lediglich ein Product des Verſtandes; dieſer kalte berechnende Verſtand tritt uns auch in allen Dichtungen des griechiſchen und römiſchen Alterthums faſt ohne Ausnahme entgegen; kein dichteriſcher Schwung, keine Abſtraction von den wirklichen Zuſtänden, kein Erheben des Gefühls in eine höhere Region; es fehlt durchweg jene Innigkeit und Gluth, welche die morgenländiſche Dichtung erwärmt, ſo wie jenes tiefe religiöſe Element, welches in der hebräiſchen Poeſie begann, und erſt im Chriſtenthume in ſeiner größten Erhabenheit ſich entfalten ſollte. Nirgends iſt bei den Griechen und Römern ein Streben wahrzunehmen, durch Beziehungen der Lautformen auf einander Harmonie hervorzubringen u. ſ. w.“ Noch mehr. Hr. Heuſſi geht ſo weit, daß er die Dichter des claſſiſchen Alterthums gar nicht als ſolche gelten läßt. Wenigſtens muß man das von ihm annehmen, wenn er ſagt, erſt im Mittelalter habe man die Wiege der Poeſie zu ſuchen. Wie einſeitig! — Laſſen wir die römiſche Poeſie, die weniger ausgebildet im Ganzen nur ein Nachhall der griechiſchen bleibt, und auf die, wenn man einmal wollte, des Verfaſſers Worte theilweiſe und mit einigem Recht Anwendung finden könnten aus dem Spiele, und verweilen einen Augenblick bei der griechiſchen, insbeſondere der

lyriſchen, inſofern ſich in ihr gerade das Charakteriſtiſche des helleniſchen Dichtergeiſtes recht ſcharf ausgeprägt hat, und der Verf. ſelbſt die gemüthliche Erregung durch die Poeſie ſo ſehr urgirt. Den Vergleich zwiſchen antiker und moderner Epik und Dramatik können wir hier füglich unterlaſſen, da jeder claſſiſch Gebildete wiſſen muß, ob und wie weit das Alterthum ihn mit der neuern Zeit aushalten kann. Hr. H. iſt nun nicht der erſte, der wie oben, über griechiſche Poeſie urtheilt. Es hat allerdings ſeine Richtigkeit, daß Sentimentalität und Romantik, die erſt durch Chriſtenthum und Ritterthum in die Poeſie kamen, der alten Lyrik fremd ſind; beide ſind ganz unhelleniſche Begriffe, und man hat nicht Unrecht, wenn man die antike Lyrik weniger ſinnig und tief nennt. Aber wenn es ihr auf der einen Seite an Tiefe fehlt, ſo hat ſie auf der andern Seite mehr Wahrheit, denn ſie iſt objectiver, ſinnlicher, und darum allgemein menſchlicher. Der Hellene verſtand es nicht, erſt durch künſtliches Verſetzen in einen dichteriſchen Seelenzuſtand den Stoff zu ſeinen Verſen zu gewinnen. Ein Schwelgen in Gefühlen, ein Ergehen ins Ueberſchwengliche, ein Verirren ins Finſtere und Melancholiſche ſagte der würdevollen Ruhe und Klarheit ſeines Geiſtes nicht zu. Sein plaſtiſcher Sinn war nur auf die Wirklichkeit der Außenwelt gerichtet, deren Eindrücken er ſein Gemüth offen hielt. War es der Schmerz verſchmähter Liebe oder die Trauer über den Tod eines Freundes, war es die Luſt des gegenwärtigen Gelages oder die Feier eines eintretenden Feſtes, oder was ſonſt, genug, das in Wirklichkeit jedesmal Gegebene, Geſchehende, war es allein, das ſein Gemüth erregte. Dabei war aber „der kalte berechnende Verſtand“ fern, der freilich allein herrſchend auch keine wahre Poeſie hätte erzeugen können. Selbſt die Gnomen und Sprüchwörter der Griechen verrathen an ihrer Einkleidung deutlich, daß ſie viel weniger das Product der Spekulation, als der ſinnigen Beobachtung der Außenwelt waren; auch an dieſer Art der Poeſie zeigt ſich der Grundcharakter aller helleniſchen Poeſie überhaupt und W. v. Humboldt hat gewiß Recht, wenn er von ihr ſagt, ſie trüge das Gepräge ſinnlicher Empfänglichkeit an ſich. (Briefwechſel m. Schiller, II., S. 221). Und aus ſolcher Poeſie ſollte keine ethiſche, überhaupt keine formale Bildung zu gewinnen ſein? Die Poeſie, zumal das Drama, welches das epiſche und lyriſche Element in ſich aufnahm und zu einem ſchönen Ganzen verarbeitete, und hier wieder vor allen die Tragödie, war den Hellenen die geſetzgebende, ſittengeſtaltende Macht, ihr Theater war für ſie, was für uns das Gotteshaus iſt, und ſind wir gleich keine Heiden, ſo ſind wir doch Menſchen, und können unſer Herz vor dem tiefgreifenden Eindruck ihrer Dichtung nicht verſchließen; am wenigſten aber kann und ſoll ſie der empfänglichen Jugend vorenthalten werden. Der Verf. übertreibt und wird ungerecht gegen die Wahrheit, um die es ihm doch zu thun iſt.

Wir wollen hier abbrechen; der Raum verbietet uns, des Verf. Parteilichkeit und Befangenheit auch in den nun folgenden grammatiſchen Parallelen, weiter nachzuweiſen, Er beſpricht nach der Reihe Artikel, Pronomen, Geſchlecht, Zahlwandlung, Konjugationsformen u. ſ. w., und wenn er dann und wann den alten Sprachen doch auch einmal eine Kleinigkeit zu gute kommen läßt, ſo geſchieht dies, wie es ſcheint, um wenigſtens noch den Schein von Unbefangenheit zu retten. Der Verf. nimmt dabei nur ſeine Kenntniß zum Maaßſtabe, und glaubt zuletzt auf Seiten der alten Sprachen ein bedeutendes Dificit nachgewieſen zu haben, in ſofern ſich bei dieſen in den weſentlichſten Punkten Mangel an Beſtimmtheit und Schärfe des Ausdrucks, an Geſetzmäßigkeit ihrer Grammatik

herausſtelle, weswegen ſie auch weniger bildende Elemente für die Jugend böten, als die germaniſchen oder romaniſchen Sprachen. Wer freilich in der Wort- und Satzfolge z. B. nur „große Willkühr“ findet, wer ſich durch die zahlloſen „Verſchrobenheiten“ und „Anakoluthien“ des Satzgefüges nicht hindurchfinden kann, und „offenbaren Unſinn“ im Ausdruck entdeckt, wem am Ende in ſeiner Verzweiflung „Alles durcheinander läuft“ kann unmöglich anders urtheilen, als der Verf. es thut. Auf welchem Standpunkt er eigentlich ſtehe, giebt er ja ſelbſt deutlich an in den Worten S. 39: „Es würde ihr (der alten Grammatik) auch übel anſtehen, wenn ſie jetzt, in puncto ihrer Gebrechen, eine ſo demüthige Miene annehmen wollte. Während wir in einer Zeit, wo eine allgemeine Grammatik Fortſchritte zum Beſſern macht, die moderne Grammatik ihr nach Kräften nachfolgen ſehen, ſteht die alte als ächt konſervative da, und ignorirt (??) dieſe Schritte ſo viel als ſie kann; das macht ſie nun wenigſtens unbehaglich; ſie kommt dadurch auch in der Schule in einen unangenehmen Konflikt, der zuletzt nicht zu ihrem Vortheile ausſchlagen kann, weil ſtarre und abgenutzte Formen ſich doch nicht über ein gewiſſes Ziel hinaus halten können. Auf dem bisherigen Wege iſt der alten Grammatik nicht mehr zu helfen; ſie iſt ſteif und krank im Innern, ihr Organismus iſt zerrüttet, das Ganze iſt eine todte Maſſe, der ein Prometheus den belebenden Hauch erſt einflößen muß.“ Man erwarte hierzu vom Refer. keinen Zuſatz. — Der Verf. thut unrecht, wenn er den Einfluß der alten Grammatik und ihrer Fortſchritte auf die Geſtaltung der modernen Sprachforſchung ignorirt. Die moderne Philologie hat nichts Beſſeres zu thun, als den Weg, den ihr die ältere vorzeichnet, einzuhalten. Sie wird ſich dadurch vor Ueberſchätzung ihrer ſelbſt bewahren, und der letzteren die Achtung abgewinnen, die ſie verdient. (Vgl. den erſten Aufſatz des 4ten Heftes, vom Oberſchulrath Friedemann). Hr. H. hat überhaupt ſeine Frage ziemlich einſeitig gefaßt und behandelt. Er hat wichtige Punkte ganz unberührt gelaſſen. Z. B. von dem hiſtoriſchen Zuſammenhange zwiſchen der Bildung alter und neuer Zeit ſchweigt er ganz, natürlich auch von der Nothwendigkeit, in der Erziehung der Jugend zu allgemein menſchlicher Bildung, wie ſie unſerer Zeit entſpricht, den hiſtoriſchen Weg „über Athen und Rom zu nehmen; und ſo über vieles Andere. Genug, man wird wohl darüber einig ſein, daß die Frage, die der Verf. in dieſem erſten Hefte aufſtellt, keine Frage unſerer Zeit“ iſt. Die hat ganz andere zu beantworten. Glaubt ſich der Verf. berufen, ſich der neuern Sprachen auf den Gymnaſien annehmen zu müſſen, ſo kann er ſich einer vielſeitigen Theilnahme verſichert halten, wohl verſtanden, ſo lange er dies nicht auf Koſten der ältern thut. Es bleibt dabei, dieſe behalten nach wie vor ihr altes Recht und ihre alte Geltung, und werden es noch nach der Kriſis behaupten, die dem Anſchein nach, den Gymnaſien bevorſteht. Irren wir uns nicht, ſo wird eine innigere Verbindung des alten und modernen Sprachſtudiums aus dieſer Kriſis hervorgehen. Bis dahin aber ſind noch manche Fragen über Organiſation der Gymnaſien, über Methodik des ſchulmäßigen Sprach- und Literaturunterrichts u. dgl. zu beantworten; das ſind „Fragen unſerer Zeit,“ die dann auch der modernen Philologie in den Augen der alten Philologen ſtricter Obſervanz zu größern Ehren verhelfen werden.

Rheydt. Dr. L. A. Berglein.

Esquisse d'un système complet d'instruction et d'éducation et de leur histoire, avec indication des principaux ouvrages qui ont paru sur les différentes branches de la pédagogique, surtout en Allemagne. Ouvrage auquel l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Lyon a accordé un accessit en 1835. Par Théd. Fcitz, prof. au sémin. protest. et à la faculté de théol. de Strassbourg etc. Strassbourg, Schmidt et Grucker. libraires-editeurs. Paris et Genève, Cherbuliez, 1841-1843. gr. 8vo. Tom. I. pp. IV, 426, Tom. II. pp. 314, Tom. III. pp. 752.

Den Lesern einer Zeitschrift für das Studium der neueren Sprachen in Deutschland, besonders den Lehrern der französischen Sprache, ist es hoffentlich angenehm, nähere Notiz von einem Werke zu erhalten, das ein Deutscher mit deutschem Geiste und deutscher ausgebreiteter Literaturkenntniß zur Verständigung über die wichtigen Gegenstände des gesammten öffentlichen Unterrichtes in unserer Zeit, zwar zunächst für Frankreich geschrieben hat, dessen Bürger, Einwohner und Beamter er ist, das aber zugleich auch Deutschen, besonders denen, welche die französische Sprache und französischen Zustände näher kennen lernen wollen und sollen, allseitiges Interesse darbietet. Ja selbst blos deutsche Leser werden hier eine Masse von Ideen, Erfahrungen, Ansichten und besonders Citate deutscher Schriften jeder Art in solcher Fülle und Auswahl finden, wie sie weder Niemeyer, noch Schwarz in den neuesten Ausgaben darbieten; so daß das Werk selbst schon in dieser Hinsicht für deutsche Schulbibliotheken zur Anschaffung angelegentlich empfohlen werden kann, als ein Magazin, welches auf keine Frage leicht eine Antwort schuldig bleiben dürfte. Die Urtheile des Verf. gründen sich, wie man deutlich wahrnehmen kann, fast alle auf Autopsie und setzen ein ausgebreitetes Studium voraus, welches für den Wohnort desselben fast Staunen erregen muß, und manche Schulmänner, Schulvorsteher Deutschland's beschämt, welche in viel gelegeneren Gegenden weit ärmer an solchen Kenntnissen sind, oft von ihrer nächsten Umgebung.

Eine Uebersicht der einzelnen Abschnitte wird dies klar darlegen können, wenn auch manche Abkürzungen der Ueberschriften dabei erfolgen.

Tom. I. Introduction. Chap. 1. But vers lequel doivent tendre les individus, les nations, l'humanité. II. Véritable but de l'éducation. III. IV. Objections. V. Besoins relatifs à l'instr. et à l'éduc. des personnes qui ne jouissent d'aucune fortune. VI. Bes. des juifs. VII. Bes. des paysans. VIII. B. des artisans. IX. B. des militaires. X. B. des négociants. XI. B. des artistes. XII. B. des savants. XIII. B. des diplomates. XIV. B. des princes. XV. B. des parents. XVI. B. des instituteurs primaires. XVII. B. des chefs de pension. XVIII. B. des curés. XIX. B. des professeurs. XX. Vérités générales etc. Bibliographie de la pédagogique générale. — Livre I. L'enfance. Ch. 1. Considérations préliminaires. II. III. Education physique intellectuelle, esthétique, morale. IV. De 2 à 5 ans. Salles d'asiles. V. De 5 à 9 ans. Ecoles inférieures; garçons et filles réunis. VI. VII. De 10 à 14 ans. Ecoles élémentaires supérieures. Garçons. Filles. VIII. Ecole de campagne. IX. E. d'enseignement mutuel. — Livre II. L'adolescence. Ch. I. II. De 14 à 20 ans. Ecoles secondaires, industeielles, polytechniques; colléges, lycées,

gymnases. III. De 14 à 20 ans et au-dessus. IV-VIII. 1. Sourds-muets. 2. Aveugles. 3. Orphelins. 4. Ecole du soir etc. 5. Ec. de correction. IX. Ed. privée. — Tom. II. Livre III. La Jeunesse. Ch. 1. De 20 à 25 ans. Ch. II—X. 1. Etude des beaux arts, 2. de la philosophie, 3. des mathématiques, 4. des langues, 5. de l'histoire, 6. des sciences naturelles etc., 7. de la médecine, 8. du droit etc., 9. des sciences militaires, 10. de la théologie et de la pédagogique. XII. obs. gén. sur les études dans les écoles supérieures. XIII. Ed. des princes. — Livre IV. L'âge mur. Ch. 1. Audessus de 20 à 25 ans. II. Soins à donner au corps. III—V. Ed. intell. 1. Leçons publiques, 2. bibliothèques, cabinets etc., 3. conférences des instituteurs, des savants etc. VI. Théâtres, concerts etc. VII—VIII. Ed. mor. et rel. 1. Lectures, 2. sociétés bibliques, 3. vie de famille, 4. enseign. rel., dans les églises, 5. caisses d'épargnes, 6. sociétés de temperance. IX. Réformes nécessaires dans la legislation. — Livre V. Des moyens extérieurs d'éducation. Ch. 1. salles, collections, bibliothèques d'écoles, livres classiques. II. tableaux de conduite. III. examens. IV. récompenses et peines. V. bourses. VI. vacances. VII—XI. législation de l'état; devoirs et droits; personnes chargées de l'enseignement; épreuves à subir etc.; comités d'inspection, conseil universitaire, ministre de l'iustr. publ. — Tom. III. Livre VI. Histoire de l'éducation. Ch. 1. Bibliographie. II. peuples sauvages. III. Chinois. IV. Indiens. V. Egyptiens. VI. Perses. VII. Grecs. VIII. Romains. IX. Hébreux. X. Le Christianisme. XI. Arabes. XII. Chrétiens d'occident. XIII. Charlemagne. XIV. Connaissance des lettres. XV. Orient. XVI. Chevalerie, trouhadours. XVII. jusque vers la fin du 17me siècle. XVIII. jusque vers la fin du 18me siècle. XIX. XX. 19me siècle. Océanie, Afrique, Asie, Amérique. XXI. Europe. Midi. XXII. l'Est et le Nord. XXIII. Le centr. XXIV. France.

Das anhaltende Studium einer ausgebreiteten Literatur bis auf die neueſte Zeit hat dem Verf. einen höchſt vorurtheilsfreien Standpunkt bereitet, auf welchem er dieſſeit und jenſeit des Rheines das Rechte vom Unrechten zu ſcheiden weiß, aber im Ganzen doch offen dem Ernſte ſich zuneigt, mit welchem in Deutſchland alle Unterrichtsgegenſtände behandelt werden. Der geiſtliche Stand, welchem er angehört, hat keinen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Vorſchläge ꝛc., ſelbſt nicht bei dem Volksſchulweſen, geäußert. Daß er das reine Chriſtenthum für den Anker hält, an welchen das Heil der Menſchheit für alle Zukunft ſich ketten müſſe, um allerlei Auswüchſe der Gegenwart zu überwinden, in denen man nur die nachwuchernden Früchte einer ſchlimmern Vergangenheit wahrnehmen könne, mit welchen das jetzige Geſchlecht die Sünden des früheren büße, nach der ewigen Ordnung der Natur im Materiellen und Immateriellen, und daß allein auf dieſem Grunde die wahre Humanität und Menſchenbildung jeder Art ſichere Siege erreichen werde, dieſen feſten Glauben wird jeder Vernünftige mit ihm aus vollem Herzen theilen, welchem Volke er auch angehöre. So wird vorliegendes Werk auch reichlich zur Verſtändigung beider Nachbarvölker beitragen, die, wenn ſie ihre wahren Intereſſen recht verſtehen, nur in gegenſeitiger Achtung und aufrichtigem Austauſche ihrer leiblichen und geiſtigen Güter, wobei nationale Eigenthümlichkeiten nicht aufgegeben zu werden brauchen, ſowohl ihr beſonderes Wohl gründen, als die gemeinſame Aufgabe, Träger der Civiliſation Europa's zu

bleiben, mit Erfolg vollführen werden. So vereint können beide die bisherigen Errungenſchaften des Geiſtes ſichern gegen jede Barbarei, ſie komme, wann und woher ſie wolle.

Wit and Humour, selected from the English poets; with an illustrative essay and critical comments. By Leigh Hunt.

Der bekannte Verfaſſer liefert in obigem Werke eine Art von Fortſetzung ſeiner Imagination and Fancy und verſpricht zugleich einen nächſtens unter dem Titel „Action and passion“ zu erſcheinenden dritten Band. In einer einleitenden Abhandlung: „Illustrative Essay on Wit and Humour“ bewährt Hunt ſowohl durch ſeinen glänzenden Styl als auch in Hinſicht der Gedankenfülle und Klarheit der Auseinanderſetzung ſeinen alten Ruhm. Mit großer Schärfe prüft er die von Barrow, Locke und Addiſſon gegebenen Definitionen und begründet dann die eigenen, nämlich für Witz: The arbitrary juxta-position of dissimilar ideas, for some lively purpose of assimilation or contrast, generally for both; — ferner für Humor: A tendency of the mind to run in particular directions of thought or feeling, more amusing than accountable. Hierauf zählt der Herausgeber folgende 14 Formen auf, unter welchen der Witz wohl aufzutreten pflegt und fügt für eine jede derſelben Belegſtellen an, die in großer Menge und mit außerordentlich viel Geſchmack den beſten Schriftſtellern entlehnt ſind. Die Eintheilung lautet: 1) The direct Simile. 2) The Metaphor. 3) What may be called the Poetical Process, the Leap to a conclusion, or the omission of intermediate particulars, in order to bring the two ends of a thought, or circumstance, together. 4) Irony. 5) Burlesque. 6) Exaggeration, Ultra-Contiouity, and Extravagance in General. 7) Any Kind of Juxta-position of Ideas, having a pleasant effect, down to those depending on sound; such as Puns. Maccaronic Poetry, Half-Jargon Burdens of songs, and even Nonsense Verses. 8) Cross-Purposes; or contradictory intentions, mistaken by their entertainers for identical ones. 9) Unconscious absurdity in a man's character, apart from mere circumstances. 10) Conscious Humours indulged. 11) Humours of nations and classes. 12) Humours of mere temperament. 13) Moral or intellectual incongruities. 14) Genial contradictions of the Conventional.

Bei der Wahl der Belegſtellen hat ſich der Herr Herausgeber nur an die poetiſchen Werke der citirten Schriftſteller gehalten und zugleich in der Beziehung viel Umſicht bewieſen, daß er vollſtändig auf Alles verzichtete, was durch eine zu freie, ungenirte Sprache hätte Anſtoß erregen können. Die engliſche Critik hat das Werk freudig aufgenommen und wir ſchließen dieſe kurze Notiz mit einem charakteriſtiſchen Citate aus demſelben über Shakſpeare, welche den Leſern gewiß nicht unwillkommen ſein wird.

Shakspeare had wit and humour in perfection; and like every possessor of powers so happy, he rioted in their enjoyment. Molière was not fonder of running down a joke: Rabelais could not give loose to a more admirable fooling! His mirth is commesnrate with his melancholy; it is founded on the same knowledge and feeling and it furnished him

with a set-off to their oppression. When he had been too thoughtful with Hamlet, he „took it out“ with Falstaff and Sir Toby. Not hat he was habitually mechancholy. He had too healthy a brain for that, and too great animal spirits; but in running the whole circle of thought, he must of necessity have gone through its darkest as well as brightest phases; and the sunshine was welcome in proportion. Shakspeare is the inventor of the phraso „setting the table in a roar“ of the memory of Yorick; of the stomach of Falstaff, stuffed as full of wit as of suck. He wakes the night — owl with a catch; „draws“ three souls out of one weaver; passes the equinoctial of Queubecs (some glorious torrid zone lying beyond three o' clock in the morning) and reminds the unco — rigtheous for ever, that virtue, false, or true, is not incompasible with the recreations of „cakes and ale.“

„It is a remarkable proof of the geniality of Shakspeare's jesting, that even its abundance of ideas does not spoil it; for, in comedy, as well, as tragedy, he is the most reflective of writers. I know but of one, that comes near him in this respect and very near him. (Idare to affirm) he does come, though he has none of his poetry, properly so cas-lled. It is Sterne; in whose, „Tristram Shandy“ there is not a word without meaning — often of the profoundest as well as kindliest sort, The professed fools of Shakspeare are among the wisest of men. They talk Aesop and Salomon in every jest. Yet they amuse as much as they instruct us. The braggart Parlles, whose name signifies words, as though he spoke nothing else, scarcely utters a sentence, that is not rich with ideas; yet his weakness and self-committals hang over them all like a sneaking infection, and hinder our laughter from becoming respectful. The scene in which he is taken blindfold among his old acquaintances, and so led, to vilify their characters under the impression that he is gratifying their enemies, is almost as good as the screen scene in the „School for Scandal — p. 123.

Revue bibliographique.

De toutes les illusions auxquelles la candeur de quelques écrivains allemands s'abandonne, une des plus singulières est cette conviction, dans laquelle leur esprit se repose avec tant de complaisance, qu'il suffit de feuilleter un dictionnaire français pour acquérir une connaissance approfondie de la langue qu'ont parlée Voltaire et Mme. de Sevigné; et qu'après avoir rassemblé péniblement quelques centaines de phrases extraites de divers ouvrages, on n'a plus, pour mettre au jour un livre instructif et agréable, qu'à les coudre ensemble et à clouer en tête une préface pleine de promesses séduisantes. Mais hélas! promettre et tenir sont deux. Il en est de ces annonces emphatiques comme des tableaux qu'on expose à la foire pour allécher les curieux: on se promettait un plaisir, une surprise agréable, on n'achète qu'un désappointement. Au lieu de ces brillants personnages que l'imagination avait rêvés, on n'a devant les yeux que de chétives créatures dont la vue inspire une compassion mêlée de

dégoût. Sur la foi du titre vous croyez tenir entre vos mains un recueil qui vous initiera aux mystères de la langue française et dont la lecture vous transportera au milieu des salons de Paris; tandis que vous n'avez qu'une compilation lourde et indigeste, où la grammaire est blessée jusqu'au sang et où les nombreuses offenses faites à la syntaxe choqueraient le lecteur le moins expérimenté. Au lieu d'une conversation vive et enjouée, vous ne trouvez que des dialogues sans esprit et sans verve, où les phrases se suivent mais ne s'enchainent jamais, et dont les interlocuteurs jasant à toit et à travers, s'interpellent sans se répondre, comme pour renouveler le miracle de la tour de Babel. Le lecteur trop crédule ou incapable de discerner le vrai du faux, s'approprie ce jargon inintelligible, caricature plate et indécente du langage parisien, et ira s'exposer plus tard aux railleries de ses compatriotes qui ont puisé leur connaissance du français à des sources moins suspectes.

En présence d'abus si criants, le silence serait plus qu'une faiblesse; ce serait une véritable lâcheté. De quelque nom que soient signés ces livres empreints d'une ignorance si profonde des règles les plus élémentaires du style et de la science grammaticale, le devoir des hommes chargés, comme nous le sommes, de maintenir intact le dépôt qui nous a été confié, notre devoir, dis-je, est de montrer les fautes, dont ces ouvrages sont hérissés, de les rendre visibles à tous les yeux et d'appeler l'attentation du public sur ce fléau littéraire qui sévit incessamment.

Il est temps aussi qu'un journal prenne à coeur les intérêts de quelques milliers d'élèves, qui, sans aucun guide dans le choix de leurs lectures et ballotés d'un livre mal fait à un autre plus mal fait encore, se faussent l'esprit et le goût, et loin de se familiariser avec les beautés de la langue, ne la trouvent que défigurée et rendue méconnaissable, C'est un service à rendre à la jeunesse studieuse que de lui signaler les pièges qu'on tend à sa bonne foi et de lui faire toucher au doigt l'incapacité de ces prétendus maîtres de langue française, qui auraient grand besoin d'apprendre ce qu'ils se flattent de pouvoir enseigner.

Nous allons examiner un de ces ouvrages publiés en Allemagne par des Allemands et dont le but avoué est d'offrir des modèles d'une conversation animée entre des gens d'un esprit fin et cultivé. Il a pour titre: Unterhaltungsfreund in franzöſiſcher Sprache, abgefaßt in einem leichten und launigen Converſationstone, wie er Herren und Damen auf Spaziergängen, Bällen, in Geſellſchaften u. ſ. w., eigen iſt ꝛc., v. Dr. Lohmann, Lehrer der engliſchen und franzöſiſchen Sprache in Leipzig, neue wohlfeilere Ausgabe. On nous saura gré de ne pas relever tout ce qu'il y a de plat, de vulgaire, de grossier même dans ces dialogues dont l'auteur n'a jamais mis le pied dans un salon de la bonne compagnie. Notre tâche sera déjà assez pénible de chiffrer et de numéroter toutes les fautes de syntaxe et de grammaire qui hérissent ce manuel de conversation et en rendent parfois le sens indéchiffrable. Si notre critique. qui n'est que juste, a pu paraître hostile, nous sommes sûr que les citations suivantes nous justifieront complètement.

Une promenade de Messieurs.

A. Il est injuste que messieurs tardent à venir [1]). — B. Nous étions convenus de nous attrouper [2]) à deux heures sonnantes. — A. L'horloge du clocher St. Nicolas va sonner. — B. Ah, mon ami, voyez! regardez ces jolies filles qui passent; en vérité, cette svelte brunette, c'est une grâce achevée [3]). — A. Ma foi! la petite blonde nous sourit gracieusement; à présent cette penche [4]) la tête. — B. Je présume que vous êtes d'accord [5]) avec elle; en outre [6]) la petite friponne n'oserait le faire: aussi tombe-t-il d'accord à [7]) ce que je viens d'apprendre, savoir que vous êtes un fort puissant [8]) adorateur des images. — A. Je vous demande pardon, qu'entendez-vous par là? — B. Paix! on m'a dit que votre piété pour le dieu des amours était si avancée (en cela) que vous tâchiez de mettre toutes les jeunes filles que vous connaissez sur son foyer de sacrifice [9]). — A. Vous avez en effet mauvaise opinion de moi. Le jugement que vous portez sur moi, est trop sévère: on le porte à l'excès [10]). Je vois qu'il faut dire le vrai [11]) pour modérer votre préjugé [12]) et pour vous procurer [13]) une meilleure opinion de moi. — B. Parlez donc. — A. Vous allez entendre qu'on vous a prévenu avec beaucoup d'exagération de ma personne [14]). Je vous mets mon honneur en gage [15]) que je n'ai eu que dix-neuf pussades [16]) dans [17]) mon séjour de trois semaines à Cologne. — B. La somme [18]) en est assez considérable. — A. Oui, elle n'est pas au moins si exorbitant [19]) que vous le croyez. — B. A

---

1) L'auteur a voulu dire apparemment: ce n'est pas bien ou c'est mal de ces Messieurs de tant tarder à venir.

2) S'attrouper signifie se réunir en troupe tumultueusement; c'est se réunir qu'il fallait.

3) Il faudrait: est pleine de grâce ou est d'une grâce achevée.

4) Elle fait signe de la tête eût été le terme convenable pour rendre l'idée de nicken.

5) Le sens voudrait: d'intelligence.

6) En outre, terme impropre pour autrement.

7) Nonsens pour: c'est aussi d'accord avec cet.

8) Fort puissant est sans doute ici pour très-grand.

9) Comprenne qui pourra ce galimathias double et même triple, qui n'a de nom dans aucune langue! L'auteur a peut-être voulu dire: on m'a dit que vous étiez d'un naturel si amoureux que toutes les jeunes filles doivent céder à vos désirs; mais outre l'obscurité et l'incorrection du langage, on a droit d'être surpris que l'auteur se permette des plaisanteries de si mauvais goût.

10) On le porte à l'excès. Cette phrase est une énigme pour nous; signifie-t-elle par hasard?: la sévérité avec laquelle on me juge est exagérée.

11) Le vrai est ici pour la vérité.

12) modérer votre préjugé est un barbarisme. L'auteur a voulu dire, diminuer vos préventions à mon égard.

12) procurer une opinion: incorrection du langage pour donner une opinion.

14) qu'on vous a prévenu avec beaucoup d'exagération de ma personne: on prévient pour ou contre; on ne prévient pas de

15) Je vous mets mon honneur en gage que je ne veux absolument rien dire: on déclare sur son honneur, on ne le met pas en gage.

16) pussades, terme fort libre que Liebschaft traduit très-inexactement.

17) dans mon séjour de ..... La grammaire veut: pendant le sejour de .... que j'ai fait à Cologne.

18) La somme: il faudrait nombre ou quantité.

19) si exorbitant: à qui, de l'imprimeur ou de l'auteur, devons-nous faire honneur de ce solécisme?

un plus long séjour [1]) le nombre se serait infiniment augmenté. Eh bien, que partites-vous si vite [2])? — A. J'avais fait à deux jeunes demoiselles ma [3]) déclaration d'amour sans savoir que toutes deux étaient amies intimes. — B. On peut se figurer l'embarras qui vous arriva par ça [4]). — A. Hé! voilà enfin deux de nos amis qui arrivent! Vous tardez à venir, Messieurs. — C. Y a-t-il déjà longtemps que vous avez attendu après nous? — B. Plus d'une demi-heure. — Est-ce que le reste de la société viendra [5]) vous suivre? — B. Ils [6]) étoient derrière nous. — C. Nous n'étions que quatre personnes; douze en promettaient de venir [7]). — B. Allons! en avant! Prenons du repos [8]) à l'auberge de la Scie. — K. Pour nous, nous sommes encore jeunes, nous ne conviendrons pas [9]) pour les bons bourgeois. On n'y doit pas chanter, et à plaisir, faire du sabbat [10]). — C. Le possesseur de la Scie fait bâtir une nouvelle salle au premier: elle [11]) sera probablement la salle du sabbat. — G. Ce serait à souhaiter afin que le gai monde puisse se séparer un peu de celui qui est altéré [12]). — K. J'espère que vous allez suivre mon conseil; nous entrons tout gais pour étancher notre soif [13]); la bière de Gosslar est très-bonne. — K. Mademoiselle! oserais-je vous prier [14]) de porter votre parasol? — Mad. Excusez! il se rendra [15]) trop pésant [16]) pour vous. — K. Oh! que non, chaque [17]) fardeau est doux pour moi, que [18]) je porte pour une belle demoiselle telle que vous êtes [19]). — Mad. Mon dieu! vous n'embarrassez; moi, je n'ai pas l'air d'une belle personne; vous ne fai-

---

1) A un plus long séjour: Germanisme, pour: si votre séjour s'était prolongé.

2) Eh bien, que partites-vous si vite? Le sens voudrait: mais alors; la grammaire: pourquoi êtes-vous parti etc.

3) ma: il faut ici une.

4) qui vous arriva par ça: l'auteur aurait dû dire: qui en résulta pour vous ou dans lequel vous vous trouvâtes.

5) viendra vous suivre: phrase incorrecte pour va vous suivre, ou vous suivra bientôt

6) A quoi se rapporte le pronom ils ? au reste ou à la société? Ils ne peut se dire qu'après un substantif masculin au pluriel.

7) Construction vicieuse et faute de grammaire: douze avaient promis de venir.

8) Prenons du repos è etc. dans ce sens n'est pas exact; il fallait: allons nous reposer è etc.

9) Nous ne conviendrons pas pour etc. L'auteur a sans doute voulu dire: nous ne conviendrons pas à etc.

10) On n'y doit pas chanter etc. Cette phrase traduite en français signifie: il n'est pas permis d'y chanter et d'y faire du bruit à volonté.

11) elle: la grammaire veut ce.

12) Le sens de toute cette phrase m'échappe complètement: il est vrai que je n'ai jamais été très-fort sur les logogriphes.

13) pour étancher notre soif: expression beaucoup trop emphatique; il fallait: pour nous désaltérer.

14) Si nous ne nous trompons, c'est offrir qu'il aurait fallu.

15) il se rendra: berberisme pour: il ecra.

16) trop pésant. Si nous relevons cette faute d'accentuation, c'est qu'elle fourmille dans ce recueil, ainsi que beaucoup d'autres, qu'il eût été si difficile de faire disparaître.

17) chaque fardeau: la grammaire veut tout fardeau.

18) que je porte. — Cette construction grammaticale est tout à fait contraire au génie de la langue française; il faudrait: tout fardeau que je porte etc. me paraît doux.

19) telle que vous êtes ou mieux dit: comme vous, telle que vous.

tes que me flatter [1]). — K. Je vous assure que vous êtes si belle [2]) pour m'amourager [3]) de vous. Moi, je n'ai jamais vu un petit ange si charmant que vous êtes. — Mad. Vous plaisantez. Si je suis aussi un peu jolie [4]), mais vous ne vous moquez que de moi [5]), et vous me rendez tout perplexe [6]). — K. Mais, ma jolie demoiselle, vous répandez un parfum agréable; je présume que vous ayez [7]) tâché de sauver un marchand de pommade pour qu'il ne fasse pas banqueroute. — Mad. La fleur produit ce parfum. — K. Quelle fleur? celle de votre jeunesse? — Mad. La fleur des arbres. Ah! vous vous moquez de moi, je vois bien que les autres messieurs se moquent aussi de moi. — K. Qui est-ce qui oserait se moquer d'une mademoiselle [8]) aussi belle que vous êtes. — Mad. En effet! Vous me rendez toute honteuse. — K. Oh! de grâce, permettez-moi de vous regarder en face, car j'aime la rougeur innocente [9]). — Mad. Ah! j'ai honte encore davantage — je suis encore fort jeune . . . il faudrait que je fermasse les yeux. — K. Eh! bien, mon petit ange, fermez vos yeux. Mad. Eh! bien, voulez-vous que je voie maintenant? — Vous ne verrez peut-être encore davantage, je passe tous les soirs à la Porte St. Pierre. — K. C'est excellent. Mais est-ce que vous me permettrez que je m'amuse [10]) à votre aimable rougeur. — Ah! quelle belle figure! — Mais, Mademoiselle, vous suez beaucoup de visage, et les gouttes de sueur ont lavé toute la rougeur des joues, et l'ont emportée sous le menton. — B. Halo! c'est du rouge! c'est un excellent coup [11]). — Mad. C'est honteux. Vous êtes hommes [12]) abominables — attendez, prenez-garde — je vais rebrousser chemin — je ne veux pas marcher avec vous. — K. Adieu! mon ange fardé! arrangez votre couleur de jeunesse avant d'entrer dans la salle de danse.

---

1) Vous ne faites que me flatter. La phrase que l'auteur avait en vue est celle-ci: c'est pure flatterie de votre part. Celle qu'il a écrite par ignorance du vrai sens des mots, veut dire: vous me flattez sans cesse.

2) Vous êtes si belle pour . . . . . germanisme inadmissible. Vous êtes assez belle pour que je

3) pour m'amourager de vous. Jusqu' à ce jour on avait écrit s'amouracher. Quant à la syntaxe, elle veut: pour que je m'amourache de vous.

4) Si je suis aussi un peu jolie . . . . cette traduction littérale de l'allemand est inintelligible au français. Lors même que je serais ou fussé-je même un peu jolie sont les seules manières correctes de s'exprimer.'

5) mais vous ne vous moquez que de moi. La transposition du ne que altère ici tout à fois le sens de la phrase: l'auteur a voulu dire: ce que vous en dites n'est que pour vous moquer de moi.

6) tout perplexe . . . faute de grammaire pour toute perplexe. En outre l'adjectif perplexe frise de bien près le ridicule.

7) Ayez: faute de syntaxe pour avez.

8) L'auteur qui dit une mademoiselle, ne se fait aucun scrupule ailleurs de faire interpeler ses aimables interlocutrices du nom de demoiselle Berthe, demoiselle Cécile etc. Il pensa sans doute que cela fait compensation.

9) la rougeur innocente apparement pour la rougeur de l'innocence.

10) que je m'amuse: il faut de m'amuser.

11) Un Français aurait dit: le tour est excellent!

12) hommes. La colère qui suffoque cette gentille personne lui a sans doute fait oublier qu' on dit des hommes.

En voilà ce qu'on ose présenter au public comme une conversation élégante et polie, comme l'écho des entretiens spirituels qui ont lieu en France entre des hommes et des femmes de bon ton! C'est ce ramas de platitudes où les convenances ne sont pas plus respectées que les règles de l'art d'écrire, qu'on ne rougit pas de mettre entre les mains de jeunes élèves et de leur faire apprendre par coeur! Nous avons cité un dialogue presque tout entier, pour échapper au reproche banal d'avoir choisi dans le recueil ce qui prêtait le plus le flanc à la critique; le lecteur est à même de juger si nos griefs sont légitimes, ou si en élevant la voix contre une telle profanation de la langue, nous avons cédé à un mouvement irréfléchie, à une prévention mal fondée. Le recueil renferme 11 pièces qui ne le cèdent en rien à celle que nous avons citée: même esprit, même verve, même grâce, même enjouement. Des commis voyageurs échauffés par des libations copieuses, ne s'expriment pas avec plus de réserve et d'urbanité! On ne sait en vérité dans quelle classe de la société l'auteur a choisi les étranges interlocuteurs qu'il met en scène et qu'il nous offre comme des modèles de convenance et de bon ton.

Tous ceux qui ont vécu en France et qui ont été admis dans les cercles où se réunissent des gens d'un esprit même médiocre, sont unanimes à reconnaître que ce qui y domine, ce qui s'y réfléchit de mille façons, ce qui donne à ces réunions le mouvement et la vie, c'est l'esprit de conversation et de société, l'intelligence vive et déliée des convenances et des ridicules, la délicatesse des pensées et des sentiments, la grâce, le piquant, la politesse achevée du langage. Mme. de Staël l'a dit avec cette originalité d'expression qui la caractérise: „Un entretien aimable, alors même qu'il porte sur des riens, et que la grâce seule des expressions en fait le charme, cause encore beaucoup de plaisir; on peut l'affirmer sans impertinence, les Français sont seuls capables de ce genre d'entretien. C'est un exercice dangereux, mais piquant, dans lequel il faut se jouer de tous les sujets, comme d'une balle lancée qui doit revenir à temps dans la main du joueur.“

„Les étrangers, quand ils veulent imiter les Français, affectent plus d'immoralité et sont plus frivoles qu'eux, de peur que le sérieux ne manque de grâce, et que les sentiments ou les pensées n'aient pas l'accent parisien.“

Ne dirait-on pas que le spirituel auteur de l'Allemagne a prévu l'époque où le langage de la conversation française deviendrait l'objet d'une plate et maladroite imitation? où des écrivains, instruits peut-être, mais sans mission aucune pour enseigner les finesses de la langue, se poseraient en cicerone prêts à introduire leurs compatriotes dans cette terre promise qu'on apelle les salons de Paris? Si du moins leur style était correct, si l'on y reconnaissait une étude approfondie du français, si les règles les plus simples de la grammaire et de la syntaxe n'étaient pas violées à chaque instant, on leur pardonnerait de s'abandonner à des illusions qu'il est impossible de partager. Mais comment absoudre du reproche d'ignorance présomtueuse un écrivain qui se respecte assez peu pour se laisser prendre à chaque phrase en flagrant délit de barbarisme, de solécisme, et d'incorrection? Comment excuser des

fautes aussi grossières que celles qui suivent? P. 6. Est-ce que nous fréquentérons une chambre d'en haut? Restons-nous plutôt en bas. Est-il possible d'avoir douze chaises bourrées? Les cigares sont tels quels. La lumière vient d'éteindre. P. 9. Donnez le ton d'un chanson. P. 11. Ils étaient bien heureux que ce jeune-homme là venait la marier. Si toutes les jeunes gens. P. 13. Entrons le houlingrin. Il y a encore assez de places de vacantes. P. Allons-nous plus avant. P. 18. Restons-nous encore ici. P. Prenez-garde d'être passé par dessus. P. 29. Il s'élève de sa chaise. P. Il faut être déjà tard. P. Allons-nous faire un tour. P. 34. Il a dansé avec moi de la soirée. P. 35. Si vous aviez chaudes, mes demoiselles. Vous allez être servis, mes dames. Quand demoiselle Gautier ira (si Mlle. G. va) j'irai aussi. P. 37. De la part de qui? — Du côté de Mad. S. P. 38. Mesd. B. Nous nous serions endormi sur nos chaises . . . nous nous serions bien passé de sa compagnie . . . Si nous ne nous étions pas avisé d'employer une ruse, il nous aurait accompagné chez nous. P. 39. Quelle belle robe que vous avez! Ils sont quelquefois très-brutals envers les acheteurs. P. 53. Vous me mettez en humeur de cela. P. 109. Le cloison de planches aboutit jusqu'à la station. N'est-ce pas ici l'institut de sourds et muets?

Nous ne pousserons pas plus loin cette revue: elle fatiguerait le lecteur suffisamment édifié, nous le pensons, par les citations qui précèdent. Au surplus nous renvoyons les incrédules au livre lui-même qui leur fournira tous les éléments de conviction qui pourraient encore leur manquer. Quant à nous, nous n'avons qu'un voeu à faire: c'est que cette vive réprimande, dictée par le seul désir de nous rendre utile ouvre enfin les yeux de tant de personnes qui, par orgueil national ou par une coupable insouciance, repoussent les avertissements qu'on leur donne et s'obstinent à voir des guides sûrs et infaillibles là où il n'y a qu'ignorance et présomption.

Tubingue.

Prof. **Peschier.**

Miscellen.

1) Zu Schiller's Kampf mit dem Drachen.*)

Happel I. 41.

Dieſe Hiſtoria iſt genommen aus Bosio, und zwar aus ſeinem andern Buche der Hiſtoria, die er geſchrieben von der Religion der Johanniter-Ordens-Ritter von Jeruſalem. Im Jahre Chriſti 1345, als Klemens der VI. Pabſt zu Rom, und Elio de Villanova, Großmeiſter der Ritter Sct. Johannis war, da begab ſich ein Ding, darüber ſich die ganze Welt verwundern muß. Auf der Inſel Rhodus, nicht weit von der Sct. Stephanskirche, war ein großer Felſen, unter welchem aus einer ſehr großen unterirdiſchen Höhle ein Fluß herfür ſtrömete. In dieſer Höhle ſchulete damalen ein ungeheures, greuliches und erſchreckliches Wunderthier, welches nicht allein in der ganzen Gegend der Inſel nach den Oſten unerhörten Schaden an Menſchen und Viehe, die es mit unglaublicher Grauſamkeit anfiel, zeriſſe und verſchlunge, verurſachete, ſondern auch vermittelſt ſeines giftigen Athems die Luft derſelben Gegend überall dergeſtalt vergiftete, daß ſich Niemand ohne augenſcheinliche Lebensgefahr dahin wagen durfte; dannenhero der Großmeiſter gemeldten Ritterordens, (welcher damalen ſein Verbleiben auf dieſer Inſel hatte) öffentlich auskundigen ließ, daß ſich Niemand, wer es auch ſei, unterſtehen ſollte, an den unſichern Ort zu kommen. Eben dieſes hat er gleichfalls den Rittern verboten, und zwar bei Verluſt ihres Lebens, oder zum wenigſten, ihres Ordens, dahero der unſichere Ort nicht unbillig den Nahmen mal passo lange Zeit geführet hat.

Zu dieſer Zeit war einer unter den Rittern zu Rhodus, Nahmens Deodatus de Geron, von Geburth ein Gaſconier, ein junger, friſcher und muthiger

*) Hr. Prof. Joachim Meyer aus Nürnberg ſpricht bei Ueberſendung dieſer Beiträge die Vermuthung aus, daß Goethe und Schiller den Stoff zu einigen ihrer Balladen aus Happelii relationes geſchöpft, namentlich Goethe zur Braut von Corinth, und Schiller zum Taucher und zum Kampf mit dem Drachen. Dagegen iſt zu erinnern, daß Schiller nach einem Briefe an Goethe vom 7 Auguſt 1797 den Namen des Tauchers Pesce-Cola in ſeiner Quelle nicht gefunden hat, und den Stoff zum Kampf mit dem Drachen ſchon längere Zeit aus Riethammer's Ueberſetzung von Vertot's Geſchichte des Johanniterordens, wozu er eine Vorrede ſchrieb, gekannt haben muß. Jedenfalls nehmen aber obige Beiträge als vaeillende Zoemen von Grundſtoffen Schiller'ſcher Balladen unſer Intereſſe in Anſpruch.

B.

Cavallier. Dieſen verdroß es, daß ſich unter einer ſolchen Anzahl tapferer Ritter nicht ein Einziger finden ließe, der ſich unterſtehen dürfte, dieſem Ungeheuer den Kopf zu bieten, um das Land von einer ſolchen ſchädlichen Plage zu befreien. Ließ ſich demnach, theils durch den Fürwitz, theils auch durch Begierde ihm einen unſterblichen Nahmen zu machen, anſpohren, auf eine unerhörte Weiſe mit dem erſchröcklichen Wunderthier, dem giftigen und Alles verſchlingenden Drachen, perſönlich den Kampf auf Leib und Leben anzugehen, und die Inſel von dieſer verderblichen Peſt gänzlich auf einmahl zu ſäubern. Dieſe Reſolution faſſte er ſo feſte, daß er Tag und Nacht weder Schlaf noch Ruhe hatte, bis er zuvor ſeinen Entſchluß zu Werke gerichtet und glücklich ausgeführet hatte. Weil er aber auch daneben das ſcharfe Geboth des Großmeiſters großen Theils reſpectirte, ſo bemühte er ſich dahin, wie er ohne eines einzigen Menſchen Wiſſen und Beiſein, ſeinen Zweck und Sieg über den Drachen erlangen möchte. —

Was erdachte er aber vor eine Liſt, ſeinem ungeheuren Feinde gewachſen zu ſein? Er ſchlich erſtlich ganz leiſe nach dem Orte, wo der Drache ſeinen Aufenthalt hatte, hielt ſich verborgen und bemerkte zuforderſt ſeine rechte Geſtalt und mancherlei Farben, die dann alſo beſchrieben iſt. — Der Leib war ſo groß, als eines großen Pferdes, oder ſtarken Ochſen Rücke, der Hals war lang, rauh, und am Ende ein Kopf wie ein Schlangenkopf, der doch mit langen Ohren, wie ein Maulefel beſetzt und verſehen war. Ein abſcheulich großer und weiter Rache war an demſelben, der mit den ſpitzigſten Zähnen, als lauter Spießen, verſehen war. Die Augen waren ſehr groß, glänzend und gleichſam Feuer ſchießend. Er hatte 4 Füße, alle mit großen und ſpitzigen Bärenklauen beſetzt. Was den Schwanz und übrigen Leib anlanget, darin kam er einem Crocodil ziemlich nahe. Ueber und über war der ganze Leib mit einem überaus feſten Panzer von undurchdringlichen Schuppen überzogen. Letztlich hatte der Drache 2 große Flügel, aus einer durchſichtigen Haut beſtehend, ſowie die Fledermäuſe zu haben pflegen, welche unten mit Blut roth und gelb geſpreckelt waren, wie dann ſonſten der ganze Leib mehrentheils mit dieſen beiden Farben bemahlet geweſen. —

Seine Schnelligkeit war ſo groß, daß ihm kein Pferd, und ſollte es auch das beſte arabiſche oder perſiſche geweſen ſein, durch ſeine Geſchwindigkeit hätte entkommen mögen. In ſeiner Bewegung ſchien er zu fliegen und zugleich zu laufen, und wenn er auf den Raub auslief, ſo machte er mit ſeinem gewaltigen Schuppengeraſſel und großes Geziſch ein ſolches erſchreckliches Gelaut, daß man auch weit von ihm daſſelbe nicht ſonder heftiges Entſetzen vernehmen konnte. — Das iſt die Geſtalt und Weſen des Drachen geweſen, von welchem allen ſich Deodatus de Goron vor allen Dingen gar genau unterrichtete. Nachdem nun ermeldter Ritter dieſes Alles genau betrachtet, erlangte er von dem Großmeiſter Erlaubniß nach Hauſe zu ziehen, als hätte er in ſeinen eigenen Geſchäften daſelbſt etwas zu beſtellrn. Alſobald läßt er in Gaſconien einen Drachen von Papier, mit Werk ausgeſtopfet, verfertigen, der ſich dreben und beugen ließ, wie der rechte Drache, dem er auch in den Farben und allen übrigen Stücken vollkommen gleichete. Er kaufte ſich ein muthiges Pferd, das des Streites gewohnet, wie nicht weniger zween herzhafte große engliſche Hunde. Seine Diener mußten darauf in den gemachten Drachen kriechen und denſelben nach ſeiner Anweiſung regieren, daß er nehmlich bald ſeinen greulichen Rachen aufſperrete, bald den langen Schwanz hin und her ſchwengete, bald mit den Flügeln ſchlug, und in Summa alle Bewegungen eines leibhaftigen Drachen vorſtellte. Inzwiſchen ſprengte

Deodatus dieſen gemachten Drachen mit ſeinem muthigen Roſſe und eiferigen Hunden zum öftern an, und nachdem ſein Pferd, wie auch die Hunde in dieſem Spielgefechte über ein halbes Jahr genugſam geübet, daß man ſie, wenn ſie ihren Feind nur erblickten, mit dem Zügel und Leitriemen kaum vom Streit zurückhalten konnte, da kehrte er endlich wieder nach Rhodus und nahm ſein Pferd und abgerichtete Hunde mit ſich. —

Hieſelbſt war er kaum angelanget, als er ſich ſchon vor brennender Begierde, den rechten vor ſich zu ſehen, und mit demſelben den Kampf anzutreten, nicht zu behalten wußte. Legte demnach einen guten Harniſch an, erwählte eine ſtarke Lanze, und gürtet ein tüchtiges Schwerdt an ſeine Seite, eilete alſo bewaffnet nach Set. Stephanskirche, ohnweit der Drachenhöhle und nachdem er an dieſem heiligen Orte zuforderſt ſeine Andacht verrichtet und dem Allmächtigen ſein wichtiges Vorhaben herzlich anbefohlen, gebet er mit ſeinem Pferde und beiden Hunden nach dem ungeheuren Drachenloche hin.

Doch unterrichtet er vorhero ſeine Diener, wie ſie ſich inzwiſchen verhalten ſollten, nehmlich, daß ſie ſich auf einen nahe gelegenen hohen Felſen begeben, und den Kampf anſehen ſollten. Würde nun der Drache mit dem Leben einbüßen, und Deodatus lebendig davon kommen, ſo ſollten ſie ihm, dafern er, welches vermuthlich von dem ausgeſpiebenen Gifte des Drachen, in eine Ohnmacht verfallen würde, mit ihren bei ſich habenden kräftigen Medicamenten und Antidotis augenblicklich beſprengen und laben, würde er aber unterliegen und mit dem Leben bezahlen, ſo ſollten ſie ſich nur von Stund an durch die Flucht ſalviren. —

Nach dieſem gegebenen Unterricht begab ſich dieſer unverzagte Held mit einer unglaublichen Tapfermüthigkeit nach der Höhle des Drachen, und als ſich anfangs nichts rühren wollte, machte er ein lautbares Geräuſch ſeinen Feind gleichſam dadurch zum Kampfe auszufordern, der dann ſeine ſchleunige Ankunft durch das gräßliche Raſſeln und Praſſeln der ſtahlen harter Schuppen, und ſchwingenden Flügel alſobald anmeldeten. Alſo begab ſich Deodatus von Stunde an zur Höhle heraus auf einen ebenen Platz, den er ihm zum Kampf auserleſen hatte. Sobald der Drache den Reuter und das Pferd erblicket, eilet er halb fliegend, halb laufend hinzu, in Hoffnung eine gute Beute, ſeiner Gewohnheit nach anitzo zu erhaſchen. Das muthige Pferd und die biſſige Hunde, als welchen dieſes Ungeheuer durch langen Umgang gleichſam bekannt war, fallen den Drachen unverzagt an, wo ſie ihm nur beikommen konnten. Der Ritter inzwiſchen wollte ſeinen Helfern an Tapfermüthigkeit nicht das Geringſte nachgeben, ſchoſſe ſeine Lanze aus allen Kräften auf des Drachen geharniſchten Rücken, mit ſolcher Heftigkeit, daß dieſelbe in kleine Stücke zerſprunge, und der Ritter ſchon eines von ſeinem beſten Gewehr beraubet ward. Unterdeſſen ergriffen die Hunde den Drachen bei ſeinem Gemächte, zauſeten ihn dergeſtalt herum, daß er ſich vor Schmerzen nicht zu behalten wußte, wodurch Deodatus Zeit bekam, eine andere Reſolution zu faſſen; er ſtieg behende vom Pferde, trat mit ſeinem Schilde und entblöſeten Schwerdte zu Fuß hinzu, und ließ ſich nicht abſchrecken, daß ſich der Drache alſobald auf ſeine hinter Füße in die Höhe richtete, mit dem einen forder Fuß nach dem Schilde, und mit dem andern nach ihm ſelber griffe um beides vermittelſt ſeiner abſcheulichen Klauen in Stücke zu zerbrechen.

Vielmehr bemerkte der Ritter, wo des Drachen Hals am weicheſten war, daſelbſt brachte er ihm mit ſeinem Schwerdte eine ſolche Wunde an, daß ein ganzer Strom Blutes daraus zu ſpringen begunte. Das Ungeheuer war durch

die großen Schmerzen zu ſolchem Grimme gebracht, daß es ohnerachtet aller Gefahr zu dem Ritter immer näher eindrunge, je näher es kam, je tiefer ſtieß ihm dieſer das Schwerdt in den Hals, da er dann endlich durch oftmahliges hin und herziehen deſſelben, dem Drachen den ganzen Hals öffnete, der dann nicht lange mehr ſo Stand zu halten vermochte, ſondern endlich kraftlos und todt darniederſanl, doch alſo, daß es oben auf den Ritter, der ſich faſt aus dem Athem gearbeitet, auch eine große Menge von dem giftigen Dampf, der aus der Wunde kam, an ſich gezogen hatte, und dadurch faſt ganz ohnempfindlich geworden war, mit ſeinem ſchweren Leibe zu liegen kam. —

Alſobald erinnerten ſich die auf dem Felſen zuſchauenden Diener ihres Herrn Befehls, ſprungen ungeſäumt herunter und zogen denſelben halb todt unter dem abſcheulichen Drachen-Aas herfuhr. Weil ſie auch noch einige Lebenszeichen an ihm ſpüreten, boleten ſie geſchwinde aus dem vorbeifließenden Bächlein die Hüte voll friſchen Waſſers, und begoſſen des Deodati ganzen Leib damit, der hernach durch gute Herzſtärkung ſich wieder erbolete, bis er endlich, da er völlig wieder zu rechte gekommen, ſich als ein ſieghafter Held, ſambt ſeinen Leuten, Pferde und Hunden nach der Stadt Rhodus verfügete, und dem Großmeiſter ſeine Abentheuer erzählte. Aber vernehmet nun auch die ſchöne Vergeltung, ſo dieſem tapfern Ritter, vor eine ſo herrliche That, die dem ganzen Landen erſprießlich war, zugetheilet worden. O Schande! der Großmeiſter ſchalte den Deodatum öffentlich aus, weil er nicht allein ſich ſo freventlicher Weiſe in Lebensgefahr geſetzt, ſondern auch des Großmeiſters ſcharfes Gebot unbeſonnener Weiſe übertreten hätte, zog ihm das Ordenshabit ab und ließ ihn, andern zum Exempel in ein bös Gefängniß werfen. —

Inzwiſchen ward es in der ganzen Inſel Landkündig, daß Deodatus eine ſolche löbliche und tapfere Reſolution gefaſſet, mit dem Drachen gekämpfet, denſelben als ein ſieghafter Held erleget, und das ganze Land von einer überaus großen Plage befreiet hätte, wodurch jedermann dieſem unüberwindlichem Helden ein ewiges Lob ſprach, und wußten allerdings die kleine Kinder von Deodati löblicher That und erſprießlichem Siege zu ſingen und zu ſagen. Hiedurch ward endlich der Großmeiſter wieder beſänftiget, daß er Deodatum auf freien Fuß und wieder in ſeinen Orden ſtellet, in welchem er ſich dergeſtalt verhielte, daß ihm die ganze Ritterſchaft vier Jahr hernach, als der Großmeiſter dieſe Welt ſegnete, wegen ſeines großen Verſtandes und weltbekannten Tapferkeit einmuthiglich die Großmeiſterſchaft zu ſeinem ewigen Ruhme auftrugen. —

---

2) Zu Schiller's Taucher.
Happel Bd. I. p. 9.

Der verwundernswürdige Taucher.

Zu mehrer Erläuterung der gefährlichen Charybdis dienet der Augenſchein und wirkliche Beſichtigung eines wunderſamen Täuchers. Zu Zeiten Friderici, Königs in Sicilien, war in dieſer Inſel einer, genannt Niclas, welcher wegen ſeiner Fertigkeit im Schwimmen Pesce-Cola oder Clas der Fiſch genennet wurde dieſer hatte ſich von Jugend her im Meere geübet, und ſeine Nahrung von den geſambleten Corallen und Oeſtern, welche er aus dem Grunde herauf holete, geſucht; er war aber des Waſſers dermaßen gewohnt, daß er manchmal 5 Tage

darin bliebe, und ſich von rohen Fiſchen erhielte, er ſchwumm gewöhnlich aus Sicilien nach Calabrien, und diente vor einen ſchwimmenden Briefträger. Einsmals erſahen ihn etliche Schiffleute im Meer, und hielten ihn vor ein See-Wunder, endlich aber kam er ihnen näher, und nachdeme er mit ihnen geſſen und und getrunken, wünſchete er ihnen eine glückliche Fahrt und warf ſich wieder in die See, vorgebende, er müſſe einige Briefe an einen gewiſſen Ort bringen, die er in einer ledernen, wohl verwahrten Taſche hatte. Von dem vielfältigen Schwimmen ſind ihm endlich zwiſchen den Fingern Häutlein, wie den Gänſen gewachſen, und ſeine Lunge hat ſich dergeſtalt ausgedehnet, daß er ſo viel Luft ſchöpfen kunte, als er einen ganzen Tag zum Athem nöthig hatte, dahero man ihn auch billiger unter die Amphibien, oder ſolche Thiere, die im Waſſer und auf dem Lande zugleich leben können, als unter die Menſchen rechnen wollte.

Wie demnach einsmals obgemeldter König in Meßina war, und man ihm von dieſem Pesce-Cola ſo viel redens machte, verlangte er ihn zu ſehen, und weil zugleich auch von der berühmten Charybdis, gedachten nah bei Meßina gelegenen Waſſer-Strudel, man viel Wunders auf die Bahn brachte, ſo trug der König Verlangen, offtbeſagten Pesce-Cola in dieſen Strudel zu ſenden, damit aus deſſen Munde und Erfahrung die rechte inwendige Beſchaffenheit deſſelben erlernen möchte. Weil ſich aber der Täucher deſſen nicht ohne Urſache beſchwerte, und die große Gefahr, ſo ihm allein bekannt, deßfals vorſchutzete, ſo ließ der König eine güldene Schaale in erſagten Strudel werfen, und verehrete ſie dem Pesce-Cola, wenn er ſie wieder herauf holen würde. Das Gold blendete dieſen armen Schwimmer, daß er die große Gefahr nicht ſehen kunte, ſturzte ſich demnach in den ungeheuern Strudel und kam endlich nach drei viertel Stunden ſampt der güldenen Schale frohlockend wieder herfür, da er dann, nachdem man ihm ein wenig ſchlafen laſſen, auch mit Eſſen und Trinken gebührlich gelabet, dem Könige folgenden Beeicht von der beruffenen Charybdi ertheilete.

Ich habe, gnädigſter Herr und König, Deinen Befehl verrichtet, welches ich, wann ich dieſes gewußt hätte, was ich nun weiß, nicht würde gethan haben, wann Du mir Dein halb Königreich verſprochen hätteſt. Ich habe einen großen Frevel begangen, weil ich es vor einen Frevel achtete, dem Könige nicht zu gehorſamen. Dann Du ſollt wiſſen, daß vier Dinge ſind, welche nicht allein allen Täuchern, ſondern auch den Fiſchen ſelber, dieſen Strudel allzuerſchröcklich machen. Erſtlich die Gewalt des unten auf hervorſtürzenden Strohms, welchem auch der ſtärkſte Menſch nicht widerſtehen kann, ich ſelber habe andere Mittel und Wege ſuchen müſſen, hinunterzugelangen. Zum andern, die vielfältigen herfürſtehende Felſen, die man ohne Lebensgefahr nicht vorbeikommen kann, daß ſie einem nicht hie und da ein Stück Haut und Fleiſch abreißen ſollte. Zum dritten, der gewaltige Zufluß des unterirdiſchen Waſſers, deſſen widerwärtiger Strohm ſo erſchröckliche Wirbel und Strudel verurſachet, daß ein Menſch aus bloſer Furcht ſterben ſollte. Und dann viertens der große Haufe gewaltiger Fiſche, welche hie wieder an den Felſen kleben, wann mich dieſe mit ihren langen abhängenden Baaren ergriffen hätten, ſo wäre es ohne allen Zweifel um mich geſchehen geweſen: Zwiſchen den Felſen halten ſich auch andere große Fiſche auf, die man See-Hunde nennt, dieſe haben eine dreifache Reihe Zähne, ſo ſcharf, als ein Säbel immermehr ſein kann, im übrigen ſind ſie etwan ſo groß, als die uns allen wohlbekannte Meerſchweine.

Als ihn nun der König fragte, wo er dann die Schale wider bekommen, gab er zur Antwort, daß selbige keines geraden Weges nach dem Abgrunde gesunken, sondern gleich von den widerwärtigen Ströhmen an eine Seite in einen hohen Felsen gefallen wäre. Dann sollte sie in den Grund versunken sein, so wäre es ihm unmöglich gewesen, dieselbe wieder zu bekommen, sintemal das auf- und absteigende Wasser, welches durch den Strudel bald unter sich gezogen, bald wieder herausgestoßen worden, so gewaltig gewesen, daß ihm kein Mensch widerstehen könte. Ueber das sei das Meer hieselbst auch so tieff, daß man keinen Stich vor seinen Augen in dieser tiefen Wasserhöhle sehen könte.

Der König forschete weiter von der inwendigen Beschaffenheit des Strudels, worauff er berichtete, daß er mit vielen Felsen gleichsam gantz durchflochten, aus deren Wurtzel der Ab- und Zufluß, oder Aus- und Eingang des unterirdischen Gewässers zu unterschiedlichen Zeiten oben auf dem flachem Meer solche Verwirrungen zu wege brächten, davon die Schiffer mit ihrer großen Gefahr viel zu sagen wissen.

Man fragte ihn, ob er wohl noch einmal Lusten hätte, sich hinein zu wagen, darauff antwortete er ungescheuhet mit Nein; als man aber einen großen Beutel mit Dukaten, sampt einer daranhangenden kostbaren Schale, in den Strudel warf, da ließ er sich den Geitz und die Begierde zum Golde noch einmal, wie wol zu seinem äußersten Verderben, blenden, dann er sprang zwar hinein, kam aber nimmer wieder zum Vorschein, ohne Zweifel ist er entweder von den gewaltigen Ströhmen in den Abgrund gezogen, oder von den grossen Fischen erhaschet, oder gar an den Felsen zu Tode gestossen worden: dem sei, wie ihm wolle; der König hat es bereuet, daß er ihn den andern Versuch hat thun lassen, welcher diese Geschichte durch seinen Sekretarium aufzeichnen, und in dem Königl. Archive niederlegen und verwahren lassen, von wannen sie dem hochgerühmten Kirchero mitgetheilt worden, der sie in seiner unterirdischen Welt pag. 98. anführet.

Goethe in Waldeck.

Die anziehende Zusammenstellung, welche Herr Viehoff in diesem Archiv II, 282 ff. gegeben hat, bedarf in einem Punkte einer Berichtigung, durch welche sich eine einfache Lösung der scheinbaren Schwierigkeiten ergibt. Der im Morgenblatte mitgetheilte Brief, an den Herzog gerichtet und durch einen Boten sofort nach Weimar besorgt, theils Sonnabends um halb neun Abends, theils Sonntags früh vor Tagesanbruch geschrieben, soll der Unterschrift nach vom 14. Dezember sein. Das von Dorow mitgetheilte Tagebuchfragment, ebenfalls an den Herzog gerichtet, aber wohl erst später diesem übergeben, zeigt am Anfange das Datum, „Sonntags früh eilfe," dann „Abends vier," endlich „den ersten Feiertag früh acht" und „Abends sechs." Sehr richtig bemerkt Viehoff, daß der Brief und das Tagebuchfragment sich unzweifelhaft auf dieselbe Zeit, Weihnachten 1775, beziehen; seine weitere Bestimmung aber, wonach der Sonntag der 23., der Sonnabend der 22. gewesen sei und deshalb im Briefe an den Herzog statt des 14. Dezember der 22. zu schreiben sei, läßt sich schon aus dem Tagebuche widerlegen. Die Verwechslung des 14. und 22. Dezember spottet aller Wahr-

ſcheinlichkeit. Im Tagebuche würde ſich, wäre der Sonntag der 23. Dezember, da der erſte Feiertag immer auf den 25. fällt, eine ganz unbegreifliche Lücke von einem Tage finden. Schon hieraus ergiebt ſich deutlich, daß der erſte Feiertag unmittelbar nach dem Sonntage, alſo auf den Montag gefallen, der Sonntag demnach nicht der 23., ſondern der 24. Dezember geweſen.

Viehoff aber geht von einem Datum eines Briefes Goethe's an Lavater aus, „Freitag den 21. Dezember" (1775), deſſen Richtigkeit er nicht bezweifelt, da, wie er behauptet, der 21. Dez. im Jahre 1775 wirklich auf den Freitag gefallen ſei. Dieſe Behauptung iſt irrig. Ein Blick auf den Kalender 1775 (wie z. B. im „Almanach der deutſchen Muſen") oder eine einfache Rechnung, ergibt, daß in dieſem Jahre der Freitag auf den 22. Dezember gefallen, wonach alſo das Datum des Briefes an Lavater zu verbeſſern iſt. Vielleicht hat der Herausgeber des Briefes, der ſich ſonſt manches Verſehen hat zu Schulden kommen laſſen, 2. für 1. angeſehen. Derſelbe Irrthum liegt beim Briefe im Morgenblatte zu Grunde, den Goethe ohne Zweifel nicht vom 14., ſondern vom 24. Dezember in der Unterſchrift datirt hat. Wir bemerken nebenbei, daß für das Tagebuch ſich das Jahr 1775 ſchon aus dem Umſtande ergibt, daß Weihnachten, wie oben gezeigt wurde, damals auf den Montag fiel.

Goethe ging demnach den Sonnabend über Jena, das er damals zum erſtenmal geſehen zu haben ſcheint, mit Einſiedel, Kalb und Bertuch nach Waldeck, um dort die Weihnachtstage nebſt dem vorhergehenden Sonntage zuzubringen. Am Sonnabend Morgen trennte er ſich vom Herzoge, der vermuthlich an demſelben Tage nach Gotha ging, wohin ihm Goethe's erſter Brief nachgeſchickt wurde. Am 26., ſpäteſtens 27. Dezember kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo ihn des Herzogs Antwort von Gotha aus traf, der ihm meldete, er komme erſt den 29. wieder. Goethe hatte ihn wohl ſchon den 27. zurückerwartet. „Mache doch, daß Du hierher kommſt. Die Leute ſind gar zu neugierig auf Dich." Goethe folgte der Einladung, (Riemer II, 20.), am 27. oder 28. Dez. Am 31. finden wir ihn in Erfurt, von wo er an Lavater ſchreibt. So löſen ſich alle Schwierigkeiten auf die einfachſte Weiſe.

H. Düntzer.

Univerſitäts-Seminarien für neuere Sprachen und Literaturen.

In Blättern, welche der „modernen Philologie" gewidmet ſind, ziemt es ſich, alle vereinzelte Erſcheinungen, welche zu deren Förderung ſich zeigen, zuſammen zu ſtellen und die eine der andern zur Beleuchtung und Ermunterung, vielleicht auch blos zum Troſte dienen zu laſſen. — Die Verzeichniſſe der Vorleſungen, welche auf den deutſchen Univerſitäten gehalten werden, führen die modernen Sprachen und Literaturen mehrfach auf, orientaliſche und occidentaliſche, unter Profeſſoren und ſogenannten Lectoren, aber immer nur einzeln für Grammatik, Schriftſteller, Literargeſchichte. Daß für die eine oder die andere „moderne Sprache und Literatur" ein beſonderes Inſtitut, ein ſogenanntes Seminar, wie die alten philologiſchen Seminare, beſtände, findet man nicht. Um ſo mehr war Ref. überraſcht, als er in dem Verzeichniſſe der Vorleſungen

auf der Königl. Preuß. Universität Breslau für den Winter 1845/46 S. 15. ein „philologisches Seminarium für die Slavische Literatur“ erwähnt fand, ohne nähere Notiz jedoch, ob es eine Staatsanstalt sei, oder nur etwa ein Privatversuch des btff. Professors. Um keinen Zweifel den Lesern übrig zu lassen, stehe das dort Befindliche wörtlich hier: Franc. Ladisl. Celakowsky, P. P. O. des. Publice l. Exercitationibus Seminarii philologici Slavici praeerit. II. Antiquitates Slavicas tanquam introductionem in historiam literaturae Slavicae exponet etc. Für die polnischen und slavischen (wendischen) Gymnasial-Lehrer im Großherzogthume Posen und in den angrenzenden Gegenden wird dies Institut gewiß von Nutzen sein. Es hat auch eine reine literarische Tendenz, ganz anders als die wendischen Prediger-Collegien zu Leipzig (und ehedem auch zu Wittenberg), deren Dirigent das Sprachliche gar nicht verstand, sondern den btff. Studirenden anheimgab und nur das Homiletische in deutscher Sprache berücksichtigte. Die Pfarrer der sogen. wendischen Pflege in den beiden Lausitzen müssen nämlich noch jetzt jeden Sonntag abwechselnd, Vormittags und Nachmittags einmal deutsch und einmal wendisch predigen, selbst unter den Evangelischen. Für diesen Zweck bestehet das wendische Prediger-Collegium.

Wenn man die große Zahl der Gymnasien und Realschulen von Deutschland überblickt, auf welchen die französische und englische Sprache und Literatur gelehrt wird, und wenn man ferner unterstellen darf, daß die Vorbildung dieser Lehrer doch füglich nirgends besser geschehen kann, als auf den Universitäten; so wird sich die Nothwendigkeit bald von selbst ergeben, daß dafür endlich mehr geschehen muß, als bisher. Selbst die Vorträge über deutsche Sprache und Literatur sehen noch einer festen Bestimmung entgegen.

Aber es ist nicht genug, daß der Gegenstand an sich gelehrt wird; es muß auch der künftige methodische Gebrauch nachgewiesen werden. So zeigt sich unwidersprechlich die Nothwendigkeit sprachlicher und pädagogischer Universitäts-Seminarien für die gesammten Lehrer der genannten höheren Schulen, und nicht blos für sprachliche, sondern für alle Lehrgegenstände ohne Unterschied. Ein Seminarium für Naturwissenschaften, haben wir schon zu Bonn. Sogar ein Seminarium für Realschul-Lehrer besteht zu Tübingen. An Wünschen für ähnliche Einrichtungen, wie sie im Vorstehenden bezeichnet worden, hat es in der neueren Zeit nicht gefehlt. Aber vielleicht ist es nicht so bekannt, daß schon vor 40 Jahren Aehnliches in ziemlicher Ausdehnung vorgeschlagen wurde, wenn auch nach damals beschränkten Umständen und Ansichten. Der in Leipzig vor einigen Jahren verstorbene und bekannte Historiker Pölitz hat in seiner Erziehungswissenschaft, aus dem Zwecke der Menschheit und des Staates praktisch dargestellt, (Leipzig 1806) ehedem schon, als er noch Professor der Universität Wittenberg war, Bd. 2. S. 287.—299. ausführlich die Idee eines, bis auf gewisse Gegenstände theils vereinigten, theils getrennten „Seminariums für Lehrer in Realschulen“ und eines „Seminariums für Lehrer in Gymnasien“ entwickelt und die innere und äußere Einrichtung dargestellt. Dabei verlangt er nicht blos besondere Lehrer der deutschen, der französischen, der englischen, der italienischen, der nordischen und sogar der slavischen Sprachen, als in dem Begriffe einer Universitas literarum bedingt, sondern auch für die pädagogischen Disciplinen. Uebrigens ging er von dem Satze aus,

daß auf unſeren Univerſitäten auch die höheren Techniker und die Offiziere des Heeres die letzte Bildung in ihrer Wiſſenſchaft erhalten ſollten, ehe ſie practiſch in die Sphäre ihres Faches abgingen — Anſichten, die bekanntlich noch in unſerer Zeit zu den Disputablen gehören, aber doch ihrer Löſung ſchon viel näher gerückt ſind.

Viele Jahrhunderte ſind hingegangen, ehe man auf unſeren Univerſitäten an ein Seminarium der „antiken Philologie“ dachte; denn das erſte wurde 1738 zu Göttingen unter J. M. Gesner errichtet. Für Theologen, Juriſten und Mediciner hatte man, wegen des allzu klaren und allzu dringenden materiellen Bedürfniſſes, ſchon längſt allerlei Practica, Clinica u. ſ. w. Die „moderne Philologie“ und die „Pädagogik“ muß ſich vielleicht noch einige Decennien getröſten. Aber man ſiehet, daß es an Wünſchen, Anträgen und Entwürfen ſchon früh nicht gefehlt hat, und daß die Gegenwart oft unerwartet Etwas davon befriedigt. Im J. 1806 (Pölitz datirt ſeine Vorrede vom 22. Mai) mochte Manches von dem, was und wie es damals gewünſcht und als Bedürfniß gefühlt wurde, von dem Beſtehenden noch allzu weit entfernt ſein. Die Jahre 1806—1815 waren für Deutſchland keine Segenszeit, weder in materiellen, noch in immateriellen Dingen. In den drei Decennien 1815—1845 hat ſich Manches beſſer geſtaltet, obwohl für eifrige Wünſche noch immer viel zu langſam und zu geringfügig. Ut nox longa, quibus mentitur amica. (Horat. Epist. I., 1, 20.) Indeſſen Samenkörner ſind gelegt worden, von denen täglich immer mehr Früchte ſich zeigen. Wer jetzt wie ehedem Pölitz, die ausführliche Darſtellung der Einzelheiten eines vereinigten ſolchen Seminariums verſuchen wollte, was ſehr zu wünſchen iſt, um allſeitige Klarheit und Einſtimmigkeit anzubahnen, würde auf manchen unſerer Univerſitäten jetzt ſchon beſſere Ingredienzien vorfinden. Es möchte überhaupt ſehr belehrend ſein, neben den Einzelnheiten der neuen Wünſche die älteren aufgeführt zu ſehen, ſchon um das Nil sub sole novi auch hier zu zeigen und um dadurch den Eingang in die Gemüther der Staatenlenker zu erleichtern. Daß man hierbei zunächſt auf Preußen hoffen kann und darf und muß, dazu liegen die Gründe allſeitig vor, auch ohne daß ſie näher bezeichnet zu werden brauchen.

Ibſtein. Friedemann.

Curioſa aus der franzöſiſchen Literatur.

I.

Anagramme.

Wir entnehmen der von mehreren Gelehrten herausgegebenen „Bibliothèque de poche“ einige Notizen über das Anagramm in Frankreich, welche für Liebhaber literariſcher Curioſitäten vielleicht nicht ohne Intereſſe ſind. Dabei ergeben ſich vielleicht einige Andeutungen, welche, ſo müßig dieſes Buchſtabenſpiel auch an und für ſich ſein mag, doch vom Literaturhiſtoriker nicht ganz unbeachtet gelaſſen werden dürfen. So iſt es in bibliographiſcher Beziehung zum Beiſpiel intereſſant zu wiſſen, daß François Rabelais, in deſſen Werken

überhaupt Manches für das Verſtändniß ſeinerer Anſpielungen wichtige Anagramm vorkommt, ſeinen Namen bei der Veröffentlichung der erſten Bücher hinter der verdrehten Bezeichnung Alcofribas Nasier verſteckte.

Bayle bezeichnet den Limouſiniſchen Dichter J. Daurat oder Dorat († 1588), deſſen Name in der Plejade figurirt, als den eigentlichen Reſtaurateur des Anagramm's in Frankreich und ſagt, derſelbe habe dieſes dem Geſchmacke ſeiner Zeit zuſagende Spiel ſo in die Mode gebracht, daß jeder müßige Kopf ſeinen Scharfſinn daran verſuchte. Daurat aber wurde als der Meiſter dieſer Kunſt, welche von dem Deutſchen G. Froben († 1612) in einem eigenen Werke u. d. T. Anagrammatopeia theoretiſch behandelt wurde, von Allen angeſehen, und es kam nicht ſelten vor, daß berühmte Männer ſich von ihm ihre Namen zu Anagrammen umbilden ließen. Man hatte dafür eine eigene Bezeichnung und nannte es anagrammatiser. Dieſe Witzeleien nahmen im 17ten Jahrhunderte immer mehr überhand und wurden zur förmlichen Manie, um ſo mehr, als ſie von Seiten derer, in deren Händen die Macht war, gehegt und unterſtützt wurden. So wird erzählt, daß ein Advokat beim Parlamente von Aix, Namens Billon, vom Könige Ludwig XIII., auf deſſen Namen er 500 Anagramme verfertigt hatte, eine ſehr anſehnliche Penſion erhielt, die ſpäter ſogar noch auf ſeine Familie überging. Der Carmeliter Pierre de Saint-Louis, Verfaſſer eines lächerlichen Gedichtes, „la Magdeleine," hatte die Namen aller Päpſte, aller Kaiſer, aller Könige von Frankreich, aller Generäle ſeines Ordens und faſt aller Heiligen anagrammatiſirt. Was ihm Muth und Ausdauer bei dieſer unerſprießlichen Arbeit gab, war die feſte Ueberzeugung, welche ihn durchdrungen hatte, daß man durch ſolche Buchſtabenverſetzungen jedes Mal aus dem Namen der Perſon ihr Geſchick und ihre Eigenthümlichkeiten herausleſen könnte. Die Wuth, mit welcher Alle ſich mit der Anagrammenfabrikation befaſſen wollten, wird übrigens von Hadrianus von Valois in folgenden Verſen geſchildert:

Citharoedus esse qui nequit, sit auloedus;
Anagrammatista, qui poeta non sperat.

Auch Colletet hat dieſe Mode in ſeinen Verſen an den berühmten Philologen Ménage gewürdigt, indem er ſagt:

J'aime mieux sans comparaison,
Ménage, tirer à la rame,
Que d'aller chercher la raison
Dans les replis d'une anagramme.
Cet exercice monacal,
Ne trouve son point vertical
Que dans une tête blessée:
Et sur Paruasse nous tenons,
Que tous ces renverseurs de noms
Ont la cervelle renversée.

Eines der lächerlichſten Curioſa, welches die Anagrammenliteratur aufzuweiſen hat, iſt ein äußerſt ſeltenes Werkchen mit dem Titel: „Anagrammeana, poéme en huit chants, par l'anagramme d'Archet (Rachet), ouvrier maçon, l'un des trente associés à l'abonnement d'un journal littéraire, quatre-vingt-quinzième édition, revue, corrigée et augmentée, à Anagrammatopolis, l'an XIV de l'ère anagrammatique." Das Motto des

albernen Gedichtes, von deſſen 1200 Verſen jeder ein Anagramm enthält, iſt: quis ridere cupit? Wir ſetzen hier den Anfang als Probe her:

Lecteur il sied que je vous dise
Que le sbire fera la brise;
Que le dupeur est sans pudeur;
Qu'on peut maculer sans clameur etc.

Der letzte Vers iſt

Mais je vais poser mon repos.

Wir laſſen hier noch die Anagramme von den Namen einiger berühmten Perſonen aus der franzöſiſchen Geſchichte folgen:

Pierre de Ronsard: rose de Pindare.

Marie Touchet, Geliebte von Karl IX: je charme tout.
Frère Jacques Clément: c'est l'enfer qui m'a créé.
Antonius Seguierius: nasus jesuita niger.
Pierre Coton: pevce ton roi.
Louis XIII, roi de France et de Navarra: roi très-rare, estimé dieu de la fauconnerie.
Louis quatorzième, roi de France et de Navarre: va, Dieu confondra l'armée qui osera te résister.
Marie-Thérèse d'Autriche, Gemahlin Ludwig's XIV: mariée au roi très-chrétien.
Voltaire: o alte vir.
Vernettes (Pſeudonym, unter dem J. B. Rouſſeau zuerſt auftrat): tu te renies.
Napoléon, empereur des Français: un pape serf a sucré le noir démon.

Das bekannte Anagramm: révolution française: un Corse la finira und Veto, finden wir in der angezogenen „Bibliothèque de Poche," aus der wir die meiſten dieſer Angaben entlehnen, nicht angeführt, ſo wie wir auch folgende ſehr bezeichnende Anekdote in jenem Werke vermiſſen. Ein Anagrammenſchmied hatte ſeinen Scharfſinn am Namen Heinrich's IV. verſucht und ſeine Produktion in der Hoffnung einer Belohnung dem Könige überreicht. Derſelbe erkundigte ſich bei ihm darnach, was er eigentlich für ein Gewerbe treibe, und als ihm vom Autor des fraglichen Wortſpieles entgegnet wurde, er habe ſich auf das Anagramm gelegt, aber ohne daß ihm bis jetzt dieſe Beſchäftigung etwas Sonderliches eingetragen habe, meinte der praktiſch nüchterne Henri IV.: Ich finde es ſehr erklärlich, daß ihr dabei arm geblieben ſeid, denn ihr treibt da ein gar armſeliges Geſchäft (vous faites là un pauvre métier).

II.

Das Honorar, welches einige ältere franzöſiſche Schriftſteller empfingen.

Mancher fingerfertige Schriftſteller Deutſchlands blickt mit neidiſchem Auge auf die glänzende Stellung, welche in Frankreich und England diejenigen Autoren einnehmen, deren Namen — wie man zu ſagen pflegt — einen guten Klang haben. Der ungeheure Ehrenſold, den beſonders neuerdings einige fran-

zöſiſche Romandichter von ſpekulativen Buchhändlern erhalten haben, ſcheint etwas ſo Unerhörtes, daß man wohl zu dem Glauben gekommen iſt, niemals ſeien ſo wie jetzt die Erzeugniſſe der geiſtigen Thätigkeit im Preiſe geweſen. Einige Andeutungen, welche wir als bibliographiſchen Beitrag über die Honorarverhältniſſe älterer franzöſiſcher Schriftſteller geben wollen, werden zum Beweiſe dienen, wie auch früherhin, trotz dem daß der Buchhandel noch nicht Sache der Spekulation geworden war, das literariſche Talent, wenn es ſich nur geltend zu machen und ſeine Hülfsmittel auszubeuten wußte, zu Glanz und Reichthum verhelfen konnte.

Balzac erzählt in ſeinem VIII. Entretien von einem sonnet, für welches der Admiral von Joyeuſe dem Verfaſſer eine Abtei zum Geſchenk machte.

Henri Etienne (Stephanus) erhielt vom Könige für ſein Werk „de la préexcellence du language françois eine Anweiſung von 1000 Thaler, welche indeſſen wie Estoile (Journal de Henri III.) erzählt, vom Schatze nicht ausgezahlt wurden.

Colletet wurde von Richelieu wegen einer aus ſechs Zeilen beſtehenden Beſchreibung eines Teiches in einem der königlichen Gärten mit 600 livres beſchenkt, und der Cardinal fügte dabei noch hinzu, das ganze Gedicht, von dem jene Zeilen nur einen kleinen Theil ausmachten, zu bezahlen, wäre der König nicht reich genug. Der beſchenkte Dichter war über das Gnadengeſchenk, ſo wie über die ihm geſpendete Schmeichelei ſo entzückt, daß er in ſeinen freudigen Dank den Wunſch einfließen ließ:

Armand, qui pour six vers m'as donné sixcents livres,
Que ne puis-je à ce prix te vendre tous mes livres!

Dagegen ſehen wir aber auch, wie ſchon ſehr früh die Schriftſtellerei von einigen Leuten als eine Lohnarbeit und um eines dürftigen Erwerbes willen betrieben wurde. Baillet klagt, daß einige ſeiner Zeitgenoſſen z. B. L. Dolce, J. Baudoin, P. Duryer ihren Ruf ſo weit herabwürdigten, daß ſie um ihren Lebensunterhalt zu beſtreiten entweder Ueberſetzungen den Bogen zu 30 Sols bis einen Thaler anfertigten oder Verſe nach feſten Preiſen (4 francs das Hundert, wenn ſie groß waren, oder 40 Sols für die kleinen) fabricirten.

Der Buchhändler Courbé zahlte dem ſeiner Zeit über die Gebühr gehuldigten Chapelain 2000 livres für die erſte Ausgabe (in folio) von den erſten 12 Geſängen ſeiner „Pucelle“ und außerdem noch 1000 livres für die Duodez-Ausgabe, welche noch in dem nämlichen Jahre (1656) erſchien.

Boileau verkaufte 1674 das Manuſcript ſeines „Lutrin“ dem Buchhändler Thierry für 600 livres, während Racine einige Jahre zuvor (1667) für die Tragödie „Andromaque“ nur den dritten Theil dieſer Summe erhalten hatte. Was übrigens die für die Bühne beſtimmten Stücke betrifft, ſo war der Modus, welcher gewöhnlich beobachtet wurde, folgender. Die Schauſpieler übernahmen die Stücke, welche ſie aufführten, käuflich und zahlten dann je nachdem der Name, unter dem ſie ihnen geboten wurden, berühmter oder unbekannter war, mehr oder weniger. Daher kam es oft, daß ſolche Autoren, welche erſt im Beginn ihrer dramatiſchen Laufbahn waren, die Vermittelung bekannterer Schriftſteller in Anſpruch nahmen. So war z. B. Triſtan der Unterhändler, als Quinault im Begriff ſtand, ſeine Komödie „les Rivales“ einer Truppe zu verkaufen. Die Schauſpieler boten dafür, weil ſie Triſtan für den Verfaſſer hielten, 100 Thaler; aber

als ihnen dieſer geſtand, daß das Stück von einem jungen, hoffnungsvollen Dichter herrühre, wollten ſie ſich nur zur Hälfte der Summe, über welche man übereingekommen war, verſtehen, bis ihnen Triſtan endlich den Vorſchlag machte, ſie ſollten dem Verfaſſer den neunten Theil der Einnahme für jede Vorſtellung überlaſſen. Dieſer Antrag wurde angenommen, und ſo bildete ſich allmählig die Sitte der Tantieme.

Für das Manuſcript der „Pensées philosophiques“ erhielt Diderot im J. 1746 600 francs, während er für die Redaktion der „Encyclopédie“ die verhältnißmäßig geringe Summe von 1000 fr. jährlich genoß.

Der ſehr produktive Ueberſetzer Letourneur überließ für 20 Louisd'or die Bearbeitung der Nächte von Young an Mad. Ducroné, welche mit den verſchiedenen Ausgaben, welche ſie davon veranſtaltete, 60,000 fr. gewonnen haben ſoll.

Rouſſeau, dem bekanntlich eine Kenntniß des geſchäftlichen Verkehres abging, hatte in der Regel von ſeiner ſchriftſtelleriſchen Produktion nur einen ſehr geringen Ertrag. Er läßt ſich darüber an verſchiedenen Stellen ſelber aus. So ſagt er unter Anderm, daß er für ſeine polemiſchen Sachen, welche er um das J. 1750 abgefaßt hatte, von ſeinem Buchhändler Piſſot ſehr wenig, oft gar nichts erhalten habe. Sein erſter Discours brachte ihm gar kein Honorar, indem Diderot dieſes ſpäter ſo viel beſprochene Werk dem Buchhändler ganz unentgeltlich überließ. An einer andern Stelle erzählt er, für ſeinen „Emile“ habe ihm der Buchhändler Néaulme in Amſterdam, mit dem ihn der Pariſer Buchhändler Duchesne in Verbindung gebracht hatte, 6000 francs angewieſen, wovon ihm indeſſen nur die Hälfte baar ausgezahlt wurde.

Auch bei Delille war, wenigſtens anfangs, das Honorar ziemlich dürftig. Seine berühmte Ueberſetzung der Georgica brachte ihm nur 400 francs. Aber ſeine Einnahmen ſtiegen mit ſeinem wachſendem Ruhme und die ſpätern Arbeiten des Dichters wurden förmlich mit Golde aufgewogen.

Von dem Paradeſtücke „Berlingue“ von Et. Despréaux war Ludwig XVI. ſo entzückt, daß er dem Verfaſſer dafür ein Jahrgehalt von 1000 francs bewilligte.

Das erſte größere Werk, mit dem Bernardin de Saint-Pierre auftrat, ſeine „Voyage à l'isle de France,“ wurde von einem Verleger für 1000 Livres erworben, und erſt ſpäterhin hatte er Grund mit dem Ertrage ſeiner Feder zufrieden zu ſein.

III.

Probe des Geſchmackes im 17. Jahrhunderte.

Wir haben in der erſten Nummer dieſer literariſchen Curioſitäten den Carmeliter Pierre de Saint-Louis, einen ſeiner Zeit nicht unbeliebten Dichter, erwähnt. Sein Hauptwerk iſt das von einer ſeltſamen Geſchmacksverwirrung zeugende Gedichte „La Magdeleine au désert de la Sainte-Baume,“ welches 1694 zu Lyon erſchien und mehrere Auflagen erlebte. Als ein lächerlicher Auswuchs einer verbildeten Zeit ſcheint uns dieſe Produktion, welche von den Literaturhiſtorikern ziemlich unbeachtet geblieben iſt, ſo intereſſant, daß wir unſern Leſern einige Proben dieſes pombaſtiſchen Gebräues mitzutheilen beabſichtigen.

Der Dichter zeichnet Magdalena unter Andern in folgendem Verſe:

Pour le grand roi des coeurs couchant sur le carreau.

Sie liegt unter einem Felſen,

Où la nuit, par un trou tout à fait obligeant
La lune lui fournit une lampe d'argent.
On peut voir seulement les éclairs de ses yeux,
Qui sont les bénisiers d'où coule l'eau bénite
Qui chasse le démon jusqu'au fond de son gîte.

Die Büßende ſpricht übrigens von ihren Reizen ſelbſt z. B. folgendermaßen:

Sein dont mon oeil enflé fit un vallon de larmes,
Quand ces monts désenflés perdirent tous leurs charmes.

Der Anblick eines Todtenkopfes veranlaßte ſie, im Verlauf des Gedichtes einen vollſtändigen Curſus der Grammatik durchzugehen, von dem hier einige der bezeichnendſten Stellen mitgetheilt werden ſollen.

Et regardant toujours ce têt de trépassé,
Elle voit le futur dans ce présent passé;
. . . . . .
Et c'est sa discipline, et tous ses châtiments,
Qui lui font commencer ces rudes Rudiments.
. . . . . .
Ce qui la fait trembler pour son Grammairien,
C'est de voir par un cas du tout déraisonnable,
Que son amour lui rend la mort Indéclinable,
Et qu'Actif comme il est aussi bien qu'excessif,
Il le rend à ce point d'impassible Passif.
O que l'amour est grand et la douleur amère,
Quand un Verbe passif fait toute sa Grammaire!
La Muse pour céla me dit non sans raison,
Que toujours la Première est sa Conjugaison.
. . . . . .
Sachant bien qu'en aimant elle peut tout prétendre
Comme tout Enseigner, tout Lire, et tout Entendre,
Pendant qu'elle s'occupe à punir le forfait
De son Temps-Prétérit qui ne fut qu'Imparfait;
Temps de qui le Futur réparera les pertes
Par tant d'afflictions et de peines souffertes;
Et le Présent est tel, que c'est l'Indicatif
D'un amour qui s'en va jusqu'à l'Infinitif.
Puis par un Optatif, ah! plût à Dieu, me dit-elle
Que je n'eusse jamais été si criminelle! . . .
. . . . . .
Prenant avec plaisir, dans l'ardeur qui la brûle,
Le fouet pour disciple, et la croix pour férule.

Wir wollen den Eindruck der abgedruckten Stellen durch keine Bemerkungen ſchwächen und geben dem Leſer nur zu bedenken, daß ſie einer Dichtung entnommen ſind, deren Verfaſſer keineswegs eine komiſche Wirkung im Auge hat. Uebrigens hatte dieſe Magdalena eine würdige Vorläuferin in der eben ſo lächerlichen „Magdeleine“ des Capuziners Remi de Beauvais, welche im Jahre 1617 zu Tournai erſchien.

Bernburg.

G. J. Günther.

(Wird fortgeſetzt.)

The Ferry.

From the German of Uhland.

Years have sped away since last
O'er this stream, at eve, I passed;
Then, as now, the moon did quiver
On the castle and the river.

In the skiff, then, by my side,
Two companions crossed the tide: —
One a father old and grave,
One in hope and youthood brave.

Tranquil, as he lived below,
To his rest the first did go;
The second eager passed us all,
And in war and storm did fall

So, in thought when I live o'er
Happy days that were of yore,
Still I miss companions true
Snatched by death from mortal view.

But the tie that friendship binds
Is when spirit spirit finds; —
Then my spirit answer found,
And to spirits still I'm bound.

Take, then, boatman, take the fee,
Trebly told, I offer thee, —
When e'en now I passed the tide,
Spirits twain were at my side!

L. H.

The minstrels curse.

From Uhland. by A. Lodge.

1. A castle of the olden time, o'er subject regions wide,
Throned on its rocky height, afar looked forth in feudal pride;
And fragrant gardens decked the plain, where lakes, with crystal sheen,
Mirrored the pleasant sylvan glanes and lawns of living green.

2. Here dwelt, of jealous fears the prey in pomp of moody state,
A king, by realms and cities fair and conquest's laurels great;
His glance bespoke the tyrant soul to pity ne'er subdued,
His words were chains and torments — his characters were blood.

3. Once to these lordly towers at eve approached a tuneful pair.
Of reverend silvery tresses one, and one with golden hair,
The old man on a palfrey sate — his harp, the Minstrels pride
He bore — his comrade, young and blithe, tripped lightly at his side.

4. Thus to the youth the old man spoke — My son, it boots to-day,
To try our deepest melodies, our most impassioned lay;
With cunning'st art essay the notes of blended joy and pain;
Perchance this royal heart may own the magic of the strain.

5. Soon in the pillared regal hall, amid the courtly throng
Of belted knights and beauteous dames, they range the sons of song: —
The king, in fearful majesty, recalled the meteor's blaze
His spouse, with beaming loveliness, the moonlight's gentle rays.

6. The old man swept the chords — and quick, responsive to the tone,
Through all the train each heart confessed the spell of power unknown:
And when a clear angelic voice chimed in with youthful fire,
'Twas like the unseen minstrelsy of some ethereal quire!

7. They sang of Love's delightful spring — of the old golden time;
Of knightly leal and maidens truth and chivalry sublime;
Of each high thought that stirs the soul informed with heavenly flame;
Of man's exalted destinies — of freedom, worth and fame!

8. They paused: — in rapt attention hushed, the crowd had clustered near;
The courtier smoothed the lip of scorn, the warrior dropped a tear;
The Queen with trembling extasy, took from her breast a rose,
And see! at the young Minstrel's feet the guerdon flower she throws.

9. „Ha!“ shrieked the King — „my lieges first, with your detested lays,
Ye have seduced — and now my Queen their witchery betrays:
Die, tuneful minion!“ — At the youth he hurled the gleaming sword,
And from the found of golden strains the crimson tide was poured.

10. While scared, as by the lightning's flash, all stood in mute dismay,
The boy on his loved master's breast had breathed his soul away: —
The old man round the bleeding form his mantle wrapped with speed
Raised the dear victim in his arms, and bound him on his steed.

11. The portals passed, he stood a while and gazed with tearful eyes —
And grasped his harp, — the master harp — of thousand harps the prize
Then frantic on a column's base he dashed the useless lyre,
And thus the curse of Poesy spoke with a Prophet's fire!

12. „Woe, Woe! proud towers — dire house of blood! thy guiltry courts among,
Ne'er may the chords of harmony be waked — the voice of song;
The tread of silent slaves alone shall echo mid the gloom,
Till Ruin waits, and hovering fiends of vengeance shrick thy doom!

13. „Woe, woe!“ ye blooming gardens fair — decked in the pride of May,
Behold this flower untimely cropped — look — and no more be gay!
The sight should wither every leaf — make all your fountains dry,
And bid the bright enchantment round in wasteful horror lie.

14. „And thou, fell Tyrant, curst for aye, of all the tuneful train —
May blighted bays, and bitter scorn, mock thy inglorious reign!
Perish thy hated name with thee — from songs and annals fade —
Thy race — thy power — thy very crimes — lost in oblivion's shade!“

15. The aged Bard has spoken — and Heaven has heard the prayer;
The haughty towers are crumbling low — no regal dome is there!
A single column soarson high, to tell of splendours past, —
And see! 'tis cracked — it nots the head — this hour may be its last!

16. Where once the fairy garden smiled, a mournful desert lies, —
No rills refresh the barren sand — no graceful stems arise, —
From storied page, and legend strain, this King has vanished long,
His race is dead — his power forgot: — such is the might of song!

Bibliographiſcher Anzeiger.

Allgemeines.

C. Hauſchild, die Bildungselemente der deutſch. franz. und engl. Sprache in 9 öffentl. Vorleſungen dargeſtellt. ⅚ Thlr.

Lexicaliſche Schriften.

Franz.-deutſch. und D.-F. Handwörterbuch von J. A. Schmidt. 2 B. 2 Thlr.

Plötz, vocabulaire systematique et guide de conversation française. (Berlin 1847). 12½ Sgr.

J. O. Halliwell, dictionary of archaic and provincial words, obsolete phrases, proverbs and ancient customs from the 14th. century. 2 vols. 21 s.

W. T. Brande, dictionary of science, literature and art. L. 3.

Gilbert's New universal etymological and pronouncing Dictionary of the English language. (4 Thle. ſind erſchienen à 7 d.)

Literatur.

Göthe's Leben von H. Viehoff. 1. Bd. 1 Thlr.

J. Günther, großes poetiſches Sagenbuch des deutſchen Volkes. II. Bd. 2. Hft. ¾ Thlr.

Goethe's Gedichte erläutert und auf ihre Veranlaſſungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt, nebſt Variantenſammlung und Nachleſe von H. Viehoff. II. Thl. Periode der klaſſiſchen Kunſtpoeſie. 1 Thlr.

Die Geſchichte der deutſchen Literatur nach ihrer organiſchen Entwickelung in einem leicht überſchaulichen Grundriß bearbeitet von Dr. Georg Weber 11½ Sgr.

San Marte (A. Schulz), Beiträge zur bretoniſchen und celtiſch-germaniſchen Heldenſage. 1½ Thlr.

Göthe und ſeine Werke von K. Roſenkrantz. 2½ Thlr.

Proverbes Basques recueil p. A. Oihenart suivies des poésies basques du même auteur. II. ed. p. Fr. Michel. 10 fr.

R. Bell, lives of the most eminent english poets. new ed. 12 sh.

G. Higgins, the celtic Druids. (4) L. 3.

James Eccleston, Introduction to English antiquities. 21 s.

Grammatik.

C. Edler, die deutſche Sprachbildung, nach ihrem gegenwärtigen Standpunkte. I. Thl. Die Begriffe und ihre Formen. 2 Thlr.

Hülfsbücher.

Kleine theoretiſch-praktiſche Grammatik der deutſchen Sprache für Volksſchulen von L. Hibeau. 8 Sgr.

A. Lübben, der nibelunge not. In fortlaufendem Auszuge zunächst für die Schule zusammengestellt. ½ Thlr.

W. Wackernagel deutsches Lesebuch. Neue durch c. Handb. der Literat. Geschichte verm. Ausgabe in 27 Heften. 1.—4. Heft à ⅓ Thlr.

L. Kellner, Prakt. Lehrgang für den deutſchen Sprachunterricht. ¾ Thlr.

H. E. Apel, deutſches Leſebuch für untere und mittlere Klaſſen. 1⅓ Thlr.

Bormann, methodiſche Anweiſung zum Unterricht in den deutſchen Stylübungen. 4te verbeſſerte Auflage. (Berlin 1847.) 17½ Sgr.

E. Lenz, Elementarbuch der franz. Sprache für die unteren und mittleren Klaſſen höherer Lehranſtalten. ⅔ Thlr.

F. M. Trögel, der kleine Franzoſe. Neues praktiſches franz. Elementarbuch für Schule und Haus. 7½ Sgr.

Trögel, franzöſiſches Leſebuch. 2. Aufl. (Leipzig 1847.) 25 Sgr.

Fr. Schubart, franz. Leſebuch mit Vorgrammatik und ſchriftl. Aufgaben zum Schulgebrauch. I. Curſ. 12 Sgr.

Une chaine c. p. E. Scribe, herausgegeben mit gram. und erkl. Anmerkungen von F. Strathmann. 6 Sgr.

Neuer Deutſch-Franzos; enthält kurze Geſpräche, Redensarten, Germanismen und Synonymen von A. Albrecht. 10 Sgr.

G. E. A. Wahlert, Anleitung zum Sprechen des Engliſchen. 1. Bändchen. Enth.: Emma, die kleine Lügerinn, Luſtſp. in 3 Abth. 7½ Sgr.

Newmann-Sherwood, Engl. Leſebuch nach dem Naturſyſtem des Sprach-Unterrichts. 1⅓ Thlr.

G. F. Graham, English or the art of composition (Longman). 7 s.

C. Munde, Erſter Unterricht im Engliſchen. 3. Aufl. ½ Thlr.

L. A. Spearmann, Engliſche Sprachlehre für Deutſche. 4. Aufl. 1 Thlr.

W. Ross. An elementary etymological manual of the english language for the use of schools; to which are prefixed practical observations on teaching etymology. (Longmann.) 6 d.

Alfred Baskerville, Prakt. Lehrbuch der engl. Sprache. 10 Sgr.

Studien zu Goethe's Werken.

1) Reise der Söhne Megaprazon's.

Die ungeheure Erschütterung aller Verhältnisse in Folge der mit dämonischer Titanengewalt alle Leidenschaften entfesselnden französischen Revolution mußte Goethe's weiches, den übermächtigen Eindrücken wilder Naturkräfte erliegendes Gemüth aller Fassung berauben und ihm vorerst jede vorurtheilsfreie Betrachtung dieses eine neue Ordnung der Dinge begründenden Weltereignisses unmöglich machen. Erst allmählig sammelte er sich wieder von der schrecklichen Bestürzung, die sein innerstes Wesen ergriffen hatte, und gewann Muth und Kraft zu gerechterer Beurtheilung, indem er die natürliche Nothwendigkeit dieses vulkanischen Ausbruchs anerkannte und die Grundlage des einzig wahren Staats- und Völkerglückes im Gegensatze zu den zerstörenden Mächten der Verneinung darstellte. Diese ruhigere Betrachtung suchte er zunächst in der, wie es scheint, bereits 1791, gleich nach dem Großcophta unternommenen „Reise der Söhne Megaprazon's" darzulegen, deren Anfänge er auf dem Zuge nach der Champagne mit sich führte und auf der Rückreise in Pempelfort (Nov. 1792) zu geringer Erbauung seinen ganz andere Erwartungen hegenden Freunden mittheilte. „Ich hatte seit der Revolution, mich von dem wilden Wesen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen, eine Reise von sieben (?) Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und märchenhaft verworren. Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichniß unsers eigenen Zustandes. Man verlangte eine Vorlesung, ich ließ mich nicht viel bitten und rückte mit meinen Heften hervor; aber ich bedurfte auch nur wenig Zeit, um zu bemerken, daß Nie-

mand davon erbaut ſei. Ich ließ daher meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuſcript auf ſich ſelbſt beruhen" (B. 25, 155). Nur ein Stück des Planes und ein paar ausgeführte Kapitel dieſes an den „Pantagruel" von Rabelais anlehnenden Romans ſind erhalten, aber bisher faſt ganz unbeachtet geblieben, obgleich ſie in Bezug auf Goethe's politiſche Anſicht, ſo wie wegen ihres Verhältniſſes zur „natürlichen Tochter" ſehr wichtig ſind und zu einer genauern Analyſe und Ergänzung jeden Freund des Dichters einzuladen ſcheinen.

Megaprazon verehrt im Pantagruel ſeinen Urgroßvater, der unter andern die Inſeln der Papimanen und der von ihnen unterjochten Papefiguen [1]), die Laterneninſel [2]) und das Orakel der heiligen Flaſche [3]) entdeckt hat. Der Name Megaprazon, d. h. „der Großes vollbringt" (ſollte eigentlich Megapraſſon, μέγα πράσσων, lauten), deutet auf den Gedanken hin, welcher dem ganzen Romane zu Grunde liegt, daß Großes nur dann geſchehen könne, wenn Jeder den ihm verliehenen Kräften und Anlagen gemäß zum Beſten des Ganzen wirkt, wie dies in den Söhnen Megaprazon's ausgeführt wird. Dieſe haben alle griechiſche Namen, von denen zwei, Panurg und Epiſtemon, ſchon bei Rabelais vorkommen, der meiſt ſeine Benennungen von Ländern und Perſonen aus dem Griechiſchen nimmt. Gleich im erſten Kapitel leſen wir: „Epiſtemon ſaß an dem Steuerruder und betrachtete mit Aufmerk-

---

[1]) Pantagr. IV, 45: Ung iour de feste annuelle a bastons, les bourguemestre, syndicz et groz rabiz Guaillardetz estoyent allez passer tempz et veóir la feste en Papimanie, isle prochaine. Lung deulx, voyant le pourtraict papal (comme estoyt de louable coustume publicquement le monstrer es iours de feste a doubles bastons) luy feit la figue. (Vgl. meine Bemerkung zu der Ueberſetzung der römiſchen Satiriker S. 348). Qui est, en ycelluy pays, signe de contemnement et derision manifeste. Pour ycelle vanger, les Papimanes, quelques iours apres, sans dire guare, se meirent tous en armes, surprcindrent, saccagearent et ruynarent toute lisle des Guaillardetz, taillarent a file despee tout homme pourtant barbe. Es femmes et convenceaulx pardonnarent. — Feurent faictz esclaves et tributaires, et leur feut impousé nom de Papefigues, parceque on pourtraict papal avoyent faict la figue.

[2]) Le pays de Lanternois. Pantagr. IV, 5. V, 32. 33.

[3]) Das Orakel der heiligen Flaſche (L'oracle de la dive bouteille oder Bacbuc) war das eigentliche Ziel der Fahrt Pantagruel's. Vgl. Pantagr. IV, 1. V, 34 ff.

ſamkeit die Windroſe und die Charten; Panurg ſtrickte Netze, mit denen er ſchmackhafte Fiſche aus dem Meere hervorzuziehen hoffte; Euphemon hielt ſeine Schreibtafel und ſchrieb, wahrſcheinlich eine Rede, die er bei der erſten Landung zu halten gedachte; Alkides lauerte am Vordertheil, mit dem Wurfſpieß in der Hand, Delphinen auf, die das Schiff von Zeit zu Zeit begleiteten; Aleiphron trocknete Meerpflanzen und Eutyches, der jüngſte, lag auf einer Matte in ſanftem Schlafe." Epiſtemon, der älteſte der Söhne, iſt ſeinem Namen nach der Wiſſende, der Weiſe; Panurg der Liſtige, Schlaue, woher wir ihn Fiſche fangen, wie Epiſtemon am Steuer ſehen. Euphemon, wofür man die richtige Form Euphemus oder Euphem erwartete, bezeichnet den Beredten; Alkides den Starken; Aleiphron (warum nicht Alkiphron, wie Alkides) den Muthigen, Ausdauernden; Eutyches den Glücklichen. Der Letztere, den der Dichter als einen ſchönen Jüngling mit blauen Augen, blonden Locken und ſcharfen Sinnen bezeichnet, ſoll offenbar durch ſeine ſinnlichen Reize Glück machen, wie es ſo Vielen, welche durch Körperſchönheit ſich auszeichnen, gelungen iſt. Somit wären alſo in den Söhnen des Megaprazon Weisheit, Schlauheit, Beredtſamkeit, Stärke, Muth und Schönheit vertreten. Sechs Söhne finden wir hier und im Plane, während Göthe in der oben angeführten Stelle von ſieben ſpricht. Wir erinnern hierbei gelegentlich an ſeinen in früheſter Jugend erſonnenen Roman „von ſechs bis ſieben Geſchwiſtern, die von einander entfernt und in der Welt zerſtreut ſich wechſelſeitig Nachricht von ihren Zuſtänden und Empfindungen geben" (B. 20, 146).

Der Plan beginnt mit den Worten: „Megaprazon erwacht und ruft Epiſtemon. Nachricht von den Söhnen. Sie kommen an. Anrede. Sie haben ſich proviantirt. Lobrede auf die Häuslichen. Es wird Alles eingeſchifft. Man geht zu Schiffe. — Golfo von Neapel. Weitere Reiſe. Fäßchen und Rede des Megaprazon. Gedanken der ſechs Brüder. Megaprazon wirft das Fäßchen in's Meer. Entſetzen. Weitere Reiſe. Der Steuermann behauptet, ſie ſeien bei der Inſel Papimanie. Streit darüber. Entſcheidung." Die in mehreren Punkten vom Plane abweichende Ausführung dieſes Theiles bilden die zwei erſten Kapitel, von denen aber das zweite nicht ganz vollendet iſt. Der Roman beginnt nicht mit dem Erwachen des Megaprazon und den Vorbereitungen zur Reiſe, ſondern führt uns gleich in die Mitte des Meeres, wo die Brüder, nachdem ſie den langweiligſten Theil der Fahrt überſtanden haben,

bald Land zu ſehen hoffen. Ferner fährt Megaprazon nach dem Plane mit ſeinen Söhnen, er redet ſie auf der Fahrt an und wirft das vermuthlich mit Geld gefüllte Fäßchen in's Meer, während er nach der Ausführung dem Epiſtemon einen Brief übergeben hat, den dieſer auf einer von ihm beſtimmten Höhe des Meeres öffnen und ſeinen Brüdern mittheilen ſoll. In dieſem Briefe ſchreibt er, ihnen ſei es vorbehalten, die Ehre ſeines Aeltervaters Pantagruel, deſſen Unermüdlichkeit ſo viele Inſeln entdeckt habe, wieder aufzufriſchen und ſich ſelbſt unſterblichen Ruhm zu erwerben. „Jeder von euch hat, durch den Einfluß eines eigenen günſtigen Geſtirns, eigne Gaben von der Natur erhalten. Ich habe Jeden nach ſeiner Art von Jugend auf gepflegt, ich habe es euch an nichts fehlen laſſen, ich habe den (dem?) älteſten zur rechten Zeit eine Frau gegeben, ihr ſeid wackere und brave Leute geworden. — Euer kleines künſtlich gebautes Schiff iſt mit Allem ausgerüſtet, und euch ſelbſt kann es an nichts fehlen; denn vor eurer Abreiſe gab ich einem Jeden zu bedenken, daß man ſich auf mancherlei Art in der Fremde angenehm machen, daß man ſich die Gunſt der Menſchen auf verſchiedenen Wegen erwerben könne. Ich rath' euch daher, wohl zu bedenken, womit ihr außer dem Proviant, der Munition, den Schiffsgeräthſchaften euer Fahrzeug beladen, was für Waaren ihr mitnehmen, mit was für Hülfsmitteln ihr euch verſehen wolltet. Ihr habt nachgedacht, ihr habt mehr als eine Kiſte auf das Schiff getragen, ich habe nicht gefragt, was ſie enthalten." Nur mit dem Gelde hat er ſie getäuſcht, da die ſechs Fäßchen, die er ihnen gegeben, kein Geld enthalten. Die Abſicht Megaprazon's iſt ſchwer zu verkennen. Seine Söhne ſollen ſich allein auf die von der Natur ihnen verliehenen Fähigkeiten und Anlagen angewieſen und zur zweckmäßigen Benutzung derſelben veranlaßt ſehen. Dies iſt auch beſtimmt genug in den Worten angedeutet: „Die Vorleſung war noch nicht geendigt, als ſchon die Abſicht des Vaters erfüllt war; Jeder hatte ſchon bei ſich die Schätze gemuſtert, womit ihn die Natur ausgerüſtet, Jeder fand ſich reich genug, Einige glaubten, ſich mit Waaren und anderen Hülfsmitteln wohl verſehen, man beſtimmte ſchon den Gebrauch voraus."

Am andern Morgen ſieht Eutyches im Nordoſten zwei Inſeln, von denen die eine rechts, lang und flach, in der Mitte gebirgig zu ſein ſcheint, die andere links ſich ſchmäler zeigt und höhere Berge hat. Epiſtemon hält nach ſeiner Karte die eine rechts für

die Insel der Papimanen, in welcher „durch die Gnade des göttlichen Statthalters auf Erden nicht allein alle gute Frucht von Stunde zu Stunde reift, sondern auch Unkraut und Disteln eine zarte und säftige Speise wird", die links gelegene dagegen für die „auf ewig verwünschte Insel der Papefiguen, wo wenig wächst und das Wenige noch von bösen Geistern zerstört wird [1])." Dieser Bestimmung Epistemon's widerspricht aber Eutyches, der gerade das Umgekehrte sieht. Die Insel zur Rechten ist, wie ihn der Augenschein lehrt, ein langes, flaches Land mit wenigen Hügeln und scheint gar nicht bewohnt, nur hie und da erblickt er ungeheure Steinmassen, von denen er nicht zu bestimmen wagt, ob es Städte oder Felsenwände sind, dagegen scheint die zur Linken „ein kleiner Himmel, ein Elysium, ein Wohnsitz der häuslichsten Götter. Alles ist grün, Alles gebaut, jedes Eckchen und Winkelchen genützt." Der schlaue Panurg erklärt den Widerspruch leicht durch einen Schreibfehler des Kopisten, der auf der Karte die Namen beider Inseln vertauscht habe — und seine Meinung dringt trotz Epistemon durch. Ehe die Brüder aber an der fruchtbaren Insel landen, holt Panurg zwei Anzüge aus seinem Kasten, von denen er den einen für sich nimmt, den andern seinem ihm gerade entgegengesetzten Bruder Alkides anbietet. „Ich weiß nicht, was ihr Uebrigen in den Kasten gepackt und verwahrt haltet, die ihr von Hause mitnahmt, als der Vater unserer Klugheit überließ, womit wir uns den Völkern angenehm machen wollten; so viel kann ich euch gegenwärtig sagen, daß meine Ladung vorzüglich in alten Kleidern besteht, die, hoffe ich, uns nicht geringe Dienste leisten sollen. Ich habe drei bankrutte Schauspielunternehmer, zwei aufgehobene Klöster, sechs Kammerdiener und sieben Trödler ausgekauft." Er glaubt also, daß die Verkleidung, die später mehrfach erwähnt wird, ihm und auch den Brüdern förderlich sein werde.

Aber Epistemon hat gegen Panurg und die Majorität Recht; die fruchtbare Insel ist wirklich die der Papefiguen. Im Plane heißt es unmittelbar nach den oben angeführten Worten: „Sie fahren nach der andern Insel. Panurg's Vorschlag. Wird be-

[1]) Rabelais sagt von dieser, den Papimanen unterworfenen Insel: Tous les ans avoyent gresle, tempeste, famine et tout malheur, comme éterne punition de peché des leurs ancestres et parens. Der Teufel hat Macht über die Insel bekommen, die er verödet.

wundert. Er steigt aus, mit ihm X. und Y. Er kriegt Schläge. X. rettet ihn; entschuldigt ihn. Man entdeckt den Irrthum. Sie werden gut aufgenommen. Die Papefiguen erzählen den Zustand ihrer Insel. Offerte, ob sie bleiben wollen. Bedingungen gefallen nicht. Gehen ab." Der Zustand der Insel, auf welcher der kluge Anschlag des schlauen Panurg, der vermuthlich in einer den Papefiguen verhaßten Verkleidung erscheint, ein böses Ende nimmt [1]), der Zustand der Insel muß jetzt ein ganz anderer geworden, der Fluch des Papstes von ihr genommen oder vielmehr kraftlos geworden sein. Vielleicht haben die Teufel sich des Landes angenommen und den Fluch des Papstes überwunden, und man könnte vermuthen, daß diese auch die unumschränkte Demokratie, das Prinzip der Freiheit und Gleichheit, eingeführt haben, in dessen Darstellung Goethe seinen Humor spielen lassen durfte. Die Darstellung der Freiheit und Gleichheit hätte besonders bei den Bedingungen, welche die Inselbewohner verschlagen, ihre Stelle finden können.

Verfolgen wir den Plan weiter: „Fahrt nach Papimanie. Kommen Nachts an. Steigen aus. Maskerade. Machen sich auf den Weg. Nacht. Fangen den Pygmäen. Bringen ihn an's Feuer. Erzählung des Pygmäen. Morgens nach Papimanie. Werden feindselig empfangen. Die Maskerade trägt nichts ein. Erkundigen sich nach der nähern Insel. Erzählung von der Insel der Monarchomanen. Vulkane. Zerspalten der Insel in drei schwimmende Theile. Residenz. Man zeigt sie von fern. Abschied." Die Küste der einst gesegneten Insel ist öde und wüst geworden; vermuthlich bewohnen sie jetzt die Pygmäen, von denen die Brüder einen fangen. Dieser scheint ihnen vom Kampfe seines Volkes mit den Kranichen erzählt zu haben, wobei Goethe Gelegenheit hatte, auf die Lehre vom Rechte des Stärkern ein Streiflicht fallen zu lassen. Da er aber bei der spätern Ausarbeitung diesen Kampf der Kraniche mit den Pygmäen an einer andern Stelle erwähnt, so würde derselbe, vermuthlich auch der Fang des Pygmäen, bei der Ausführung des Ganzen an dieser Stelle weggefallen sein. Am Morgen gelangen sie zu der tiefer im Lande liegenden Residenz

[1]) Vermuthlich war es dieselbe Verkleidung, die im zweiten Kapitel beschrieben ist, die eines hohen geistlichen Würdenträgers. Alkides zieht die Ordenstracht eines geistlichen Ritters an. Beide Verkleidungen konnten auf der Insel der Papefiguen nur Mißfallen erregen.

der Papimanen, welche Eutyches früher als ungeheure Steinmaſſen bezeichnet zu haben ſcheint. Die Papimanen beſchrieb der Dichter wohl als in einen troſtloſen Zuſtand geiſtiger Trägheit und Verdumpfung unter der biſchöflichen Regierung verſunken, abgeſchloſſen gegen alle Bildungselemente, woher ſie ſich auch den Fremden feindlich geſinnt zeigen. Erſchienen die Brüder hier vielleicht als Pilger verkleidet? Ausgeführt hat Goethe die Erzählung des Papimanen von der Inſel der Monarchomanen, welche eine reine Erfindung Goethe's iſt [1]). Die Inſel der Monarchomanen war in drei Theile getheilt, die Reſidenz, die ſteile Küſte und das Land. Die Reſidenz, auf dem Vorgebirge liegend, war ein Wunder der Welt, zu deſſen Verherrlichung ſich alle Künſte vereinigt hatten. „Hier thronte der König in ſeiner Herrlichkeit und Niemand ſchien ihm auf der ganzen Erde gleich zu ſein.“ Nicht weit von derſelben begann die ſteile Küſte, auf welcher die Vornehmen des Reiches wohnten und ſich Paläſte bauten, vor denen der Schiffer, wenn er ſich näherte, verſtummte. „Auch hier war die Kunſt der Natur mit unendlichen Bemühungen zu Hülfe gekommen, auch hier hatte man Felſen gebaut, um Felſen zu verbinden; die ganze Höhe war terraſſenweiſe eingeſchnitten, man hatte fruchtbar Erdreich auf Maulthieren hingeſchafft. Alle Pflanzen, beſonders der Wein, Citronen und Pomeranzen, fanden ein glückliches Gedeihen; denn die Küſte lag der Sonne wohl ausgeſetzt.“ Der größte Theil der Inſel war Ebene und fruchtbarer Boden, den das Landvolk ſorgfältig bebaute. „Es war ein altes Reichsgeſetz, daß der Landmann für ſeine Mühe einen Theil der erzeugten Früchte, wie billig, genießen ſollte; es war ihm aber bei ſchwerer Strafe unterſagt, ſich ſatt zu eſſen, und ſo war dieſe Inſel die glücklichſte von der Welt. Der Landmann hatte immer Appetit und Luſt zur Arbeit. Die Vornehmen, deren Magen ſich meiſt in ſchlechten Umſtänden befanden, hatten Mittel genug, ihren Gaumen zu reizen, und der König that oder glaubte wenigſtens immer zu thun, was er wollte.“ Aber vor einigen Jahren brach nach wiederholten Erbebungen an der Mittagsſeite des Landes zwiſchen der Ebene und der ſteilen Küſte ein gewaltſamer Vulkan aus, der viele Monate die Nachbarſchaft verwüſtete, die Inſel im Innerſten erſchütterte und ſie ganz mit Aſche bedeckte, bis endlich in einer

[1]) Roſenkranz „Goethe und ſeine Werke“ S. 296 verleitet zu der Anſicht, die Monarchomanen ſeien ſchon von Rabelais erwähnt worden.

Nacht alle drei Theile der Insel sich unter einem entsetzlichen Gepraſſel von einander trennten und nach verſchiedenen Seiten auf dem Meere umherſchwammen. „Von dem Lande, wie man es nennt, haben wir nie etwas wieder geſehen; die Reſidenz aber konnten wir noch vor einigen Tagen in Nordoſten ſehr deutlich erkennen.“ Es iſt unverkennbar, daß hier das Königthum, die Ariſtokratie und das Volk dargeſtellt ſind, welche, ſtatt in einiger Wechſelwirkung zum gemeinſamen Beſten zuſammen zu wirken, in arger Selbſtſucht den gewaltigen Umſturz des Ganzen veranlaſſen. Das Volk, das ſich nicht ſatt eſſen darf, ſondern der Genußſucht der Vornehmen dienſtbar iſt, erſcheint hier offenbar unterdrückt. Auch zwiſchen der Ariſtokratie und der Krone herrſcht keine Eintracht, indem jene dieſe zu ſchwächen ſucht. Goethe will alſo in der Inſel der Monarchomanen den traurigen Zuſtand eines Staates verſinnbildlichen, in welchem die königliche Gewalt von einer ſelbſtſüchtigen, ſittenloſen Ariſtokratie geſchwächt, das Volk aber unterdrückt und geknechtet iſt, aus welchem Zuſtande der gewaltſame Zuſammenſturz des Staates hervorgehen muß. Freilich denkt Goethe hierbei zunächſt an Frankreich, aber man darf deßhalb nicht mit Roſenkranz ſagen, in der Inſel der Monarchomanen ſei Frankreich geſchildert, vielmehr iſt ſie ein allgemeines Bild einer dem gewaltſamen Umſturze alles Beſtehenden entgegeneilenden Monarchie, in welcher „des Bürgers hoher Sicherſtand“ unterdrückt wird, während Sittenloſigkeit und Uebermuth die Macht der Krone und der Ariſtokratie untergraben. Wie ſchön Goethe dies ſpäter in der natürlichen Tochter zur Darſtellung gebracht hat, iſt allgemein bekannt; wir erinnern bloß an die Worte Eugenien's:

Dieſem Reiche droht
Ein jäher Umſturz. Die zum großen Leben
Gefugten Elemente wollen ſich
Nicht wechſelſeitig mehr mit Liebeskraft
Zu ſtets erneuter Thätigkeit umfangen.

Die wundervolle Darſtellung des Ausbruches der Revolution im zweiten Theile des Fauſt bedarf einer genauen Darlegung, die wir anderwärts verſuchen werden.

Von den Papimanen nehmen die Söhne Megaprazon's Abſchied, nachdem ſie ihnen einige Roſenkränze, Scapuliere und Agnus Dei hinterlaſſen haben, „die von ihnen, obgleich ſie deren genug hatten, mit großer Ehrfurcht und Dankbarkeit angenommen wurden.“ Zunächſt wollen ſie der Reſidenz zuſteuern, wobei ſie

die Hoffnung hegen, die ſteile Küſte, die ſie weſtwärts ſehen, abzuſchneiden und in ihrer Geſellſchaft, wohl gar in einem der ſchönen Paläſte, den Weg dorthin zu vollenden. Im Plane heißt es weiter: „Sie fahren fort, legen ſich bei Windſtille vor Anker. Politiſiren des Nachts. Schlafen ein. Erwachen, ſehen die Inſel nicht mehr. Schwimmende Einſiedler. Erzählung. Verſuche. Anzeige der Reſidenz. Abſchied.“ Hiervon iſt nur ein ausgeführtes Stück erhalten, in welchem die Brüder bei einem Geſpräche über den Kampf der Kraniche mit den Pygmäen, bei welchem ſich die einen der Kraniche, die anderen der Pygmäen annehmen, von wildem Schwindel ergriffen werden, und ſie würden zu Thätlichkeiten übergehen, heilte ſie nicht der Schlaftrunk einer Flaſche Madeira, die ihnen ein vorüberfahrender Schiffsherr reicht, von dem bösartigen Zeitfieber, „von dem ſo viele Menſchen jetzt heftig, ja bis zum Wahnſinn ergriffen ſind.“ Haltlos iſt der Einfall von Roſenkranz, die Flaſche Madeira ſei ſchon „die heilige Flaſche“ ſelber; denn daß die Brüder zum Orakel der heiligen Flaſche hinfahren, iſt durch nichts angedeutet. Goethe, der durch Erfahrung wußte, wie die Verſchiedenheit politiſcher Anſichten die Ruhe und den Frieden zwiſchen Freunden und jede geſellige Unterhaltung ſtöre, wie ſie oft die beſonnenſten und gebildetſten Leute zu wilder, verletzender Leidenſchaft fortreiße, ſpottet hier mit gutem Humore dieſer Zeitkrankheit, in welcher ſich auf das ſchlagendſte zeigt, wie ſehr die Politik die Köpfe zu verwirren vermöge. In den „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten“ finden wir denſelben Gedanken in der Einleitung ausgeführt. Wenn nach dem urſprünglichen Plane die Brüder „Nachts politiſiren“, ſo ſchwebte hierbei dem Dichter wohl etwas Anderes vor, als das Geſpräch über den Kampf zwiſchen den Kranichen und Pygmäen, deſſen er bereits früher Erwähnung thun wollte, wie wir oben bemerkten. Wer aber ſind die „ſchwimmenden Einſiedler?“ Man könnte hierbei im Gegenſatze zu dem jetzigen politiſchen Kampfe an die über allen Parteien ſtehenden Männer von beſonnenem, ruhigem politiſchen Urtheile denken, deren es unter der großen Maſſe ſo außerordentlich wenige gibt, daß ſie mit Recht als „Einſiedler“ bezeichnet werden könnten. Allein gerechtes Bedenken gegen dieſe auf den erſten Blick ſich darbietende Erklärung erregt die Aeußerung des Fremden, der am Morgen nach der Heilung der Brüder vom politiſchen Zeitfieber bemerkt: „Es iſt eine böſe anſteckende Krankheit, die ſich ſogar durch die Luft mittheilt. Ich wollte wetten, Sie

haben ſie geſtern Abend in der Atmoſphäre der ſchwimmenden Inſeln gefangen.“ Sind nämlich die ſchwimmenden Einſiedler, wie man vermuthen darf, mit den ſchwimmenden Inſeln in Verbindung zu ſetzen, ſo müßte man ſich unter dieſen hitzige Politiker denken, welche ſo wenig ſich mit Anderen vertragen können, daß ſie ſich auf eigene Inſeln zurückgezogen haben und einſam auf dem unermeßlichen Meere umherſchwimmen. An Einſiedler, die wirklich im Meere umherſchwimmen, wie Andere ſich im Sande wälzen und auf dieſe Weiſe Bußfahrten vollführen, möchten wir nicht denken. Oder ſollten ſie etwa für ihre politiſche Leidenſchaftlichkeit Buße thun?

Der Plan fährt fort: „Finden die Reſidenz. Beſchrieben. Tafel des Lebens ꝛc. ꝛc. Abſteigen. Cadavers, Caſtellan. Beſehen ſich. Unleidiger Geſtank. Einfall Panurg's. Werden (offenbar die „Cadavers“) in die See geworfen. Die Reſidenz gereinigt. Man genießt.“ Die ſittliche Verdorbenheit des Hofes, in welchen der Dichter bei der Halsbandgeſchichte einen ſo entſetzlichen Blick gethan hatte, ſollte hier ohne Zweifel ihre gebührende Schilderung finden. Die „Cadavers“ ſind, wie wir aus einer Aeußerung im letzten ausgeführten Stücke des Romans ſchließen müſſen, die Leichname tapferer Männer, die vor dem Eingange der Burg liegen und wahrſcheinlich dem König, der, wie wir hören, mit ſeiner Geliebten entflohen iſt, vertheidigt haben. Aber wogegen bedurfte der König Vertheidigung, wer hat ihn angegriffen? Auch hier kommen wir nicht über eine Vermuthung hinaus. Am Abende bemerkten die Reiſenden die ſteile Küſte, welche, obgleich langſam, gegen die Reſidenz zu ihre Richtung nahm. Am Morgen ſahen ſie, wie der Plan ſagt, „die Inſel“ nicht mehr. Sollte nicht die ſteile Küſte an die Reſidenz angeſchwommen ſein und ſich, nachdem ſie alle Bewohner derſelben getödtet oder vertrieben hatten, wieder entfernt haben, etwa um den König zu verfolgen? Dieſe Feindſeligkeit der ſteilen Küſte, der Ariſtokraten, gegen die Reſidenz, den König, würde nichts Auffallendes haben, vielmehr die feindliche Bekämpfung beider in's rechte Licht ſetzen. An die Reinigung der Reſidenz ſchließt ſich unmittelbar das letzte ausgeführte Stück des Romans mit den Worten an: „Kaum befanden ſich unſere Brüder in dem leidlichen Zuſtande, in welchem wir ſie geſehen, als ſie bald empfanden, daß ihnen gerade noch das Beſte fehle, um ihren Tag fröhlich hinzubringen und zu enden.“ Die unentbehrliche Gegenwart ſchöner Frauen iſt es, welche ſie hier im königlichen

Schloſſe, an der üppigen Tafel, deſto unleidlicher vermiſſen, je mehr ſie in allen übrigen Dingen ſich begünſtigt fühlen. Der alte Caſtellan hat freilich betheuert, daß ſich im ganzen Schloſſe kein weibliches Weſen befinde, aber Panurg hat gegen die rechte Seite hin, wo die hohen Felſen ſenkrecht aus dem Meere hervorſtehen, ein eben ſo prächtiges als feſtes Gebäude entdeckt, das mit der Reſidenz durch einen auf ungeheuren Bogen ſtehenden Gang zuſammenhängt. „Die Brüder wurden einig, daß man den Weg dahin ſuchen ſolle. Um kein Aufſehen zu erregen, ward Panurg und Alcipbon abgeſandt, die in weniger als einer Stunde mit glücklichen Nachrichten zurückkamen. Sie hatten nach jener Seite zu geheime Tapetenthüren entdeckt, die ohne Schlüſſel durch künſtlich angewandten Druck ſich eröffneten. Sie waren in einige große Vorzimmer gekommen, hatten aber Bedenken getragen, weiter zu gehen und kamen, um den Beüdern, was ſie ausgerichtet, anzuzeigen.“ Weitern Aufſchluß gibt das letzte erhaltene Stück des Planes: „Entdeckung des Panurg. Xaris. Eiferſucht der Brüder. Prätenſion. Bedingung des Vaters. Sechſe bereiten ſich. Morgen. Entdeckung. Beſchreibung. Venus und Mars. Troſt der Anderen.“ Panurg hat die Schöne entdeckt, welcher der Dichter den Namen Charis, die Anmuth, gab; denn Xaris iſt ein offenbares Verſehen, wohl bloß Druck- oder Schreibfehler. Die Beüder werden auf einander eiferſüchtig, Alle machen Anſprüche, zumeiſt wohl Panurg. Aber der Vater hatte für einen ſolchen Fall ihnen Bedingungen vorgeſchrieben. Vermuthlich ſollten Alle ſich der Geliebten vorſtellen, mit Ausnahme des Jüngſten, damit die Eiferſucht keinen Streit errege, und die Geliebte ſollte ſelbſt entſcheiden. Wenn es im Plane heißt: „Sechſe bereiten ſich,“ ſo muß dies wohl ein Irrthum ſein, da ja die Zahl aller Beüder nicht über ſechs hinaus ging, weßhalb der Dichter einfach geſagt haben würde: „Bereiten ſich,“ der Jüngſte, Eutyches, der Glückliche iſt ausgeſchloſſen; dieſer hat aber, wie es ſcheint, bei Charis ſchon in der Nacht ſein Glück gemacht. Die Brüder, welche Charis und Eutyches am Morgen zuſammen finden, wie Venus und Mars in der bekannten Liebesgeſchichte, müſſen ſich tröſten. Bei dieſer Epiſode wollte Goethe wohl auf die galanten Abenteuer hindeuten, welche aus dem weichlichen, üppigen Hofleben faſt nothwendig hervorgehen und oft die ganze Thatkraft der Herrſcher, die dem Beſten des Volkes geweiht ſein ſollte, ſchmählich verzehren, wenn ſie nicht gar die Herrſchaft den Maitreſſen allein überlaſſen. Man denke

an den „modernen Sardanapal," Ludwig XV, auf den Goethe im zweiten Theile des Fauſt ſeine ſcharfen Pfeile richtet.

Wie die Brüder die Reſidenz verlaſſen, wiſſen wir nicht; vielleicht machte das Glück des jüngſten ſie den übrigen verhaßt. Jedenfalls ſuchten ſie zunächſt die ſteile Küſte auf, wo die verdorbene Ariſtokratie uns entgegentreten ſollte, und wandten ſich von dort zum „Lande," dem in ſich tüchtigen und kräftigen Volke, in welchem die Söhne Megaprazon's in einer ihren Kräften und Fähigkeiten entſprechenden Thätigkeit ſich und andere zu fördern beſtrebt ſind. Vermuthen könnte man etwa, daß der entflohene König ſich zum „Lande" gerettet habe und in Zukunft dem gemeinſamen Beſten ſeine Thätigkeit zu widmen beſtrebt ſei. Hiernach kann es wohl keinem Zweifel unterworfen ſein, daß Goethe die Anſicht, welche er in der „natürlichen Tochter" in ſo lebendiger Klarheit herausgeſtellt hat, daß nur in der innigen Verbindung von Fürſt und Volk zur gemeinſamen Förderung aller die Sicherheit des Staates beruhe, bereits in der „Reiſe der Söhne Megaprazon's", alſo im Jahre 1791, ausführen wollte.

Mit dem Beſuche des „Landes" hat aber der Roman ſein Ende erreicht; keineswegs iſt mit Roſenkranz anzunehmen, daß die Brüder noch andere Inſeln, etwa gar das Orakel der heiligen Flaſche, beſucht hätten. Goethe hatte ſeine politiſche Anſicht in der Dichtung einer Inſel der Monarchomanen niederzulegen geſucht, für die er eine poetiſche Form im Anſchluſſe an den Pantagruel von Rabelais fand, aus welchem er die Papefiguen und Papimanen herübernahm; die Laterneninſel aber dürfte eben ſo wenig, als das Orakel der heiligen Flaſche zu ſeinem Zwecke gepaßt haben. War in den Papefiguen, wie wir annahmen, die Demokratie, in den Papimanen die Verdumpfung eines bigotten, jeder freien Geiſtesbildung feindlichen Volkes unter tyranniſcher Prieſterherrſchaft dargeſtellt, ſo wurden in der Inſel der Monarchomanen die ihre Macht zur Unterdrückung des Volkes mißbrauchende kraft- und ſittenloſe Monarchie und die gegen das Volk, aber auch gegen das Königthum verbündete, herrſch- und genußſüchtige Ariſtokratie verſinnbildlicht. Wie bedeutend hiernach der Roman für Goethe's politiſche Anſicht und zur richtigen Ausdeutung der natürlichen Tochter ſei, ergibt ſich von ſelbſt.

2. Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.

Während Goethe mit der letzten Durcharbeitung ſeines „Wilhelm Meiſter“ beſchäftigt war, kam ihm der Gedanke, gleichſam zur Erholung von der Laſt, welche dieſer ihm aufgelegt hatte, eine Sammlung kleinerer Erzählungen zu liefern, welche, ähnlich wie in Boccaccio's Decamerone, durch ein äußeres Band zuſammengehalten, in verſchiedenem Tone und Sinne geſchrieben, eine erfreuliche Abwechſelung gewähren ſollten. Schon während Schillers Beſuch in Weimar, im September 1794, ſcheint Goethe dieſem ſeinen Plan mitgetheilt und ihm unter andern den Inhalt der Erzählung vom Procurator vorgetragen zu haben. Am 28. Oktober ſchreibt Schiller: „Da Sie mich auffordern Ihnen zu ſagen, was ich für die erſten Stücke (der Horen) noch von Ihrer Hand wünſche, ſo erinnere ich Sie an Ihre Idee, die Geſchichte des ehrlichen Procurators aus dem Boccaz zu bearbeiten.“ An demſelben Tage verſpricht ihm Goethe, „die Erzählung“ ſolle zu Ende des Jahres bereit ſein. Indeſſen wurde die Sammlung von Erzählungen bei Goethe's Beſuch in Jena, wie es ſcheint, weiter beſprochen und der Procurator zunächſt noch aufgeſchoben. Am 27. November überraſcht Goethe ſeinen Freund ſehr angenehm mit dem Eingange zu den Erzählungen und ſpricht die Hoffnung aus, die erſte Erzählung zum zweiten Stücke der Horen liefern zu können. „Nach meinem Urtheil,“ ſchreibt Schiller, „iſt das Ganze ſehr zweckmäßig eingeleitet und beſonders finde ich den ſtrittigen Punkt ſehr glücklich in's Reine gebracht. Nur iſt es Schade, daß der Leſer ſo wenig auf einmal zu überſehen bekommt und daher nicht ſo im Stande iſt, die nothwendigen Beziehungen auf das Ganze gehörig zu beurtheilen. Es wäre daher zu wünſchen geweſen, daß gleich die erſte Erzählung hätte können mitgegeben werden.“ Dabei bemerkt er: „Weil ich mich in meiner Annonce (der Horen) an des Publikum auf unſere Keuſchheit in politiſchen Dingen berufen werde, ſo gebe ich Ihnen zu bedenken, ob an dem, was Sie dem Geh. Rath in den Mund legen, eine Partei des Publikums, und nicht die am wenigſten zahlreiche, nicht vielleicht Anſtoß nehmen dürfte. Obgleich hier nicht der Autor, ſondern ein Interlocutor ſpricht, ſo iſt das Gewicht doch auf ſeiner Seite, und wir haben uns mehr vor dem, was *ſcheint*, als was *iſt*, in Acht zu nehmen. Dieſe Anmerkung kommt von dem Redacteur. Als bloßer Leſer würde ich ein Vorwort für den Hofrath einlegen, daß Sie

ihn doch durch den hitzigen Carl, wenn er sein Unrecht eingesehen, möchten zurückholen und in unserer Gesellschaft bleiben lassen. Auch würde ich mich des alten Geistlichen gegen seine unbarmherzige Gegnerin annehmen, die es ihm fast zu arg macht." [1]) Goethe will darauf den „Prologus" noch einmal durchgehn, dem Geh. Rath und Luisen Sourdinen auflegen und dem heftigen Carl vielleicht noch ein Forte geben. „In's zweite Stück hoffe ich die Erzählung zu bringen; überhaupt gedenke ich aber, wie die Erzählerin in der Tausend und eine Nacht zu verfahren.

Unser Dichter, den leidige Erfahrungen gelehrt hatten, wie sehr leidenschaftliche Vertheidigung politischer Ansichten, mit größter Unduldsamkeit gegen abweichende Meinungen, nicht bloß den Frieden und die Ruhe zwischen Verwandten und Freunden, sondern selbst jede anständige Geselligkeit zu stören pflege, [2]) bediente sich gerade dieser Erfahrung zur Gewinnung eines passenden Rahmens für seine einzelnen Erzählungen. Der heftige Streit zwischen dem Geheimenrathe und Carl, der den ersten durch eine verletzende Aeußerung von dannen treibt, veranlaßt die Bestimmung, daß in Zukunft jedes politische Gespräch von der allgemeinen Unterhaltung ausgeschlossen bleiben solle. „Laßt uns dahin übereinkomkommen," spricht die Barouesse, „daß wir, wenn wir beisammen sind, gänzlich alle Unterhaltung über das Interesse des Tages verbannen. Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Gespräche entbehrt, wie lange hast Du uns, lieber Carl, nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beschaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen Du so schöne Kenntnisse hast.

---

[1]) Auch Ramdohr nimmt in einem Briefe an Schütz (Briefwechsel von Schütz II., 352.) an Luisen Anstoß. „Die Gespräche der Emigranten," sagt er, „haben mir im Anfange sehr gut gefallen. Weiterhin aber spricht die Baronin wie ein Buch und ihre Tochter wie eine Jungfernmamsell. Welch' wohlerzogenes Mädchen wird mit einem Pastor über lüsterne Anekdoten scherzen. Es ist unbegreiflich, daß Goethe, der so lange in der guten Gesellschaft gelebt hat, noch immer den Tact des Schicklichen nicht erhalten kann." Der Dichter schildert uns mit Absicht Luisen als heftig und leidenschaftlich, wie Friederiken in den „Aufgeregten," wodurch der etwas freiere, aber nicht gerade anstößige Ton sich wohl erklärt.

[2]) Von Frankfurt aus klagt Goethe im August 1792 über die Langeweile, die man in allen Gesellschaften leiden müsse, da man überall das vierjährige Lied pro und contra wieder herab orgeln hören müsse und zwar das ernste Thema ohne Variationen.

Wie lange haben Sie (ſo redete ſie den Hofmeiſter an) die alte und neue Geſchichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menſchen ſchweigen laſſen? Wo ſind die ſchönen und zierlichen Gedichte geblieben, die ſonſt ſo oft aus den Brieftaſchen unſerer jungen Frauenzimmer, zur Freude der Geſellſchaft, hervorkamen. Wohin haben ſich die unbefangenen philoſophiſchen Betrachtungen verloren? Iſt die Luſt gänzlich verſchwunden, mit der ihr von euren Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine, uns wenigſtens, unbekannte Pflanze, ein ſeltſames Inſekt zurückbrachtet, und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zuſammenhang aller vorhandenen Geſchöpfe wenigſtens angenehm zu träumen? Laßt alle dieſe Unterhaltungen, die ſich ſonſt ſo freiwillig darboten, durch eine Verabredung, durch Vorſatz, durch ein Geſetz wieder bei uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf, lehrreich, nützlich und beſonders geſellig zu ſein." Der Erzählungen gedenkt erſt der ſpäter eintretende alte Geiſtliche, welcher eine Sammlung derſelben, zu einer eben ſo angenehmen als bildenden Unterhaltung veranſtaltet hat; doch befinden ſich in ſeiner Sammlung nur ſolche, die außer dem Reize der Neuheit noch einen reinern, ſchönern haben, indem ſie entweder durch eine geiſtreiche Wendung erheitern oder die menſchliche Natur und ihre innern Verborgenheiten auf einen Augenblick eröffnen oder durch ſonderbare Albernheiten ergötzen! Die gewöhnliche ſchlechte Neugkeitsſucht der Geſellſchaft zeichnet er wahr und treffend. „Ich habe ſelten bei einer Lektüre, bei irgend einer Darſtellung intereſſanter Materien, die Geiſt und Herz beleben ſollten, einen Cirkel ſo aufmerkſam und die Seelenkräfte ſo thätig geſehen, als wenn irgend etwas Neues, und zwar eben etwas, das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin herunterſetzt, vorgetragen wurde. Fragen Sie ſich ſelbſt und fragen Sie viele Andere, was gibt einer Begebenheit den Reiz? Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß, den ſie hat, ſondern die Neuheit. Nur das Neue ſcheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zuſammenhang Verwunderung erregt und unſere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung ſetzt, unſer Gefühl nur leicht berührt, und unſern Verſtand völlig in Ruhe läßt. Jeder Menſch kann, ohne die mindeſte Rückkehr auf ſich ſelbſt, an allem, was neu iſt, lebhaften Antheil nehmen; ja, da eine Folge von Neuigkeiten, immer von einem Gegenſtande zum andern fortreißt, ſo kann der großen Menſchenmaſſe nichts willkommener ſein, als ein ſolcher Anlaß zu ewiger Zerſtreuung, und eine ſolche Gelegenheit, Tücke und Schadenfreude auf eine bequeme und immer ſich

erneuernde Weise auszulassen." Für einen solchen Neuigkeitsgeschmack sind die Erzählungen nicht, mit welchen der alte Geistliche der Gesellschaft manche angenehme Stunde verschaffen zu können hofft. „Aus der großen Menge (von Erzählungen), die im gemeinen Leben unsere Aufmerksamkeit und unsere Bosheit beschäftigen und die eben so gemein sind, als die Menschen, denen sie begegnen oder die sie erzählen, habe ich diejenigen gesammelt, die mir nur irgend einen Charakter zu haben schienen, die meinen Verstand, die mein Gemüth berührten und beschäftigten und die mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten."

Gerade die Einleitung der Unterhaltungen hat der politischen Gesinnung des Dichters die maßlosesten und ungerechtesten Vorwürfe zugezogen. Grün (über Goethe von menschlichem Standpunkte S. 158. f.) meint, die Unterhaltungen stopften die Leichname der alten vorsündflutigen Welt, die Goethe auf den Wogen der Flucht und des Exils herantreiben gesehen, gar behaglich und bequem aus. Ihre Form erscheine behaglich und bequem, der Inhalt sei nervenzitternd; nirgends zeige sich Goethe so krank und reizbar. Schon gleich die Anfangsworte erregen Grün's entschiedenes Mißfallen." „In jenen unglücklichen Tagen," beginnt Goethe, „welche für Deutschland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigsten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übelverwahrte Lücke in unser Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Besitzungen in jenen Gegenden und entfloh über den Rhein, um den Bedrängnissen zu entgehen, womit alle ausgezeichnete Personen bedroht waren, denen man zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten und mancher Vortheile genossen, die ein wohldenkender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte." „Das ist in der That außerordentlich liebenswürdig!" ruft Grün. „Wollte man nicht gleich auf der Stelle und stehenden Fußes adlig werden, damit man eine ausgezeichnete Person würde, damit sich unsere Nachkommen mit Freuden und Ehren unserer erinnerten und mancher Vortheile genössen, die wir ihnen äußerst wohldenkend verschaffen würden? Die französische Revolution dachte gerade so, da sie aber die Bürger nicht alle adlig machen konnte, so machte sie die Adeligen alle bürgerlich, und ließ es jetzt auf die allgemeine Concurrenz der Auszeichnung, der Freuden, Ehren nnd Vortheile ankommen." Goethe will hier nicht die historische Noth-

wendigkeit und Bedeutſamkeit der franzöſiſchen Revolution für die weitere politiſche Entwickelung darſtellen; er ſpricht nur von dem namenloſen Unglücke, welches der Umſturz auf viele Familien gebracht, die ganz ſchuldlos Alles, was ihnen lieb und werth war, einbüßten. Wer empfindet es nicht mit tiefſtem Schmerze, wenn er ſich aus der Heimath, an welcher ſeine liebſten Erinnerungen haften, vertrieben, wenn er ſich ſeines Beſitzthums beraubt, wenn er das Andenken ſeiner Vorfahren geſchmäht, wenn er alle Ausſicht auf ruhigen Genuß vernichtet ſieht? Und warum hätte Goethe dies bei einer adeligen Familie nicht mit Theilnahme hervorheben dürfen, welche unter dem im Allgemeinen nur zu begründeten Haſſe gegen den Adel unſchuldig litt? Auch ſind es ja deutſche Auswanderer, welche vor dem Einbruche der franzöſiſchen, Aufruhr und Empörung mit ſich führenden Heere fliehen mußten. Freilich kannte Goethe nicht den blinden Haß gegen alle Ariſtokraten, woher er nicht ohne Mitgefühl das Unglück gewahrte, in welche das nach Deutſchland herübergelockte Revolutionsheer ſo viele edle Familien ſtürzte, die fern von ihren heimiſchen Beſitzungen als Flüchtlinge umherirren mußten, [1]) aber deshalb verkannte er die vielen Gebrechen und Mängel der Ariſtokratie, die große Schuld, die ſie beſonders in Frankreich auf ſich gehäuft hatte, keineswegs, nur fand er keine Veranlaſſung, derſelben gerade hier, wo es ſich darum gar nicht handelte, Erwähnung zu thun.

Großen Anſtoß hat man auch an dem politiſchen Geſpräche zwiſchen Carl und dem Geheimenrathe genommen, worin der Geheimerath, wie der Hofrath in den „Aufgeregten," Goethe's eigene Anſicht vertrete. Carl, ſelbſt ein Edelmann, der von den älterlichen Gütern ein anſehnliches Vermögen zu erwarten hat, iſt ganz den neuen Ideen der Freiheit und der Bewunderung der Franzoſen hingegeben, welche der Welt und beſonders ſeinen deutſchen Landsleuten ſo viele Vortheile verſprachen und deren Geſinnungen

[1]) Man erinnere ſich der Verſe in Hermann und Dorothea:

„Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürſten fliehen vermummt und Könige leben verbannet."

Jacobi hatte ſich damals von Pempelfort geflüchtet. Goethe's Mutter ſtand im Begriffe nach Weimar zu fliehen. „So wird man eigentlich recht wellgemäß geſtimmt," ſchreibt Goethe an Jacobi; „ich baue und bereite mich doch vor, allenfalls zu emigriren, ob es gleich bei uns Mittelländern ſo leicht keine Noth hat."

er nach öffentlichen Reden und Aeußerungen einiger Mitglieder beurtheilte. Die kalte Ironie, mit welcher der Geheimerath über die alles idealisirende, unerfahrene, mit dem Feuer spielende Jugend spottet, versetzt ihn in gewaltigen Zorn, in welchem er nicht mehr mit dem Geständnisse zurückhalten kann, „daß er den französischen Waffen alles Glück wünsche und daß er jeden Deutschen auffordere, der alten Sclaverei ein Ende zu machen, daß er von der französischen Nation überzeugt sei, sie werde die edeln Deutschen, die sich für sie erklärt, zu schätzen wissen, als die ibrigen ansehn und behandeln, und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schicksale überlassen, sondern sie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen.“ Der Geheimerath spricht freilich insoweit Goethe's Ansicht aus, als dieser die französischen Tendenzen auf Deutschland mißbilligte und wohl erkannte, daß es mit der politischen Glückseligkeit, welche die Franzosen den Deutschen verhießen, nur eine leere Posse sei, daß man die Freiheitshelden, welche die Weltbeglücker jubelnd aufnahmen, nur als blinde Werkzeuge betrachte, die man nach dem Gebrauche wegwerfen oder vernachlässigen werde. [1]) „Jedem, der mächtig und groß ist, erscheint nichts lächerlicher, als ein kleiner und schwacher Mensch, der in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß seiner selbst, seiner Kräfte und seines Verhältnisses, sich jenem gleichzustellen dünkt. Und glaubt ihr denn, daß die große Nation nach dem Glücke, daß sie bisher begünstigt, weniger stolz und übermüthig sein werde, als irgend ein anderer königlicher Sieger?“ Wer wird diese Ansicht, welche sich nur zu wahr erwiesen hat, unserm Dichter verdenken, wenn er erwägt, daß diese damals von vielen wahrhaft deutsch gesinnten Männern getheilt ward, daß Goethe von dem Unfuge unterrichtet war, mit welchem man französische Revolutionsgedanken an ganz Deutschland, selbst in Weimar, welches sich des edelsten und freisinnigsten Fürsten zu erfreuen hatte, auf die schamloseste Weise zu verbreiten suchte? Mochte er auch immer zugeben, daß es im deutschen Reiche an vielen Orten schlimm genug stehe, so konnte er doch eine solche von außen aufgedrungene Umwälzung um so weniger billigen, als er jedem gewaltsamen Umsturze feind war. Schreibt ja selbst der

[1]) Daß sie — (die mainzer Clubbisten) „nun von den Franzosen verlassen worden,“ schreibt Goethe im Juli 1793 an Jocobi, „ist recht der Welt Lauf und mag unruhigem Volk zur Lehre dienen.“

edle Georg Forſter, der an der franzöſiſchen Revolution unterging: „Ich halte dafür, daß Deutſchland lange noch nicht reif zu einer Aenderung ſeiner Verfaſſung iſt und daß jeder unvorſichtige Verſuch ſie zu Wege zu bringen Ahndung verdient; aber ich glaube auch nicht, daß unrichtige Vorſtellungen und falſche Raiſonnements über die Begebenheiten des Tages dazu beitragen ſie zu entfernen; im Gegentheil, es bleibt immer das Beſte mit der Wahrheit es zu halten und rein herauszuſagen: Dahin war es gekommen, daß man um jenen ungeheuern Preis die Freiheit noch wohlfeil zu erkaufen glaubte; hütet euch, daß ihr es nicht auch dahin kommen laßt; denn die Alternative iſt ſchrecklich.“ Auch Goethe ſprach es aus, daß die Großen Frankreich's traurig Geſchick bedenken ſollen; aber der Umſturz alles Beſtehenden, wie er in Frankreich erfolgt war, widerſtand ſeiner Natur, und er haßte und fürchtete nichts mehr, als die Verbreitung gleicher Tendenzen in Deutſchland. [1]) Wie ſehr aber auch die Pfeile des Geheimenrathes gegen die Unerfahrenheit der Jugend, die in den erbfeindlichen Franzoſen ihre Freunde und Retter erkennt, ihr Ziel treffen mögen, ſo muß dieſer doch aus Carl's Munde derbe Wahrheiten vernehmen, welche dem Dichter bei unſeren heutigen Liberalen Ehre machen ſollten.“ Unparteiiſch! Wenn ich doch dies Wort nicht wieder ſollte ausſprechen hören! Wie kann man dieſe Menſchen ſo geradezu verdammen? Freilich haben ſie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht, in der hergebrachten Form ſich und anderen begünſtigten Menſchen zu nützen. Freilich haben ſie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes beſeſſen und ſich darinnen gepflegt; vielmehr haben ſie die Unbequemlichkeit der vernachläſſigten Theile eines Staatspalaſtes mehr empfunden, weil ſie ſelbſt ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten: *ſie haben nicht, durch eine mechaniſch erleichterte Geſchäftigkeit beſtochen, dasjenige für gut angeſehen, was ſie einmal zu thun gewohnt waren; freilich haben ſie nur im Stillen der Einſeitigkeit, der Unordnung, der Läſſigkeit, der Ungeſchicklichkeit zuſehen können, womit eure Staatsleute ſich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freilich haben ſie nur heimlich wünſchen können, daß*

[1]) Der Herzog Carl Auguſt fand in der franzöſiſchen Umwälzung zu wenig Moraliſches. Schiller hielt die Franzoſen für zu leidenſchaftlich.

Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt sein möchten! Und wer wird leugnen, daß unter ihnen nicht wenigstens einige wohldenkende und tüchtige Männer sich befinden, die, wenn sie auch in diesem Augenblicke das Beste zu bewirken nicht im Stande sind, doch durch ihre Vermittelung das Uebel zu lindern und ein künftiges Gutes vorzubereiten das Glück haben?" Der Geheimerath fühlt sich durch die Wahrheit dieser Aeußerungen so getroffen, daß er sich zu der Erwiederung hinreißen läßt, er wünsche alle diese Leute, welche den französischen Freiheitsideen in Deutschland Eingang verschafft, gehangen zu sehn. So zeigt auch er sich keineswegs als unbefangen und unparteiisch; auch er, der besonnene Mann, verfällt der Leidenschaft, mit welcher man politische Ansichten zu vertheidigen und die entgegenstehenden zu bekämpfen sucht. Wo zeigt sich nun Goethe in diesem Eingange zu den Unterhaltungen so reizbar und krank, wie Grün sagt? Er führt nur das Unglück, in welches die französische Revolution bei ihrem Uebertritte nach Deutschland viele edle Familien gestürzt hat, und die arge Verblendung derjenigen vor, welche von den Franzosen die wahre Glückseligkeit, die wahre Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft erwarten, ohne irgend Mißtrauen in die Geschenke bringenden Danaer zu setzen. Der ganze Streit zwischen Carl und dem Geheimenrathe soll nur dazu dienen, die Ausschließung politischer Gespräche von der allgemeinen Unterhaltung und die Beschränkung derselben auf anziehende Erzählungen vorzubereiten.

Nach der Einleitung treffen wir zunächst auf zwei Spukgeschichten, bei welchen man den offen liegenden Zweck des Dichters seltsam verkannt hat. Gervinus (V. 403.) findet hierin schon Goethe's Hang zum Ahnungsvollen und Räthselhaften. Grün bedauert, daß der Dichter hier „in's Gebiet der Romantik hinübervagire, wo er an Kernbeißer's und Eschenmichel's Sumpf und Moor seine nächtliche Visite abstatte und mit dem Kopfe unter dem Arme gar betriebsam hin und wieder fackle; Goethe sehe hier Geister, wenigstens sei es ihm höchst gefällig und bequem, seine Personen Geister sehen zu lassen." Wie Goethe früher die skandalösen Geschichten, besonders von bekannten Personen, als ein wahres Futter für die gewöhnliche Gesellschaft dargestellt hat, so deutet er hier auf die Lust an solchen gespensterhaften Geschichten hin, die, damals weitverbreitet, auch heute noch nicht ausgegangen ist. Wer weiß es nicht, wie auch noch heute die Erzählung von Gespenstergeschichten, besonders in später Nacht, sehr beliebt ist, wie man sich

gern von ihnen in Schauer verſetzen läßt, wie man gar nicht von ihnen ablaſſen kann, ſelbſt auf die Gefahr hin, durch ängſtliche Träume ſeine Luſt büßen zu müſſen! Man bemerke, daß auch hier die beiden Geſpenſtergeſchichten am ſpäten Abend erzählt werden, und daß gerade die verſtändige Luiſe ſolche Erzählungen liebt. „Sie wären recht artig," redet ſie den alten Geiſtlichen an, „und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beiſammen ſind, eine ſolche Geſchichte vortrügen; wir würden aufmerkſam zuhören und Ihnen dankbar ſein." Goethe's eigene Anſicht über derartige Geſchichten ſpricht der alte Geiſtliche in den Worten aus: „Ich finde am bequemſten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm iſt, ohne Umſtände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr ſein laſſen, was wahr ſein kann." Daß man wunderbare Erſcheinungen nicht deshalb, weil man ſie nicht begreifen kann, für unwahr halten dürfe, beweiſt der Sprung des Schreibtiſches, der, wie von Friedrich vermuthet und ſpäter beſtätigt wird, zu derſelben Zeit erfolgt, in welcher der aus demſelben Holze gleichzeitig gefertigte Schreibtiſch auf dem Gute der Tante verbrennt. Die Geſellſchaft kommt darin überein, ſolche Sympathie zwiſchen Hölzern, die auf einem Stamme gezogen worden, zwiſchen Werken deſſelben Meiſters eben ſo gut gelten zu laſſen, als andere handgreifliche Naturphänomene, die ſich öfter ereignen, aber eben ſo wenig erklärbar ſind. „Ueberhaupt, ſagte Carl, ſcheint mir, daß jedes Phänomen, daß jedes Faktum an ſich eigentlich das Intereſſante ſei. Wer es erklärt oder mit anderen Begebenheiten zuſammenhängt, macht ſich gewöhnlich nur einen Spaß und hat uns zum Beſten, wie z. B. der Naturforſcher und der Hiſtorienſchreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit iſt intereſſant, nicht weil ſie erklärbar oder wahrſcheinlich, ſondern weil ſie wahr iſt." Und wie tief der Glaube an ſolche unerklärliche Erſcheinungen in der menſchlichen Natur begründet liege, zeigt die verſtändige Luiſe, die, als Carl bei Gelegenheit des durch den Sprung des Schreibtiſches veranlaßten Knalles die ſcherzhafte Bemerkung macht: „Es wird ſich doch kein ſterbender Liebhaber hören laſſen," ganz bleich wird und für das Leben ihres abweſenden Bräutigams zittert. Goethe will hier keineswegs dem maßloſen Geiſter- und Geſpenſterglauben Vorſchub leiſten, ſondern deutet nur ſehr wahr an, daß die Wirkungen der Natur in vielen Dingen für uns ſo geheimnißvoll ſind, daß wir uns durchaus nicht berechtigt halten dürfen, ſolche wun-

derbare Erſcheinungen, weil wir ſie nicht erklären können, ganz zu verwerfen. Man erinnere ſich der von Goethe im zweiten Theile des Fauſt (V. 12, 17 f.), in den Wahlverwandtſchaften (V. 15, 254 ff.) und den Wanderjahren (V. 19, 165 ff.) benutzten wunderbaren Erſcheinungen der Rhabdomantie, der myſteriöſen Makarie und Goethe's eigenen Geſichtes bei der Abreiſe von Seſenheim (V. 22, 63).

Die erſte der Spukgeſchichten, die von der Sängerin Antonelli, iſt eine freie Nachbildung der Erzählung der Schauſpielerin Clairon. Dies iſt ſonderbar genug bisher allgemein überſehen worden, auch von Guhrauer, der neuerdings im Anzeigeblatt der „Wiener Jahrbücher" V. 116, über die Quellen der Unterhaltungen genauere Aufſchlüſſe gegeben hat, obgleich man dies längſt aus dem Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe hätte entnehmen können. „Schreiben Sie mir nur durch den rückkehrenden Boten," leſen wir in Goethe's Brief an Schiller vom 5. Dezember, „ob Ihnen etwas von einer geſpenſtermäßigen Myſtifikationsgeſchichte bekannt ſei, welche vor vielen Jahren Mdlle. Clairon begegnet ſein ſoll, und ob vielleicht in irgend einem Journal das Märchen gedruckt iſt. Wäre das nicht, ſo lieferte ich ſie noch (zum erſten Stücke der Horen) und wir fingen ſo recht vom Unglaublichen an, welches uns ſogleich ein unendliches Zutrauen erwerben würde.[1]) Ich wünſche doch, daß das erſte Stück mit voller Ladung erſchien. Sie fragen ja wohl bei einigen fleißigen Journalleſern wegen der Clairon'ſchen Geſchichte nach oder ſtellen die Anfrage an den Buchverleiher Voigt, der doch ſo etwas wiſſen ſollte." Schiller antwortet am 6.: „Nach der geſpenſtermäßigen Geſchichte will ich mich mit dem heutigen Tage ſogleich ſorgfältig umthun. Ich habe nichts davon weder geleſen, noch gehört." Und darauf am 9.: „Von der Geſchichte, Mlle. Clairon betreffend, habe ich noch nichts in Erfahrung bringen können. Doch erwarte

[1]) Auf dieſe Aeußerung gründet ſich die Bemerkung von Gervinus V. 710: „Mit geſpenſterhaften Myſtifikationsgeſchichten, mit Unglaublichem und Fremdartigen (?) den Horen aufzuhelfen war er (Goethe) ſorglich bedacht, und mochte ſchon heimlich in die Fauſt lachen (!), als Schiller und andere ſich über den Knoten im Meiſter und in ſeinen Märchen abquälten." Es iſt dies nicht die einzige Stelle, wo Gervinus herausgeriſſene, oft halb im Scherze gemachte Aeußerungen aus Briefen zur Anklage mißbraucht hat.

ich noch einige Nachrichten darüber. Meiner Frau iſt es noch erinnerlich, davon gehört zu haben, daß in Baireuth bei Oeffnung eines alten Gebäudes die alten Markgrafen ſich hätten ſehen laſſen und geweiſſagt hätten.“ Goethe erwiedert am 10: „Wegen der Clairon'ſchen Geſchichte bin ich nun beruhigt, und nun bitte ich nichts weiter davon zu ſagen, bis wir ſie produciren.“ Am 23. Dezember ſchreibt er, er wolle nun auch an die Geſpenſtergeſchichten gehen, und am 3. Januar äußert er, er gedenke dieſe zur rechten Zeit zu liefern. „Sonnabends erhalten Sie meine Märchen für die Horen,“ heißt es in einem Briefe vom 7. Januar; „ich wünſche, daß ich meines großen Vorfahren in Beſchreibung der Ahnungen und Viſionen nicht ganz unwürdig möge geblieben ſein.“ Am 10. ſchickt er ſie wirklich an Schiller, mit der Bemerkung: „Beikommendes Manuſcript habe ich nach der Abſchrift nicht wieder durchſehen können. Es ſollte mir lieb ſein, wenn Ihnen meine Bemühung mit dem großen Hennings zu wetteifern, nicht mißfiele.“ In den beiden letztern Stellen deutet Goethe auf die Schrift von Hennings „von Geiſtern und Geiſterſehern“ (1780).

Die berühmte Schauſpielerin Clairon (Claire Joſephe Legris de la Tude), welche, nachdem ſie 1765 die Bühne verlaſſen hatte, ſiebzehn Jahre am Hofe des Markgrafen von Anspach lebte, hat ihre Geſpenſtergeſchichte in einem Briefe an den von Paris aus ihr bekannten J. H. Meiſter in Zürich auf deſſen Wunſch ausführlich erzählt. Dieſen Brief hat Goethe ſeiner Erzählung zu Grunde gelegt und in allen einzelnen Punkten genau befolgt. Er findet ſich abgedruckt am Anfange der Mémoires d'Hippolyte Clairon (Paris an VII.), welche nach der franzöſiſchen Handſchrift überſetzt zu Zürich 1799 erſchienen; in der Ueberſetzung ſteht er am Schluſſe des erſten Bandes.[1]) Goethe muß den Brief aus einem frühern Abdrucke, wenn nicht gar aus einer Abſchrift, gekannt haben. Die Geſchichte ereignete ſich zu Paris in den vierziger Jahren. Der Liebhaber der ſchönen Clairon war ein Herr von S., Sohn eines Kaufmanns von B., ungefähr dreißig Jahr alt. Er wünſchte nur *ſie* ausſchließlich zu ſehn, und hoffte ſie dahin zu bringen, daß ſie auch nur *ihn* allein zu ſehen wünſche. „Von dieſem Augenblicke an,“ erzählt Clairon, „ſah ich die Nothwendigkeit ein, dieſe Hoff-

[1]) Die Erzählung ging aus jenem Briefe in die Memoiren der Gräfin von Anspach (K. 6.) über.

nung zu zerstören und seine täglichen Besuche zu beschränken. Dies veranlaßte bei ihm eine schwere Krankheit, in welcher ich seiner beständig wartete. Zum Unglücke hatte ihn die Unredlichkeit seines Schwagers in eine so schlimme Lage gesetzt, daß er genöthigt war, Geld, Nahrung und Arzneimittel von mir anzunehmen. Endlich gelangte er wieder zu seinem Vermögen, aber nie wieder zu seiner Gesundheit. Seine Besuche und Briefe wies ich zurück, weil ich ihm einen Dienst zu erweisen glaubte, wenn ich ihn von mir entfernte." Goethe motivirt die erste Trennung durch mehrfache Reisen des Liebhabers nach Palermo, in dessen Abwesenheit die Sängerin verschiedene Einrichtungen traf, ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben. Bei seiner Rückkunft findet er sie in einer andern Wohnung und den Markese von S. als begünstigten Liebhaber. Er fällt in eine Krankheit und verlangt nach seiner Genesung, sie solle alle übrigen Freunde und Bekannten aufgeben, eine Zumuthung, die sie zum Geständnisse zwingt, daß ihr Verhältniß aufgelöst sei. „Zwischen unserer Bekanntschaft und seinem Tode," fährt Clairon fort, „verflossen zwei und ein halb Jahr. Er ließ mich bitten, ihn im letzten Augenblicke noch einmal zu sehn, wovon mich meine Freunde zurückhielten. Als er starb, hatte er nur seinen Bedienten und ein ältliches Frauenzimmer um sich, das seine einzige Gesellschaft war." Er wohnte auf dem Walle bei der Straße d'Antin, wo man eben zu bauen anfing, Clairon in der Straße Bussy nahe bei der Abtei St. Germain. „Ich hatte noch meine Mutter; verschiedene Freunde speisten gewöhnlich bei uns zu Nacht; täglich befanden sich bei mir der Oberaufseher der Hoffeste (bei Goethe der Markese), der gute Pipelet und der Schauspieler Roselli (bei Goethe der junge Tenor). — Ich hatte eines Abends artige kleine Schäferlieder gesungen, als auf den Glockenschlag eilf ein durchdringender Schrei folgte. Ich fiel in Ohnmacht." Den Verdacht des verliebten und eifersüchtigen Oberaufsehers und Clairon's Antwort hat Goethe treu wiedergegeben. „Alle unsere Bedienten, meine Freunde, meine Nachbarn, ja die Polizei selbst, haben den Schrei immer zu derselben Stunde unter meinem Fenster vernommen, und immer schien er aus der Luft zu kommen. Selten speisete ich außerhalb des Hauses zu Nacht; so oft dies geschah, hörte man nichts; fragte ich aber bei meiner Rückkehr meine Mutter oder den Bedienten darnach, so erscholl plötzlich der Schrei zwischen uns." Der Präsident von R., der sie einmal nach Hause führte und beim Abschiede den Schrei vernahm, heißt bei

Goethe „ein Mann, durch ſein Alter und ſeine Stelle ehrwürdig.“ Der junge Tenor, der ſie Abends zu einer Freundin begleitet, iſt der Schauſpieler Roſelli; er ſollte ſie nach der Straße St. Honoré führen, um Stoffe zu wählen, und ſpäter zu ihrer Freundin de St. Phalier, nahe bei dem Thore St. Denis. Bei Goethe macht ſie nach dem Carneval eine Luſtreiſe, wogegen Clairon ſelbſt die Reiſe der Schauſpieler nach Verſailles zur Hochzeit des Dauphins nennt. Sie ſchlief zu Verſailles in demſelben Zimmer mit Mad. Grandval. Hier und im Folgenden hat Goethe die Beſchreibung des Einzelnen ganz beibehalten. Einmal wurde ſie von ihrer Freundin Mlle. Dusmenil zu einem Feſte in ihrem Hauſe à la Barriere blanche eingeladen. Als ſie in die Nähe des Hauſes gekommen war, in welchem Herr von S. geſtorben war, fragte ſie das Kammermädchen nach dieſem Hauſe, worauf ſich der Schuß vernehmen ließ. Goethe nennt hier die Chiaga in Neapel und ſtatt des Kammermädchens eine Dame, die bei Clairon ſaß. Auch der Uebergang des Geſpenſtes zum Händeklatſchen und endlich zu der rührenden himmliſchen Stimme, die vom Kreuzwege Buſſy anfing, iſt aus der Erzählung der Clairon ſelbſt. Wenn aber bei Clairon die alte Dame, welche beim Tode des Herrn von S. zugegen geweſen, der Schauſpielerin einen Beſuch macht, ſo hat Goethe dies nicht unpaſſend umgekehrt, ſo daß die Neugierde die Clairon gleich nach der erſten geſpenſtigen Erſcheinung treibt, ſich bei der alten Dame nach dem Tode ihres Liebhabers zu erkundigen.

Die zweite Geſchichte, welche gegen die erſte bedeutend abfällt, ſcheint vom Dichter ſelbſt erfunden, um den Glauben an die erſte etwas zu ſchwächen, da hier, wie Luiſe bemerkt, eine natürliche Erklärung ſehr nahe liegt. Daß bei manchen Geſchichten dieſer Art Betrug und Irrthum zu Grunde liege, deutet Göthe beſtimmt genug an, ohne deßhalb ſolche Erſcheinungen überhaupt in Abrede ſtellen zu wollen. „Wenn es nur nicht überhaupt ſo ſchwer wäre, zu unterſuchen, und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man nichts entwiſchen laſſe, worin Betrug und Irrthum ſich verſtecken könne!“

Auf die beiden Spukgeſchichten folgen zwei Erzählungen, welchen das geheimnißvolle Dunkel, das über ihnen ſchwebt, einen dem Geſpenſterſchauer ähnlichen Reiz verleiht, ohne aber in das Geiſterreich ſelbſt einzugreifen. Guhrauer faßt (S. 72) die vier erſten Erzählungen zuſammen, die darauf ausgehen ſollen, die

Neugierde zu erregen und zu ſpannen, ohne die Spannung aufzulöſen, indem ſie den Hörer in gewiſſe dunkle Regionen hinführen, wo ſie ihn verlaſſen. Auch Göſchel (Unterhaltungen I, 191) wirft die vier Geſchichten zuſammen, über die er in ſeiner Weiſe die wenig ſagende Bemerkung macht: „Das Merkwürdigſte iſt, daß dieſe unheimlichen und ungründlichen Spukereien aus einer andern über- oder unterirdiſchen Welt hauptſächlich die Perſonen necken oder ſchrecken, welche ſich der irdiſchen Welt ergeben haben, das Ungründliche verhöhnen, die Sitte verachten und, wo möglich, Alles dem natürlichen Menſchenverſtande unterwerfen wollen.“ Roſenkranz (Göthe und ſeine Werke S. 309 f. Vgl. S. XI.), der in allen Erzählungen eine Schuld ſehn will, berückſichtigt nur die Geſchichte von der Sängerin Antonelli, in welcher er eine Selbſtverſchuldung dargeſtellt glaubt. Daß die dritte und vierte Erzählung einen Uebergang von den geſpenſtigen Geſchichten zu den moraliſchen bilden, iſt unverkennbar.

Goethe ſelbſt bemerkt, daß die beiden myſteriöſen Geſchichten aus den Memoiren des 1579 in Lothringen gebornen Marſchalls von Baſſompierre (les galanteries du Maréchal de Bassompierre, zuerſt erſchienen 1631) genommen ſind, was Guhrauer (S. 75 ff.) weiter ausführt. Wenn dieſer aber (S. 77) bemerkt, bei der zweiten dieſer Erzählungen habe Göthe Einiges vom Original nicht zum Vortheile der poetiſchen Wirkung verwiſcht, ſo können wir dies unmöglich zugeſtehn; denn daß die drei Geſchenke Talismane für die Nachkommen der Töchter des Grafen ſind und als ſolche aufbewahrt werden, liegt auch in Goethe's Darſtellung, wenn es auch nicht ſo ausdrücklich ausgeſprochen iſt, wie in der alten Erzählung. Bei der erſten Erzählung ſchwebt das geheimnißvolle Dunkel über dem Schickſale der niedlichen Krämerin, bei der zweiten über der Perſon der ſchönen Frau, welche den Ahnherrn Baſſompierre zum Montag auf ſeinem Sommerhauſe beſuchte. Freilich denkt Luiſe bei der letztern an die ſchöne Meluſine und ähnliche Feengeſchichten, aber Friedrich weiſt eine ſolche Deutung ab, indem er einer ähnlichen Tradition und eines ähnlichen Talismans in ihrer eigenen Familie Erwähnung thut, wodurch die Neugierde auf's Höchſte geſpannt, aber nicht befriedigt wird, da Friedrich von dieſem Geheimniſſe, das nur ihm als älteſten Sohne bekannt iſt, nichts weiter ſagen darf. In beiden Geſchichten zeigt ſich eine ſeltſame Verwirrung der Neigung, welche ſich über alle Schranken der Sitte und des Anſtandes hinweg ſetzt und uns an

die in die Wanderjahre, ebenfalls aus franzöſiſcher Quelle, übergegangene Erzählung von der pilgernden Thörin erinnert.

Die vier Erzählungen haben die Unterhaltung bis tief in die Nacht verlängert, da das Intereſſe an Geſchichten dieſer Art ſich nicht leicht befriedigen läßt. Am andern Morgen bietet ſich der alte Geiſtliche zu einer Erzählung an, wie er ſie früher der Baroneſſe und Luiſen verſprochen hat. Die Baroneſſe verlangt „zum Anfang eine Geſchichte von wenig Perſonen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht iſt, wahr, natürlich und nicht gemein, ſo viel Handlung, als unentbehrlich, und ſo viel Geſinnung, als nöthig, die nicht ſtill ſteht, ſich nicht auf einem Flecke zu langſam bewegt, ſich aber auch nicht übereilt; in der die Menſchen erſcheinen, wie man ſie gern mag, nicht vollkommen, aber gut; nicht außerordentlich, aber intereſſant und liebenswürdig. Ihre Geſchichte ſei unterhaltend, ſo lange wir ſie hören; befriedigend, wenn ſie zu Ende iſt, und hinterlaſſe uns einen ſtillen Reiz, weiter nachzudenken.“ Durch dieſe geſteigerten Anforderungen wird der Alte genöthigt, die Geſchichte, die er im Sinne hatte, zurückzulegen und dafür eine andere, an die er immer mit beſonderer Vorliebe gedacht, aus dem Stegreif vorzutragen, die Geſchichte vom Procurator, die unſerm Dichter lange im Sinne gelegen zu haben ſcheint. Daß ſie bereits im September 1794 zwiſchen Goethe und Schiller zur Sprache gekommen, erwähnten wir früher. Goethe hatte ihm den Inhalt der Erzählung, die er bei Boccaccio geleſen zu haben glaubte, kurz mitgetheilt. Freilich findet ſich die Geſchichte, trotz Reimer's Gegenbehauptung (II, 601), nicht im Boccaccio, aber es iſt eine ſehr unbedachte Behauptung Guhrauer's (S. 83), Goethe habe ſeinen Freund abſichtlich über die Quelle des Procurators im Dunkeln, ja im Irrthume gelaſſen, wozu er den Grund in der Eigenheit Goethe's ſieht, „wonach er dergleichen Nachforſchungen, um hinter des Dichters Quellen und Mittel zu kommen, als Pedanterie haßte, weil der Leſer ſich an die Dichtung allein halten ſollte.“ Allein die Angabe des Boccaccio als Quelle des Procurators kann Schiller nur von Goethe ſelbſt haben, der, wenn er vor dem Freunde ſeine Quelle hätte geheim halten wollen, wogegen das innige Freundſchaftsverhältniß beider ſpricht, wie die Geſchichte der Clairon nicht zu erwähnen, ſich doch nimmermehr dazu verſtanden haben würde, durch Angabe einer falſchen Quelle zu täuſchen. Freilich könnte man meinen, Schiller habe, da bei ſeiner Anweſenheit in Weimar viel von den

Erzählungen des Baccaccio die Rede gewesen, auch diese Geschichte irrig dem Boccaccio beigelegt; dagegen aber spricht der Umstand, daß Goethe, obgleich Schiller mehr, als einmal in seinen Briefen vom „Procurator des Boccaz" spricht, diesen Irrthum nicht berichtigt, wonach wir annehmen müssen, daß ihn selbst das Gedächtniß getäuscht habe. Woher aber hat Goethe seinen Procurator genommen? Schon E. von Bülow hat in der Vorrede zum Novellenbuche Goethe's Procurator mit der Erzählung: Le saige Nicaise ou l'amant vertueux zusammengestellt, welche sich am Schlusse der zuerst 1482 erschienenen Sammlung findet: Les cent nouvelles nouvelles, wo in der Uebersicht der Inhalt kurz also angegeben wird: La centiesme et derreniére de ces présentes nouvelles d'ung riche marchant de la cité des Gennes, qui se maria à une belle et gente fille, la quelle par la longue absence de son mary et par son mesmes advertissement manda quérir ung saige clerc, jeune et roide, pour la secourir de ce dontelle avoit mestier, et de la jusne, qu'il luy fist faire. Hiernach behauptet Rosenkranz (S. 311), der Procurator sei dem Französischen nacherzählt. Die cent nouvelles nouvelles gingen in die Sammlung: Ducento novelle von Celio Malespini (1609) über, wo der Procurator die zwölfte Novelle ist. Daß Goethe aus dieser letztern Sammlung geschöpft habe, möchte ich theils wegen der leichten Verwechselung mit Boccaccio, theils aus dem Namen „Procurator" schließen, wofür in den cent nouvelles nouvelles sich die Bezeichnung: ung très saige clerc findet. Wenn sich Guhrauer (S. 81) dafür, daß Goethe die französische Sammlung benutzt habe, auf die Thatsache beruft, daß der junge Dichter schon in Straßburg die Franzosen des sechszehnten Jahrhunderts, Montaigne, Amyot Rabelais, Marot u. A. gelesen habe (B. 22, 39), so kann hieraus gar nichts gefolgert werden. Goethe mochte in Italien auf Malespini, gleichsam den Fortsetzer des Boccaccio, aufmerksam geworden oder er konnte bei dem Aufsuchen von Stoffen zu Novellen auf ihn geführt worden sein. Uebrigens hat schon Bülow auf die ganz gleiche Geschichte in dem „Ehen-Büchlein" von Albrecht von Eyb (1472), also zehn Jahre vor den cent nouvelles nouvelles hingewiesen, wo der Kaufmann Arcnus, seine junge Frau Marina, der Procurator Doctor Dagmannus heißt. Hieraus ist die Geschichte, wie ich hinzufügen kann, in das Buch: Magnum speculum exemplorum übergegangen, wo sie als fünfzehntes exemplum de abstinentia steht. Dem Samm-

ler des Magnum speculum ist sie aus einem deutschen Buche (ex Teutonicali libro), ohne Zweifel aus Albrecht von Eyb, bekannt geworden; dieser aber hat sie, wie er sagt, aus einer lateinischen Quelle [1]), die ich bisher eben so wenig, als Guhrauer, habe ausfindig machen können, auf's Kürzeste in's Deutsche gebracht, wie er das ganze Büchlein „auß latein an manigen enden genomen und geordnet hat."

Goethe wird von Schiller am 22. Febr. 1795 an den Procurator gemahnt, der durch die anderen Geschichten aufgeschoben worden war. Am 11. März, wo der Procurator durchgearbeitet war, schreibt er: „Ich wünsche, daß die Art, wie ich die Geschichte gefaßt und aufgeführt, Ihnen nicht mißfallen möge." Schiller, der den Procurator am 20. erhielt, erwiedert sogleich: „Die Erzählung liest sich mit ungemeinem Interesse; was mich besonders erfreute, war die Entwickelung. Ich gestehe, daß ich diese erwartete, und ich hätte mich nicht zufrieden geben können, wenn Sie hier das Original nicht verlassen hätten. Wenn ich mich nämlich anders erinnere, so entscheidet beim Boccaccio bloß die zeitig erfolgte Rückkehr des Alten das Glück der Cur." Das Letztere ist nun freilich irrig und wohl nur ein Gedächtnißfehler Schiller's, der sich selbst nicht mehr sicher fühlte; aber dennoch müssen wir gegen Guhrauer (S. 81 f.) darauf bestehn, daß Goethe der Erzählung eine moralischere Wendung gegeben hat. Denn bei Goethe ist es nicht die körperliche Abmattung allein, welche der jungen Frau die böse Lust vertreibt, wie in der ältern Darstellung, sondern sie ist in der Abgeschiedenheit und der Ueberwindung ihrer physischen Natur zur Erkenntniß gekommen, daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten, daß man, wenn man nur guten Willen habe, auch seinen heißesten Wünschen entsagen könne. Dies ist der Punkt, den Goethe so bedeutsam hervorgehoben hat, während er in den früheren Darstellungen ganz zurücktritt. „Sie haben mich in diese Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt; aber beide sind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erst mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt und so lange, bis es die Herrschaft im Hause gewinnt, wenigstens durch

[1]) Ueber dieses Buch vgl. man H. L. Meister's „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und National-Literatur" I, 135 ff., wo auch S. 143 ff. die betreffende Geschichte wörtlich mitgetheilt wird.

zarte Erinnerungen ſeine Gegenwart unaufhörlich merken läßt.“ Die übrigen Veränderungen, welche ſich Goethe in der Erzählung erlaubt hat, ſind unbedeutend. Die Namen der Perſonen läßt er unbeſtimmt und nennt ſtatt Genua allgemein eine italieniſche Seeſtadt, wobei der Umſtand mitgewirkt haben mag, daß er früher den Liebhaber der Sängerin Antonelli als Genueſen bezeichnet hatte. Das Gelübde, welches der Procurator vorſchützt, hatte er nach Goethe bei einer ſchweren Krankheit gethan, wogegen er nach der alten Erzählung durch eine Anklage auf Leben und Tod wegen einer Theilnahme an einer Empörung des Volkes und der Studirenden zu Bologna dazu veranlaßt wurde. Dieſe letztere Aenderung hat Goethe wohl nicht mit beſonderer Abſicht gethan, ſondern weil er ſich des Motives zum Gelübde nicht genau mehr erinnerte; denn daß ihm bei der Abfaſſung des Procurators die Originalerzählung vorgelegen habe, glauben wir gegen Guhrauer leugnen zu müſſen.

Die Baroneſſe rühmt dieſe Geſchichte mit Recht als eine moraliſche, woran ſich eine Erörterung über moraliſche Erzählungen überhaupt zwiſchen Luiſen und dem Alten anknüpft. Letzterer bemerkt, daß alle eigentlich moraliſche Erzählungen immer eine und dieſelbe Geſchichte enthalten müſſen, indem jede zu zeigen habe, daß der Menſch in ſich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung des Beſſern ſelbſt gegen ſeine Neigung zu handeln. Der Alte vertritt hier, wie Guhrauer (S. 73 f.) bemerkt, das Kantiſche Moralprinzip mit einer Strenge und Conſequenz, welche Goethe ſonſt nirgendwo zeigt, wogegen die Aeußerungen der Baroneſſe, mit welchen ſie dem Streite ein Ende macht: „Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, ſchon höchlich erfreuen; aber Schöneres iſt nichts in der Welt, als Neigung durch Vernunft und Gewiſſen geleitet“, ſich der Erklärung nähert, welche Schiller in dem Aufſatze „über Anmuth und Würde“ von der ſchönen Seele gibt. „Die drei Figuren des Geſpräches ſtellen ſo gewiſſermaßen den Kantiſchen Gegenſatz und deſſen Löſung in lebendigen Geſtalten dar, die natürliche Neigung in Luiſen, das abſtrakte Sittengeſetz im Alten, die ſchöne Seele in der Baroneſſe.“

Die Baroneſſe erſucht den Alten um eine Parallelgeſchichte zum Procurator, wozu dieſer ſich bereit erklärt; doch wünſcht Luiſe, er möge ein einheimiſches Familiengemälde geben, da ſie die Geſchichten nicht liebe, welche die Einbildungskraft immer in fremde Länder nöthigen, womit ſie nicht ohne Schalkheit darauf

hinzudeuten scheint, daß es eines solchen Reizes fremder Länder und Zustände bei moralischen Erzählungen nicht bedürfe. Der Alte aber bemerkt dagegen, es sei mit Familiengemälden eine eigene Sache, da sich alle einander gleich sehen und schon alle Verhältnisse auf unseren Theatern dargestellt seien; doch wolle er es wagen, eine Erzählung dieser Art vorzutragen, von welcher der Gesellschaft freilich schon Aehnliches bekannt sei und die nur durch genaue Darstellung desjenigen, was im Innern des Gemüthes vorgehe, neu und interessant werden könne. Goethe deutet hiermit auf die damals so beliebten Familienstücke, besonders von Iffland, und wohl zunächst auf dessen „Verbrechen aus Ehrsucht" hin. Man erinnere sich der Xenien Nr. 401 ff., in welchen diese Familiengemälde in ihrer unpoetischen Nüchternheit und moralischen Alltäglichkeit dargestellt werden.

Die folgende Geschichte von Ferdinand, welche, wie die zweite Spukgeschichte, eine reine Erfindung Goethe's zu sein scheint, unterscheidet sich dadurch vom Procurator, daß die in Jenem nur eingeleitete Selbstverschuldung wirklich eintrifft und die Selbstüberwindung durch die Erkenntniß der begangenen Schuld erfolgt, welche er in der Einsamkeit und Trennung von der Geliebten empfindet, während das vom Procurator als Bedingung zum baldigen sinnlichen Genusse auferlegte längere Fasten in der jungen Frau die Ueberzeugung erregt, daß in uns eine sittliche Kraft liege, durch welche wir alle sinnliche Reize und Neigungen überwinden können. Als Ferdinand, der mit den besten Vorsätzen und der Sühne seiner Schuld zurückgekehrt ist, sein Verbrechen entdeckt und sich zugleich einem unabwendbaren Verdachte größerer Schuld ausgesetzt, als er alle seine Hoffnungen und Aussichten auf ein thätiges, ruhiges Leben vernichtet sieht, da fleht er zum Himmel, auf dessen unmittelbare Hülfe der Mensch, der sich selbst vom Laster wieder erhebe, größern Anspruch habe; derjenige, der keine seiner Kräfte ungebraucht lasse, könne sich da, wo sie eben ausgehen, wo sie nicht hinreichen, auf den Beistand des Vaters im Himmel berufen. Luise findet diese Geschichte, obgleich sie aus dem gemeinen Leben genommen sei, nicht alltäglich. „Denn wenn wir uns selbst fragen, und Andere beobachten, so finden wir, daß wir selten durch uns selbst bewogen werden, diesem oder jenem Wunsche zu entsagen; meist sind es die äußeren Umstände, die uns dazu nöthigen." Ferdinand zog aus seinem Unglücke die Lehre, daß man, um den vielfachen Lockungen zum Bösen Widerstand

leiſten zu können, ſich von Jugend an gewöhnen müſſe, ſich Manches zu entſagen, ein Grundſatz, den er bei der Erziehung ſeiner Kinder mit gutem Erfolge zur Anwendung brachte. So tritt in beiden moraliſchen Geſchichten der große Grundſatz der Entſagung hervor, der unſern Dichter durch ſein ganzes Leben begleitet!

Auf die drei Gruppen von je zwei geſpenſterhaften, geheimnißvollen und moraliſchen Erzählungen folgt das Märchen, welches Carl verlangt, der die Anſicht ausſpricht, die Einbildungskraft müſſe in ſolchen Erzählungen ſich an keinen Gegenſtand hängen, uns keinen Gegenſtand aufdringen wollen; ſie ſolle, wenn ſie Kunſtwerke hervorbringe, nur wie eine Muſik auf uns ſelbſt ſpielen, uns in uns ſelbſt bewegen, und zwar ſo, daß wir vergeſſen, daß etwas außer uns ſei, das dieſe Bewegung hervorbringe. Dagegen meint der Alte: „Auch das gehört zum Genuß an ſolchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen; denn ſie ſelbſt (die Einbildungskraft) kann nicht fordern, ſie muß erwarten, was ihr geſchenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt ſich keinen Weg vor, ſondern wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem ſie ſich hin und her ſchwingt, bezeichnet ſie die wunderlichſten Bahnen, die ſich in ihrer Richtung ſtets verändern und wenden"; — und er verſpricht auf den Abend ein Märchen, durch welches ſeine Zuhörer an nichts und an Alles erinnert werden ſollen, — eine Aeußerung, durch welche der Dichter die Anforderung eines einheitlichen Zuſammenhangs und einer durchgehenden Bedeutung aller einzelnen Perſonen und Handlungen ablehnt, ohne einen im Ganzen liegenden Sinn, welcher keinem Kunſtwerke fehlen darf, leugnen zu wollen.

Von Carlsbad aus ſchreibt Goethe am 8. Juli an Schiller: „Indem ich auf meiner Herreiſe einige alte Märchen durchdachte, iſt mir Verſchiedenes über die Behandlungsart derſelben durch den Kopf gegangen. Ich will eh'ſtens eins ſchreiben, damit wir einen Text vor uns haben." Am 17. Auguſt verſpricht er ihm für das Auguſtheft der Horen „Unterhaltungen, Schluß der letzten Geſchichte" (von Ferdinand), für September und Oktober „das Märchen", mit der Bemerkung: „Ich würde die Unterhaltungen damit ſchließen, und es würde vielleicht nicht übel ſein, wenn ſie durch ein Produkt der Einbildungskraft gleichſam in's Unendliche ausliefen." Am 18. kündigte er den Beſchluß der Geſchichte und den Uebergang zum Märchen an. „Zum Märchen ſelbſt", fügt er hinzu, „habe ich guten Muth, es unterhält mich und wird alſo

doch auch wohl einigermaßen für Andere unterhaltend ſein.“ Einige Tage ſpäter heißt es: „Die erſte Hälfte des Märchens ſollte nach meiner Rechnung auch in's neunte Stück (der Horen) kommen; in wiefern es nöthig oder thunlich ſei, wollen wir Montags bereden, wo ich Sie mit Meyern zu beſuchen gedenke.“ Nach dem Beſuche in Jena hören wir von Goethe: „Ich wünſche zu vernehmen, daß der gute Effekt des Märchens nachgekommen iſt und die Folge den anfänglichen böſen Eindruck wieder ausgelöſcht hat.“ Schiller antwortet: „Das Märchen iſt bunt und luſtig genug und ich finde die Idee, deren Sie einmal erwähnten, das gegenſeitige Hülfeleiſten der Kräfte und das Zurückgreifen aufeinander, recht artig ausgeführt. Meiner Frau hat es viel Vergnügen gemacht; ſie findet es im Voltaireſchen Geſchmack, und ich muß ihr Recht geben (vgl. Brief 98). Uebrigens haben Sie durch dieſe Behandlungsweiſe ſich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß Alles Symbol ſei. Man kann ſich nicht enthalten, in Allem eine Bedeutung zu ſuchen. Die vier Könige präſentiren ſich gar prächtig und die Schlange als Brücke iſt eine charmante Figur. Sehr charakteriſch iſt die ſchöne Lilie mit ihrem Mops. Das Ganze zeigt ſich überhaupt als die Produktion einer ſehr fröhlichen Stimmung.“ Auf Schiller's Bemerkung, er müſſe das ganze Märchen in einem Hefte der Horen geben, äußert Goethe, er wünſche es getrennt, weil es bei ſo einer Produktion eine Hauptabſicht ſei, die Neugierde zu erregen; es werde zwar immer auch am Ende noch Räthſel genug bleiben. Am 26. Sept., bei der Ueberſendung des endlich ganz vollendeten Märchens, äußert er: „Selig ſind, die Märchen ſchreiben; denn Märchen ſind à l'ordre du jour. Der Landgraf von Darmſtadt iſt mit 200 Pferden in Eiſenach angelangt und die dortigen Emigrirten drohen, ſich auf uns zu repliiren. Der Churfürſt von Aſchaffenburg wird in Erfurt erwartet.

Ach, warum ſteht der Tempel nicht am Fluſſe!
Ach, warum iſt die Brücke nicht erbaut! [1])

Wie ernſthaft jede Kleinigkeit wird, ſobald man ſie kunſtmäßig behandelt, habe ich auch diesmal wieder erfahren. Ich hoffe, die achtzehn Figuren dieſes Dramatis ſollen, als ſo viel Räthſel, den Räthſelliebenden willkommen ſein.“ „Das Märchen hat uns gut

[1]) In dieſen Worten deutet Goethe unwillkürlich die politiſche Beziehung des Mährchens an, da er die beiden Verſe als Klage wegen der geſtörten Ordnung der Dinge anwendet.

unterhalten", meldet Schiller, „und es gefällt gewiß allgemein", worauf Goethe erwiedert: „daß mir nach Ihrem Urtheile das Märchen geglückt iſt, macht mir viel Freude, und ich wünſche, über das ganze Genre nunmehr mit Ihnen zu ſprechen, und noch einige Verſuche zu machen." Als Goethe in Eiſenach die Reiſe nach Frankfurt aufgegeben hatte, ſchreibt Schiller; „Es iſt mir in der That lieb, Sie noch ferne von den Händeln am Main zu wiſſen; der Schatten des Rieſen (im Märchen) könnte Sie leicht etwas unſanft anfaſſen." Schlegel und die beiden Humboldt waren über das Märchen entzückt. Schiller wünſchte, daß Goethe das neue Märchen, mit welchem er ſich trug, mit dem Anfange des Jahres liefern könnte; und daß dieſes ebenfalls in die Unterhaltungen aufgenommen werden ſollte, ergibt ſich aus Goethes Aeußerung vom 15. Dec.: „Vielleicht kann ich zum März jenes zweite Märchen, von dem ich Ihnen die Skizze vorgetragen, fertig ſchreiben, und dabei mit einem kleinen Eingang über die Auslegung des erſten wegſchlüpfen." Zum Beweiſe, daß das erſte Märchen ſeine Wirkung nicht verfehlt hat, legt Goethe einen Brief des geiſtreichen und witzigen Prinzen Auguſt von Gotha bei, der mit dieſem ganzen Briefwechſel zu Weimar unter Schluß gehalten wird. „Es iſt prächtig", meint Schiller, „daß der ſcharfſinnige Prinz ſich in den myſtiſchen Sinn des Märchens ſo recht verbiſſen hat. Hoffentlich laſſen Sie ihn eine Weile zappeln; ja wenn Sie's auch nicht thäten, er glaubte Ihnen auf ihr Wort nicht, daß er keine gute Naſe gehabt hätte." Gleich darauf ſandte Goethe an Schiller „eine Erläuterung der dramatiſchen Perſonen des Märchens von Freundin Charlotte (von Stein)." „Schicken Sie mir doch geſchwind eine andere Erklärung", fügt er hinzu, „die ich ihr mittheilen könnte." Schiller ſchickt ihm darauf „einen kleinen Beitrag zu der Interpretation des Märchens", mit der Bemerkung: „Er iſt mager genug, da Sie mit dem Beſten bereits zuvorgekommen ſind. In dergleichen Dingen erfindet die Phantaſie ſelbſt nicht ſo viel, als die Tollheit der Menſchen wirklich ausheckt, und ich bin überzeugt, die ſchon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken überſteigen." Gegen W. von Humboldt äußert Goethe: „Es war freilich eine ſchwere Aufgabe, zugleich bedeutend und bedeutungslos zu ſein. Ich habe noch ein anderes (Märchen) im Sinne, das aber gerade umgekehrt ganz allegoriſch werden ſoll, und das alſo ein ſehr ſubordinirtes Kunſtwerk werden müßte, wenn ich nicht hoffte, durch eine ſehr lebhafte Darſtellung die Erinnerung an die Alle-

gorie in jedem Augenblicke zu tilgen.“ Jedoch brachte er dieſes zweite Märchen, das, wie er anderswo bemerkt, ihm nicht recht behagte, weil es nur gar zu verſtändlich ſei, nicht zu Ende, wogegen ihn das Märchen von dem Weibchen im Kaſten, die ſpätere „neue Meluſine“ ſchon damals manchmal wieder anlachte. In den Xenien fertigt Goethe die Tadler des Märchens mit dem Diſtichon ab:

Mehr als zwanzig Perſonen ſind in dem Märchen geſchäftig.
„Nun, und was machen ſie denn alle?“ Das Märchen, mein Freund.

In der Gegenſchrift gegen die Xenien „Leben, Thaten, Meinungen und letztes Ende der Xenien“ findet ſich folgende:

Rechtfertigung.

(Eingeſandt von den deutſchen Ausgewanderten.)

Märchen und Liebesgeſchichten erzählen die Ammen und Liebchen;
Wir ſind ehrliche Leut', ſprechen auch niemand in Schlaf.

Eben dort wird die Geſchichte von der ſchönen Krämerin beſpöttelt.

An den verſchiedenſten Erklärungsverſuchen des Märchens hat es auch in neueſter Zeit nicht gefehlt. Wir nennen in dieſer Beziehung Hotho (in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik 1830 No. 42, 327), Hartung (eben daſelbſt 1837 No. 59, 466 f.), Göſchel (Unterhaltungen I., 195 f.), Wieck, (über Goethes Lehr- und Wanderjahre Wilhelm Meiſter's, im Merſeburger Pogramm von 1837, S. 28. ff.), Guhrauer (a. a. O. S. 89. ff.) und Roſenkranz (S. 313. ff. XI. f.) [1])

Schönborn (zur Verſtändigung über Goethe's Fauſt S. 15. f.) berichtet Folgendes, was ihm von zuverläſſiger Hand zugekommen. „Goethe im Paradies, einen Spaziergang längs des Saalufers bei Jena, auf und nieder wandelnd, ſah jenſeit des Fluſſes auf bunter, mit Bäumen beſetzter Wieſe eine ſchöne Frau, [2]) der die Natur eine herrliche Stimme geſchenkt hatte, in weißem Kleide und buntem Turban mit anderen Frauen umherſtreifen, und hörte

[1]) Goethe äußerte im Jahre 1809 gegen Riemer (II. 604), das Märchen komme ihm gerade ſo vor, wie die Offenbarung St. Johannis, die man noch auf Napoleon deute. Es fühle ein jeder, daß noch etwas d'rin ſtecke, und wiſſe nur nicht, was.

[2]) Nach Guhrauer (S. 90.) vermuthlich die Profeſſorin Schütz.

ihren Geſang über das Waſſer herüber. In der Nähe des Paradieſes wohnte ein alter Mann, der um geringen Lohn jeden, welcher da wollte, in einem ſchmalen Kahn nach dem jenſeitigen Ufer brachte. Als es ſchon dämmerte, kamen ein paar Studenten und ſchifften mit Hülfe des alten Fiſchers lachend und den Kahn ſchaukelnd über den Fluß. Jener Abend erweckte, wie Goethe einmal erzählte, in ihm den Gedanken an das Märchen mit der grünen Schlange.“ Aber dieſes kann höchſtens den Ausgangspunkt und zum Theil das Lokal des Märchens dargeboten haben. Hat das Märchen wirklich einen Sinn, ſo muß dieſer in der Haupthandlung angedeutet liegen; dieſe iſt aber unleugbar die Erlöſung der ſchönen Lilie, der verzauberten Prinzeſſin des Märchens, die als Mittelpunkt der ganzen Handlung erſcheint. Zu ihr wollen die Irrlichter, die ſich vom Fährmanne an das jenſeitige Ufer überfahren laſſen, wo ſie aber von der Schlange erfahren, daß dieſe auf dem eben verlaſſenen Ufer wohne. Der unglückliche, von Liebe zur ſchönen Lilie ergriffene Prinz geht immerfort hin und wieder und mißt den traurigen Kreis den Fluß herüber und hinüber ab, um ihr ſeinen Beſuch abzuſtatten. Die Verzauberung der ſchönen Lilie beſteht aber darin, daß ſie alles Lebende, durch ihre Berührung tödtet, wogegen alles Todte durch ihre Hand zum Leben kommt. Die Pflanzen in ihrem großen ſchönen Garten tragen weder Blüthen, noch Früchte, aber jedes Reis, das ſie bricht und auf das Grab eines ihrer Lieblinge pflanzt, grünt ſogleich und ſchießt hoch auf. Alle die Pinien, Cypreſſen, Eichen und Buchen ihres Gartens ſind von ihrer Hand gepflanzt, ſie hat ſie in dem unfruchtbaren Boden auf die Gräber ihrer Lieblinge geſetzt. So iſt demnach das ganze Leben in ihrer Umgebung nur ein Leben des Todes. Ihre ſchönen blauen Augen, ſagt der Prinz, wirken ſo unſelig, daß ſie allen lebendigen Weſen ihre Kraft nehmen und daß diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, ſich in den Zuſtand lebendig wandelnder Schatten verſetzt fühlen.

Als der Alte ſeine Frau mit dem todten, in einen Onyx verwandelten Mopſe zur ſchönen Lilie ſendet, trägt er dieſer auf, ihr zu ſagen, ſie ſolle nicht trauern, ihre Erlöſung ſei nahe; denn es ſei an der Zeit. Die ſchöne Lilie, welche den von ihr zu belebenden Mops mit Verwunderung betrachtet, erkennt, daß viele Zeichen, welche ihrer Erlöſung vorhergehen müſſen, zuſammentreffen.

Was helfen mir die vielen guten Zeichen,
Des Vogels Tod, der Freundin ſchwarze Hand?
Der Mops von Edelſtein hat er wohl ſeines gleichen?
Und hat ihn nicht die Lampe mir geſandt.

Entfernt vom ſüßen menſchlichen Genuſſe,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach warum ſteht der Tempel nicht am Fluſſe!
Ach warum iſt die Brücke nicht gebaut!

Ein drittes Zeichen, welches noch ihrer Erlöſung vorhergehen muß, iſt hier übergangen, daß ſie an einem Tage dreimal das Wort: „Es iſt an der Zeit" vernehmen muß, was Goethe wohl aus der Sage von Roger Baey, wie ſie z. B. in Green's „Pater Baco," dargeſtellt wird, genommen hat. Die Schlange verkündet der ſchönen Lilie, die Weiſſagung von der Brücke ſei bereits erfüllt, was dieſe aber verneint, indem ſie entgegnet: „Ueber den hohen Bogen eurer Brücke können nur Fußgänger hinüber ſchreiten, und es iſt uns verſprochen, daß Pferde und Wagen und Reiſende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern ſollen. Iſt nicht von den großen Pfeilern geweiſſagt, die aus dem Fluſſe ſelbſt herausſteigen werden?" Auch meldet die Schlange, der Tempel ſei erbaut. „Er ſteht aber noch nicht am Fluſſe, verſetzte die Schöne. Noch ruht er in den Tiefen der Erde, ſagte die Schlange; ich habe die Könige geſehen und geſprochen. Aber wann werden ſie aufſtehen? fragte die Lilie. Die Schlange verſetzte: Ich hörte die großen Worte im Tempel ertönen: Es iſt an der Zeit."

Wie die Lilie ihrer Erlöſung harrt, ſo erwarten auch die Könige den Tag, an welchem ſie aufſtehen werden. Noch ruht der Tempel der Könige, und zwar, was nicht zu überſehen iſt, am jenſeitigen Ufer in der Tiefe der Erde, wo ihn zuerſt die in den Felsklüften umherkriechende Schlange aufgefunden und mit ihrem Lichte erhellt hat. In der erſten Niſche erblickte ſie das Bildniß eines ehrwürdigen Königs in lauterm Golde. „Dem Maß nach war die Bildſäule über Menſchengröße, der Geſtalt nach aber eher eines kleinen, als eines großen Mannes. Sein wohlgebildeter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenkranz hielt ſeine Haare zuſammen." Dieſer fragt ſie zunächſt, woher ſie komme. „Aus den Klüften, verſetzte die Schlange, in denen das Gold wohnt. — Was iſt herrlicher, als Gold, fragte der König. — Das Licht antwortete die Schlange. — Was iſt erquicklicher, als Licht? fragte jener. — Das Geſpräch, antwortete dieſe." Die

Schlange hat das längſt entbehrte Licht und zugleich das Geſpräch gebracht, das von denjenigen, welche es entbehren müſſen, noch ſchmerzlicher vermißt wird, als das Licht. In der zweiten Niſche ſtand der ſilberne König, „von langer, eher ſchmächtiger Geſtalt; ſein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Scepter mit Edelſteinen geſchmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in ſeinem Angeſichte.“ Bei dem Lichte, welches eine dunkelfarbige Ader an der marmornen Wand durch den ganzen Tempel verbreitete, bemerkte die Schlange den dritten König, „der von Erz in mächtiger Geſtalt da ſaß, ſich auf ſeine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranze geſchmückt war, und eher einem Felſen, als einem Menſchen glich.“ Als ſie ſich eben nach dem vierten, am weiteſten von ihr entfernten Könige umſehen will, tritt, indem die erleuchtete Ader wie ein Blitz zuckte und verſchwand, aus der ſich öffnenden Mauer ein Mann von mittlerer Größe hervor. „Er war als ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren ſtille Flamme man gerne hinein ſah, und die auf eine wunderbare Weiſe, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.“ [1]) Auf die Frage des gold'nen Königs: Warum kommſt Du, da wir Licht haben?“ erwiedert er: „Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf.“ Sein Licht kann alſo nur das erhellen, was ſchon Licht hat; es iſt ein höheres Licht, welches das niedere vorausſetzt. Welche Bedeutung hierin liege, werden wir ſpäter ſehen. Der ſilberne König fragt, ob ſein Reich (das Reich des äußern Scheines und Glanzes, wie ſich ſpäter ergeben wird) ſich endige, worauf der Alte erwiedert: „Spät oder nie!“ Der eherne König erfährt auf ſeine Fragen, daß er bald aufſtehen werde und ſich mit ſeinen beiden Brüdern vereinigen müſſe. Freilich iſt eine Verbindung der drei Metalle im vierten, zuſammengeſetzten Könige ſchon gegeben, der an einer Säule gelehnt in anſehnlicher, eher ſchwerfälliger, als ſchöner Geſtalt da ſtand. Aber die Miſchung der drei Metalle war beim Guſſe nicht recht zuſammengeſchmolzen; „goldene und ſilberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eherne Maſſe hindurch und gaben dem Bilde ein unangenehmes Anſehen.“ Eine ſolche unnatürliche, aller einheitlichen Durchdringung entbehrende Miſchung iſt ein unglückliches Gebilde,

[1]) Der Schein ſeiner Lampe hatte auch die dunkelfarbige Ader an der marmornen Wand erleuchtet.

das keinen Beſtand haben kann. Daher bemerkt der Alte, dieſer König werde ſich ſetzen. Freilich antwortet dieſer mit rauher, ſtotternder Stimme, er ſei nicht müde, da er ſelbſt ſeine innere Nichtigkeit nicht erkennen kann. Wie viele ſolcher unächten Bildungen gibt es, die aber eben ſo raſch zerfallen, als ſie entſtanden ſind. Sollte Goethe hierbei wohl an die raſch auf einander folgenden Conſtitutionen der Revolutionszeit gedacht haben? „Indeſſen ſagte der goldene König zum Manne, wie viel Geheimniſſe weißt Du? — Drei, verſetzte der Alte. — Welches iſt das wichtigſte? fragte der ſilberne König. — Das offenbare, verſetzte der Alte. — Willſt Du es auch uns eröffnen? fragte der eherne. — Sobald ich das vierte weiß, ſagte der Alte. — Was kümmerts mich! murmelte der zuſammengeſetzte König vor ſich hin. Ich weiß das vierte, ſagte die Schlange, näherte ſich dem Alten und ziſchte ihm etwas in's Ohr. — Es iſt an der Zeit! rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel ſchallte wieder, die metallenen Bildſäulen klangen, und in dem Augenblicke verſank der Alte nach Weſten und die Schlange nach Oſten, und jedes durchſtrich mit großer Schnelligkeit die Klüfte der Felſen.“ Fragt man, welches das vierte Geheimniß ſei, das die Schlange dem Alten verkündet, ſo liegt es nahe, an ihren Entſchluß, ſich aufzuopfern, zu denken. Von den drei Geheimniſſen iſt das eine das offenbare, das dem tiefern Blicke ſich von ſelbſt offenbart, dem gewöhnlichen verborgen bleibt, [1]) daß es nämlich an der Zeit ſei. Die beiden anderen Geheimniſſe ſind wohl die eben ausgeſprochenen, daß die drei Könige bald aufſtehen und ſich vereinigen werden, dagegen der gemiſchte in ſich zerfallen müſſe.

Wenn die Noth am höchſten iſt, ſagt ein bekanntes Sprichwort, dann iſt Gott oder die Hülfe am nächſten. So läßt der Alte der ſchönen Lilie ſagen, das größte Unglück könne ſie als das größte Glück betrachten; denn es ſei an der Zeit. Als das größte Unglück ſtellt aber das Märchen in der ihm eigenthümlichen Weiſe

---

[1]) Man vergleiche das bekannte Wort (B. 2. 293):

Müſſet in Natur betrachten
Immer eins, wie alles achten;
Nichts iſt drinnen, nichts iſt draußen:
Denn was innen iſt, iſt außen.
So ergreifet ohne Säumniß
Heilig öffentlich Geheimniß.

den Tod des Geliebten der verzauberten Prinzessin dar. Als die schöne Lilie den todten, in einen Onyx verwandelten Mops an ihren Busen drückt, geräth der unglückliche Prinz in die äußerste Verzweiflung, in welcher er seinen Leiden ein Ende machen will. Wenn Steine an ihrem Busen ruhen können, so will auch er zu Stein werden; wenn ihre Berührung tödtet, so will er von ihren Händen sterben. Er stürzt auf die Geliebte los; diese streckt die Hände aus ihn abzuhalten und berührt ihn nur desto früher. Das Bewußtsein verläßt ihn und mit Entsetzen fühlt sie die schöne Last an ihrem Busen. Mit einem Schrei tritt sie zurück, und der holde Jüngling stürzt entseelt aus ihren Armen zur Erde.

Wie aber erfolgt nun die Erlösung der schönen Lilie? Durch die thätige Hülfe der Schlange und des Mannes mit der Lampe, der zur rechten Zeit erscheint, denn seine Lampe sprazelt immer, wenn man seiner bedarf, und irgend ein Meteor oder ein Vogel zeigt ihm den Weg, wohin er sich wenden muß. In ihrem auf Leichen erblühenden Garten kann die schöne Lilie nicht vom Zauber befreit werden, sie muß zunächst zum jenseitigen Ufer, wo der unglückliche Prinz, indem die Schlange sich opfert und die Weissagung der Brücke zur Erfüllung bringt, wieder zum Leben erwacht. Aber noch ist der Geist des Jünglings nicht zurückgekehrt. Der Alte führt ihn in den unterirdischen Tempel, wo er zum mächtigen Herrscher geweiht und der Zauber von der schönen Lilie, die sich mit ihm vereinigt, genommen werden wird. „Nach einiger Pause fragte der goldne König: Woher kommt ihr? — Aus der Welt antwortete der Alte. — Wohin geht ihr? fragte der silberne König. — In die Welt, sagte der Alte. — Was wollt ihr bei uns, fragte der eherne König. — Euch begleiten, sagte der Alte.“ Also die Könige, welche bisher in der tiefen Felsenkluft verborgen gesessen, sollen jetzt in die Welt, die sie beherrschen werden. Der zusammengesetzte König fragt den Alten mit stotternder Stimme, wer denn die Welt beherrschen werde. „Wer auf seinen Füßen steht, antwortete der Alte. — Das bin ich, sagte der gemischte König. — Es wird sich offenbaren, sagte der Alte; denn es ist an der Zeit.“ Die schöne Lilie, welche am heutigen Tage zum dritten Male das ahnungsvolle Wort: „Es ist an der Zeit!“ vernimmt, fällt dem Alten vor Freude um den Hals und küßt ihn auf das herzlichste. Alle Zeichen sind jetzt geschehen, bis auf das letzte, das unmittelbar darauf erfolgt. Der Tempel bewegt sich wie ein Schiff, das sich sanft aus dem

Hafen entfernt, wenn die Anker gelichtet ſind; er zieht unter dem Fluſſe weg zum jenſeitigen Ufer, wo er aufwärts ſteigt an der Stelle, an welcher die Hütte des Fährmanns ſteht, die, von ihm aufgenommen und zu einem herrlichen kleinen Altar von getriebener Arbeit verwandelt, in der Mitte des Tempels ſtehen bleibt. Die ſchöne Lilie ſteigt die äußern Stufen des Altars hinauf, da ſie noch immer ſich von ihrem ſtarr vor ſich hinſehenden Geliebten entfernt halten muß; erſt wenn dieſer zur völligen Herrſchaft gelangt iſt, wird ihre Erlöſung vollbracht ſein. Der Alte tritt zwiſchen den Prinzen und die ſchöne Lilie, und ruft die Worte, in welchen ſich die neue Weltordnung ausſpricht: „Drei ſind, die da herrſchen auf Erden, die Weisheit, der Schein und die Gewalt.“ Bei dem erſten Worte ſteht der goldne, bei dem zweiten der ſilberne, bei dem dritten der eherne König auf, während der gemiſchte, aller lebendigen Einheit entbehrende König in ſich zerfallen muß. Die Bedeutung der drei Könige iſt hiernach unzweifelhaft. Guhrauer (S. 103) vergleicht hierzu nicht unpaſſend die freimaureriſche Lehre, wonach Weisheit, Stärke, Schönheit (wisdom, strength, beauty,) die Pfeiler der Loge ſind. Daß Goethe hierdurch und durch die Aufnahmeacte der Freimaurer zu ſeiner Dichtung vom unterirdiſchen Tempel gekommen, iſt wahrſcheinlich; vielleicht aber hatte auch die in einem obenerwähnten Briefe Schiller's erwähnte Sage daran Antheil, daß zu Baireuth bei Oeffnung eines alten Gebäudes die alten Markgrafen erſchienen ſein und geweiſſagt haben ſollen. Aber entſchieden Unrecht hat Guhrauer, wenn er hier unter dem Scheine die Schönheit verſteht und Göſchel's richtige Erklärung (S. 94) verwirft, doch ſcheint er ſich ſelbſt nicht gleich zu bleiben, wenn er einmal unter Schein den wirklichen bloßen Schein verſteht, ein andermal „die Schönheit, inſofern ſie erſcheint.“ Der Schein iſt hier der Glanz, der Nimbus, welche den Namen und die Würde des Herrſchers umgibt; die Perſon des Herrſchers iſt geheiligt und ſein Anſehen erweckt Ehrfurcht. Dieſe Heiligkeit des königlichen Namens iſt neben der Weisheit, unter welcher die Gerechtigkeit mitbegriffen iſt, und der Gewalt die Hauptſtütze der Herrſchaft. Hiermit ſtimmt ganz vortrefflich die Darſtellung des ſilbernen Königs „von langer und eher ſchmächtiger Geſtalt,“ ſein verziertes Gewand, ſeine Heiterkeit des Stolzes und die Attribute der Krone, des Gürtels und Scepters, welchen er dem Prinzen mit den Worten übergibt: „Weide die Schafe!“ Zu unſerer Deutung paßt es auch ſehr wohl, wenn der ſilberne König den Irrlichtern ſagt, ſie

ſollten ſich auswärts, nicht an ihm ſättigen, und ihm ihr Licht bringen; denn die Heiligkeit des königlichen Namens beruht auf Anerkennung anderer. Sehr Bedeutſam iſt auch die Antwort des Alten auf die Frage des ſilbernen Königs, ſeine Herrſchaft werde ſpät oder nie endigen. Die drei Könige verleihen dem Prinzen ihre Macht, welche die neue Herrſchaft feſt und ſicher gründet. „Nach umgürtetem Schwert hob ſich ſeine Bruſt, ſeine Arme regten ſich und ſeine Füße traten feſter auf; indem er den Scepter in die Hand nahm, ſchien ſich die Kraft zu mildern und durch einen unausſprechlichen Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichenkranz ſeine Locken zierte, belebten ſich ſeine Geſichtszüge, ſein Auge glänzte von unausſprechlichem Geiſt und das erſte Wort ſeines Mundes war Lilie.“ Dem Alten ruft er zu: „Herrlich und ſicher iſt das Reich unſerer Väter, aber du haſt die vierte Kraft vergeſſen, die noch früher, allgemeiner, gewiſſer die Welt beherrſcht, die Kraft der Liebe,“ worauf dieſer aber lächelnd verſetzt: „Die Liebe herrſcht nicht, aber ſie bildet, und das iſt mehr.“ Die Herrſchaft darf nicht auf die Liebe gegründet ſein; dieſe iſt es aber, welche den Grundboden des Staats, die Familie, begründet. Auch auf den Prinzen hat ihre bildende Kraft gewirkt, ſie hat ihn aufrecht gehalten, ſein Herz dem Schönen, Guten und Wahren zugewandt; denn die wahre Liebe iſt Entäußerung unſerer ſelbſt und aller ſelbſtſüchtigen Neigungen. So iſt der Tempel am Fluſſe gegründet, in welchem die wahre Herrſchaft, auf Weisheit, Schein und Gewalt gegründet, waltet und die ſchöne Lilie zum reinſten Leben gedeiht. An demſelben Ufer, wo früher der Todesgarten der Lilie ſich befand, hat ſich jetzt der Tempel einer feſten und geſicherten Herrſchaft erhoben. Muß hiernach die ſchöne Lilie offenbar den Gegenſatz zu einer ſolchen Herrſchaft bilden, ſo können wir unter ihr nur die falſche Freiheit der Revolution verſtehen, die alles Lebende tödtet, alles Beſtehende umſtürzt, aber das Todte belebt, und Lebendigtodtes in's Leben ruft. Dieſe falſche Freiheit, welche keine Schranken kennt, muß entzaubert, ſie muß zur wahren Freiheit werden, die nur unter einer auf jenen drei Mächten begründeten Herrſchaft gedeihen kann; denn „das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.“ Wir erinnern hierbei mit Göſchel an den Anfang der Unterhaltungen, wo es von Carl heißt, er habe ſich „von der blendenden Schönheit verführen laſſen, die unter dem Namen Freiheit ſich erſt heimlich, dann öffentlich ſo viele Anbeter zu verſchaffen wußte, und ſo übel ſie auch die einen behandelte, von

den anderen mit großer Lebhaftigkeit verehrt wurde.“ Man vergleiche die in dieſelbe Zeit fallenden Verſe:

Alle Freiheitsapoſtel, ſie waren mir immer zuwider;
Freiheit ſuchte doch nur jeder am Ende für ſich.
Willſt du Viele befreien, ſo wag' es Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das ſei, willſt du es wiſſen? Verſuch's!

Wenn aber Göſchel meint, die Freiheit habe ihr wahres Weſen, nach langer Entſtellung in das Gegentheil, entwickelt und erneuert, ſie ſei zur Liebe geworden, welche die Herrſchaft wieder in ihre Rechte einſetze, ſo müſſen wir dies für einen entſchiedenen Irrthum erklären, da Freiheit und Liebe ſich keineswegs auf dieſe Weiſe entgegengeſetzt ſind und es neben der falſchen Freiheit auch eine wahre gibt; die entzauberte Liebe iſt gerade die letztere. Man meine aber nur nicht mit Guhrauer (S. 95), die Lilie könne nicht die falſche, revolutionäre Freiheit ſein, weil dieſe nicht zugleich mit der Legitimität, dem Prinzen, ihre Erlöſung von dem Banne feiern könne. Hiergegen können wir zunächſt bemerken, daß der unglückliche Prinz in der verzauberten Lilie die wahre Freiheit liebt, deren Zauber er löſen möchte, und daß, wenn er von ihrer Hand ſtirbt, dies gerade der Zauberfluch iſt, welcher auf ihr ruht. Dann aber iſt wohl zu beachten, daß nicht alle einzelnen Züge und Ereigniſſe des Märchens einen ſymboliſchen Sinn haben, wie Goethe ſelbſt andeutet, ſondern manche bloß zum Zwecke der Fabel erfunden ſind, um die Handlung zu einer belebten, wohl fortſchreitenden, in ſich abgerundeten zu machen,[1]) weshalb es ein großes Verſehen von Guhrauer iſt, wenn dieſer Nebenhandlungen und Nebenzüge, die zu der ſymboliſchen Bedeutung der einzelnen Figuren nicht paſſen, zur Widerlegung der verſuchten Deutungen mißbraucht. Oder glaubt etwa Guhrauer, ſeine eigene Erklärung ſei von dieſer Seite unangreifbar, ſo möge er einmal den Verſuch machen! Beim Namen der Lilie iſt am wenigſten an die Lilien Frankreichs zu denken, überhaupt nicht, wie ich glaube, an die Blume, ſondern an den alchymiſtiſchen Gebrauch des Wortes. Goethe nennt im Fauſt die aus dem Silber gezogene reine Subſtanz Lilie. Bei Paracelſus ſteht Lili für den Stein der Weiſen ſelbſt, für das höchſte Ergebniß der Alchymie. In den drei Dienerinnen der Lilie möchte ich

[1]) Zu ſolchen Zügen ohne tiefere ſymboliſche Bedeutung zählen wir auch die Beſchreibung des Prinzen, der mit glänzendem Harniſch und einem Purpurmantel, aber mit unbedecktem Haupte und nackten Sohlen erſcheint.

bloß phantaſtiſche, nicht ſymboliſche Figuren ſeyn. Daſſelbe gilt von dem Fährmanne, der nur an's jenſeitige Ufer, aber nicht zurückfahren kann und als Fährgeld Früchte der Erde verlangt, ebenſo von der durchaus ſinnlich gehaltenen Frau des Alten mit der Lampe. Während des verworrenen Zuſtandes der Herrſchaft der verzauberten Lilie ruht die feſte ſichere Herrſchaft, die allein wahre Freiheit gewähren kann, am jenſeitigen Ufer in der Tiefe der Erde. Die Verbindung zwiſchen beiden Ufern iſt eine ganz unzureichende und ſeltſame. Des einſeitigen Fährmanns gedachten wir eben; neben ihm ſehen wir den großen Rieſen, deſſen Körper ganz kraftlos iſt, wogegen ſein Schatten vieles vermag, ja alles. „Deswegen iſt er beim Auf- und Untergang der Sonne am mächtigſten, und ſo darf man ſich Abends nur auf den Nacken ſeines Schatten ſetzen; der Rieſe geht alsdann ſachte gegen das Ufer zu und der Schatten bringt den Wanderer über das Waſſer hinüber.“ Später richtet der Schatten ſeiner Fäuſte auf der neuentſtandenen ſtehenden Brücke großen Schaden an. Als er aber auf die Thüre des Tempels losgehen will, wird er auf einmal in der Mitte des Hofes am Boden feſtgehalten, wo er als koloſſale Bildſäule von röthlich glänzendem Steine ſtehen bleibt und ſein Schatten die Stunden zeigt, die in einem Kreiſe auf dem Boden um ihn her nicht in Zahlen, ſondern in edlen und bedeutenden Bildern eingelegt waren. Hierbei ſchwebt dem Dichter, wie jetzt auch Guhrauer (S. 106) bemerkt, der große Obelisk vor, der zu Rom auf dem Campus Martius als Sonnenzeiger diente, und den Goethe ſelbſt (B. 24, 97) als das älteſte und herrlichſte vieler Monumente bezeichnet. Die Dichtung vom Schatten des Rieſen iſt offenbar durch den rieſigen Schatten, wie ihn etwa ein Berg am Abende über den Fluß wirft,[1]) veranlaßt, doch deutet ſie ſymboliſch auf die wilde rohe Gewalt der Maſſen, die, wenn ſie nicht zweckmäßig verwandt und geleitet wird, das größte Verderben anrichtet. Ganz anderer Natur ſind die fackelnden, ohne Ziel und Zweck hinſtreifenden Irrlichter, die in einem geordnetem Staate, wo jeder zum Zwecke des Ganzen mitwirken ſoll, keine Stelle finden. Sie öffnen freilich, weil dies ihrer genußſüchtigen Natur zuſagt, den Eingang zum Tempel, aber ſie müſſen ſelbſt außerhalb des Tempels bleiben und entfernen ſich am Schluſſe, wo ſie allein unverändert erſcheinen. Die Irrlichter bezeichnen die Selbſt- und Genußſüchtigen, welche keinen Antheil am

[1]) Berühmt war im Alterthume der ungeheuere Schatten des Berges Athos.

allgemeinen Beſten nehmen. Dagegen zeigt ſich die ſchönſte Thätigkeit in der Schlange. Sie iſt es, welche am Mittage eine ſichere Brücke bildet, auf welcher man nach beiden Seiten hingelangen kann. Sie entdeckt zuerſt den unterirdiſchen Tempel, den ſie mit ihrem Lichte erhellt (daß dies Licht von dem Golde der Irrlichter kommt, iſt rein phantaſtiſch), ſie zeigt ſich bei der Erlöſung der Lilie überall thätig, ſie opfert ſich endlich ſelbſt auf. Wenn ſie bemerkt, ſie opfere ſich, damit ſie nicht geopfert werden, ſo ſpricht ſich darin nur die Ueberzeugung aus, daß ihre Aufopferung zu der vom Schickſale beſtimmten Gründung der neuen Herrſchaft nothwendig ſei. Sie bezeichnet ohne Zweifel die Verſtändigen und Beſonnenen, die ſich mit Liebe dem allgemeinen Beſten widmen und bei der allgemeinen Verwirrung auf die Herſtellung der Ruhe und feſten Sicherheit des Staates hoffen [1]) und im Stillen auf dieſen Zweck hinwirken, frei von der Eigenſucht derjenigen, welche überall nur ſich ſelbſt, ihren Vortheil und ihre Ehre ſuchen. Die Schlange iſt freilich nach der moſaiſchen Vorſtellung das Bild des Böſen, aber bei den Griechen erſcheint ſie als Heilſchlange, Wahrſagerin, Symbol der Fruchtbarkeit, des Lebens und alles Einheimiſchen. Bei den Indern und Phöniziern bezeichnet ſie die Welt, den ewigen Kreislauf der Dinge, und die Schlangengötter ſind wohlthätiger Natur. Auch in unſerm Märchen iſt die Schlange wohlthätig, ſie befördert das allgemeine Heil. Ob auch die Schlangenklugheit dem Dichter bei ihr vorſchwebte und bei dem Lichte, das ſie verbreitet, der glühende Blick der Schlange zur Anknüpfung diente, laſſen wir unentſchieden. Wie die in den Klüften umherkriechende im Stillen wirkende Schlange Licht verbreitet, ſo erſcheint uns ein höheres Licht, welches alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, alle todte Thiere in Edelſteine verwandelt und alle Metalle zernichtet, in der heiligen Lampe des Alten, der an den „Alten der Tage“ in der Bibel erinnert. Hier erkennen wir im Gegenſatze zum niedern Lichte der Schlange, der menſchlichen freithätigen Kraft, die höhere, ewig waltende Vorſicht, welche die Geſchicke der Völker wägt und zur Zeit alles zum Beſten lenkt. Den vollſten Gegen-

[1]) Als die Irrlichter wünſchen von der Schlange zur ſchönen Lilie geführt zu werden, bemerkt dieſe mit einem tiefen Seufzer, dieſen Dienſt könne ſie ſogleich nicht leiſten; leider wohne dieſe jenſeit des Fluſſes worin ſich das Verlangen nach einem andern Zuſtande der Dinge, aus den ſie hofft, beſtimmt ausſpricht.

ſatz zu dieſer höhern, überirdiſchen Macht bildet die dem Alten als Contraſt beigegebene durchaus irdiſche und ſinnliche Frau, die blos zur Belebung und leichtern Entwickelung der Handlung erfunden iſt.

Uns iſt demnach das Märchen der phantaſtiſche Ausdruck des Gedankens, daß das wahre Glück nicht in ſchrankenloſer, unbedingter Freiheit beſtehe, die nie verwirklicht werden kann, und wo ſie erſtrebt wird, nur Unheil und Verderben anrichtet, ſondern in der auf Weisheit, Schein und Gewalt gegründeten Herrſchaft, unter welcher allein wahre Freiheit gedeihen kann. Der von Schiller im Märchen aufgefundene Gedanke vom gegenſeitigen Hülfeleiſten der Kräfte und dem Zurückweiſen derſelben aufeinander würde hierzu vortrefflich paſſen, doch tritt dieſer nur nebenſächlich darin hervor, daß alle ſich zur Wiederbelebung des Prinzen vereinigen, bei welcher der Alte bemerkt: „Ein einzelner hilft nicht, ſondern wer ſich mit vielen zur rechten Stunde verbindet.“ Hält man daran feſt, daß die Haupthandlung in der Erlöſung der Lilie und der Erhebung des Tempels beſteht, ſo fallen alle abweichende Erklärungen von ſelbſt weg, wie wenn Guhrauer den Sieg über die rohe Natur und die ſtupide Materie, Wieck den Entwickelungsgang der im Individuum und im Geſchlechte ſich entwickelnden und vollendenden Menſchheit im Märchen dargeſtellt findet. Uebrigens iſt es ein ſchön berechneter Zug Goethe's, daß die Politik, welche von der Unterhaltung ausgeſchloſſen iſt, ſich in der Form des Märchens doch Eingang zu verſchaffen weiß.

Daß Goethe neben dieſem Märchen noch ein anderes, allegoriſches im Sinne hatte, wodurch wir vier Gruppen von je zwei Erzählungen erhalten haben würden, iſt oben bemerkt worden. Bei der Gleichartigkeit von je zwei zuſammengehörigen Erzählungen, wie wir ſie in den Unterhaltungen finden, dürfen wir vermuthen, daß auch dieſes Märchen einen politiſchen Sinn haben ſollte. Vielleicht ſind wir nicht zu kühn, wenn wir dieſen darin ſuchen, daß in politiſchen Revolutionen, wo eine Partei immer die andere ſtürzt, indem keine die Herrſchaft der andern ertragen will, ſondern alle „Willkühr für ſich ſuchen“, das Volk, welches man beglücken will, am ſchlimmſten fährt. Wir erinnern in dieſer Beziehung an das gleichzeitige Epigramm (Venediger Epigr. 15):

Dieſem Ambos vergleich' ich das Land, dem Hammer den Herrſcher
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte ſich krümmt.
Wehe dem armen Blech, wenn nur willkührliche Schläge
Ungewiß treffen und nie fertig der Keſſel erſcheint!

Ein paar Jahre ſpäter hatte Goethe etwa ein halb Dutzend Märchen und Geſchichten im Sinne, die er als zweiten Theil der Unterhaltungen ſeiner Ausgewanderten bearbeiten, dem Ganzen noch auf ein gewiſſes Fleck helfen und alsdann in ſeinen Schriften herausgeben wollte. Vgl. Goethe's Brief an Schiller vom 3. Febr. 1798. Hierzu gehörten ohne Zweifel das Märchen von der neuen Meluſine, die nach einer franzöſiſchen Quelle, aus welcher Goethe bereits 1797 „der Müllerin Verrath" genommen hatte, bearbeitete Erzählung „die pilgernde Thörin", und andere, ſpäter in die Wanderjahre aufgenommene Geſchichten, nicht aber die Novelle, aus der er noch damals ein epiſches Gedicht „die Jagd" zu machen gedachte.

Köln. **H. Düntzer.**

Ueber „wer“ und „was“
und die entsprechenden Wortformen in der französischen und der englischen Sprache.

Mit Rücksicht auf: „Ueber eine Art Attraktion des Relativs“ u. s. w. von Dr. Teipel in Band II. S. 344 des Archivs.

Die Fragen: wer ist gekommen? was ist geschehen? setzen in dem Fragenden eine gänzliche Unsicherheit in Bezug auf die fragliche Person oder die fragliche Begebenheit voraus; und wenn auch der Fragende je nach den Umständen, in welchen derselbe sich befindet, Unwahrscheinliches zu hören nicht erwarten wird, so liegt dennoch in den Fragen eine solche Unbestimmtheit, daß, die Sache rein grammatisch betrachtet, selbst Unmögliches auf dieselben erwiedert werden könnte. Wenn nun auf jene Fragen die Antworten erfolgten: „mein Bruder ist gekommen;“ „dein Haus ist abgebrannt,“ so würden diese Antworten eine Bestimmtheit enthalten, die der Unbestimmtheit in den Fragen nicht entspräche, vielmehr würden die Fragen erst dann die Bestimmtheit der Antworten erreichen, wenn sie lauteten: „wessen Bruder ist gekommen?“ „wessen Haus ist abgebrannt?“ Wollte ich in derselben unbestimmten Form antworten, in der ich oben gefragt worden, so würde ich sagen müssen: „derjenige welcher (der) gekommen, ist dein Bruder. Dasjenige welches (das) geschehen, wird dich erschrecken. Dein Haus u. s. w.“ Man sieht hieraus, daß die Frage-Fürwörter „wer = derjenige welcher, was = dasjenige welches“ jedes zwei Fürwörter enthalten (demonstratives und relatives), wie dieses denn, wenn sie affirmativ gebraucht werden, sich klar herausstellt. „Wer schmeichelt betrügt. Suchet wen ihr wollt. Was du fragst, will ich beantworten.“ „Wer, was“ in affirmativen Sätzen gebraucht, vertreten mithin Subject oder Object für Hauptsatz und Nebensatz. Vor zweierlei hat man sich hier zu hüten.

Einmal, daß man nicht, wer, was mit welcher, welches verwechselnd, in Sätzen obiger Art der das hinzufügt. „Wer ſchmeichelt, der betrügt. Was du fragſt, das will ich beantworten.“ Dann, daß man nicht das relative welches oder das mit dem Frage-Fürwort was verwechſelt. „Ein Reſultat, was mich überraſcht.“

Ein anderer Gebrauch des „was“ findet da Statt, wo dasſelbe nicht einen Gegenſtand ſondern einen Satz zu vertreten hat. „Man ſagt mir du ſeieſt krank, was mich beunruhigt (was ich nicht glaube).“ Im Franzöſiſchen, ſo wie was in obigen affirmativen Sätzen ce qui, ce que.

Nicht genug, daß wer was, wie wir geſehen, für Hauptſatz und Nebenſatz hinreichen, es mögen dieſe nun Subject oder Object (Nominativ oder Accuſativ) darſtellen, ſondern was kann auch in demſelben Satze als beides zugleich auftreten. „Was ich ſehe überraſcht mich. Was geſchehen ſoll vermag ich nicht gutzuheißen.“ Zwar wird man nicht ſagen können: „Wen ich hier ſehe kömmt mir freundlich entgegen. Wer mich grüßt grüße ich wieder“ aus einem leicht erkennbaren Grunde, weil nämlich nicht hier wie dort Nominativ und Accuſativ gleiche Form haben.

So die Sache betrachtet, was läßt ſich gegen Sätze wie: „ich ſtand dir nicht Rede auf was du ſprachſt“ wohl Erhebliches einwenden, als daß wir unſer Ohr nicht daran gewöhnt haben? Iſt denn was in jenem Satze etwa anders zu beurtheilen als in: „Was ich ſehe überraſcht mich?“ Hier wie dort ſteht was für das welches, und hier wie dort erheiſcht was im Hauptſatze wie im Nebenſatze dieſelbe (Accuſativ-) Form. Es ſcheint vielmehr zu bedauern, daß wir von unſerm was nicht einen eben ſo freien Gebrauch machen als die Engländer von ihrem what (that which), woran wir freilich auch ſchon durch den Umſtand gehindert werden, daß viele unſerer Präpoſitionen das neutrale Relativum alteriren, was im Engliſchen bekanntlich nicht der Fall iſt. Daher würden Sätze wie die folgenden: „Ich verſtehe nichts von was du ſprichſt. Du beſchäftigſt dich mit was ich verabſcheue. Du nimmſt deine Zuflucht zu was ich nicht billigen kann,“ in welchen den Engländern of what, with what, to what keinen Anſtoß erregen würden, ſowohl die oben aufgeſtellte Regel als unſer ſprachliches Gefühl verletzen.

Angenommen nun Sätze wie: „Ich verſtehe nichts von was du ſprichſt“ wären im Deutſchen eben ſo üblich als ſprachlich nichts dagegen zu erinnern ſein könnte, wenn das oben erwähnte Bedenken

nicht Statt fände, wie dieſes die engliſche Sprache, wo nicht beweiſ't, doch beſtätigt, wie kömmt Herr Dr. Teipel dazu, in einer Verbindung wie der Präpoſition von mit dem Fürworte was eine Attraction zu erblicken? Welche Analogie findet doch wohl zwiſchen Nos tamen hoc confirmamus illo augurio quo diximus und der obigen Stelle Statt? In griechiſchen und lateiniſchen Sätzen dieſer Art haben wir es mit einem Relativum zu thun, das nicht den nothwendigen Caſus, den das mit demſelben verbundene Zeitwort regiert, ſondern den zufälligen Caſus des Hauptwortes, das es zu vertreten beſtimmt iſt, annimmt. Im obigen deutſchen Satze haben wir es aber gar nicht mit einem relativen, ſondern mit einem Frage-Fürwort zu thun, das das Demonſtrativum das und das Relativum welches enthält, wo alſo die Caſus nur in einfacher Darſtellung ſich befinden, mithin eine Attraction gar nicht möglich iſt. Eine ſolche würde alſo in Sätzen obiger Art nur dann Statt finden können, wenn man was mit das welches verwechſelte, wo dann der oben angeführte Satz attracto casu ſo lauten würde: „Ich verſtehe nichts von dem welchem du ſprichſt.“ Schwerlich werden jedoch die größten Verehrer des klaſſiſchen Alterthums es unternehmen wollen, unſere deutſche Sprache mit ſolcher Ausdrucksweiſe zu bereichern.*)

Es iſt nun aber überhaupt die durch nichts zu rechtfertigende, vielmehr alles gegen ſich habende Annahme, daß das Fürwort was ein Relativum ſei, die den Herrn Dr. Teipel zu ſeiner Behauptung gebracht hat. Erklärt wird dieſe Annahme allerdings durch den leichtſinnigen Gebrauch jenes Wörtleins in den Ausdrücken „alles was, etwas was, das Ergebniß was u. ſ. w., (ſtatt das) wenn gleich nicht gerechtfertigt. Möchte die weiter unten folgende Darſtellung des Verfahrens der Engländer in analogen Fällen dazu beitragen, der mißbräuchlichen Anwendung des Fürwortes was Schranken zu ſetzen.

Was den franzöſiſchen Sprachgebrauch in Beziehung auf wer und was betrifft, ſo bietet dieſer zwar Analogien für wer, aber

*) Ohnehin können die von Herrn Dr. Teipel angeführten deutſchen Sätze auch nicht im Entfernteſten zu der Behauptung Veranlaſſung geben, daß in ihnen eine Attraction enthalten ſei. Denn was aufgelöſ't in das welches würde in allen jenen Stellen ſowohl im Haupt- als Nebenſatze dieſelbe (die Accuſativ-) Form behalten. Nirgends wäre alſo die Verwechſelung eines nothwendigen Caſus mit einem zufälligen.

nicht für was dar. Qui est venu me demander? Celui qui est venu vous demander hier. — Qui avez-vous vu? Qui, das als Frage-Fürwort wie das deutsche wer ein demonstratives und ein relatives Fürwort enthält, kann eben so wie im Deutschen im affirmativen Satze jene beiden Fürwörter vertreten. Qui s'excuse s'accuse. Da dieses qui im Accusativ nicht verändert wird, und natürlich eben so wenig wenn ihm eine Präposition vorangeht, so kann sich der französische Sprachgebrauch hier freier bewegen als der deutsche. Aimez qui vous aime. Il me vengera de qui m'ose outrager. Tous les moments sont chers à qui connaît le prix du temps. Il n'y a pas de Dieu pour qui ne croit pas à la vertu; welche Sätze alle, aus dem angegebenen Grunde, dem deutschen Sprachgebrauche sich nicht fügen. Uebrigens ist wohl zu bemerken, daß qui für celui qui (so wie wer für derjenige welcher) nur da anwendbar ist, wo es sich um eine Thatsache handelt, die von jedem menschlichen Individuum gilt, so daß in Sätzen wie Celui qui est venu vous demander m'est tout-à-fait inconnu — celui nicht fehlen darf. Hiermit hängt es zusammen, daß qui als Demonstrativum und Relativum nur in der männlichen Einzahl vorkömmt. Daß daher dieses qui für quiconque (jeder der) steht und überall mit demselben verwechselt werden kann, bedarf wohl kaum angeführt zu werden.

Die Redensart: C'est à qui apprendra le mieux sa leçon. C'était à qui apprendrait le mieux sa leçon, deutet ein wetteiferndes Bestreben an, so daß der Sinn jener Sätze ist: „Jeder sucht (suchte) es seinen Mitbewerbern im Erlernen seiner Lection zuvorzuthun. Qui als Fragefürwort heißt wer, und enthält derjenige welcher, wie überall wo jenes Fragefürwort im affirmativen Satze vorkömmt. Erläutert man nun in obigen Sätzen qui durch celui qui, so macht man zwar für denjenigen, der sich der Bedeutung des Fragefürwortes qui nicht bewußt ist, den Ausdruck deutlicher, aber man ergänzt nichts, sondern man verwechselt nur die kürzere Form des Fragepronomens mit der längern des relativen Fürwortes in Verbindung mit dem demonstrativen, wobei es denn ganz zufällig ist, daß das relative Fürwort von dem Fragepronomen in der Form sich gar nicht unterscheidet. Eine Vergleichung des englischen to what = to that which muß die Sache ganz klar machen, und bis zur Evidenz zeigen, daß hier eben so wenig von einem ausgelassenen Demonstrativum als von einer Attraction die Rede sein kann. Will man nun aber auf eine nähere

Erläuterung jener Redensart eingehen, so möchte Folgendes zu bemerken sein. Der Gedanke c'est à qui apprendra le mieux sa leçon setzt eine Gesellschaft von Personen voraus, die sich nicht nur mit Eifer einen Zweck vorsetzen, sondern in dessen Erreichung auch jeder gern der Erste sein möchte, so daß sie stillschweigend oder nach einer Verabredung eine Preisbewerbung unter sich statuiren. Jener Gedanke vollständig ausgedrückt würde also etwa so lauten: Ils tâchent de gagner le (un) prix qui est (destiné, adjugé) à celui qui apprendra le mieux sa leçon.*) Diese Erklärung paßt vollkommen auf ein Beispiel der Art in Charles XII., wo Voltaire von der Dienstbeflissenheit von Hofleuten zur Bewirkung der Großjährigkeit des jungen Königs von Schweden spricht, und nachdem er dieselbe so ausgedrückt hat: c'était à qui précipiterait l'exécution de ce dessein, unmittelbar darauf hinzufügt: pour s'en faire un mérite auprès du roi. Daß nicht alle Fälle dieser Art sich jener Erklärung eben so leicht fügen werden, kann nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß man bei dieser Ausdrucksweise weniger den Ursprung als die Bedeutung derselben (das wetteifernde Bestreben unter Vielen, das gemeinsame Mitwirken zu einem Zwecke) festzuhalten geneigt sein mußte. Nur unter dieser Voraussetzung möchte ein Satz wie der folgende möglich sein. Les chefs ont tiré au sort à qui attaquerait le premier consul.

In der mit jener verwandten Redensart: Nous travaillerons à qui mieux mieux (um die Wette) scheint mir zu liegen: „Wir wollen arbeiten, und welchem unter uns dieses am Besten gelingt, der soll am Besten beurtheilt werden, soll der Beste sein." Doch möchte man sich vergeblich bemühen, diese oder irgend eine andere Erklärung supplendo verdeutlichen zu wollen.

Was als Fragepronomen heißt im Französischen quoi, que, qu'est-ce que. Quoi de plus beau? qu'y a-t-il de plus beau? Was für ein Mann? was ist das für ein Mann? heißt: quel homme? quel est cet homme? Im affirmativen Satze heißt

*) Es versteht sich, daß es nicht meine Absicht sein kann, jene Redensart elliptisch zu erklären; eine Verfahrungsweise die ich nicht nöthig gehabt hätte in der Grammaire nationale kennen zu lernen, um ihr abhold zu sein. Ich wollte nur zeigen, welcher Gedanke der Entstehung jener Redensart dunkel zum Grunde gelegen haben mochte, die schwerlich so geformt worden wäre, wenn man sich bei ihrer Entstehung den Gedanken ganz klar gemacht hätte. —

was ce qui, ce que. Vous savez ce qui a été vu, ce que j'ai vu. Ne doutez pas de ce que je vous dis. Ne vous opposez pas à ce que je désire. Auch ce dont und ce à quoi kommen vor. Notre ami a été absous, ce dont personne ne doutait. Les biens de la fortune sont ce à quoi il faut le moins se fier. Alle dieſe Fälle bieten für das affirmative was keine Analogien dar.

Im Engliſchen entſpricht den Frageförwörtern wer, was who und what. Who and what are you? Was für ein heißt what für Perſonen und Sachen. What man is he? What is the matter? Who kann als Frag-förwort auch die Mehrzahl vertreten. Who are in the gallery besides? eben ſo what. What are these schismatical proceedings to our present purpose? Die Frage nach einer Perſon oder einer Sache in einer beſchränkten Zahl wird mit which gegeben. Which of you convinceth me of sin? (Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?) She demanded which way duke Charles had moved with his army. Wer in affirmativen Sätzen (wer lügt betrügt) heißt whoever oder whosoever, dem als Neutrum whatever oder whatsoever entſpricht, und welches letztere auch mit einem Hauptworte verbunden erſcheint. Whosoever hateth his brother is a murderer. — Wildrake was easily attracted by the desire of seeing whatever was curious or interesting around him. — Markham Everard wore his loaded pistols at his belt, and carried his drawn sword under his arm, that he might be prepared for whatever peril should cross his path. Auch whichever wie oben which. — You stand but the mere skeleton of monarchy, which France or Burgundy may prostrate on the earth, whichever first puts forth his arm to throw it down.

Da whoever im Accuſativ und nach Präpoſitionen whomever heißt, ſo kann dieſes Fürwort als Vertreter von zwei Sätzen nur gebraucht werden, wo beide Sätze dieſelbe Form erheiſchen. Whosoever hateth his brother is a murderer. — Search every room therein (in this scroll), set down, and arrest or slay upon the slightest resistance whomsoever you find there. — Well do I know her; and, Sir Earl, I will not clog our discourse by expressing any doubts, that, if she pleases, she can compel her father to resign his estates to whomsoever she will. Doch finden ſich Fälle von aimez qui vous aime. — Did not he swear by his beard, that he would hang in the very street of Woodstock whoever should deny to

drink the king's health? wo alſo whoever neben dem Nominativ auch den Accuſativ vertreten muß. Gewöhnlicher (und ohne Zweifel beſſer) wählt man in ſolchem Colliſionsfalle für whoever eine andere Form. But Bletson was quite prepared to submit to Cromwell or any one else who might be possessed of the authority. Aber auch ohne dieſen Colliſionsfall ſind für whosoever andere Formen gebräuchlich. He that saith, I know him, and keepeth not his commandments, is a liar, and the truth is not in him. — So, as it was then late, I answered mildly, that General Harrison was betaking himself to his rest, and that any who wished to speak to him must return on the morrow morning.

Am vortheilhafteſten geſtaltet ſich die Verbindung eines und deſſelben Fürwortes mit Haupt- und Nebenſatz bei what und whatever, weil eben what weder durch Caſus noch Präpoſitionen alterirt werden kann. Von whatever ſind ſchon einige Beiſpiele vorgekommen.

By the mass I would rather not see Sir Henry to-night, since what has happed to-day roused his spleen. — Lackaday, he talks brave words, if one knew but what they meant. — Tell your master what I said, but not how I said it. — I would heartily do what poor kindness I can to your worthy master. — With wonder at what he has witnessed, Wildrake felt some anxiety on his own account. — Call for what thou wouldst have, only be quick. — I heard the serving-fellows prate of what they had seen and heard. — Fare thee well, think on what I told thee. — Give thy earnest attention to what I have to tell thee.*)

What wird im zweiten Nachſatze mit which wiederholt. Say of me what you will, but speak not of my father what the ear of a son should not endure, and which yet his arm cannot resent. — Die Zuſammenfaſſung eines ganzen Satzes, die im Deutſchen durch was, im Franzöſiſchen durch ce qui, ce que geſchieht, wird im Engliſchen durch which bewerkſtelligt. In case his flight should lead him to Woodstock, which I hold very likely, I will give thee an order to these sequestrators, to evacuate the palace instantly.

*) Für what ſteht übrigens that which, ſobald das zu Bezeichnende beſonders hervorgehoben werden ſoll. S. unten.

Wenn die Deutſchen keinen Anſtand nehmen zu ſprechen und zu ſchreiben: „Alles was, nichts was, etwas was, vieles was, das was, dieſes was, was iſt es was, das Ergebniß was," ſtatt „alles das" u. ſ. w., ſo können ſie ſich von den Engländern, die hierin einen ſicherern Tact offenbaren, eines Beſſeren belehren laſſen. *)

It required the utmost exertion of self-command, and recollection of all that was due to his own dignity, to enable him to veil his real fury under the same ironical manner which he had adopted at the beginning of this angry interview. — Therefore, like the Nazarites of old, I will eat nothing that comes of the vine. — He possessed the knowledge of something which the maiden desired to be concealed. — You have taxed me with much which, even from

*) Da auf die Frage: „wovon ſprichſt du?" die Antwort lauten kann: „ich ſpreche davon daß...," ſo ſcheint ſich da zu wo zu verhalten wie welches zu was. Ich würde demnach zu ſagen haben: „Wo (nicht: da wo) ich bin, kannſt du auch ſein," und: überall da (nicht: überall wo) ich bin u. ſ. w." Ferner: Worin ſtimmſt du mit mir überein? Dasjenige darin (nicht: worin) ich mit dir übereinſtimme beſteht in Folgendem." Ich mache dieſe Bemerkung für diejenigen, denen dergleichen nicht zu kleinlich iſt, und laſſe ſie übrigens gerne auf ihrem Werthe oder Unwerthe beruhen. Denn da ich durch „nichts das u. ſ. w." vielleicht ſchon Kopfſchütteln erregt habe, ſo möchte ich nicht gerne durch eine zweite Ketzerei den Unwillen gegen mich noch vermehren. Schade, daß man ſich auf Kant in ſprachlicher Beziehung nicht berufen darf. „Ich finde nichts das den Geiſt des Menſchen zu einem edlern Erſtaunen erheben kann." — „Die Analogie erlaubt es alſo hier nicht, zu zweifeln, daß dieſe (alle Fixſterne) auf die gleiche Art, wie das, darin wir uns befinden ..... gebildet werden." Vermiſchte Schriften 1. Th. S. 422. und 432. Von größerem Gewichte ſind vielleicht folgende Citate aus der lutheriſchen Bibelüberſetzung „... auf daß ihr ſeid, wo ich bin. Joh. 14, 3. Herr, ich habe lieb den Ort, da deine Ehre wohnet Pſ. 26, 8 vergl. V. 6 und 7. — Im Lande, da niemand wandelte Jer. 2, 6. Ich will ſie ins Land bringen, da Milch und Honig innen fleußt. Deut. 31, 20. Vergl. noch: Matth. 6, 19. 8, 19. Marc. 14, 14. Matth. 28, 6. Joh. 6, 62. 20, 19. Allerdings fehlt es bei Luther (wie bei Kant) nicht an Stellen die für den üblichen Gebrauch ſprechen. Joh. 12, 26. 7, 36. Matth. 18, 20, und in Joh. 7, 34. 11, 32 huldigt Luther weder der einen, noch der andern Theorie. — Vielleicht hat die Konjunction da eine mit der localen nahe verwandte temporelle Beziehung: (Jetzt) „da das Wetter ſchön iſt (was etwa geſtern nicht der Fall war) will ich ſpazieren gehen." Bei puisque liegt die Annahme eines temporellen Urſprungs noch näher.

so near a relation, I ought not to pass over without reply. — Every thing hath an end, said the Mayor, and that which we call a pudding hath two. — It is to this which we must look and trust for a settlement of the kingdom. — He shook his empty scull as he left the room, with the air of one who was proud of having discovered that all was not exactly right, though he could not so well guess what it was that was wrong.

Das einfache who kann nicht in der Weiſe wie qui und wer in affirmativen Sätzen gebraucht werden, und wegen ſeiner veränderlichen Form auch nicht zu Conſtructionen wie what ſich hergeben, weßhalb es regelmäßig von einem anderweitigen Fürworte begleitet wird. Who blames him, who, mounted aloft, rides triumphantly amongst the people, for having succeeded, where the unskilful and feeble fell and died? — Swearing is a profanity horrible to the ears of others, and which brings no emolument to him who uses it. Zwar leſen wir in Woodstock von W. Scott: Thou forgettest who are without, said Colonel Everard. No — I remember who are within, replied his friend. — aber der Fall iſt von dem obigen: Who blames me him who ... verſchieden, inſofern der Gemüthsact ſich hier auf eine bloße Wahrnehmung reducirt. So dürfte man auch im Deutſchen ſagen: „Ich ſehe wer dich mißhandelt," nicht aber: „ich tadele wer dich mißhandelt." Wer iſt im erſten Satze nur das affirmativ gebrauchte Fragewort. „Wer iſt da? weißt du es?" worauf die Antwort ſein kann, „ich weiß wer da iſt."

Alſo auch in der engliſchen Sprache iſt von Beiſpielen einer Attraction, wie die griechiſche und lateiniſche Sprache ſolche darbieten, auch nicht die geringſte Spur vorhanden.

Barmen. **Dr. Schifflin.**

Fremdwörter, die bei ihrer Aufnahme Bedeutung und Form ändern.

Wir Deutſche ſind bekanntlich nicht ſehr ſpröde, Fremdes in unſere Sprache aufzunehmen. Ohne über dieſe oft ſchon beſprochene Neigung nach dem Fremden hin mich hier weiter auszulaſſen, will ich auf eine Eigenthümlichkeit aufmerkſam machen, die bei dem Verfahren der Aneignung ziemlich allgemein iſt und nach einer Seite hin manche Mißſtände mit ſich führt.

Den fremden Sprachſtoff nämlich, den wir bei uns aufnehmen wollen, laſſen wir ſelten unangetaſtet, ſondern pflegen ihn zu modificiren und zwar erſtens der Wortform nach; zweitens der Ausſprache nach, um ihn unſeren Organen mehr anzupaſſen, d. h. ihn uns mundgerechter zu machen; drittens dem grammatiſchen Geſchlechte und viertens der Bedeutung nach. So machen wir Sortiment aus assortiment, Schaffot aus échafaud u. dergl. So ſprechen wir franzöſiſche Ausdrücke mit Naſaltönen oder mit Vocalen, die der franzöſiſchen Sprache eigenthümlich ſind, im Deutſchen ganz anders aus als im Franzöſiſchen, und wer Wörter wie Terrain, Baſſin, Möbel, Comtoir, Motion und ähnliche in deutſcher Unterhaltung auf ächt franzöſiſche Weiſe ausſprechen wollte, würde mindeſtens für affektirt gelten. Das grammatiſche Geſchlecht aber ändern wir bei einer ſehr großen Anzahl von Wörtern, wie z. B. bei allen Wörtern auf — age, die Etage, die Equipage u. dergl. und bei vielen anderen einzelnen: die Carroſſe, die Menage u. dergl. Eben ſo nehmen wir ſehr häufig Veränderungen mit der Bedeutung der Wörter vor.

Wenn nun dieſe Veränderungen ſämmtlich geeignet ſind, bei dem Erlernen der fremden Sprache den Anfänger zu verwirren, ſo iſt es ganz beſonders die erſte und noch mehr die vierte Art,

welche am meiſten ſtörend wirkt. Die Nachtheile der zweiten Veränderungsart werden durch das Erlernen der allgemeinen Regeln über die Ausſprache beſeitigt. Die Nachtheile der dritten Art ſind um deßhalb minder bedeutend, weil ſich die Abweichungen meiſtens in größere Wörterklaſſen bringen laſſen. Die Veränderungen der erſten und vierten Art aber ſind nicht nach allgemeinen Geſetzen geſchehen, müſſen in jedem einzelnen Falle beſonders kennen gelernt werden und bieten um ſo mehr Schwierigkeiten dar, je geringer die Abweichung von der eigentlichen Form und Bedeutung des Wortes iſt. Irrthum und Verwechſelung iſt aber in dem vierten Falle noch leichter als im erſten, weil, wie gering auch die Veränderung der Form ſei, doch immer für die ſinnliche Wahrnehmung durch Auge und Ohr etwas Anderes als die Urform bietet hier erwachſen iſt, eine neue Vocabel; im vierten Falle dagegen die ſinnliche Erſcheinung unangetaſtet bleiben kann und ihr dennoch in den beiden Sprachen eine andere Funktion gegeben werden ſoll.

Im Nachfolgenden habe ich den Verſuch gemacht, eine Sammlung ſolcher im Deutſchen üblicher urſprünglich franzöſiſcher Wörter aufzuſtellen, die in beiden Sprachen in einer mehr oder weniger verſchiedenen Bedeutung gebraucht werden. Da wir uns aber im Deutſchen auch vieler Fremdwörter bedienen, die wir nicht dem Franzöſiſchen, ſondern anderen Sprachen entlehnt haben, und die der Anfänger nur gar zu ſehr geneigt iſt, mit entſprechender Flexion unmittelbar in's Franzöſiſche zu übertragen, ſo habe ich auch einzelne derartige Ausdrücke (Faktor, Collegium u. dergl.) in die Sammlung mit aufgenommen. Endlich habe ich auch ſolche Wörter berückſichtigt, die zwar keine Veränderung der Bedeutung, wohl aber der Form erlitten, wie Infanteriſt, Fantaſie u. dergl.

Adjudant iſt franzöſiſch aide de camp;

adjudant kommt im Franz. auch vor, hat aber dort eine engere Bedeutung; es bezeichnet einen Officier vom Stabe, der einem Kommandirenden beigegeben iſt.

Der Aide (z. B. im Whiſtſpiele) le partner, le parteuaire.
Der Alt, Altiſt le contralte.
Der Antiquar le bouquinisle;

l'antiquaire heißt der Alterthumsforſcher, iſt aber auch in dieſer Bedeutung jetzt ziemlich ſelten. — Das deutſche Adject. und Adverb. antiquariſch (ein Buch antiquariſch kaufen) läßt ſich franzöſiſch gar nicht wörtlich überſetzen.

Die Apotheke la pharmacie.

Der Apotheker le pharmacien;

l'apothicaire kommt nur in früherer Zeit vor und bezeichnete den Gehülfen des Arztes, der allerdings Arzneien bereitete, aber dem Arzt auch in jeder andern Beziehung zur Hand ging, zum Aderlaß u. dergl.

Appartement la garde-robe, les commodités und mehrere andere Ausdrücke;

l'appartement heißt französisch Wohnung, bezeichnet aber nie ein einzelnes Zimmer oder Gemach, es ist ein zusammenhängendes Ganze von Zimmern; les appartements sind freilich einzelne Zimmer.

Der Atlas le satin.

Die Auktion l'encan, l'enchère, la vente à l'enchère, la vente aux enchères, la vente publique, l'inventaire.

Der Auktionskommissarius le commissaire-priseur.

Der Baiser (eine Art Sahnentörtchen) la meringue oder la meringue à la crême.

Die Baroneſſe la baronne.

Die Bonne (so viel als Erzieherin) la gouvernante;

la bonne ist nicht die Bonne im deutschen Sinne des Wortes, sondern bedeutet das Dienstmädchen, und wird noch gewöhnlicher so gebraucht als la fille oder gar la servante die Magd.

Das Cadettenhaus l'école militaire.

Die Censur (als Schülerzeugniß) le certificat;

la censure heißt Tadel, Verurtheilung, Bücherschau, Kirchenstrafe, niemals aber Schülerzeugniß.

Die Chatulle la cassette.

Das Collegium (als Vorlesung auf der Universität) le cours;

ein Collegium hören ist suivre un cours, ein Collegium belegen prendre une inscription.

Der Compagnon (in einem Handelshause) l'associé.

Das Comptoir le bureau;

le comptoir heißt zwar auch, was wir das Comptoir eines Kaufmanns nennen, gewöhnlich aber bezeichnet es den Ladentisch, weßhalb man im erstern Sinne meistens bureau vorzieht.

Comteſſe als Anrede für unverheirathete junge Gräfinnen kommt französisch gar nicht vor, da diese Damen, so wie die Baron-

innen, Marquiſinnen und Herzoginnen, ſo lange ſie unverheirathet ſind, nur Mademoiselle de N. N. genannt werden.

Der Conditor le limonadier.

Die Conditorei le café;

die eigentlichen Conditoreien Deutſchlands, in denen man warme Getränke, feines Gebäck und politiſche und belletriſtiſche Zeitſchriften findet, exiſtiren in Frankreich bekanntlich nicht, ſondern werden durch das café, den pâtissier und den confiseur erſetzt.

Das Conto le compte, la note;

Jemand Conto geben donner crédit à q., etwas auf Conto nehmen prendre c. q. à crédit, Conto halten tenir du compte courant, Conto eintragen inscrire au grand livre.

Die Correctur (als Probedruckbogen l'épreuve, als Verbeſſerung eines Probedruckbogens) la correction.

Das Couvert (als Umſchlag eines Briefes l'enveloppe.

Die Cravate le col;

la cravate bezeichnet das lange Halstuch, oder einen Shawl, nicht aber, was wir Cravate (Cravatte) nennen.

Der Cylinder (von einer Lampe) le verre à lampe.

Der Direktor (als Vorſteher einer höhern Lehranſtalt, eines Gymnaſiums ꝛc.) le proviseur, le principal.

Ein Duodez (-format) un in-douze.

Die Elementarſchule l'école primaire.

Die Bel-Etage le premier (étage);

in der Bel-Etage (oder, da man dem Worte den deutſchen weiblichen Artikel gibt, auch recht wohl zu ſchreiben in der Belle-Etage) wohnen, iſt gewöhnlich bloß demeurer au premier.

Der Executor l'huissier;

l'éxécuteur heißt entweder ganz im Allgemeinen derjenige, der etwas ausführt, oder in prägnanter Bedeutung der Scharfrichter, ſo viel als l'exécuteur des hautes oeuvres.

Das Exempel (als Aufgabe im Rechenunterricht) la règle;

ein Exempel ausrechnen iſt faire une règle, das arithmetiſche Exempel iſt le problème d'arithmétique.

Das Exercitium (als häusliche Schularbeit) le thème.

Die Extrapoſt la poste;

extra-poste iſt nicht franzöſiſch; mit Extrapoſt reiſen, iſt bloß aller en poste, Extrapoſt nehmen prendre la poste.

Das Fagott le basson;
le fagot iſt ein Pack, Päckchen, Bund, Büſchel u. dergl., les fagots auch dummes Zeug, Schnurrpfeifereien, läppiſche Märchen u. dergl.; le fagotin iſt der Poſſenreißer, aufgeputzter Affe ꝛc.

Der Faktor (in der Buchdruckerei) le prote;
le facteur iſt der Geſchäftsführer in einem Handelshauſe, dann Inſtrumentenmacher, Botenmeiſter, Briefträger ꝛc.

fatal (ſo viel als unangenehm) fâcheux;
fatal iſt im Franzöſiſchen immer vom Schickſal beſtimmt, verhängnißvoll, unſelig, unheilbringend, bleibt alſo in der Bedeutung ſeiner Abſtammung getreu.

fidel gai, gaillard, bon graçon, joyeux etc.;
fidèle iſt franzöſiſch nur treu, getreu oder gläubig.

Die Figur (ſo viel als Wuchs oder Bau eines menſchlichen Körpers) la taille;
la figure heißt entweder im Allgemeinen die Geſtalt, oder gewöhnlicher das Geſicht, quelle figure, was iſt das für ein Geſicht?

Die Firma (eines Handlungshauſes) la raison, la raison de commerce.

Die Fiſtel (durch die Fiſtel ſingen) chanter en fausset;
la fistule iſt die Fiſtel als Geſchwür.

Die Fontanelle le cautère;
la fontanelle iſt entweder das Diminutiv von fontaine, oder es hat, als techniſcher Ausdruck in der Anatomie, eine engere Bedeutung als bei uns, indem es eine kleine Stelle auf dem Kopfe der neugebornen Kinder bezeichnet.

Der Friſeur le coiffeur;
le friseur kommt zwar auch vor, bezeichnet aber eigentlich nur enger den Haarkräusler.

Die Galanteriearbeit (oder Galanteriewaare) la bijouterie la quincaillerie.

Der Galanteriehandel le commerce de modes, le commerce de bijouteries etc.

Der Galanteriehändler le marchand de modes, le marchand de nippes, le bijoutier etc.

Die Galanteriehandlung le magazin de nouveautés, le m. d'articles de goût, de luxe etc.

Das Garde-Corps (als Heeresabtheilung) la garde royale.

Die Gardinen les rideaux.
Der Generalbaß la basse continue, la basse fondamentale.
Der General-Major le maréchal de camp.
Der Gourmand le friand;
le gourmand iſt der Freſſer, der Bauchdiener; der eigentliche Feinſchmecker, den man im Deutſchen auch oft mit Gourmand bezeichnet, iſt friand oder gastronome; der franzöſiſche gourmand ißt gern, der friand iſt lecker.
Gratuliren féliciter, congratuler.
Der Gymnaſiaſt le collégien.
Das Gymnaſium le collège;
le gymnase wird für die franzöſiſchen höheren Lehranſtalten nicht gebraucht, wohl aber bisweilen für deutſche (vergl. unten die Univerſität).
Der Humor.
Das deutſche Humor läßt ſich eigentlich gar nicht franzöſiſch überſetzen. Man hat verſchiedene Ueberſetzungen vorgeſchlagen, wie disposition facétieuse, originalité facétieuse, tournure originale, gaîté spirituelle, bonne humeur u. dergl. Aber alle dieſe Verſuche erſchöpfen nicht den Begriff deſſen, was wir mit Humor bezeichnen. Deßhalb brauchen jetzt auch ſchon öfters Franzoſen, wo es ſich darum handelt, den Begriff ſcharf zu geben, entweder die engliſche Form humour, oder auch geradezu das franzöſiſche humeur in prägnanterm Sinne. Eine dieſer beiden Formen wird ſich gewiß über kurz oder lang zu allgemeiner Annahme durcharbeiten.
Der Infanteriſt le fantassin.
Das Infanteriegewehr le fusil de fantassin, le fusil de munition.
Das Ingenieurcorps le génie, le corps du génie.
Die Inſtrumentirung l'orchestration.
Der Juriſt (als Student) l'étudiant en droit:
le juriste iſt der Rechtsgelehrte.
Jura ſtudiren faire son droit.
Die Kajüte le salon;
la cajute iſt nur das an der Kajütenwand angebrachte Bett; la cabine eine kleine Kajüte, eine Koje.
Die Kartätſche la cartouche à mitraille;
mit Kartätſchen ſchießen tirer à mitrailles.
Der Katalog le livret;

le catalogue ſagt man aber ſehr gut, z. B. d'une bibliothèque etc.

Der Kattun (le coton), la toile de coton, (la cotonnade), (le calicot).

Der oſtindiſche Kattun l'indienne, (la percale).

Die Lamprete la lamproie.

Die Lettern oft les caractères.

Das Lineal la règle. liniiren régler.

Der Litterat l'homme de lettres.

Die Lorgnette le lorgnon;

la lorgnette heißt der Operngucker.

Der Magiſtrat (als oberſte ſtädtiſche Behörde) le conseil municipal, la municipalité;

für deutſche und überhaupt für nicht franzöſiſche Verhältniſſe braucht man auch le magistrat in der deutſchen Bedeutung des Wortes, in Frankreich aber iſt der Ausdruck nicht mehr als Titel gebräuchlich, weder für eine Corporation, noch für Einzelne, ſondern er bezeichnet dort nur den Einzelnen als eine amtliche Thätigkeit ausübend: Beamte u. dergl.

Mahagoni-Möbel des meubles d'acajou;

le mahagon iſt nur die botaniſche Bezeichnung des Mahagonibaumes.

Die Makrele la maquereau;

Die Marſchroute la feuille de route, la route (l'itinéraire).

Der Materialiſt (als Material waarenhändler) l'épicier;

le matérialiste iſt der Anhänger des Materialismus, eines philoſophiſchen Lehrgebäudes.

Die Schreibmaterialien plumes encre et papier.

Die Meſſe (als Jahrmarkt) la foire;

la messe heißt nur die kirchliche Feier, die wir ebenfalls Meſſe nennen.

Metriſch oft en vers.

Die Motion (ſo viel als Bewegung, Spaziergang und dergl.) la promenade, le tour, (le mouvement);

la motion iſt für gewöhnlich der Antrag.

Muſikalien des piéces de musique.

Die Muſikalienhandlung le magazin de musique.

Der Muſikdirektor le chef d'orchestre.

Der Muſiknarr le mélomane.

Das Objeet (als grammatiſcher Kunſtausdruck) le régime.

Das nähere, entferntere Object le régime direct, le régime indirect.
Die Oblaten (zum Verſchließen der Briefe) les pains à cacheter.
Die Oblaten (beim Abendmahl) l'hostie;
l'oblat (fem. l'oblate) iſt ein für's Kloſter gewidmetes Individuum.

Der Officiant le fonctionnaire, l'employé, (l'officier);
l'officiant iſt der dienſtthuende (Meſſe leſende ꝛc.) katholiſche Geiſtliche.

Der Operngucker la lorgnette, le binocle, les jumelles.
Die Orthographie l'orthographe;
l'orthographie iſt ein architektoniſcher Kunſtausdruck: Aufriß, Grundriß, Durchſchnitt.

Die Parole le mot d'ordre.
Das Parquet l'orchestre; ein Sperrſitz im Parquet une stalle d'orchestre; eine Parquetloge une loge du rez de chaussée;
le parquet wird in Frankreich zur Bezeichnung dieſes beſtimmten Theaterplatzes nicht gebraucht; gewöhnlich bezeichnet man mit le parquet den Platz der Staatsanwalte bei öffentlichen Gerichtsverhandlungen und auch dieſe Beamte ſelbſt.

Das Parterre (als Erdgeſchoß eines Hauſes le rez de chaussée;
le parterre bezeichnet einen auch von uns Parterre genannten Theil des Theaters, oder ein abgegränztes Stück Garten: Beete u. dergl., niemals aber einen Theil des Wohnhauſes.

Die Paspel le parsepoil.
Paspeln, oder paspoliren garnir de parsepoile.
Das Prädicat (in der Grammatik) l'attribut.
Das Prädicat (als Ehrentitel) le titre.
Das Patent (als Beſtallungsurkunde, ſelten la patente, gewöhnlich le brevet, ſo auch Zuſicherungsurkunde für Erfindungen) le brevet;
la patente heißt für ſich allein auch der Gewerbeſchein, und danach auch die Gewerbeſteuer.

Der Patient le malade;
le patient iſt der Delinquent, der zum Tode verurtheilte Verbrecher, der arme Sünder; le patient bezeichnet zwar auch einen Kranken, der Begriff iſt dann aber enger als im Deutſchen; le patient iſt derjenige Kranke, an welchem eine chirurgiſche Operation vorgenommen wird.

Die Patrone la cartouche.
Die Patrontaſche la giberne.
Das Pennal l'étui à plumes.
Penſionirt oft en retraite, un officier en retraite.
Das Penſum (als häusliches Exercitium eines Schülers) le thème.
Das Penſum (als die zum Lernen beſtimmte Aufgabe) la leçon;
le pensum iſt die Strafarbeit.
Die Percuſſionsflinte le fusil à piston, auch le fusil à percussion.
Perhorreſciren (juriſtiſcher Ausdruck) récuser.
Der Perhorreſcenzeid le serment de récusation.
Das Perſpectiv la lorgnette, la lunette d'approche;
la perspective iſt die Perſpective, Lehre von der Fernſicht, in der Malerei.
Die Phantaſie (als pſychiſches Vermögen, Einbildungskraft) l'imagination;
la fantaisie wird äußerſt ſelten in dieſer Bedeutung gebraucht, gewöhnlicher bezeichnet man mit dieſem Worte einen Einfall, Grille, Laune, Sinn, Geſchmack u. dergl.
Die Piſtole le pistolet;
la pistole iſt eine Goldmünze.
Planiren (ein Buch) coller;
planer iſt planiren ſo viel als ebenen, glatt und gleich machen.
Die Politur le poli, la polissure, la brunissure.
Der Pompadour le sac à ouvrage, le sac à tricoter;
Pompadour wird nur gebraucht zur Bezeichnung des Veralteten, Manierirten, des Altmodiſchen und Altfränkiſchen, Unnatürlichen u. dergl.
Die Portechaiſe la chaise à porteurs.
Das Portepee la dragonne;
le porte-épée iſt das Degengehänge.
Der Poſten als einzelne Schildwacht la sentinelle, le factionnaire.
Auf Poſten ſtehen être de faction.
Die Inſtruction des Poſtens la consigne;
le poste bezeichnet noch als militäriſcher Kunſtausdruck, ſo wie auch für's bürgerliche Beamtenleben, die dem Untergebenen vom Vorgeſetzten angewieſene Stelle oder Stellung, die wir ebenfalls Poſten nennen: le poste d'honneur, être à son poste u. dergl.; le poste bezeichnet aber ferner auch noch die Wache, die Wachtmannſchaft.

Portofrei (la lettre) franche de port.

Die Posaune la trompe, le trombone, la saquebute, la trompette.

Die Post la diligence;

la poste ist die Extrapost (s. oben bei Extrapost).

Der Principal (als Vorsteher eines Handlungshauses le patron, le chef;

le principal ist der Schulvorsteher, die Hauptklage, die Hauptschuld.

Die Probe (bei Aufführung von Theaterstücken) la répétition.

Die Profession (so viel als Handwerk) le métier;

la profession heißt im Allgemeinen die Beschäftigung, Geschäft, Stellung, Beruf u. dergl.

Die Prosceniumslogen les loges d'avant-scène.

Das Protokoll le procès verbal;

le protocole bezeichnet als juristischer Kunstausdruck nie, was wir im Deutschen unter Protokoll verstehen: schriftlich aufgenommene Verhandlungen, sondern erstens das, was wir etwa mit Manualakten bezeichnen, zweitens ein Formel- oder Formularbuch. Les protocoles ist ein diplomatischer Kunstausdruck und bezeichnet dann die schriftlichen Verhandlungen diplomatischer Conferenzen, Congresse u. dergl.

Das Quartett le quatuor.

Das Quartier (als Wohnung) l'appartement, le logement, le logis;

le quartier heißt das Stadtviertel. Nur als militärischer Ausdruck stimmt es mit dem deutschen Gebrauche des Wortes überein.

Der Recensent le critique; recensiren rendre compte de q. c., analyser, critiquer, faire la critique oder l'analyse; eine recensirende Zeitschrift un journal critique, une revue critique.

Die Recension le compte rendu, (le jugement), (la critique);

la récension heißt das Ergebniß einer Volkszählung; recenser heißt eine (Volks-) Zählung veranstalten, revidiren, durchsehen, untersuchen, verhören.

Das Recept l'ordonnance, la formule;

la recette heißt die Einnahme, der Ertrag. Als technischer Ausdruck der Arzneikunst bezeichnet es gewöhnlich nur ein Heilmittel, seltener die eigentliche Arzneiverschreibung.

Der Regent (als selbstständiger Herrscher, wo wir das Wort freilich gewöhnlich nur im Pluralis gebrauchen) le souverain;

le régent bezeichnet entweder einen öffentlichen Lehrer einer Gelehrtenſchule, oder den Vorſteher einer ſolchen, oder den Regenten als Reichsverweſer, als ſtellvertretenden Regierer.

Remittiren renvoyer.

Die Reſtauration (als Speiſehaus) le restaurant;
la restauration heißt nie das Speiſehaus, ſondern entweder Ausbeſſerung, Wiederherſtellung, oder es wird gebraucht zur Bezeichnung der auch von uns gewöhnlich Reſtauration genannten hiſtoriſchen Erſcheinungen der Wiedereinſetzung geſtürzter Dynaſtien in Frankreich, England.

Die Retirade (als Rückzug von Soldaten) la retraite.

Die Retirade (als Appartement ſ. oben unter dieſem Worte);
la retirade iſt franzöſiſch nur ein techniſcher Ausdruck aus der Befeſtigungskunſt, eine Art Bollwerk.

Der Revers (ſo viel als verpflichtender Schein la contre-lettre, la contre-promesse, la lettre réversale.

Das Rouleau le store;
le rouleau iſt eine Rolle, Walze u. dergl.

Die Scala la gamme.

Die Schabracke la housse.

Das Seminar (als Bildungsanſtalt für Lehrer) l'école normale;
le séminaire iſt eine Vorbildungsanſtalt nur für Geiſtliche.

Das Sextett le sextuor.

Der Skandal (ſo viel als Lärm, Unruhe) le bruit, le tapage;
le scandale iſt immer nur Skandal als Aergerniß, Anſtoß.

Die Socken les chaussettes, les chaussons;
les soques ſind Holzſchuhe, auch hölzerne Ueberſchuhe.

Solide (ſo viel als ordentlich, ſittſam) rangé, sage;
solide iſt feſt, dauerhaft, kräftig, derb. Es kann auch vom Menſchen geſagt werden, phyſiſch wie pſychiſch.

Die Sortimentsbuchhandlung la librairie d'assortiment.

Die vier Species les quatre premières règles, les règles fondamentales de l'arithmétique.

Statiös prétentieux, tiré à quatre épingles, mis avec une recherche affectée etc.

Die Station (als freie Station haben) la table et le logement.

Die Station (als Stelle oder Anſtellung) le poste, la position, la place, l'emploi.

Die Station (als beſtimmte Poſtentfernung) la poste.

Die Station (als Ort für den Pferdewechſel) le relais;

la station wird übereinſtimmend mit dem Deutſchen als kirchlicher und ſeemänniſcher Ausdruck gebraucht; dann bedeutet es noch im Allgemeinen Stillſtand, kurzen Aufenthalt, Standort u. dergl.

Der Statiſt le figurant, jouer les rôles muets.

Die Statiſten les comparses.

ſtudiren, nicht immer étudier, oft faire ses études.

Jura ſtudiren faire son droit.

Der Takt (in der Muſik) la mesure.

Das Terzett le trio.

Der Text (in einem Muſikſtücke) les paroles.

Das Textbuch (zu einer Oper u. dergl.) le livret.

Das Theater (ſo viel als dramatiſche Vorſtellung) le spectacle; le théâtre heißt natürlich auch das Theater, aber nicht in dem Sinne von Vorſtellung, wie wir es gebrauchen (z. B. ich bin im Theater geweſen), ſondern als Schauſpielhaus, oder als Schaubühne, übertragen Schauplatz, oder als Sammlung der dramatiſchen Erzeugniſſe eines Dichters.

Der Thee (als Arzenei, wie Fliederthee u. dergl.) gewöhnlich infusion.

Der Theelöffel la petite cuiller.

Das Titelblatt le frontispice, (le titre).

Das Titelkupfer le frontispice, la vignette du frontispice, la gravure du frontispice, la taille-douce du frontispice.

Der Torniſter le sac, le havre-sac.

Die Univerſität als höheres Bildungsinſtitut, wie es in Deutſchland, Italien, Schweden u. ſ. w. noch exiſtirt, heißt zwar université; für Frankreich aber, wo dieſe Inſtitute nicht mehr in der alten Form, ſondern nur als geſonderte Fachſchulen exiſtiren, bezeichnet université das geſammte Schulweſen, ſofern es vom Staate geleitet und überwacht wird.

Das Veſper oder Veſperbrot le goûter, veſpern goûter; les vêpres iſt die katholiſche Veſper, ſo viel als Abendmette.

Die Weſte le gilet; la veste iſt die Jacke.

Die Whiſtmarke la fiche.

Der Zirkel le compas.

Berlin. **R. Holzapfel.**

Ueber Gotth. Ephr. Leſſing's Perſönlichkeit.

Es iſt in der That befremdend, daß über Leſſing's Perſönlichkeit alle Biographen, namentlich der eigene Bruder, ſo viel wie nichts zu ſagen wiſſen, ungeachtet über wenige deutſche Claſſiker mehr geſchrieben ſein möchte, als gerade über ihn. Ref., der es ſich zu einer Lieblingsaufgabe geſetzt hatte, die auf Leſſing bezügliche Literatur möglichſt vollſtändig zu ſammeln, fühlte ſich daher nicht wenig in die Enge getrieben, als er von dem genialen Plaſtiker, Herrn Profeſſor Rietſchel zu Dresden, welcher gegenwärtig mit Anfertigung des für Braunſchweig beſtimmten Standbildes Leſſing's beſchäftigt iſt, um Notizen über die äußere Erſcheinung dieſes großen Mannes befragt wurde. Eine ſo empfindliche, unleugbar vorhandene Lücke nach Kräften auszufüllen, hielt ſich nun Ref. um ſo mehr für verpflichtet, als er das Glück der perſönlichen Bekanntſchaft der noch in Braunſchweig lebenden Stieftochter Leſſing's hat, der verwitweten Frau Poſträthin Henneberg, deren im Leſſing'ſchen Briefwechſel, unter dem Namen „Malchen König", mehrfach gedacht iſt. Dieſe ehrwürdige, ſechsundachtzigjährige Matrone, welche bei Leſſing's Tode im Alter von zwanzig Jahren ſtand, und gegenwärtig noch im Beſitze ungeſchwächten Geiſtes iſt, ſich namentlich einer Erſtaunen erregenden Friſche des Gedächtniſſes erfreut, kam denn auch dem Wunſche des Referenten mit Nachweiſungen auf das freundlichſte entgegen. Eine gleiche Gefälligkeit wurde Ref. aber auch von Seiten des Herrn Vicarius Friedrich König, Leſſings Stiefſohnes, zu Theil, deſſen Leſſing im Briefwechſel mit ſeiner Frau als ſeines Pathen gedenkt *). Beiden, das Andenken des Vaters mit frommer Pietät ehrenden Stiefkindern Leſſing's hat nun Ref. den vorliegenden Bericht wörtlich mitgetheilt, und Beide haben demſelben das Zeugniß treueſter Wahrheit zuerkannt. Was Ref. aber urſprünglich nur für ſeinen Freund Herrn Profeſſor Rietſchel, geſammelt hatte, übergibt er hiermit der Oeffentlichkeit, weil er vorausſetzt, daß daſſelbe, des Gegenſtandes wegen, vielleicht auch in weiteren Kreiſen einiges Intereſſe erregen dürfte.

Braunſchweig. Dr. Carl G. W. Schiller.

*) Beiläufig jedoch ſei bemerkt, daß dies nicht ganz im buchſtäblichen Sinne des Wortes zu verſtehen ſei, indem Leſſing dieſen Sohn ſeines Herzensfreundes König zwar über die Taufe hielt, jedoch nur als Stellvertreter des Kaufmanns Friedrich Motte zu Amſterdam.

Eine characteriſtiſche Schilderung der Perſönlichkeit Leſſing's möchte um ſo mehr Schwierigkeit darbieten, als nicht allein die ſeit ſeinem Tode verſtrichenen 66 Jahre mit ihrem Flügelſchlage manche Erinnerung verwehet und verwiſcht haben dürften, ſondern weil Leſſing überhaupt weder ein Mann von auffallendem Aeußern, noch von Sonderbarkeiten und Manieren war. Deßhalb fiel es ſchon bei ſeinen Lebzeiten ſchwer, ſein Aeußeres characteriſtiſch aufzufaſſen. Wenn dem nicht ſo geweſen wäre, ſo würden wir ſicherlich von ſeinen Zeitgenoſſen mehr über dieſen Punkt erfahren haben; denn bei einem ſo bedeutenden Manne, wie er war, intereſſirt auch das Aeußere. Mit dieſem ging es ihm aber, wie mit ſeinem Geiſte, der ſich ebenfalls fern von allerlei Manier zeigte; weßhalb denn auch wenige Schriftſteller gleich wenig Nachäffer gefunden haben, wie er, gerade weil der Geiſt nicht zu copiren iſt.

Wie ſich bei Leſſing keine einzelne Geiſtesthätigkeit auf Koſten einer andern geltend machte, ſondern wie eine harmoniſche Bildung das Gepräge ſeines Geiſtes war, ſo entſprach derſelben auch die harmoniſche Geſundheit ſeines Körpers. Seine Geſtalt war faſt über mittlere Größe; denn wenn er auch weit entfernt von Corpulenz war, ſo muß man doch eine gewiſſe Gedrungenheit ſeiner Figur mit in Anſchlag bringen, welche den Menſchen immer kleiner erſcheinen läßt, als er wirklich iſt; und Leſſing erſchien keineswegs klein. In den Augen eines Friedrich Wilhelm's I. freilich würde er eben ſo wenig Gnade gefunden haben, wie der berühmte Baumgarten zu Halle, der ſeinem Landesvater als ein großer Mann geſchildert worden war; aber nicht eben günſtig angelaſſen wurde, nachdem ſich dieſer König der Soldaten hatte überzeugen müſſen, daß ſich die Größe des Profeſſors nur auf den Geiſt beziehe. Zum Flügelmann war daher Leſſing allerdings verdorben. Die Haltung ſeines Körpers war gerade und höchſt natürlich; nichts Gezwungenes, nichts Forcirtes, weder in der Stellung, noch im Gange, noch in den Bewegungen. Seine Figur war ebenmäßig, ohne gerade in ihren einzelnen Theilen auffallend ſchön zu ſein; aber der Geſammteindruck war, wegen der harmoniſchen Zuſammenwirkung, ein wohlthuender. Deßhalb läßt ſich über ſeine Hände und Füße im Stehen, Gehen, Sitzen und Liegen nichts weiter bemerken, als was von dem natürlichen und graziöſen Anſtande ſeiner ganzen äußern Erſcheinung gilt. Das Gefühl für das Schickliche war ſo mit ſeinem Weſen verwachſen,

daß er sich, auch selbst im engsten Familienkreise, niemals eine anstandswidrige Nachlässigkeit, oder auch nur eine nachlässige Bequemlichkeit in seiner Haltung erlaubte. Nur beim Meditiren und Schreiben pflegte er mehr gekrümmt zu sitzen, welcher Uebelstand denn auch wahrscheinlich zu seinem spätern Brustleiden nachtheilig beitrug. — Das Schönste an ihm war das Haupt, welches er auf dem gedrungenen Halse natürlich und frei emporzurichten pflegte. Aber vor Allem dominirte auf dem geistvollen Antlitze von blühender, nicht gerade rother Gesichtsfarbe das offene, klare, tiefdunkelblaue Auge. Der Blick war nicht stechend, nicht herausfordernd; aber entschieden und unbefangen, gleichsam ein ungetrübter Spiegel, der sein Objekt rein und scharf auffaßt. Rascher Gedankenflug, schalkhafte Grazie und ein herzgewinnendes Wohlwollen sprüheten aus seinem Blicke ihre siegreichen Geschosse. Dieses Auge war aber von um so gewaltigerer Wirkung, als dasselbe in leuchtender Milde schon aus weiter Ferne seinen Gegenstand zu fixiren vermochte. — Sein Haar trug er von der Stirn nach dem Nacken zu gekämmt, an beiden Seiten der Schläfe zu einer Locke gekräuselt und hinten in einem Haarbeutel endend. Nach der Locke zu schließen, welche ihm im Tode abgeschnitten, und mir von seiner Tochter geschenkt worden ist, war die Farbe des Haares ein schönes Lichtbraun, mit nur einzelnen Silberfaden, als Spuren des Kummers und der Sorgen, durchmischt. Ref. gesteht offen, daß er, in Hinblick auf den damaligen Zeitgeschmack und auf mehre Portraits Lessing's, auf welchen unverkennbar eine Perrücke angedeutet ist, anfänglich in die Behauptung bescheidenen Zweifel setzte, daß sich Lessing, bei seinem langen, üppigen Haarwuchse, der seiner Zeit herrschenden tyrannischen Perrückenmode nicht unterworfen, sondern sein eigenes Haar nach dem damals üblichen Schnitte habe frisiren und pudern lassen. Allein für die obige Behauptung spricht wirklich der Umstand, daß Lessing als Bräutigam, als er bei einer Kahnpartie in Hamburg das Unglück hatte, in's Wasser zu fallen, nur seinem Haarbeutel, den eine hülfreiche Hand ergriff, die Errettung aus dem feuchten Elemente zu verdanken hatte.

Als die gelungenste Abbildung ist das Portrait zu empfehlen, welches dem sogenannten „Freundschaftstempel Gleim's angehört, einer Portrait-Sammlung der bedeutendsten, um Kunst und Wissenschaft verdienten Zeitgenossen Gleim's, welche höchst interessante Gallerie jetzt dem Halberstädter Domgymnasium als Eigen-

thum zugefallen ist. Dieses Gemälde, dessen Meister leider nicht bekannt ist, hat, außer dem Verdienste treuester Aehnlichkeit, auch das einer hohen technischen Vollendung. Goethe, der auf einem Besuche in Halberstadt sich dieses Meisterwerk auf kurze Zeit mit nach Weimar erbat, konnte sich nur schwer wieder von diesem, lange in seinem Arbeitsstübchen heilig behüteten Schatze trennen. Fast noch interessanter jedoch, als dieses Portrait, ist die höchst sorgfältig gearbeitete Todtenmaske Lessing's, welche sich unter dem Nachlasse des kürzlich verstorbenen Dr. Körte zu Halberstadt befindet.

Auch in seiner Kleidung bot Lessing nichts Auffallendes dar. Er kleidete sich, wie es Sitte und Anstand mit sich brachten, zwar elegant und stets sehr sauber, doch nie stutzerhaft. Gewöhnlich sah man ihn in kurzem Beinkleide, im Winter mit einem Rocke bekleidet. Einen Mantel trug er, wenigstens in Wolfenbüttel, nie. Mit der Farbe der Kleidung wechselte er freilich, doch war ihm am liebsten ein nicht auffallendes Grau. Als er einst von seiner Tochter gefragt wurde, warum er denn Rock und Weste von gleichem grauen Stoffe gewählt habe, erwiederte er: „Man muß sparen, mein Kind!" Bei dieser Sauberkeit eines sorgsam gewählten Anzuges, der bei einem wohlproportionirten Körper und bei einem natürlichen Anstande vortheilhaft kleidete, machte seine äußere Erscheinung einen angenehmen Eindruck. Dieser aber wurde vorzüglich gehoben durch ein unbeschreiblich freundliches, zuvorkommendes, wenn auch entschiedenes, doch anspruchloses Wesen; durch die Anmuth, mit welcher seine lebhaften Bewegungen von seinem rastlosen Feuergeiste geleitet wurden; vor allen Dingen aber durch den zum Herzen dringenden Ton seiner, zwischen Tenor und Bariton schwebenden, klangreichen Stimme. So gehörte denn Lessing zu den wenigen großen Geistern, welche durch ihre persönliche Erscheinung nicht verloren, sondern vielmehr gewannen. Einem pedantischen Gelehrten sah er freilich nicht ähnlich; aber dafür ahnete man in ihm auf den ersten Blick den wahren Weltweisen, den harmonisch gebildeten Mann. —

Wir wollen ihm nun auch einmal in seine Häuslichkeit folgen, um zu sehen, ob auch da der große Geist Stich hält. Denn gewöhnlich ziehen ja die Menschen ein Sonntagskleid an, wenn sie die Schwelle des Hauses verlassen, und sie ordnen ihre Mienen, wie Tacitus (mit dem vultu composito) so schön sagt, wenn es darauf ankommt, sich zu zeigen. Bei Lessing, dem unver-

wüſtlich Gleichmüthigen, war das freilich nicht der Fall, und es lag mehr in ſeinem Weſen, das Beſte gerade für den geweihten Kreis ſeines Hauſes und ſeiner Freunde zu bewahren. Seine häusliche Einrichtung zeigte Eleganz, ohne Verſchwendung. Der größte Schmuck darin war Sauberkeit und Ordnung. Dies gilt namentlich auch von ſeinem Arbeitszimmer. Welch eine niederſchlagende Nachricht für alle diejenigen, welche glauben, daß ein großer Gelehrter nur im ſchmutzigen Chaos ſeiner Studirſtube gedeihen könne! Allein Leſſing, der ein wahrer Gelehrter war, wollte darum auch keiner ſcheinen. Dieſer äußeren Ordnung entſprach auch die Eintheilung ſeines Tagewerkes. Gewöhnlich ſtand er mit dem Schlage ſechs Uhr auf; als er am „Nathan" arbeitete, alſo in der Zeit, wo ihm die ſich anſpinnende Bruſtwaſſerſucht bereits bedeutende Qualen verurſachte, ſchon um fünf Uhr. Wenn er dann eine geraume Zeit am Arbeitstiſche zugebracht hatte, pflegte er auch wohl die Kinder zu wecken. Als dies einſt bei ſeinem Töchterchen Amalie der Fall war, entſchuldigte dieſe ihr langes Schlafen mit der Bemerkung, es ſei ihr, als ob die Bohnen blüheten; worauf er ſchalkhaft erwiederte: „Bei Dir ſcheinen die Bohnen das ganze Jahr zu blühen!" Da ſeine Hauptarbeitszeit in die Frühſtunden des Tages fiel, ſo brachte er auch bis zum Mittage den ganzen Morgen, nachdem er den Kaffee eingenommen hatte, in ſeinem behaglichen Schlafrocke auf ſeiner Studirſtube zu. Von dieſer Regel wich er nur ab, wenn ihn die ſehr häufigen Beſuche fremder Gelehrten ſtörten, oder wenn ihn ſein Amt auf die Bibliothek führte. Gegen halb ein Uhr war ſeine Eſſenszeit, zu der er ſich pünktlich einſtellte. Als aber einſt ſeine Frau und Tochter anfingen, das Eſſen auf die Minute anzurichten, ſo erſchien ihm doch, ſo ordnungsliebend er auch war, dieſe Pünktlichkeit unangenehm. Bei ſeiner großen Gaſtfreiheit kam es denn ſehr häufig, daß er unmittelbar vor Tiſch ausgehungerte Bibliothekbeſucher als Tiſchgäſte mitbrachte, und ſich dann auch wohl bei den Damen ſeines Hauſes treuherzig zu entſchuldigen pflegte: „Ich habe die Leute bitten müſſen; wenn Ihr nicht reicht, ſo gebt nur Schinken und Eier." Die Seinigen aber, die von gleich gaſtfreundlichen Geſinnungen beſeelt, und an derartigen unvermutheten Tiſchzuwachs ſchon gewöhnt waren, kamen daher nie in Verlegenheit. Leckerbiſſen gab es freilich an ſeiner Tafel nicht, denn Leſſing, kein Freund der Gourmandiſe, der ſich bekanntlich noch nach Jahren der bei ſeinem Freunde genoſſenen Linſen mit Speck dankbar erinnerte, begnügte ſich mit einer

anſtändigen und kräftigen Hausmannskoſt. Wie man ihn im Hauſe über Leiden niemals hat klagen hören, wie ihn die Seinigen auch niemals verdrießlich geſehen haben, ſo ließ er auch bei Tiſche niemals über das Eſſen einen Tadel laut werden. Vielmehr war er ſeelenvergnügt und konnte auch wohl recht herzlich lachen. Ein Gläschen Wein bot er ſeinen Gäſten gern, ohne im Genuß deſſelben jemals das Maß zu überſchreiten. Die beſte Würze des Mahles war ein heiteres Tiſchgeſpräch, an welchem auch, ſelbſt in Gegenwart gelehrter Männer, die Familie Theil nehmen konnte, weil ſich die Unterhaltung nur um allgemein intereſſante Dinge drehete, und Leſſing den Gelehrten gern auf der Studirſtube und Bibliothek zurückließ. Deshalb wurde es ihm in den Hamburger Zirkeln ſtets unheimlich zu Muth, wenn ihn Klopſtock in eine Ecke zu drücken ſuchte, um in pedantiſcher Breite den Gegenſtand des Geſpräches zu erſchöpfen. Leſſing war zwar geſprächig, er redete nicht allein raſch, ſondern auch intereſſant, beſonders ſeines ſprudelnden Witzes wegen; aber er riß nie die Unterhaltung an ſich, und war jederzeit mehr bemüht, auch Andere dazu anzuregen. Obgleich er von Natur zur Heftigkeit geneigt war, und bei literariſchen Streitfragen ſehr lebhaft werden konnte, ſo wußte er ſich doch in hohem Grade zu beherrſchen und vergaß in ſeinem Hauſe nie die Rückſichten, welche er als Wirth und als Familienvater zu nehmen hatte. — Nach Tiſch einer Mittagsruhe zu pflegen, war ihm kein Bedürfniß, da er ſich überhaupt eines geſunden Schlafes erfreuete. Er wandte aber den Nachmittag ſtets zu ſeiner Zerſtreuung und Erholung an. Der Spaziergang um den wolfenbüttler Schloßwall, gewöhnlich in Begleitung ſeines Freundes, des Kammerherrn von Döring, wurde nicht leicht verſäumt. Luſtparticen zu Roß und Wagen waren ſeine Sache nicht. War er im Kreiſe des Hauſes, ſo zeigte er ſich als zärtlichſter Familienvater. An den Spielen der Kinder nahm er unermüdlich Theil, ſelbſt an ſolchen, die körperliche Anſtrengung erforderten, wie das ſogenannte „Knickerſpiel.“ Er war aber ein von den Kindern um ſo geſuchterer Spielkumpan, weil er ſich großmüthiger Weiſe das Geld dabei abnehmen ließ. Auch zeigte er ſich häufig in der Rolle des neckiſchen Schalkes. So machte es ihm herzliches Vergnügen, durch allerhand Kriegsliſt die Briefe aufzufangen, welche ſeine Tochter Amalie mit ihrer Herzensfreundin, einem Fräulein von Brandenſtein, oft mehrmals des Tages wechſelte, ſo daß eigends ein kleiner Junge als Poſtillon d'amour engagirt wurde, der zwiſchen den beiden,

ſich gegenüber wohnenden Freundinnen mit zärtlichen Briefen hin und her gehetzt wurde. Das war denn ſtets ein gewaltiges Lamentiren, wenn ſie das Briefgeheimniß von Leſſing verletzt ſahen, weil ſie vor einem ſo firmen Styliſten gewaltigen Reſpect hatten. Allein gerade der ſich in dieſen Briefen oft über die grammatiſche Form hinwegſetzende Geiſt amüſirte ihn, und er erklärte unumwunden, daß er einem geiſt- und gemüthvollen Frauenzimmer nichts bereitwilliger erlaſſe, als die Orthographie. Ja er pflegte ſogar auch wohl ſeinem Töchterchen ermuthigend zuzurufen: „Mädchen, ich wollte Dich zur erſten Dichterin machen, wenn Du nur Ausdauer haben wollteſt!“ Er wußte es überhaupt den Kindern nicht oft genug einzuknüpfen, daß ſie nie zu viel lernen könnten; „denn,“ pflegte er wohl hinzuzuſetzen, „man lernt ja nicht allein für dieſe Welt.“ Auch führte er als Beleg dazu, daß man nicht wiſſen könne, wozu man oft ſchon hier nützliche Kenntniſſe gebrauche, den Gewinn an, den ihm das Studium der franzöſiſchen Sprache bereitet habe, von deren Erlernung ihm der Rector eifrig abgerathen habe, weil ſie eine gemeine Sprache ſei, in der z. B. der Vater: „Päre,“ die Mutter: „Mähre,“ der Sohn ſogar: „Vieh“ heiße. — Körperliche Züchtigung lag nicht in ſeinem Erziehungsplane, und ſein Sohn Fritz erinnert ſich nur zweier Ausnahmen davon. Beide Fälle betrafen aber auch Capitalſünden. Für nichts ſuchte er nämlich das Gemüth der Kinder lebhafter anzuregen, als für Wahrheitsliebe und Muth. Er applicirte daher ſeinem Fritzchen eine eben ſo herzhafte Maulſchelle, als ihn dieſer einmal mit Unwahrheit berichtete, wie eine ſolche erfolgte, als ſich derſelbe nicht gegen die Angriffe eines böſen Buben gewehrt hatte. — Daß Leſſing auch ein aufmerkſamer und zärtlicher Gatte war, iſt ſattſam bekannt. Seine Frau, geb. Eva Hahn, eine höchſt gemüthvolle, gebildete Dame, war die Wittwe ſeines intimſten Freundes König. Dieſer, aus dem Berg'ſchen ſtammend, in Wien als Fabrikbeſitzer anſäſſig, meiſtentheils aber in Hamburg wohnend, war ein wohlhabender und ſtrebſamer Geſchäftsmann. Er würde es haben weit bringen können, wenn ihm nicht, außer der Verſorgung ſeiner eigenen Familie auch die ſeiner eilf Brüder obgelegen hätte. Er machte einſt eine Geſchäftsreiſe nach Italien, auf welcher ihn Leſſing eine Strecke Weges begleitete. Beim Abſchiede rief er dieſem zu: „Ich empfehle Ihnen meine Familie!“ Als er nach Venedig kam, erfreuete er ſich auf dem dortigen Kirchhofe der prachtvollen Ausſicht, die durch den magiſchen Zauber der untergehenden Sonne verherr-

licht wurde. Er war so aufgelöſ't in wehmüthiges Entzücken, daß er ſich von dieſem erhabenen Schauſpiele kaum loszureißen vermochte, und ſich erſt nach wiederholten, dringenden Anmahnungen ſeines Begleiters in der Dämmerung nach Hauſe wandte. Er ahnete nicht, wie bald er zu dieſer, ihm ſo theuern Stätte zurückkehren ſollte; denn noch an demſelben Abend rührte ihn der Schlag, an dem er ohne lange Qualen ſtarb. Leſſing erfüllte nun den Wunſch des Abgeſchiedenen auf das gewiſſenhafteſte; er wurde nicht allein der Verſorger, ſondern auch der treueſte Freund der verlaſſenen Familie. In welch einen Schmerz ihn nachher der Verluſt ſeiner edlen Gattin verſetzte, erhellt aus dem, mit der Todesbotſchaft verſehenen Briefe an Eſchenburg. Seine Kinder überraſchten ihn betend an der irdiſchen Hülle der Verklärten, und im Anblicke dieſes entſetzlichen Verluſtes nahm er den mutterloſen Waiſen das Gelübde ab, der Dahingeſchiedenen in ihren Tugenden nacheifern zu wollen. Von dieſer Zeit an arbeitete er nur immer im Todeszimmer der Tiefbetrauerten, welches in der Bibliothekarwohnung links vom Eingange, auf der Hinterſeite des Hauſes, nach dem einſamen Gärtchen zu, gelegen war, obgleich ſein eigentliches Studirzimmer ſich rechts vom Eingange nach dem Schloßplatze zu befand. Dieſe Einſamkeit theilte mit ihm nur ſein treues Kätzchen, welches gewöhnlich auf ſeinem Arbeitstiſche Platz nahm, und einſt, krank wie ſein Herr, das koſtbare Manuſcript des „Nathan" beſchmutzte, ohne daß ſich der Dichter die Mühe des abermaligen Abſchreibens verdrießen ließ, der dabei keine dringendere Sorge hatte, als daß das arme Thierchen nur zu ſaufen bekomme. —

Was Leſſing durch den Tod ſeiner Lebensgefährtin verloren hatte, kann nur der würdigen, der ihn in ſeinem häuslichen Kreiſe beobachtet hat. Die ungetrübte Heiterkeit und der ſtille Frieden dieſes Hauſes feſſelte ihn daher auch mit feſten Banden an daſſelbe, weil es ihm ein willkommnes Aſyl nach vielfachen und heftigen Kämpfen des Lebens war. Aufwand machte er nie; aber ſo viel es ſeine Kräfte erlaubten, übte er Gaſtlichkeit. Des Abends gegen neun Uhr gab es, auch ſelbſt wenn Fremde zugegen waren, nur eine warme Schüſſel; und zwiſchen zehn bis eilf Uhr ging es nach Bürgermanier zu Bett. Bei dem großen Zuſpruche, den er hatte, und bei der, im Ganzen genommen beſchränkten Einnahme, würde aber auch ein größerer Luxus nicht auszuführen geweſen ſein. Die Freunde indeſſen, welche zu ihm kamen, wußten auch, daß das Beſte, was ſie in ſeinem Hauſe fanden, er ſelbſt war. Darum

ging es denn auch ſo gemüthlich und heiter her. Eine Partie Schach gehörte zu ſeinen Lieblingszerſtreuungen, und wie er ſich in Wolfenbüttel mit ſeinem kleinen, bucklichen und witzigen Hausarzte Topp gern darin maß, ſo waren in Berlin Moſes Mendelsſohn, in Hamburg vorzüglich Büſch, mit dem er überhaupt viel verkehrte, und Klopſtock ſeine Mitſpieler. Der Letztere gewährte ihm dabei den doppelten Genuß, daß er jedesmal, zu aller Anweſenden Erheiterung, ſehr unangenehm werden konnte, wenn er eine Partie verlor. Wie nun Leſſing nach der Erſchöpfung der Arbeit auch das Kartenſpiel nicht verſchmähte, ſo pflegte er auch wohl, um die Freude nicht zu verderben, obgleich er nie ſchnupfte und rauchte, zum Scherz kalt mitzurauchen, wenn Freund Jacobi aus Pempelfort, oder Gleim, ein Hauptſchmaucher, ein Pfeifchen bei ihm rauchten. Leſſing ſelbſt rühmte ſich, nie geraucht zu haben, als auf der Schule, weil es damals verboten geweſen ſei. Hiernach iſt denn auch die Anekdote über Leſſing, den Tabacksraucher, zu berichtigen, die ich ſelbſt, nach der Angabe ſeiner ehemaligen Aufwärterin, in der hannoverſchen Morgenzeitung mitgetheilt habe. Goethe hatte nämlich einmal geäußert, daß ein wahrhaft genialer Mann nie rauchen, und daß ſicherlich auch Leſſing nicht geraucht haben werde. Als nun Ebert noch Bibliothekar in Wolfenbüttel war, und ſich über Goethe's Muthmaßung bei Leſſing's alter Aufwärterin Auskunft erbat, erhielt er von dieſer den Beſcheid: „Ja ſmöken un ſchrieben konne hei wol, aber tau weiter was hei nich tau bruken.“ — Freundlich, wie Leſſing gegen die Seinigen war, erwies er ſich auch gegen ſeine Domeſtiken. Seine Kinder erinnern ſich nur eines einzigen Falles, daß ihn die Heftigkeit übermannte, und er die Magd mit einem Backenſtreiche züchtigte, weil ſie ſich, während der letzten Krankheit ſeiner Frau, im Abholen der Medicin, Saumſeligkeit hatte zu Schulden kommen laſſen. — Aufwartung bedurfte er wenig, und ſein Bedienter hatte daher äußerſt faule Tage bei ihm. Um ihn zu ſchonen, nahm er ihn auch nicht einmal mit nach Braunſchweig, wenn er hier längere Zeit verweilte; ſondern er begnügte ſich dann mit einem alten Lohnlakai Mackwitz, von dem er freilich auch wenig Troſt hatte, und den er ſelbſt treffend mit den Worten characteriſirte: „Sein Name iſt der einzige Witz an ihm.“ —

Als Freund war Leſſing bekanntlich treu und aufopfernd. Das bewies er unter anderen auch gegen den Kunſthändler Da-

veſon,[1]) einen Juden. Dieſer hatte immer einen guten Kunden gehabt am Herzoge Carl. Beſonders in den letzten Lebensjahren des alten freigebigen Herrn, als derſelbe einer von ihm begünſtigten Dame aus Daveſon's Laden ſehr reiche Geſchenke zufließen ließ. Der Erbprinz Carl Wilh. Ferdinand, welcher noch bei Lebzeiten ſeines Vaters die Zügel der Regierung ergriff, um die zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen, ließ daher Herrn Daveſon andeuten, dergleichen Aufträgen des Herzogs keine Folge zu leiſten. Daveſon erlaubte ſich hierauf aber die Anfrage, ob er auch von dieſem Befehle dem Herzoge Kenntniß geben dürfe? Das nahm nun der Erbprinz gewaltig übel, und als der Herzog ſtarb, wurde Daveſon, angeblich wegen unbegründeter Forderungen, ohne Weiteres in gefängliche Haft gebracht. Leſſing aber, von der Unſchuld des Freundes überzeugt, bot alles auf, ihm wieder zu ſeinem Rechte zu verhelfen, ſo viel er auch ſelbſt dabei wagte. Er beſuchte ihn außerdem nicht allein häufig im Gefängniſſe, ſondern nahm ihn auch nach ſeiner Befreiung, damit er ſich wieder erholen und zerſtreuen könnte, auf längere Zeit als ſeinen Hausgenoſſen mit nach Wolfenbüttel. — Dieſelbe Gaſtfreundlichkeit übte er gegen Könemann, der ſich bei ihm als ſpekulativen Philoſophen angemeldet hatte, aber ſeinem Rufe wenig Ehre machte, ein keineswegs angenehmer Geſellſchafter war, und ihm lange Zeit auf der Taſche lag. Bei ſolchen Gelegenheiten hatte Leſſing ſtets das Herz auf der rechten Stelle; denn unbegränzte Mildthätigkeit war ein leuchtender Grundzug ſeines Characters. Als er einſt daran erinnert wurde, daß der Bittende die Unterſtützung nicht verdiene, entgegnete er: „Ach Gott, wenn auch wir nur bekämen, was wir verdienen, wie viel würden wir dann wohl haben!“ —

Schließlich möge noch ein characteriſtiſcher Zug ſeiner, ſich bis zum letzten Augenblicke nicht verläugnenden, milden Freundlichkeit erwähnt werden. Bekanntlich war Leſſing von ſeiner letzten hamburger Reiſe mit nur ſcheinbarer Geneſung heimgekehrt. Das Uebel ſteigerte ſich bald in bedrohlichem Grade, und als er eines Tages vom Leichenzuge eines Herrn von Unger kam, äußerte er: „Jetzt bin ich der Nächſte!“ Zu ſeiner Zerſtreuung reiſte er nach Braunſchweig, wo er bereits ſeit Jahren im Hauſe des ihm befreundeten

[1]) Man vergleiche: Friedr. Ludw. Schröder: Beitrag zur Kunde des Menſchen und Künſtlers, von F. L. W. Meyer. 2 Thle. Hamb. 1819. — (2ter Theil, 1ſte Abthl., p. 49.)

reichen Weinhändlers Angott, auf dem Aegidienmarkte, den ersten Stock als Absteigequartier gemiethet hatte, um ungestörter zu leben, als im Wirthshause. Hier in Braunschweig nahm indessen die Krankheit unvermuthet rasch einen lebensgefährlichen Charakter an. Auf diese betrübende Botschaft war sogleich seine Tochter herbeigeeilt, um mit liebender Hand die Leiden des stillen Dulders zu lindern. Der fünfzehnte Februar ließ noch einmal einen schwachen Strahl der Hoffnung aufleuchten, indem sich gerade an diesem Tage der Kranke bedeutend erleichtert fühlte und heiter an seinem Schmerzenslager die Besuche theilnehmender Freunde annahm. Ja mitunter scherzte er sogar mit dem Hofmedicus Brückmann, mit Angott und Davcson. Aber dieses Lebensfeuer war nur das letzte Aufflackern eines erlöschenden Lichtes. Am Abend dieses verhängnißvollen Tages saß nun die bekümmerte Tochter vor der Schwelle des Krankenzimmers, um vor des geliebten Vaters Auge die Thränen zu verbergen, durch welche sie nur ihrem angstgepreßten Herzen Luft zu schaffen vermochte. Man hatte dem Kranken gemeldet, daß im Vorzimmer Freunde zum Besuch seien. Da öffnete sich die Thür, und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks! Das edle Antlitz schon durch hippokratische Züge markirt und vom kalten Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm, und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke, drückt er seiner Tochter Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte. Aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch den ängstlichsten Besorgnissen noch überraschend, das theure Leben! —

Ueber die Läuterung unserer Muttersprache von Fremdwörtern.

„Wer mich verbrittet, ich haß ihn! mich gallicismet, ich haß ihn! Liebe dann selbst Günstlinge nicht, wenn sie mich zur Quiritinn Machen, und nicht, wenn sie mich verachän. Ein erhabenes Beispiel Ließ mir Helläniś; sie bildete sich durch sich."

Klopstock

Schon oft, wiewohl meistens auch fruchtlos, ist das buntscheckige Gewand, worin viele deutsche Schriftsteller ihre Muttersprache darstellen, getadelt und verhöhnt worden. Es ist nun einmal wieder Mode, dasselbe mit ausländischen Blumen zu spicken und zu verbrämen, und wer vermag etwas gegen diese allmächtige Göttin! Doch ihr Wesen ist Unbeständigkeit. Gelänge es uns für jetzt, durch Vorhalten eines neuen einfachen und einfarbigen Sprachgewandes sie zum Tausche zu bewegen, so wäre das ein großer Gewinn. Es möchte nun auch wohl an der Zeit sein, daß unsere besten Schriftsteller an demselben arbeiteten, ihm die schönsten Lobreden hielten und dasselbe zum Fest- und Ehrenkleide erhöben. Hätten wir aber die bunte Narrenjacke einmal auf Seite geschafft, dann bedürfte es fortwährender Wachsamkeit, daß nicht wieder fremde Waare eingeschmuggelt würde. — Aber, so ruft man uns zu, macht ihr euch nicht der Uebertreibung schuldig? Keine Extreme! Riecht das nicht nach Purismus? Auf solche Vorwürfe möchten wir mit Daniel in Schillers Räubern antworten, als Franz, sein Herr, so seltsam betete: „Gott sei uns gnädig! Auch seine Gebete werden zu Sünden!" Thatsachen mögen entscheiden.

Ich nehme die erste beste Zeitung zur Hand, und finde auf der ersten Spalte (jede Seite enthält deren drei) folgende Fremdwörter: „Majestät, Professor, Doktor, Statut, Garantie, Aktien, Dissidenten, Datum, Capitel, Patent, Minister, Rescript, Referen-

dar, Aſſeſſor, Princip, Autonomie, hiſtoriſch, provinciel, katholiſch, proteſtantiſch, aktiv, paſſiv, Aſſiſtenz, Civilehe, direkt, Conſequenzen, Civilinſtitut, Juſtizweſen, Emanation, Discuſſion, Bibliothek, General — alſo 32 Fremdwörter, mithin auf den drei Spalten gegen 100, ohne dabei die Wörter: Kirche, Partei, Staat in Anſchlag gebracht zu haben.

Ich ſchlage im Lehrbuch der deutſchen Sprache auf und leſe: „Grammatik, Verb, Subſtantiv, Adjektiv, Adverb, Pronom, Interpunktion, Flexion, Subjekt, Prädikat, Deklination, Conjugation u. v. a. m.“

Nun werfe man einen Blick in die Lehrbücher anderer Wiſſenſchaften, welch eine ungeheuere Zahl von Fremdwörtern tritt uns da entgegen! Vergleichen wir in dieſer Hinſicht viele unſerer Bücher und Zeitſchriften mit denen von Gellert, Eberhard, Garve, Kampe, Starke, Jakobi, Göthe, Schiller u. a. m., welche vor 50 bis 80 Jahren erſchienen, ſo werden wir uns bald überzeugen, daß wir in dieſem Betracht nicht Fortſchritte, ſondern Rückſchritte gemacht haben. Und ſo wird unſere Sprache verunſtaltet in einer Zeit, da ſie doch in ſprachlicher Hinſicht ſich ſo ſehr vervollkommnet hat. Eine ernſte Mahnung an unſere Zeit. Man wird es hoffentlich eben ſo verzeihlich als nothwendig finden, wenn nach den ſehr verdienſtvollen Bemühungen ſprachkundiger und deutſchgeſinnter Männer wie Kampe, Wolke, Jahn, Kolbe u. a. m. hiermit beſcheidentlich erinnert wird, auf die Reinheit unſerer Sprache und unſeres Schriftenthums mehr zu achten, damit auch von dieſer Seite unſer Vaterland keinen Schaden nehme. Wer hören und ſehen will, der wird es bald merken, wie ſehr Wachſamkeit und Wehrhaftigkeit Noth thun, um unſere Mutterſprache vom fremden entbehrlichen Flitter zu reinigen und rein zu erhalten.

Man könnte uns entgegnen: „Thörichtes Bemühen! Glaubt ihr denn, daß unſere deutſche Sprache die einzige ſei, welche ſolche Sprachmiſchung erlitten hat? Fragt doch unſere Sprachforſcher und ſie werden euch ſagen, daß keine der jetzigen europäiſchen Hauptſprachen unvermiſcht ſei; ſie ſind allzumal Sünderinnen und ermangeln des Ruhms der Reinheit. Die ſpaniſche und portugieſiſche Sprache, Töchter der lateiniſchen, haben eine Menge Fremdlinge aus der arabiſchen, gothiſchen und andern Sprachen; desgleichen enthält deren Schweſter, die franzöſiſche Sprache celtiſche, gothiſche und deutſche Wörter; die engliſche Sprache iſt aber bekanntlich ein mixtum compositum von vielen europäiſchen Sprachen.

Und so wird sich schwerlich eine Hauptsprache finden, die von aller fremden Beimischung frei geblieben ist."

Wir müssen darauf erwidern, daß dieses gar nicht die Seite ist, welche von uns getadelt und angegriffen wird. Es geht hier nicht um die Fremdwörter, welche durch einen vieljährigen Gebrauch gewissermaßen das Verjährungsrecht für sich haben, vom ganzen Volke als ebenbürtig mit den eingebornen Stammwörtern anerkannt und an Leib und Seele, an Form und Veränderungsweise deutsch geworden sind, z. B. Krone, krönen, — Regierung, regieren. Wir werden diesen Punkt weiterhin noch einmal berühren; hier haben wir es mit einer großen Masse frisch aufgenommener Wörter zu thun, denen man auf der Stelle die fremde Abkunft ansieht, und die sich auch äußerlich gar schwer deutsch fügen und formen lassen. Jene Bemerkung über einige fremde europäische Sprachen gibt uns aber Veranlassung zu der Frage: Welches sind wohl die Ursachen solcher allgemeinen Sprachvermischung? Wir glauben folgende als die erheblichsten anführen zu dürfen:

1) Die Nachbarschaft zweier Völker von verschiedenen Sprachen. Wo diese mit ihren Gebieten zusammengrenzen, da kann es nicht fehlen, daß wechselseitig Wörter ihre Grenzen überschreiten. Daher kommt es denn auch, daß an den Grenzen keine der beiden Sprachen so rein gesprochen werden, als im Binnenlande. Auf der deutsch-lothringischen Grenze sagte mir einst ein Lothringer: Die Franzosen haben mehr Vivigkeit als die Deutschen. Dieses einzige Zwitterwort zeigte mir, wo ich war. In diesem Betracht nun hat Deutschland eine sehr ungünstige Lage, da es von der französischen, italienischen und den slavischen Sprachen umgeben ist; die holländische und dänische können uns nicht viel schaden, da sie unsere Töchter sind.
2) Der Verkehr in Handel und Gewerbe. Hierdurch gehen gar leicht die Namen für eigenthümliche Natur- und Kunsterzeugnisse aus einer Sprache in die andere über. Wir erinnern hier nur an Wein, Kaffee, Zucker, Indigo, Taback, — Bajonnett, Kammertuch, (Tuch von Cambrai), Manchester, Twist, Kattun, Musselin, Porcellan, die Namen der fremden Münzen, Maße und Gewichte.
3) Kriege und Eroberungen, so wie Einwanderungen (Völkerwanderungen). Man denke an England, Frankreich und Spanien. Die große Menge französischer

Fremdwörter in unſerer Sprache ſind mit eben durch die häufigen Kriege mit Frankreich eingeſchwärzt worden. — Was im Beſondern unſere deutſche Sprache anbetrifft, ſo mögen in früherer Zeit, da der Gottesdienſt zum größern Theile in lateiniſcher Sprache abgehalten wurde, ſo wie auch durch den Gebrauch der römiſchen Geſetzbücher viele lateiniſche und griechiſche Wörter in dieſelbe gekommen ſein. Von ſolchen kirchlichen Fremdwörtern haben wir noch viele, z. B. Presbiterium, Conſiſtorium, Paſtor, Candidat, Papſt, Cardinal, Biſchof, Kloſter, (Abt, Mönch, Nonne,) Communion, Confirmation, Agende, Kirche, Sacriſtei, Altar, Kanzel, Katechismus, (Halleluja,) Gloria, jubiliren, triumphiren, Text u. ſ. w. Eben ſo haben wir aus früherer Zeit eine große Menge Fremdwörter im Staats-, Gerichts- und Kriegsweſen. So hören wir noch alle Tage: Monarchie, Miniſter, Miniſterium, General, Offizier, Ariſtokratie, Demagog, Arſenal, Artillerie, Audienz, Aſſiſe, Juriſt, Juſtiz, Commiſſair, Advokat, Aſſeſſor, Referendar, Präſident, Sekretär u. ſ. w. Eine Menge Wörter dieſer Art ſind im Munde des Volks.*)

Unter Ludwig XIV begann bekanntlich das goldene Zeitalter der franzöſiſchen Sprache. Wie es damals mit unſerer Mutter-

*) Als Probe wie herrſchend die lateiniſche Sprache auch in der proteſtantiſchen Kirche geweſen, ſtehe hier ein Lied aus dem ehemaligen evang. luth. Märkiſchen Geſangbuche:

1.

In dulci jubilo
Nun ſinget und ſeid froh,
Unſres Herzens Wonne
Liegt in Präſepio,
Und leuchtet als die Sonne
Matris in gremio,
Alpha es et O. :|:

2.

O Jeſu parvule
Nach dir iſt mir ſo weh:
Tröſt mir mein Gemüthe
O puer optime!
Durch alle deine Güte,
O princeps gloriä,
Trahe me poſt te! :|:

3.

O patris charitas!
O nati lenitas!
Wir wären all verloren
Per noſtra crimina,
So hat er uns erworben
Cölorum gaudia,
Eja, wärn wir da! :|:

4.

Ubi ſunt gaudia,
Nirgends mehr denn da,
Da die Engel ſingen
Nova Cantica,
Und die Schellen klingen.
In regia curia,
Eja, wärn wir da! :|:

ſprache ausſah, das können wir von Opitz, Leibnitz und andern deutſchen Männern erfahren.*) Daß man aber auch zu dieſer Zeit mit Ernſt darauf bedacht war, ſie von allen Fremdlingen zu ſäubern, dafür zeugen die verſchiedenen Sprachgeſellſchaften, welche ſich damals bildeten. Solche waren z. B. der Palmenorden oder die fruchtbringende Geſellſchaft zu Weimar 1617, die zum Zweck hatte „die Mutterſprache in ihre uralte angeborne Reinigkeit und Zierde wieder einzuführen, ſie von dem fremden drückenden Sprachenjoche zu befreien und durch alte und neue Kunſtwörter zu befeſtigen;“ die aufrichtige Tannengeſellſchaft zu Straßburg 1633, der Blumenorden der Schäfer an der Pegnitz, zu Nürnberg 1644, die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft zu Hamburg 1646, der Schwanenorden an der Elbe 1660. Sie wirkten doppelt wohlthätig, indem ſie dem immer weiter um ſich greifenden Sprachverderben eine Schutzmauer entgegen ſtellten und Sprachreinheit und Sprachbildung förderten. Auch in neuerer Zeit haben ſolche Sprachvereine viel Gutes hervorgebracht; wir wollen hier nur an die Kurfürſtliche deutſche Geſellſchaft in Manheim im achten Jahrzehend d. v. Jahrh., die Vereine für

*) Vor ungefähr 25 Jahren erſchienen, ich weiß nicht mehr in welcher Zeitſchrift, einige Proben von Sprachmengerei aus dem 17ten Jahrhundert, von welchen hier einige Verſe ſtehen mögen:

1.
Reverirte Dame,
Phönix meiner ame,
Gebt mir audienz:
Eurer Gunſt meriten
Machen zu Falliten
Meine Patienz.

2.
Als ich admirire
Und conſtderire
Eure violentz
Wie die Liebesflamme
Mich brennt ſonder blasme
Gleich der Peſtilenz.

3.
Ihr ſeid ſehr capabel
Ich bin peu valable
In der eloquenz:
Aber mein ſerviren
Pflegt zu depenbiren
Von der influenz.

4.
Meine larmes müſſen
Von der jouen flüſſen
Nach der Singcadenz;
Wie der Rhein couliret
Und ſich degargiret
Nächſt bei Cobelenz.

u. ſ. w. Das Lied enthält 8 Verſe und iſt wahrſcheinlich ein Spottlied auf den damaligen Zuſtand der deutſchen Sprache.

deutſche Sprache in Frankfurt a. M. (1817) und in Berlin (1820) erinnern.

Es iſt allerdings in unſerer Zeit auf dem Gebiete der deutſchen Sprache Erſtaunliches geleiſtet worden, um ſo mehr aber iſt es zu verwundern, daß man im Allgemeinen der wieder überhand nehmenden Sprachmengerei ſo gleichgültig zuſieht. Wie gewöhnlich ſchaut man in die Ferne und überſieht dann, was vor den Füßen liegt. Man ſollte ſich in die große Arbeit theilen und jedem ein ihm angemeſſenes Feld zuweiſen. Im ſiebenzehnten Jahrhundert ſuchte man vor allem Andern einem Uebel abzuhelfen, welches jetzt faſt in gleicher Stärke fühlbar iſt und gleich dringend zur Abhülfe mahnt; dieſes Uebel war auch damals die bis zum Uebermaße geſtiegene Sprachmengerei. Hören wir einmal eine vollgültige Stimme aus dieſer Zeit. Im Jahr 1618, alſo vor 230 Jahren ſchrieb Opitz den Ariſtarchus, sive de contemtu linguæ teutonicæ, worin er ſich über die Verunſtal.ung der deutſchen Sprache alſo äußert: „Dieſe bisher ſo reine und vom fremden Schlamme befreite Sprache beginnt nun zu ſinken, und ſie artet in die ſeltſamſten Redformeln aus. Es entſtehen Ungeheuer von Wörtern und Wortfügungen. Unſere Sprache gleicht einem ekelhaften Behältniß, wo gleichſam der Unrath aller andern zuſammenfließt. Beinahe nirgends keine Periode, keine Interpunktion, ohne ausländiſchen Zuſatze.“ — — „Es ſind die Wörter, dero Fügungen und kunſtmeſſig-geordnete Sprüche der deutſchen Sprache ſo ſchicklich, fein und wohlſtändig, daß ſie der ſpaniſchen Pracht, der welſchen Zierlichkeit und der Franzoſen liebliche Geſchwindigkeit in keinem nichts bevor geben. — Und kann und ſoll ja niemand mehr verborgen ſein, daß keine Hinderniß, ſondern die höchſte Zeit da ſei, auch unſere Sprache aus dem Staube zu heben und ans Tageslicht zu bringen; dieſe uhralte Sprache, dieſe zierliche Sprache, die prächtige Sprache, die allein würdig geweſen die deutſche Welt, das Wohnhaus ſo vieler großen Helden, zu bewohnen: die Sprache, die vollſtändig und unvermengt durch die grimme Flucht ſo langer Jahren gedrungen und ſich bei uns erhalten hat. Dieſe iſt die Sprache, o ihr Deutſchen, die euch einzig zu lieben — die ihr müſſet in Ehren und Würden halten, die ihr müſſet zieren und ſchmücken und ſo ihr was könnet hierin ein Meiſterſtück thun. Ermannet euch, ihr Deutſchen, mißgönnet euren Nachkommen nicht daſſelbe, was von Gott durch eure Vorfahren auf euch gebracht worden. Bemühet euch, daß dieſe eure Sprache bei eurer Treu und Tapferkeit, wo-

mit ihr alle Welt übertreffet, die rühmlichſte Nebenſtelle dermaleins überkommen möge.“*) So ehrenvoll ſprach man vor mehr als 200 Jahren von unſerer Sprache.

In den Schriften der Kurfürſtlichen Deutſchen Geſellſchaft in Mannheim 3. Band 1787, woraus auch obige Stelle genommen iſt, heißt es S. 198 ferner: „Opitz bewirkte eine wichtige Veränderung, aber ſie allein macht die fünfte Denkzeit**) in unſerer Sprachgeſchichte nicht aus, ſondern ſie und der gleichzeitige Einbruch des ausländiſchen Lapp- und Flickweſens zuſammengenommen. Schon zu Ende des 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts hatten ſich viele Spaniſche, Italieniſche und Franzöſiſche Wörter in den Gebrauch eingeſchlichen und im Jahre 1624 jammerte Opitz ſehr, daß dieſe Thorheit allenthalben ſo einreiße; aber noch größer ward ſie, je mehr fremde Völker im dreißigjährigen Kriege einrückten, und je mehr Deutſchland entvölkert und verödet wurde. Es iſt erſtaunlich, wie zerſtörend dieſer Krieg auch in Anſehung deutſcher Sitten, Gewohnheiten und Denkart geweſen iſt. Mit dem Weſtphäliſchen Frieden ward dieſe Sprachmengerei nicht aufgehoben, ſondern jetzt erſt, ſagt Leibnitz, hat ſowohl die franzöſiſche Macht als Sprache bei uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichſam zum Muſter aller Zierlichkeit aufgeworffen, und unſere junge Leute, auch wohl junge Herren ſelbſt, ſo ihre eigene Heimath nicht gekennet, und deßwegen alles bei den Franzoſen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung geſetzet, ſondern auch ſelbſt verachten helfen***) und einen Eckel der deutſchen Sprache und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an Ihnen bei zuwachſenden Jahren und Verſtand behenken blieben; und weil die meiſten dieſer jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, ſo bei einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums oder durch andere Gelegenheiten zu Anſehen und fürnehmen Aemtern gelangt, haben ſolch Franz-Geſinnte viele Jahre über Deutſchland regiert, und ſolches faſt, wo nicht der franzöſiſchen Herrſchaft, doch der franzöſiſchen Mode und Sprache unterwürffig gemacht. — — Anjezo ſcheinet es, daß bei uns das Uebel ärger worden, und hat

*) Ueberſetzung des Ariſtarch von Schüttel.

**) Epoche.

***) Man ſollte glauben Leibnitz lebte noch und ſpräche von unſerer Zeit! Der Verfaſſer.

der Miſchmaſch abſcheulich überhand genommen, alſo daß die Prediger auf der Canzel, der Sachwalter auf der Canzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden, mit erbärmlichem Franzöſiſchen ſein Deutſches verderbet; mithin es faſt das Anſehen gewinnen will, wenn man ſo fortfähret und nichts dagegen thut, es werde Deutſch in Deutſchland ſelbſt nicht weniger verlohren gehen, als das Engelſächſiſche in England.“ So ſpricht über unſere Angelegenheit ein Mann von großem Gewicht, dem bei ſeinen tiefen Forſchungen in der Philoſophie und Mathematik unſere Mutterſprache Werth genug hatte, um ſie zum Gegenſtande ſeines ernſten Nachdenkens zu nehmen.

Als ein Beweis, welche ſchönen Früchte jene erwähnten Sprachvereine des 17ten Jahrhunderts erzeugten, zugleich aber auch, um eine Vergleichung jener Zeit mit der unſrigen zu veranlaſſen, folgt hier das Inhaltsverzeichniß des erſten Buches einer Sprachlehre von Chriſtian Gurinzen, gedruckt zu Köthen im Jahre 1641. Die Sprachlehre beſteht aus zwei Büchern. „Das 1. Hauptſtück des erſten Buches handelt von der deutſchen Sprachlehre überhaupt. Das zweite Hauptſtück von der Wortſchreibung. Das dritte von der Wortforſchung. Das vierte von der Wortſprechung (Proſodie). Das fünfte vom Nennworte. Das ſechſte vom Geſchlechte der Nennwörter. Das ſiebente vom Geſchlechte der ſelbſtſtändigen Nennwörter aus der Bedeutung. Das achte von dem Geſchlechte der ſelbſtſtändigen und beiſtändigen (adjectivorum) aus der Endung. Das neunte von der Endung (casu). Das zehnte von der Verwandlung (declinat.). Das eilfte von der Aenderung (motione) der Nennwörter. Das zwölfte von der Theilung. Das dreizehnte vom Vornennworte (pronom.). Das vierzehnte vom Zeitworte. Das fünfzehnte von ſeinen Veränderungen (conjugat.). Das ſechszehnte von der Theilung des Zeitworts. Das ſiebzehnte vom Mittelworte (particip.). Das achtzehnte vom Bei- oder Zuworte (adverb.). Das neunzehnte von dem Vorworte (præposit.). Das zwanzigſte vom Fügeworte (conjunct.) Das ein und zwanzigſte vom Bewegewort (interject.). — “ (2. Band d. Schriften der kurf. deutſchen Geſellſch. in Mannheim 1787). Nun vergleiche man unſere Sprachlehren damit, und ſage dann, zu welcher Zeit man reiner geſchrieben, damals oder jetzt.

Wenn wir jetzt darauf dringen, daß unſere Sprache von Fremdwörtern gereinigt werde, ſo iſt das nur eine Wiederholung gleicher Stimmen aus dem 17ten, 18ten und 19ten Jahrhundert.

Es ſind nun dabei noch die Fragen zu bedenken: Sind alle Fremdwörter, in gleichem Grade nachtheilig? Sollen alle Fremdwörter oder ſoll nur ein Theil derſelben ausgeſchieden werden? Im Allgemeinen darf man wohl behaupten, daß fremde Eigennamen und ſolche Nennwörter, welche ſinnliche Gegenſtände bezeichnen am unſchädlichſten ſind z. B. Philipp, Omar, Septie —, Bouillon, Cider, Portier, Kopie, Billet, Platin, Kemet, Kanone u. ſ. w. —, ſobald ſie ſich aber zur Begriffsbezeichnung erheben ſind ſie viel nachtheiliger. Wir können demzufolge Maguet, Elektron u. ſ. w. beibehalten, aber nicht Elektricität, Magnetismus*) wenigſtens nicht grundſätzlich. Es iſt gewiß immer viel werth, wenn aus dem Worte auch gleich die Bedeutung ſpricht, aus dem Körper der Geiſt. Im Ganzen iſt es doch nur ein ſehr kleiner Theil des deutſchen Volkes, der in den Fremdwörtern zugleich lebendige, beſeelte Wörter vernimmt; den meiſten erſcheinen ſie lebles. Ich meine, die Gelehrten müßten es ſich zum Grundſatze machen, bei Entdeckung einer neuen Wahrheit oder Erſcheinung nicht eher zu ruhen, bis ſie ein deutſches Wort zur Bezeichnung gefunden hätten. Ich weiß wohl, daß das ſchwer halten wird; wir wollen uns deshalb vor der Hand damit begnügen, wenn der Verſuch auch nur zum Theile glückt. Anfänglich könnte man beim Gebrauche ſolcher neuen Wörter die Fremdwörter beifügen, ſie einſchalten, bis ſie allgemein bekannt wären. Zuerſt erſcheinen allerdings ſolche deutſche Neulinge etwas ſeltſam, nach und nach wird man vertraut mit ihnen und findet ſie ſchöner als die Fremdlinge, die oft in dem Grade an Achtung abnehmen als jene zunehmen. Welch ein ſchnöder Mißgriff, wenn jetzt es jemand wagte, die Tochter eines vornehmen Mannes, ja auch eines Mittelbürgers Mamſell zu nennen; noch beleidigender würde ein deutſcher Herr es finden, wenn ihn jemand mit monsieur anredete. So haben ſich die Zeiten geändert.**)

*) Schon längſt verdeutſchte man Elektricität mit Bernſteinkraft oder Bernkraft, Blitzfeuer, Blitzſtoff und Magnetismus mit Polkraft.

**) Noch im Jahre 1815 vernahm man in einem öffentlichen Blatte folgende Bemerkung: „Man würde ſich nicht bloß lächerlich machen, ſondern ſich auch Unwillen zuziehen, wenn man die Gattinn eines Bankiers, eines angeſehenen Kaufmannes, eines berühmten Gelehrten ohne Titel Frau und ihre Töchter Jungfer nennen wollte, wie man dies bei den Weibern und Töchtern der Tagelöhner, Handwerker und anderer Klaſſen der Staatsbürger thut. Kein Wort erſetzt bei den titelloſen höhern Bürgerklaſſen die Benennung Madame oder Demoiſelle, und jeder Vorſchlag zu

Nach den glorreichen Befreiungskriegen war man eifrigſt darauf bedacht, unſere Mutterſprache von den franzöſiſchen Wörtern zu befreien, wie unſer Vaterland von den Franzoſen war befreit worden. Uebrigens war es auch Zeit, daß die Ruſſen uns verließen; manche ihrer Wörter z. B. Wodka, Kantſchu, Knute u. ſ. w. ließen ſich ſchon oft aus deutſchem Munde hören. Ich erinnere mich, daß damals ein allgemeines Verdeutſchungswörterbuch der Kriegesſprache erſchien, worin viele Fremdwörter mit ziemlichem Glück durch deutſche erſetzt wurden, z. B. ammunition = Schießbedarf, anciennité = Alterfolge, Bataillon = Schlachthaufen, Breche = Sturmlücke, Bülletin = Tagbericht, cadet = Kriegszögling, courier = Eilbote, dressiren = einſchulen, Armee = Heer, Regiment = der Stab, u. ſ. w.; manches Erſatzwort fand aber keinen Beifall z B. Offizier = Schalter, souslieutenant = Schichtjunker, Premierlieutenant = Wachtjunker, Brigadegeneral = Span oder Spanhauptmann, Brigadegeneral der Cavallerie = Ritt-Spanhauptmann, Batterie = Zeugel u. ſ. w. Noch ſonderbarer waren die Verbeſſerungen in der Tonſprache: Arie = Luftſang, Altiſtin = Hochſangwerkerinn, Baſſiſt = Grundſangwerker, Chor = Vollſang, Inſtrumentalmuſik = Klangmachwerkerei, Muſik = Tonwerkerei, Symphonie = Zuſammenklangwerk, Tenor = Hebſang oder Dünnſang, Trompete = Schmettermeſſing, Trompeter = Schmettermeſſingwerker u. ſ. w.

In Betreff der Beibehaltung und der Ausſcheidung fremdſprachlicher Wörter erlaube ich mir ſprachkundigen Männern folgende Vorſchriften zur nähern Prüfung zu übergeben:

I. Alle Fremdwörter, welche ſeit Jahrhunderten bei uns eingebürgert ſind und in dieſer Zeit deutſche Form, Lautung und Natur angenommen haben, mögen, ja müſſen beibehalten werden. Dahin rechnen wir: Fenſter, Kirche, Kapelle, Altar, Schule, Bibel, Kapitel, Vers, Amen, Orgel, Almoſen, Religion, Evangelium, Kanzel, Teſtament, Vers, Text, Klaſſe, Perſon, Körper, Krone, Thron, Natur, Wein, Kaiſer, Soldat, Pforte — regieren, predigen, ſiegeln, ſchreiben, marſchiren, krönen.

II. Alle Fremdwörter, welche Eigennamen oder Namen für Kunſt- und Naturerzeugniſſe, überhaupt für ſinnliche Gegenſtände ſind, für welche ſich

---

ihrer Ausſcheidung grenzt an das Unmögliche." Was würde der Verf. (Herrmann), wenn er noch lebte, jetzt von ſeinem Urtheile halten?

keine entsprechende deutsche vorfinden, oder auch nicht bequem sich bilden lassen, können der Mutterſprache unbeſchadet beibehalten werden. Dahin gehören z. B. die meiſten Taufnamen, die Namen der Monate, ſo wie auch der fremden Münzſorten, Maße und Gewichte; ferner die Benennungen vieler, beſonders fremder Mineralien, Pflanzen und Thiere; desgleichen: Commode, Kanape, Palaſt, Porcellan, Chokolade, Kaffe, Cigarre, Taback, Kattun, Damaſt, Mancheſter u. ſ. w. Doch möchten wir uns ausdrücklich vor der Schlußfolge verwahren, als dürfte bei dieſen Wörtern gar kein Verſuch zum Verdeutſchen gemacht werden. So könnte recht gut ſtatt Apotheke Arzneiladen, für Theophil Gottlieb u. ſ. w. geſagt werden.

III. Die Wiſſenſchaften mögen, wenn ſie für ihre Vorſtellungen und Begriffe keine entſprechende, beſtimmte Bezeichnung in unſerer Mutterſprache auffinden, noch neu bilden können, ihre Fremdwörter beibehalten, aber doch ſtets ernſtlich darauf bedacht ſein, dieſe immer mehr entbehrlich zu machen, damit unſere deutſche Sprache nach und nach in den vollen ungetheilten Beſitz der wiſſenſchaftlichen Begriffe gelange. Daſſelbe gelte auch der Kunſt. Es iſt gewiß, daß eine große Menge Fremdwörter dieſer Art ausgeſchieden werden könnte, welche bisher aus Bequemlichkeit oder Eitelkeit im Gebrauche geblieben ſind. Mögen auch unter den Verdeutſchungen mancher Fremdwörter ſich einige finden, denen noch ein oder einige As an vollem Werthe fehlen, das kann kein Hinderniß ſein ſie für vollgültig anzuerkennen. Auch viele Fremdwörter bezeichnen ihren Gegenſtand nicht vollkommen entſprechend. Ich erlaube mir einige Verdeutſchungen als Beleg hier anzumerken, um zu weiteren Verſuchen zu ermuntern: Advokat = Anwalt, Anthropologie = Menſchenkunde, Menſchennaturlehre; Apotheke = Arzneiladen, Codex = Geſetzbuch, Componiſt = Tonſetzer, Caution = Bürgſchaft, Chiroplaſt = Handbildner (beim Klavierſpielen) chroniſch = langwierig, empiriſch = erfahrungsmäßig, Hypothek = Unterpfand, Pfandverſchreibung, — Hypotheſe = Vorausſetzung, Unterſtellung, Literatur = Schriftenthum, Lexikon = Wörterbuch, Logik = Denklehre, Philologie = Sprachkunde, Sprachgelehrſamkeit, Praxis = Anwendung, Ausübung, Protokoll =

Verhandlungsbericht, Pſychologie = Seelenlehre, Seelenkunde, Reflexion = Erwägung, Ueberlegung, ſynthetiſch = zuſammenſetzend, verbindend, Theorie = Lehre, Einſicht, Erkenntniß, u. a. m.

So gibt es gewiß viele Fremdwörter, welche wir durch eigene erſetzen könnten. Die angemeſſenſte Verdeutſchung gibt oft der Augenblick des Bedürfniſſes; daher möge man ſich ſolche merken. In den erſten Verhandlungen unſeres Landtages erinnerte einer unſerer Miniſter daran, ſtatt Amendement, lieber Abänderung oder Verbeſſerung zu ſagen; aber dieſe Erinnerung iſt nicht beachtet worden; dagegen hat die itio in partes durch „Sonderung in Theile“ Aufnahme gefunden. Uebrigens ſind bisher in den Reden der Abgeordneten ſo viele Fremdwörter vorgekommen, daß gewiß viele ein Fremdwörterbuch haben gebrauchen müſſen.

IV. Alle Fremdwörter, für welche entſprechende deutſche Wörter längſt vorhanden und allgemein bekannt ſind, müſſen, namentlich aus der Schriftſprache, ohne Schonung verbannt werden. Als Ausnahme nur dürfte ſie ein Schriftſteller etwa in Spott-, Schalk- und Scherzreden gebrauchen. Dieſer entbehrlichen Fremdlinge gibt es eine große Anzahl; nur einige erlaub' ich mir anzuführen: abſentiren, apart, atteſtiren, bleſſiren, brilliren, capable, caviren, divertiren, echappiren, enorm, applicireu, familiär, impertinent, inclíniren, introducíren, invitiren, miſerabel, obligiren, parat, perſuadiren, proponiren, refüſiren, — Autorität, Bagatellen, Capriee, Conduite, Copulation, Couleur, Courage, Depenſe, Duell, Eloge, Funktion, Gage, Hiſtorie, Ignorant, Legat, Majorität, Minorität, Maxime, Nobleſſe, Oncle, Oekonomie, Poet, Portrait, Projekt, Qualität, Rapport, Reproche, Revenüen, Satisfaktion, Supplik, Talent u. v. a. m.

Das iſt meine Anſicht von der Läuterung unſerer Mutterſprache. Wenn ich ſo glücklich wäre, die Aufmerkſamkeit und Mitwirkung einiger ſprachkundigen und deutſchgeſinnten Männer für die beſprochene Angelegenheit zu gewinnen, ſo würde ich auf einigen Erfolg von meinen Worten rechnen dürfen; aber — — —! Uebrigens glaub' ich, daß ein halb Dutzend geiſtreicher Schriftſteller vom erſten Range hier mehr wirken werden, als der Hülferuf von einigen Schock Schulmeiſtern.

Elberfeld. **P. Heuſer.**

Ueber Provinzialismen.

In Bezug auf eine von Herrn Dücsberg aus Paris zum ersten Hefte des „Archivs“ eingesandte Auslese von „Flandricismen“ sei es mir vergönnt, zur Würdigung jenes Artikels, welcher übrigens eine höchst dankenswerthe Aufmerksamkeit bekundet, hier Einiges nachzutragen. — Bevor ich zur Beurtheilung der in jener Sammlung als Flandricismen bezeichneten Abnormitäten schreite, dürfte es nicht unangemessen sein, den Begriff Provinzialism im Gegensatze zu dem Dialekte festzusetzen. Unter Ersterm begreift man gemeiniglich die innerhalb einer ausgebildeten, fortlebenden Landessprache vorkommenden, der grammatischen Analogie widerstrebenden oder fremdartigen Redeweisen, welche von dem ungebildeten Theile eines Volkes, mit oder ohne Beimischung fremder Stoffe, eingebracht wurden, und größere oder geringere Verbreitung erhielten; dahingegen Dialekte oder Patois, welche, aus der historisch nachzuweisenden selbstbewußten Verschmelzung entstanden und nach mehr oder weniger ausgeprägten Gesetzen schreitend, neben der Landessprache in einem beschränkten geographischen Raume selbstständig und abgesondert dastehen, und einen auszeichnenden ästhetischen Charakter an sich tragen. Da indessen die Grenze zwischen diesen beiden Erscheinungen häufig verschwindet, indem beide einander ergänzen und in einander übergreifen, so geschieht es nicht selten, daß Verfasser von Provinzialwörterbüchern eines und das andere als regellose Masse betrachten und mit einander vermengen. Ganz besonders in Bezug auf die nördlichen Dialekte Frankreichs bleibt noch Vieles zu thun übrig, indem gewöhnlich unter der Bezeichnung patois rouchi die ganze Strecke von der alten Picardie bis an das Herz Belgiens begriffen wird. So wie Jouy in seinem Hermite en Province nur die um die Hauptstadt gruppirten und die südlicher gelegenen Theile Frank-

reichs bereiſt, dabei aber die in ihren Dialekten ſo verſchiedenen Diſtrikte des alten Flanderns keiner Beachtung werth hält, ſo erwähnt auch Schnakenburg in ſeinen Idiômes populaires ou Patois de la France dieſer Provinz mit keinem Worte, indem er ſie nur als eine, nichts Beſonderes bietende Section des ſogenannten rouchi anſieht. Hoffentlich werden aber die eifrigen Beſtrebungen der neuen flämiſchen Schule Licht in das Chaos bringen, und der Ausſpruch der Frau von Staël auch hier ſich bewähren, daß „das Ausland mehr, als Frankreich ſelbſt, zur Sichtung und Läuterung der franzöſiſchen Sprache beigetragen habe.“ — Wie nun das Auszeichnende an dem einzelnen Ausdrucke *), ja eſt an einem beſondern Accente, wahrgenommen wird, ſo kann aus einer größeren Sammlung provinzieller Gebilde der eigenthümliche Charakter eines ganzen provinziellen Idioms im Gegenſatze zu anderen Landesbezirken erſehen werden, welcher ſich um ſo ſelbſtſtändiger ausgebildet haben muß, je mehr das Volk ein eigenes ausgeprägtes Leben beſitzt. In keiner franzöſiſch ſprechenden Provinz diesſeits der Loire dürfte dies aber mehr der Fall ſein, als in dem Waadtlande, in deſſen Sprechweiſe ein ganz eigenthümlicher Typus unverkennbar iſt. — Zur Veranſchaulichung dieſer Behauptung möge hier eine Ausleſe von Provinzialismen folgen, welche ausſchließlich dieſem Ländchen angehören.

Absenter, v. a. meiden für éviter: absenter les spectacles.

Ambroche, s. f. Heidelbeere, f. mirtille, airelle.

Anselle, s. f. Dachſchindel, in anderen Prov. aisselle, für bardeau.

Appondre, v. a. auch rappondre, zuſammenfügen, f. joindre.

Bagnolet, s. m. Bütte, f. baquet.

Banche, s. f. Zähltiſch, Schreibſtube, f. comptoir, étude.

Batolier, auch batouiller, v. n. (in Flandern bardouiller für bredouiller) plappern, plaudern, f. caqueter, bavarder, babiller.

Battioret, s. m. (in anderen Prov. battoir) Hanf- oder Flachsbreche, f. brisoir.

Baveron, s. m. Geiferläppchen (prov. Schlabberläppchen), f. bavette.

---

*) So öſtreich. holters, ſchweizeriſch-elſäßiſch by Gott! ſächſiſch allda; berliniſch Gärtner. Paris dame! gaskoniſch cadèdis! flammändiſch tartine.

Berche, adj. zahnlückig, f. brêche-dent.

Beurrière, s. f. (in Flandern bat-de-beurre) Butterfaß, f. baratte.

Bocherage, auch foucage, Holzfällung, f. affouage.

Boille oder bolie, s. f. Laſtkorb oder Eſelsbutte, f. banneau. — Am Mittelrhein bezeichnet Bolchen einen hölzernen Napf, worin die Fleiſcher ihre Waare austragen.

Boiton, s. m. Schweinſtall, f. étable oder toit à cochons.

Bombarde, s. f. Maultrommel, f. guimbarde, trompe.

Boucharder, v. a. beklecken, anſtreichen, f. barbouiller.

Bouchère, s. f. Ausſchlag am Munde f. tumeur, efflorescences.

Bourgater, v. n. herumſtreichen, f. battre le pavé.

Boute-frou, s. m. (in anderen Prov. boute-hors) Mundwerk, f. caquet.

Bovairon, s. m. Kuhhirt, f. bouvier.

Brant, s. m. Schwefeldocht; branter, ſchwefeln, f. fil de soufre, toile de soufre, soufrer.

Brante, s. f. Bütte, Kötze, f. hotte.

Brisselet, s. m. Waffeln, f. gaufre.

Buchille auch rebibes, s. f. Hau- oder Hobelſpäne, f. copeaux. (Für erſtere Bed. in Flandern échettes, für letztere éplanures.

Bument, s. m. Dünger, f. fumier, daher embumenter f. fumer.

Camber und gamber. v. a. überſchreiten, f. enjamber.

Carnier und charnier, s. m. Jagdtaſche, f. carnassière, gibecière.

Carre, s. f. Platzregen, f. averse, ondée.

Carron, s. m. Backſtein, f. brique.

Caville, s. f. Irrthum; Verſehen, f. erreur, bévue.

Chargue, s. f. Pantoffel, Schlappe, f. pantoufle, savate. In Bordeaux dafür grolle f.

Chaton, s. m. Hebel, f. levier.

Chédal, auch chédail, s. m. Ackervieh, auch Ackergeräthe, f. bêtes de labour, attirail de campagne.

Clédar, s. m. Schlagbaum, f. barrière.

Cocasse, s. f. Waſſerkeſſel, f. bouilloire, marmite.

Colisse, auch coulisse, s. f. Waſſergraben, f. rigole, tranchée.

Contre, pr. gegen, ſ. à oder vers. Aller contre Lyon, gen L. ziehen.

Copète, s. f. Knieſcheibe, ſ. rotule.

Crochon, s. m. Brodauſchnitt, ſ. entamure.

Croute au pain, s. f. Butterbrod, ſ. beurrée. Im Norden tartine.

Cupesse, s. f. auch tromelet, m. Purzelbaum, ſ. culbute.

Déjà, adv. ſchon. Comment s'appelle il déjà? Wie heißt er denn? Comment dites-vous déjà? Wie meinen Sie?

Démortir, v. a. lau werden laſſen, ſ. dégourdir.

Donc, adv. Denn, doch. Mit dieſem Wort treibt man in Lauſanne denſelben Unfug, wie in Genf mit déjà. Vous m'aviez promis de vous taire, et vous l'avez donc (ſ. pourtant) dit.

Donner. Donner un tour de promenade, un tour en ville, ſ. faire.

Eclaſſer und épécler, v. a. auftreten, aufreißen (von einer Nuß), ſ. écacher, ouvrir.

Ecorce-noire, Schwarzwurz, ſ. scorsonère; in Flandern scorsionère.

Ecouvre, s. f. Schraube an einer Kelter, ſ. écrou.

Empatière, s. f. Teig- oder Backmulde, ſ. pétrin, huche. In Flandern mée und pétrissoire.

Enchapeler, v. a. dängeln oder tängeln (von einer Senſe), ſ. rebattre.

Enchateler, v. a. übervoll ſchütten, ſ. combler.

S'enosser, auch s'enoucer, ferner s'étancher, ſich durch einen Knochen oder eine Gräte den Schlund verſtopfen, ſ. s'engouer.

Fermente, s. f. Schließe, Eiſenbeſchläge, ſ. fermeture, garniture.

Filleuse, s. f. Augen an Artiſchocken und ähnlichen Pflanzen, ſ. aillet.

Floc, s. m. Quaſte, Federbuſch, ſ. houppe, plumet.

Fonde, s. f. Stamm, Stengel, ſ. tronc, tige.

Fossoir und foussoir, s. m. Haue, Hacke, ſ. houe, hoyau.

Foyard, s. m. Buche, ſ. hêtre. (In Flandern fau; altfr. fayard.)

Frête, s. f. (von Firſt), Zinne ſ. créneau.

Gauler, v. a. (eigentl. herabſchlagen von Früchten), wird für salir, beſchmutzen, gebraucht. In derſelben Bed. braucht der deutſche Schweizer ohne Scheu beſcheißen.

Gournion, s. m. Klotz, f. bûche.

Guillon, s. m. Zwicker, Zäpfchen an einem Faſſe, f. fausset.

Huitante, n. achtzig, f. quatre-vingts.

Il ci viendra demain, f. il viendra ici demain, eben ſo il ci est, f. il est ici.

Jot, s. m. Stange, f. juchoir. Les poules sont á jot (in Flandern á perche).

Lusé, s. m. Miſtjauche, f. eau de fumir. (In Flandern pureau, puriau.)

Mècle, auch messel, s. m. Miſchkorn, f. mêteil.

Millecanton, s. m. Backfiſch, f. fretin, blanchaille.

Molar oder molard, s. m. Scheerenſchleifer, f. émouleur.

Mouche-chandelles, s. m. pl. f. émouchettes.

Mouchet, s. m. Quaſte, f. houppe. Mouchet bezeichnet in Flandern einen Habicht.

Mouchon de chandelle, s. m. Lichtſtumpf, f. bout de chandelle (mouchon bezeichnet in Flandern einen Sperling.)

Nilles, s. f. pl. Fingergelenke, f. jointures.

Oïenas, auch oïonas, Gansklein, f. abatis d'oie.

Orbet, urbet, auch urbec, s. m. Beule oder Pocke am Auge, welches im Norden compère-loriot heißt.

Pache, s. f. Handel, f. marché.

Palanche, s. f. Hebel, f. levier.

Panosse, s. f. Spüllumpe, f. torchon.

Patet, adj. träge, ängſtlich, ſchlendernd, f. lent, lambin, minutieux, daher pateter f. lambiner.

Patin, s. m. oder pied, Windel f. braie.

Patte, s. f. Lumpe, f. chiffon, vieux linge, welches in Flandern loque heißt.

Paufer, s. m. eiſerne Hebeſtange, f. levier oder barre de fer.

Péclet oder piclet, s. m. Klinke, Drücker, f. loquet.

Pichogner, v. n. muſcheln (piddeln), f. pignocher.

Pinte, s. f. auch vendage, Schenke, Kneipe, f. cabaret, prov. bouchon.

Plot, s. m. Klotz, f. billot.

Poche, s. f. Anrichtlöffel, auch in der Champagne gebr. f. cuiller à pot.

Racine, gelbe Rübe, Möhre, f. carotte.

Raisson, s. m. Sägemehl, f. sciures.

Rampon, s. m. Ackerlattich, f. mâche, blanchette.

Rebrandon, auch rebrondon, s. m. Schößling am Kohl, f. rejeton. (In Belgien brocolis, Rosenkohl.)

Rien, nicht. Il n'y a rien longtemps que, f. il y a peu de temps.

Rite, s. f. roher Hanf, f. filasse de chanvre.

Salignon, s. m. eigentl. Salzklos, um Tauben zu locken, bezeichnet in Genf Lehkuchen, f. motte.

Séret und sérassée, Käsequark, f. caillebotte. (In Flandern matons.)

Tabelle, s. f. reiner Germanism, f. liste, tableau. Eben so tablas f. tablettes, Bücher- oder Tellergestell.

Traquette, auch taquenette, Klapper, f. cliquettes. (In Flandern écliquettes.

Vergleicht man nun obige kleine Auslese mit den von Herrn Duesberg als Flandricismen bezeichneten Erscheinungen, so dürfte es schwer fallen, in diesen letzteren den eigenthümlichen Charakter zu erkennen, der sich bei einem Ueberblicke jener Schweizerformen dem Beobachter aufdringt; man müßte denn unter Flandern nicht nur ganz Belgien, sondern auch das ganze ehemalige Französisch-Flandern bis zur Picardie begreifen. — Was zuerst die in dem angezogenen Artikel unter der Ueberschrift Germanismen aufgeführten Wörter und Redeweisen angeht, so lehrt die Erfahrung, daß diese nicht nur an der ganzen französischen Grenze, sondern auch in Deutschland gehört werden

In Betreff der unter der ersten und zweiten Klasse von Flandricismen aufgeführten Formen ist zu bemerken, daß sie großentheils ihren Ursprung aus nördlichen Dialekten verrathen; so

a) aspirale f. spirale, épincer f. pincer, émouchettes f. mouchettes, estatue f. statue, welche aus der allgemeinen Neigung herrühren, dem s impuro einen vocalischen Anlaut vorzusetzen, so wie esprit von spiritus etc.

b) maline f. maligne, traval f. travail, boulie f. bouillie, wo der aus dem Süden herſtammende mouillirte Laut von dem Nordländer abgeſtoßen wird. Eine umgekehrte Erſcheinung iſt triller f. trier.

c) calvacade f. cavalcade. Weit häufiger iſt die Verſetzung des r, wie fernête f. fenêtre (im ſogen. rouchi ferniête, ferner tripied f. tirepied *), bertelle f. bretelle, bardouiller f. bredouiller.

d) séau, auch siau f. seau; wie biau f. beau, was ebenfalls dialektiſch iſt.

e) sentu und osu, ganz dem walloniſchen Dialekte entſprechend.

f) abre f. arbre, pocession f. procession, eben ſo abominabe f. abominable, pus f. plus, welche Auslaſſung der liquida auch in der Picardie vorkommt.

g) poquette, cliche, touiller, pachus, von deuſchen Pocken, Klinke, tudeln, Packhaus, ächte Flandricismen; eben ſo motte f. teigne, cape f. bonnet.

Hiezu kommen eigenthümliche Gebilde, wie cavelle, minable, cacogne, mée, échettes, cruau, dégringoler, éplanures, escarbilles, agers u. a., deren Urſprung nicht immer klar iſt, welche aber nur der flandriſchen Gegend angehören.

Zwei dortige Anglicismen ſind occasion f. besoin, peine f. douleur.

Endlich erzeugte dieſe Gegend, ſo wie andere, eine ſich täglich mehrende Anzahl verbildeter Wörter, welche, eben deßhalb, weil ſie mit den Sprachgeſetzen im Widerſpruche ſtehen, keine weitere Verbreitung erhielten. Hierher gehören accomplission, amancher, gourion, mande f. manne, livrance, succades, insinuosité u. ſ. w. Viele andere Unrichtigkeiten, welche überall vorkommen, gehören zu den allgemeinen Barbarismen. Ueberhaupt iſt aber bei ſolchen Sammlungen große Vorſicht zu brauchen, indem der Beobachter nicht immer bemerken kann, ob ſolche Ausdrucksweiſen ironiſch, ſcherzweiſe oder gar mit Anſpielung auf Localitäten gebraucht werden, und ſpäter, doch in engerm Kreiſe, forteurſiren.

---

*) Dieſe Verſetzung hat dem Hrn. Wolff in ſeinen „altfranzöſiſchen Volksliedern" bei dem Pauvre Diable viel zu ſchaffen gemacht.

Zur Bezeichnung des flandriſchen Dialektes mögen hier ſchließlich aus Mangel an größeren Quellen einige Proben folgen.

Grand vint, brun temps, du bon temps pour mes infans. — Quand y'n d'a pus y d'a core.

J'ai vu un' agache
Qui griole à glache
In plein coeur d'été,
Compère, vos mintez.

Hadamar.

Barbieux.

Mittheilung
einer vorlutheriſchen deutſchen Ueberſetzung von Pſalmen und anderen poetiſchen Stücken der Bibel.
(Schluß.)

Pſalm L.
(Nach Luther LI.)

3. Got erbarme dich oeuer mich na dynre groiſſer barmhertzicheit
4. ind nae dee vilheit dynre barmhertzicheit ſo verdilie myne boiſheit — Weſche
mich anderwerff van mynre quaitheit ind reynige mich van mynen ſunden
5. — Want ich bekennen myn quaitheit ind myn ſunden ſynt alzijt ontgen
6. mich — Ich hayn dyr alleyn geſundiget ind hain quait gedain vur dir
dat du gerechtuerdiget wertz in dynen worden ind verwyntz als du ver-
7. orbels — Sich want ich in boiſheit byn ontfangen ind myn moder ynt-
8. feinck mich in ſunden — Sich want du hais gemynt die wairheit die
vnſicher ind heymliche dynck dynre wijſheit hais du mir geoffenbaert —
9. Here beſyrenge mich mit yſopen ind ich ſal werden gereyniget weſche mich
10. ind ich ſal werden wijs bouen den ſnee — Mynen oren ſaltu geuen
vroude ind blijtſcaff ind die oitmodige beyne ſullen ſich verblijden —
11. Kere dyn angeſichte van mynen ſunden ind verdilie alle myn quaitheit —
12. Got ſchaff yn myr eyn reyn hertz ind vernuywe eynen rechten geyſt yn
13. mynen bynnenſten — Ind en verwerp mich neit van dyme angeſichte ind
14. dynen heilgen geiſt en nym neit van myr — Gyff myr weder die vreude
15. dyns heils ind yn dem heilgen geiſte ſtercke mich — Ich ſal die boeſen
16. leren dyne wege ind de quaden ſullen bekeyrt werden zo dyr — Erloſe
mich van mynen ſunden got got myns heils ind myn zonge ſal ervreuwen
17. dyne gerechticheit — Here doe vp myne lippen ind myn mont ſal kundi-
18. gen dynen loff — Want hetz du gewolt ich heb dir offerbande gegeuen
19. ſicherliche du en ſalt dich neit vreuwen in den offerhanden — Die offe-
runge zo gode is eyn bedroifft geiſt dat ruwighe ind oitmodige hertz en
20. verſmeitz du neit — Here mach ſyon guedertieren yn dyme willen dat
21. getzymmert werden die muren zo iheruſalem — Dan ſalt du vntfangen
den offer der gerechticheit offer ind offerunge dan ſullen ſy ſetzen vp dynen
elter kaluer —

Pſalm LXII.
(Nach Luther LXIII.)

Got myn got van dem eyrſten begyn des lichz wachen ich zo dir 2.
— Myne ſele doirſt in dir we manchueldencklich begert dich myn vleiſch
— In dem woiſten lande ind yn deme vnwege dae geyn waſſer en was 3.
dan erſcheyn ich dir als eyne hilge begerde vp dat ich ſege dyne krafft ind
dyne glorie — Want beſſer is dyne barmhertzicheit bouen leuen myne lip- 4.
pen ſullen dich louen — Alſus ſal ich dich gebenediden yn myne leuen 5.
ind ich ſal yn dyme namen vp heuen myne hende — Als mit dunſt ind 6.
vettichеit wirt veruolt myne ſele inde mit mont vreuden lofft dich myn
mont — Alſus was ich dynre gedechtig vp myme bedde in dich wil ich 7.
veoy gedencken — want du myn hulper bis geweſt — Vndee die Deck- 8.
ſel dynre vloigel wil ich mich hoichlichen ervreuwen — nae dyr anheynck 9.
myne ſele dyne rechte hant ontfeynck mich — Mer ſy ſuchten myne ſele 10.
zo vergeues ſy ſullen ingayn in dat nederſte der erden — ſy ſullen ge- 11.
geuen werden in die hende des ſwertz ind ſullen werden der voiſſe deil —
Der koynynck ſal ſich verbliden in gode alle die in eme ſweren ſullen ge- 12.
lofft werden want beſtopt is der mons der gynre die quait ſprechen —

Pſalm LXIV.
(Nach Luthee LXV.)

Got dir bezempt louеſanck yn ſyon ind dir wirt die geloiſde betzalt 2.
in iheruſalem — Verhoire here myn gebet zo dir ſal kommen al vleiſch 3.
— De wort der boeſen ſynt ſtarck worden vp vns ind vnſer boiſheit 4.
ſaltu genedich ſyn — Selich is he den du vſſerkoren hais ind angenom- 5.
men hais he ſal wonen yn dynen ſaelen — Ind ſy ſullen werden veruolt
mit guiden dyngen dyns huys dyn tempel vff hillich — ind wunderlich 6.
in der gerechticheit — Verhoir vns got vnſe ſelichmechee eyn hoffen alle
der erden ind yn dem langen mer — Du bereytz die berge in dynre 7.
kraffte vmbgegort mit macht — du beweges den gront der ſee ind dat 8.
gelupt der vloide — Dat heydenſche volck ſal werden bewecht — ind ſal 9.
ſich forten die da wonent yn den leſten enden van dynen zeichen des vff-
gancks der metten ind der veſperen ſaltu dich verwailluſten — Du hais 10.
gevyſenteyrt die erde inde hais ſy broucken gemaicht du vermanchuelbich
ſy rijch zo machen — Die vloit gotz is veruolt mit waſſer du hais ere
ſpyſe bereit want alſo is eyr bereydunge — Ere ryueir mach druncken 11.
vermanchuelbige yr knoppen ind dat dae groynt ſal ſich vervreuwen in
dyme droiſſen — Du ſalt gebenediden die kronen des yairs dynre gueber- 12.
tierenheit ind dyne velde ſullen werden veruolt mit oeueruloidicheit der
vruchte — Die ſchoynheit der woiſtenyen ſullen vet werden ind die daelen 13.
ſullen werden vmbgegoirt mit vrolicheit — Die weder der ſchaiff ſyn ge- 14.
fleit ind die dailen ſullen ouervleyſſen van weiſ ſy ſullen roiffen ind
louеſanck ſprechen —

Pſalm LXVI.
(Nach Luthee LXVII.)

Got erharme ſich vnſer ind gebenedide vns ſyn angheſichte mois he 2.
verluchten vp vns ind erbarme ſich vnſer — Vp dat wir in der erden 3.

4. moigen bekennen dynen weᶜh ind vnder allem volck dyn heil*) — Dir
5. got ſullen begeyn de volck ind dyr ſal begeyn alle volck — Sich ſullen
verblyden ind hoge verurouwen die ghemeine lude want du rijchtes dat
6. volck yn der gerechticheit ind du ſchicks dat volck yn der erden — Dyr
7. got ſullen begeyn de volck dir ſullen begeyn alle volck — die erde hait
8. yr vruichte gegeuen — Vns mois gebenedyden got vnſe got — vns ge-
benedide got ind yn moiſſen ontſeyn alle ende der erden —

Pſalm XCIV.

(Nach Luther XCV.)

1. Koempt laiſt vns vns ſere erurouwen yn den heren laiſt vns iube-
2. leren in gode vnſſem heilgeuer — ſyn angeſicht laiſt vns zo voerens be-
gryffen mit begenugen ind myt pſelmen zo eme laeſt vns volhertliche blijt-
3. ſcaff hauen — Want got is eyn grois here inde eyn grois konynck bouen
4. 5. alle goede — want in ſynen henden ſynt alle ende van ertrich — Want
ſyn is dat mer ind dat hait he gemacht ind dat druge lant hant ſyn
6. hende beueſtiget — koempt ind laiſt yn vns anbeden laiſt vns vur
gode neder vallen laiſt vns ſchryen vur deme heren der vns gemacht
7. hait — Want he is vnſe got ind wyr ſynt ſyn volck ind ſchaiff ſynre
8. weyden — Off yr hude hoirt ſyn ſtimme ſo en wilt neit verharden vre
9. hertzen — als yn der verbitternnghen nae dem dage der beſorongen
in der woiſtenyen dae mich vre veder beeorden ind proiſſten ind ſagen
10. myne werck — Veirtzich yaire was ich neiſt by diſme geſlechte ind ſprach
11. all tijt twelent deſe van hertzen — ſyen hant neit bekant myne wege
ind ich ſwoire yn myme zorne dat ſy neit en ſulden gayn in myn raſt —

Pſalm CI.

(Nach Luther CII.)

2. 3. Here erhoir myn gebet ind myn roiſſen kome zo dir — En keyr
dyn angeſichte neit van myr in wilchem dage dat ich werden bedroenet ſo
neyge dyne oren zo myr — In wilchem dage ich zo dir roiſſen ſo hoere
4. mich ſnellichen — Want myne dage vergeyngen als der rouch ind myn ge-
1. beyns verdorben als greuen — Ich byn geſlagen als hoeuwe ind myn
hertze is verdoiret want ich byn vergeſſen zo eſſen myn broit — Van der
7. ſtymmen myns ſuchtens anheynck myn gebeynt̃ myme vleiſche — Ich byn
gelich worden dem pellicaen yn der eynicheit ind ich byn gelich geworden
8. deme nachtzrauen yn deme vervallende huyſe — Ich waichde ind byn
9. geworden als eyne muſſch alleyn eynich vnder deme dache — Alle den
dach hant mich myne vyande leſterlichen geſtraifft inde die mich loiffden
10. ſworen weder mich — Want ich aſſ eſſche als broit ind hayn mynene
11. branck gemenget mit ſchryen — Van dem angeſichte des zorns dynre
12. vnwerdicheit want vpheuende haiſtu mich geſtoiſſen — Myne dage ſynt
13. vergangen als eyn ſcheme in ich byn verdorret als heuwe — Mer du
here blyues ewentlichen ind dyn gehuchenijſſe blijfft van der geburden in
14. de geburden — Du ſalt vpſtayn ind erbarmen dich ouer ſyon want die
51. zijt ſyns erbermens die koempt — Want die ſteyne ſyons haint dynen

*) In der Handſchrift ſteht heit; ein offenbarer Schreibfehler.

knechten wail behaget ind ſullen ſich ouer ſyons lant erbarmen — Ind here 16.
dat heidenſche volck ſal vorten dynen namen ind alle konynck van ertrijch
dyne glorie — Want der here hait getymmert ſyon ind he ſal geſeyn 17.
werden yn ſynre glorien — Der here hait geſein yn dat gebet der oit- 18.
modiger ind hait neit verſmeit ere biddunge — Men ſal man ſchryuen 19.
deſe dynck yn den anderen geburden nide dat volck dat noch geboren ſal
werden dat ſal den heren louen — Want der here hait geſeyn van ſynre 20.
hilger hoiden der here hait van deme hemel geſeyn vp die erde — Op dat he 21.
hoirt dat ſuchten der geuangener ind dat he intbunde de kynder der gedo-
der — Op dat ſy vort ſullen boitſeaffen yn ſyon den namen des heren 22.
ind ſynen loff in iheruſalem — In deme dat die volck zo ſamen komen 23.
yn eyn ind de konynge vp dat ſy deme here dienen — He hait eme ge- 24.
antwort in dem wege ſynce duchden kundige myr die kleynheit mynre dage
— En roiff mich neit weder yn deme myddel mynre dage dyne iair ſynt 25.
yn den geburden der geburden — Here dn hais gefundeirt dat ertrich yn 26.
deme begynne ind die hemelen ſynt werck dynre hende — Si ſullen ver- 27.
gaen mer du ſalt blynen ind ſy ſullen alle veralden als eyn kleit — Ind
als eyn decken ſal du ſy verwandelen ind ſy ſullen verwandelt werden —
mer du bis der ſelue ind dyne iair en ſullen neit gebrechen — Die ſoene 28. 29.
dynre knecht ſullen dae wonen ind yr ſaym ſal vp gereicht werden yn
ewicheit —

Pſalm CXIV.

(Nach Luther: CXVI. 1—9.)

Ich hayn gemynt want der here ſal erhoiren die ſtymme myns 1.
gebetz — Want he zo myr neicht ſyn oren ind in mynen dagen ſal ich 2.
in anroiffen — Mych hant vmbvangen die ſuchten des doitz ind de enxten 3.
der hellen wonten mich — Ich han vonden bedroiffeniſſe ind wewen —
inde ich han angeroiffen den namen des heren — O here verloiſ myn 4.
ſele — barmhertzige ind gerechte here ind vnſe got ſal ſich erbarmen — 5.
Der here behoit die klenen ind ich byn genedert ind he verloiſt mich — 6.
Myne ſele keyr yn dyne raſte want der here hait mir guetlichen gedayn — 7.
Want he hait verloiſt myn ſele van deme dode myne ongen van den 8.
trenen ind myn voiſſe van deme valle — Ich ſal deme heren behagen in 9.
dem lande der lenentycher —

Pſalm CXIX.

(Nach Luther: CXX.)

Tzo deme heren reyff ich als ich bedroifft was ind he verhoirt mich 1.
— Here verloiſſe myn ſele van den quaiden lippen ind van der valſcher 2.
tzongen — Wat ſal man dir geuen off wat ſal man dir vurſetzen weder 3.
die valſche tzungen — Scharpe pylen des mechtigen mit verdarfden koilen 4.
— Och mich want myn ellendige wandelunge is verlenget ich han gewont 5.
mit den die in cedars tabernakel woynden — ind myne ſele was alſo 6.
ſeir wonende yn ellende — Myt den de den vreden haſten was ich vred- 7.
ſam wanne ich in zoſprach ſo anuochten ſy mich zo vergeues —

Pſalm CXX.

(Nach Luther: CXXI.)

1. In den bergen han ich verhauen myn ougen dar myr hulpe van
2. lomen ſal — Myn hulpe lompt van dem heren der gemacht hait hemel
3. inde erde — He en ſal neit geuen dyne voiſſe in eyn bewegunge noch
4. he en ſal neit ſlaiffen der dich behoit — Sich he en ſal neit ſloemeren
5. noch ſlaiffen der iſrahel behoit — Der here behoit dich der here is dyn
6. beſchirmer vp dynre rechter hant — Dich en ſal die ſonne neit bernen
7. des dages noch der mayn des nachtz — Der here behoit dich van allem
8. quaiden der here mois behoiden dyn ſele — der here mois behoiden dynen
ynganck ind dynen vſſganck van nu bis in ewicheit —

Pſalm CXXIX.

(Nach Luther: CXXX)

1. 2. Here van dem dieſſen hayn ich geroiffen zo dir — here verhoir
myn ſtymme — Dyne oren moiſſen ſyn andenckende yn dy ſtymme myns
3. biddens — Off du here vntheltz die boiſheit o here wer ſal dat lyden
4. moigen — Want by dir is genedicheit ind vmb dyne ewe verbeiden ich
5. dynre here — Myne ſele hait verdragen in ſyne word — myne ſele
6. hait gehofft yn den heren — Van der metten zijt hoiden bis zo der nacht
7. yſrahel hofft yn den heren — Want by dem heren is barmhertzicheit ind
8. by eme is oueruloidige verloiſynge — Ind he ſal yſrahel verloiſen van
al ſynre boiſheit —

Derſelbe Pſalm (CXXIX).

1. 2. O here van der deiffden han ich geroiffen zo dir — o here verhoir
myn ſtymme — Dyne oren moiſſen tzoe hoeren yn der ſtymmen myns
3. gebeitz — Off du de boiſheit beheltz here o here wie ſoilde dat lyden
4. moigen — Want by dir is genedicheit vnde vmb dynen ewen verbeiden
5. ich dich here — In ſynen worden hait myn ſele verdragen — myn ſele
6. hofft in den heren — Van der metten zijt wachen bis zo der nacht hofft
7. yſrahel in den heren — Want by dem heren is barmhertzicheit ind by
8. eme is oeueruloidige verloiſſunge — Ind he ſal yſrahel verloiſſen van
alle ſynre boiſheit —

Pſalm CXXXVII.

(Nach Luther: CXXXVIII)

1. Ich ſal dich begeyn here in alle myme hertzen want du hais ver-
hoirt die wort myns montz — In der ontghenwerdicheit der engel ſal ich
2. dir ſyngen — ich ſal anbeden zo dyme hilge tempel ind ſal begeyn dyme
hilgen namen — Op dyne barmhertzicheit ind wairheit want du hais
3. grois gemaicht bouen al dynck dynen hilgen namen — In wilchem dage
ich dich anroiffen ſo verhoir mich du ſalt vermanchueldigen die doichden
4. in mynre ſelen — Dich begeyn here alle die lonynck der erden want ſy
5. hant gehoirt die wort dyns montz — Ind ſy ſullen ſyngen yn dem wege
6. des heren want grois is de glorie des heren — Want der here is grois
7. ind ſuyt an de nederen in die hoichde lent he van verrens — Iſt dat
ich wandelen in dem myddel der bedroiffenis du ſalt mich leuentich machen

ind boven den zorn mynre vyant vſſrecks du dyne hant ind dyne rechte hant mach mich behalden — Der here ſal vergelden vur mich here dyne barmhertzicheit is in ewicheit en verſmae neit dat werck dynre hende — 8.

Pſalm CXLII.

(Nach Luther: CXLIII.)

Here verhoir myn gebet vernym myt dynen oren myne bede yn dynre wairheit verhoir mich yn dynre gerechticheit — Ind en ganck neit yn dat ordel mit dyme knecht want yn dyme angeſichte en ſal neit gerechtuerdiget werden eyn eicklich leuentiche — Want der vyand hait veruolcht myne ſele ind hait myn leuen genedert yn der erden — He hait mich geſat in duiſterniſſe als die doden der werelt — myn geiſt is vp myr beanxt — myn hertz is yn myr verſtuirt — Ich gedachte der alder dage in alle dynen wercken ind ich ſal dencken yn die werck dynre hende — Ich hayn vſſgereckt myn hende zo dir myne ſele is zo dir als erde ſonder waſſer — Here erhoir mich ſnellichen want myn geiſt gebricht — In *) keyr neit dyn angheſichte van myr ind ich werden gelich den gener die da neder gaynt yn eyn kuyle — Mach dat dyne barmhertzicheit vroe van myr ghehort werde want ich in dich gehofft hayn — Mach myr den wech bekant dae ich in wandelen ſal want ich myn ſele zo dir hain erhauen — Verloeſe mich van mynen vyanden want ich zo dir geuluwen byn — leire mich doyn dynen willen want du myn got bis — Dyn guit geiſt ſal mich geleyden in dat rechte lant — here vmb dynen namen ſalt du mich leuendich machen yn dynre gerechticheit — Ind du ſalt myne ſele vſſleiden van deme bedroiffenys — ind yn dynre gerechticheit ſo ſalt du verſtoiren myne vyande — Ind du ſalt verderuen alle die ynne die myn ſele bedrucken want ich dyn knecht byn — 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.

Pſalm CXLV.

(Nach Luther: CXLVI)

Loeue myn ſele den heren ich ſal loeuen den heren yn mynen leuen ich ſal ſyngen myme gode alſo lange als ich ſal ſyn — En wilt neit betruwen yn den vurſten — in die ſoene der mynſchen in wilchen geyn heil en is — Syn geiſt geit vſ ind ſal weder comen in ſyne erde in dem daghe ſullen vergaen alle ere gedachten — Selich is he des ſyne hulpe is iacobs got ſyn hoffen is yn den heren ſyme gode — Die gemacht hait hemel ind erde dat meer ind alle die dar ynne ſynt — De behuedet die wairheit in der ewicheit he deit recht den genen die vnrecht lyden he gheuet ſpyſe den hongerengen — Der here vntbyndet die mit den voiſſen gebonden ſynt — Der here erluchtet den blynden — Der here vpricht de die neder geſlagen der here mynnet die rechtuerdigen — Der here behoedet die vremden die weyſen ind die widwen ſal he intſangen ind de wege der ſunderen ſal he verſtoeren — Der here ſal regneren yn der ewicheit dyn got ſyon in die geburte der geburten — 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.

*) Schreibfehler ſtatt ind?

Pſalm CXLVIII.

1. Loeuet den heren van den hemelen loeuet yn in den oeuerſten —
2. 3. Loeuet yn alle ſyne engelen loeuet yn alle ſyne creſſten — Loeuet yn
4. ſonne inde maent loeuet yn alle ſterren ind licht — Loeuet yn hemele
5. dee hemelen ind die waſſer die vp den hemelen ſynt — ſullen loeuen den namen des heren — Want he ſprach ind ſy ſynt gemaicht he geboit
6. ind ſy ſynt geſchaffen — He hayt ſy geſat ewelich ind alle wege he hait
7. geſat eyn gebot ind id en ſall neit vergayn — Loeuet den heren van der erden
8. traken ind alle affgronde — Fuyr hagel ſnee ijs de geiſtes des vngeſtorms die dae doynt ſyne wort — Berge ind alle hoeuele fruchtber holtz
9. ind alle eeder boyme — Beiſten ind alle vee ſlangen ind geuerderde
10. vogelen — Die konyncghe der erden ind alle volck vurſter vnde alle
11. richter der erden — Die ionghen ind joncfrauwen die alden mit den
12. jongen ſullen loeuen den name des heren — want ſyn name is alleyn
13. erhauen — Syne begeyn is vp den hemel ind vp der erden ind hait
14. erhauen dat horn ſyns volcks — Loff ſy alle ſynen hilgen den kynderen van yſrahel dem volck dat eme geneket —

Pſalm CXLIX.

1. Synget dem heren eynen nuywen ſanck ſyn loff is yn gemeynſchaff
2. der hilgen — Iſrahel ſal ſich vreuwen yn eme dee ſy gemaicht hait ind
3. die doechteren van ſyon ſullen ſych vreuwen yn eren konynck — Sy ſullen loeuen ſynen namen in den chore in der bongen ind in der yſalterien ſullen ſy eme ſyngen — Want id hait dem heren wail behaigt yn
4. ſyme volck ind he hait erhauen die ſaintmoibigen yn heil — Die hilgen
5. ſullen ſich vrewen in glorien ſy ſullen vroelich ſyn yn eren ſlaeffeameren — Die vreuden goedes is yn eren kelen ind yn beyden ſyden ſnijden
6. ſwerde yn eren henden — Vmb zoe doyn wraech yn den geburten ind
7. ſtraeffynge in dem volck — Zo bynden ere konyngen mit den veſſeren ind
8. ere edelinge mit yſeren hantbenden — Dat ſy ſullen doyn yn in dat geſchreuen recht dat is die glorie allen ſynen hilgen —

Pſalm CL.

1. Loeuet den heren yn ſynen hilgen loeuet eme yn dem firmament
2. ſynre crafft — Loevet eme yn ſynen doechden loeuet eme nae manichvelbicheit ſynre groiſheit — Loeuet eme mit dem gelupde der beſuynen
3. loeuet eme yn der pſalterien inde in der herpen — Loeuet eme yn der
4. bongen ind yn der choren ind yn den ſyden ind yn den organen —
5. Loeuet eme yn wailluydenden eymbalen loeuet eme yn eymbalen der vroelicheit — alle geyſten loeuet den heren —

Jeſaias XXXVIII, 10 — 20.

10. Ich ſprach in deme myddel mynre dage ich ſal gayn zo der port-
11. zen dee hellen — Ich ſoichte dat ouer bleuen van mynen yaren — ich ſprach ich en ſal neit ſeyn den heren yn dem lande dee leuentichen — Ich en ſal vort me neit anſeyn den mynſchen noch den ynwonee der raſten —
12. Myne geburt is aue genomen ind is zoe ſamen gewonden van myr als eyn tabernakel der heyrden — Myn lenen is beſneden gelich als van deme

weuer als ich noch begont ſo vnder ſneit he mich van dem morgen bis zo dem
auent ſaltu mich enden — Ich hoffde bis zo deme morgen als eyn lewe alſo 13.
bowreiff he alle myne beyn — Van deme morgen bis zo deme anent ſalt
du mich enden — als eyn yunge der ſwaluen ſal ich roiffen ind als eyn 14.
duue ſal ich gedencken — Myne ougen ſynt gedunnet vp ſeynde in die
hoicheit — Here ich lyden gewalt antwoir vur mich — wat ſal ich ſa- 15.
gen off wat ſal he myr antworden als icht ſeluer gedayn hayn — Ich ſal
weder dencken myne yaire in der bitterheit mynre ſelen — Here off man 16.
alſus lefft ind yn alſulchen dyngen is dat leuen myns geiſtes du ſalt
mich beriſpelen ind leuentich machen — ſich yn vreden is myn alre bit- 17.
terſte bitterheit — Mer du verloiſtes myn ſele vp dat ſy neit en vergeynck
dn wurps achter dynen rugge alle myne ſunden — Want die helle en ſal 18.
dyr neit begeyn noch der doit en ſal dich neit loeuen ſy en ſullen neit
verbeyden dyne wairheit die nydder gaynt in die kule — Der dae leuet 19.
der ſal dich begeyn als ich hude der vader ſal kont doyn den kynderen
dyne wairheit — Here mach mich geſont ind vnſe pſelmen ſullen wyr ſyn- 20.
gen alle die dage vns leuens en dem huyſe des heren —

Lobgeſang der Maria, Lukas I. 46 — 55.*)

Myne ſele maicht grois den heren — Jnd myn geiſt hait ſich boe 46. 47.
eruruowet in gode myme heil — Want he hait angeſeyn die oitmoidicheit 48.
ſynre deyrnen ſeit darumb ſullen mich alle gheſlechte ſelich ſagen — Want 49.
he hait myr groſſe dynck gedayn der mechtich is ind ſyn naem is billich
— Jnde ſyne barmherzicheit is van geſlechte in geſlechten die dae yn 50.
ontfoerten — He hait macht gedayn in ſyme armen he hait verſtoirt die 51.
houerdigen mit gedancken ſyns hertzen — He hait affgeſat die mechtigen 52.
van den ſtoile ind hait verhoiget de oitmoidichen — Die hongerichen hait 53.
he veruolt mit guiden ind die rijchen hait he ydel gelaiſſen — He hait 54.
intſangen yſrahel ſyn kynt ind he hait gedacht ſynre barmhertzicheit —
Als he geſprochen hait zo vnſen vederen abraham ind ſynen geſlechten 55.

---

*) Zur Vergleichung ſtehe hier dieſelbe Stelle, wie ſie in einer Evangelien-Concordanz vom Jahre 1390, die ich ſelber beſitze, überſetzt ſteht. Das Buch iſt auf Papier geſchrieben, 11 Zoll hoch 7 ein halb Zoll breit, und beſteht aus hundert und etlichen Blättern. Der Anfang lautet: „Jn dem namen gotz hebt ſich an dat tuzentlich leben unſers herren u. ſ. w.

Mein ſel lobt vnd grözzt den heren — Vnd mein geiſt frewt ſich 46. 47.
Jn got meinem heyler — Wañ er hat angeſehen die diemutikeit ſeiner 48.
dienerinne — Seht darumb haizzē mich ſelig alle geſlecht — Wañ grozze 49.
dink hat er mit mir getan der da gewaltig iſt vñ heilig iſt ſein nam —
Vnd ſein barmhertzikeit reicht von einem geſleht in daz ander vnter den 50.
die in furhtē — Gewaltige dink hat er volbracht mit ſeinem arm — Er 51.
hat zerſtrewt die hoffertigē an dem gemut irs hertzē — Die gewaltigē 52.
hat er geſetzt von dem ſtul vnd hat erhobt die diemutigē — Die hun- 53.
gerigen hat er erfüllt mit den guten — Vñ die reichē hat er ler gelazzē
— Jſrabel ſein kint hat er enpfangen vnd hat gedabt ſeiner parmhertzi- 54.
keit — Alz er vorgeheizzen hat vnſen vettern Abraham vnd ſeinem ge- 55.
ſleht ewigelich —

Zacharias Lobgeſang, Lukas I, 68—79.

68. Gebenedijt is der here got van yſrahel want he hait gevyſiteirt
69. ind gemacht die erloiſinge ſyns volcks — Ind hait vns vygereckt dat
70. horn des heils in dem huyſe dauid ſyns kyndes — Als he geſprochen
hait durch den mont ſynre hilger propheten die van der werelt ſynt —
71. Heil van vnſen vyanden ind van den henden alle die vns hauen gehaſt
72. Zo doyn barmhertzicheit mit vnſen vaderen ind zoe gedencken ſys hilgen
73. teſtamentz — Dat geſworen recht dat he geſworen hait zo abraham vnſen
74. vader he ſulde ſich ſeluer vns geuen — Dat wir ſulden erloiſt werden
van den henden vnſer vyanden dat wir eme ſoilden dienen aen vorte —
75. 76. In heilicheit ind rechticheit alle vnſe dage vnr eme — Ind du kynt ſalt
geheiſſchen werden eyn propheit des oeuerſten want du ſalt vurgaen dat
77. angeſichte des heren zo bereyden ſyne wege — Zo geuen ſynen volck wijſ-
78. heit des heils yn vergiffenis yrre ſunden — Oeuermitz die geweyde der
barmhertzicheit vns goedes yn wilchen he vns vyſentierde vſſgaende van
79. den oeuerſten — Zo erluchten den die yn duyſternyſſe ind in den ſcheme
des doitz ſitzen zo ſchicken vnſe voiſſe in den wech des vreden. —

Salzwedel. **W. Gliemann.**

Berichtigungen

der Schlegel-Tieck'schen Ueberſetzung des Shakſpeare.

Die Schlegel'ſche Ueberſetzung des Shakſpeare iſt das größte Werk der Ueberſetzungskunſt, das die Weltliteratur aufzuweiſen hat. Dieſen unſern Nationalſchatz von kleinen Flecken, die ihm noch anhaften, zu ſäubern, iſt eine Aufgabe, die ſich die deutſchen Shakſpeareforſcher zu einer gemeinſamen machen ſollten. N. Delius hat in ſeiner „Tieckſchen Shakſpearekritik" dazu einen ſchönen Anfang gemacht. Ich habe hierzu in dem diesjährigen Oſterprogramm des oldenburgiſchen Gymnaſiums kleine Beiträge, Reſultate 16jähriger Shakſpeareſtudien, geliefert und gebe hiermit eine Fortſetzung mit dem Wunſche, daß mein Beiſpiel Nachahmung erwecken und daß die Schlegel'ſche Ueberſetzung bei ſpäteren Auflagen darnach, wenn auch nur durch Noten unter dem Texte, berichtigt werden möge.

Heinrich VI.

Erſter Theil.

I., 1. Schlegel-Tieck'ſche Ueberſetzung. 1. Aufl. S. 102. Z. 20. v. u., 2. Aufl. S. 232. Z. 13. v. u., 3. Aufl. S. 282. Z. 1. v. o.

„Nun hätte völlig ſie der Sieg beſiegelt"

iſt ſicher nur ein Druckfehler für:

„Nun hätten völlig ſie den Sieg beſiegelt."

ein Druckfehler aber, der ſich durch alle Ausgaben hindurch zieht, ja — und das iſt wohl das Merkwürdigſte dabei — der ſich auch buchſtäblich von da aus in die Ortlepp'ſche Ueberſetzung hineingeſchlichen hat, die doch das ſtolze Motto führt:

„Der Buchſtabe tödtet,
Der Geiſt macht lebendig."

I., 1. Schl.-T. 1. Aufl. S. 103. Z. 4. v. u., 2. Aufl. S. 235. Z. 4. v. o. 3. Aufl. S. 283. Z. 6. v. u.

Im Texte lautet es:

„When have I aught exacted of your hands,
Kent to maintain, the king, the realm and you?“

Johnſon ſchlug ſtatt Kent vor, But zu leſen. Dann fließt Alles ſehr ſchön:

„Wann hab' ich was von eurer Hand gefordert,
„Als nur zum Schutz für König, Land und euch? —

IV., 8. 1. Aufl. S. 249. Z. 17. v. u., 2. Aufl. S. 96. Z. 10. v. o., 3. Aufl. S. 110. Z. 15. v. u.

„Und ſage: Gott erhalte ſeine Majeſtät!“

Warum nach dieſem Verſe die 3 folgenden:

„Doch wer ihn haßt und ehrt nicht ſeinen Vater
Heinrich den fünften, vor dem Frankreich bebte,
Der ſchüttle ſeine Waff' und geh' vorbei!“

weggelaſſen ſind, kann ich nicht begreifen und ich möchte vermuthen, daß es nur durch ein Verſehen geſchehen iſt. Die 3 Verſe geben erſt durch die Erwähnung des glorreichen Heinrich V. das Motiv, wodurch Clifford den aufrühreriſchen Haufen umſtimmt. Dagegen hat Schlegel am Schluſſe von Cade's Monolog im Anfange der 10. Scene das Wortſpiel zwiſchen sallet (Salat) und sallet (Helm) weggelaſſen, weil es ſich im Deutſchen doch wenigſtens nur unvollkommen wiedergeben läßt. Wenigſtens iſt Tieck's Ueberſetzung in der erſten Auflage, obgleich der Verſuch zum Erſatz immerhin dankenswerth iſt, nicht vollkommen zu nennen. Er giebt nämlich ein Wortſpiel zwiſchen Halm und Helm, und Abr. Voß verbeſſert dies durch Grashälmchen. Aber es fragt ſich doch, ob Schlegel nicht Recht hatte, unter dieſen Umſtänden die Stelle lieber wegzulaſſen.

V., 1. Schl.-T. 1. Aufl. S. 260. Z. 14. v. o., 2. Aufl. S. 110. Z. 13. v. o., 3. Aufl. S. 126. Z. 3. v. o.

York. „Ich bin auf Hoheit oder Tod entſchloſſen.
Clifford. „Das erſte bürg' ich dir, wenn Träume gelten.“

ein bloßes Verſehen für:

„Das letzte bürg' ich dir u. ſ. w.“

Heinrich VI.

Dritter Theil.

I., 1. Schl.-T. 1. Aufl. S. 271. Z. 4. v. o., 2. Aufl. S. 124. Z. 3. v. u., 3. Aufl. S. 141. Z. 10. v. o.

„Was ſag' ich nur hierauf? Mein Recht iſt ſchwach.
„Sagt, darf ein König keinen Erben wählen?“

„Hier fehlt in allen mir bekannten Shakspeare-Ausgaben und Uebersetzungen die Bemerkung, daß der erste dieser beiden Verse beiseite gesprochen werden muß. Al. Dyce hat hierauf zuerst aufmerksam gemacht.

II., 1. Letzter Vers.

„So ziemt sich's, wackre Krieger, laßt uns fort."

Why then it sorts heißt nicht: so ziemt sich's; dann würde auch das „Why then" nicht passen. Es heißt vielmehr: Nun, dann geht's gut. Ich schlage daher vor:

Nun, dann geht's gut. Auf, wackre Krieger, fort!

II., 2. Schl.-T. 1. Aufl. S. 289. Z. 13. v. o., 2. Aufl. S. 149. Z. 2. v. u., 3. Aufl. S. 168. Z. 10. v. o.

Für:

„Wer weicht der Schlange Todesstachel aus?"

schlage ich vor:

„Und wer entgeht der tück'schen Schlange Stich?"

denn das escape drückt nicht blos das Ausweichen, um zu entgehen, sondern das Entgehen selbst aus.

II., 5. Schl.-T. 1. Aufl. S. 297. Z. 9. v. o., 2. Aufl. S. 160. Z. 10. v. u., 3. Aufl. S. 179. Z. 5. v. u.

„Aus London ward vom König ich gemahnt."

Hier und 2 Verse weiter scheint ein „mahnen" für das englische „to press," auszuheben, ein zu unverständliches Wort zu sein, auf jeden Fall hat es etwas Mattes. Pressen, obgleich meistens nur von Matrosen gebraucht, würde doch wenigstens eher als mahnen hier verstanden werden.

III., 2. Zeile 6. vor dem Schluß der Sc. steht in der 3. Aufl. Simon statt Sinon.

III., 3. Schl.-T. 1. Aufl. S. 314. Z. 10. v. o., 2. Aufl. S. 183. Z. 8. v. u., 3. Aufl. S. 204. Z. 9. v. o.

„Warw. Darauf verpfänd' ich Ehr' und Glauben dir."

Nach diesem Verse sind, wohl nur aus Versehen, die beiden Verse:

„K. Ludw. Doch ist er bei dem Volke auch beliebt?
„Warw. So mehr, da Heinrich so unglücklich war."

ausgelassen.

IV., 1. Schl.-T. 1. Aufl. S. 320. Z. 11. v. o., 2. Aufl. S. 191. Z. 2. v. u., 3. Aufl. S. 213. Z. 9. v. o.

„Geht oder bleibt, Eduard will König sein
„Und nicht gebunden an der Brüder Willen."

Hier haben alle mir bekannten englischen Ausgaben his brother's will und nicht his brothers' will, und darnach würde es heißen, an Clarence allein gerichtet:

Geh oder bleib, Eduard will König sein
Und nicht gebunden an des Bruders Willen.

Indeß, wenn innere Gründe für Schlegel's Auffassung sprächen, so könnte uns die Auffassung der englischen Herausgeber nicht hindern, brothers' zu lesen. Aber Gloster hat ihm gar nicht gesagt, daß er ihn verlassen will. Eduard richtet also ganz natürlich auch nur an Clarence sein: Geh oder bleib u. s. w.

IV., 3. Schl.-T. 1. Aufl. S. 324. Z. 1. v. u., 2. Aufl. S. 198. Z. 10. v. o., 3. Aufl. S. 220. Z. 9. v. o.

„Ja, Warwik, allem Mißgeschick zum Trotz,"

Hier muß Schlegel

„Yea, oder Yes, Warwick etc."

gelesen haben, während alle Ausgaben, die ich gesehen habe, „Yet Warwick etc. lesen, und kein englischer Herausgeber eine Variante bemerkt. Passend ist auf jeden Fall nur Yet. Es muß also heißen:

„Doch, Warwik u. s. w."

Richard III.

I., 2. Schl.-T. 1. Aufl. S. 13. Z. 9. v. u., 2. Aufl. S. 250. Z. 9. v. o., 3. Aufl. Z. 17. v. u.

„Der Zeuge ihres Hasses blutend da."

Dies ist nach der Lesart der Quartausgaben übersetzt. Die Folio hat hier statt „her hatred" my hatred, und da diese Lesart offenbar in den Zusammenhang besser paßt, so muß wohl darnach übersetzt werden:

„Der Zeuge meines Hasses blutend da."

I., 4. Schl.-T. 1. Aufl. S. 27. Z. 10. v. u., 2. Aufl. S. 269. Z. 12. v. o., 3. Aufl. S. 297. Z. 3. v. o.

„Noch ihr, wie wir sind, bürgerlich."

Dem aufmerksamen Leser wird es hier nicht gleichgültig sein, daß „bürgerlich" hier für das englische Wort loyal gebraucht ist und demnach den Begriff „treuer Unterthan" mit enthalten soll. Schlegel wählte das Wort um einen Ersatz für den Gleichklang von royal und loyal im Urtext zu geben. Es möchte aber doch

auch wohl noch zu bedenken ſein, ob hier nicht des Verſtändniſſes wegen die äußerliche Aehnlichkeit preis zu geben iſt; denn die meiſten Leſer werden „bürgerlich“ in ſeinem gewöhnlichen Sinne nehmen, und dann ſagt der Satz eigentlich nichts.

III., 1. Schl.-T. 1. Aufl. S. 45. Z. 3. v. o., 2. Aufl. S. 293. Z. 10. v. o., 3. Aufl. S. 323. Z. 8. v. o.

Gloſter. Er hat, mein gnäd'ger Fürſt, den Ort geſtiftet,
Den dann die Folgezeiten neu erbaut.

Alle alten Ausgaben geben dieſe Rede Buckingham, und es ſcheint nur eine Nachläſſigkeit Urſache zu ſein, daß dieſelbe in allen neueren Ausgaben Gloſter zugetheilt iſt; wenigſtens bemerkt (nach Collier) kein Herausgeber, daß und warum er hier geändert habe. Grund zur Aenderung liegt aber nicht vor. Vielmehr iſt es, wie Collier richtig bemerkt, ganz natürlich, daß der Prinz, verſtimmt durch die Erwähnung des ominöſen Towers ſich von Gloſter abwendet und ſeine Frage an Buckingham richtet, der ja auch gleich darauf die zweite Frage des Prinzen beantwortet.

III., 1. Schl.-T. 1. Aufl. S. 45. Z. 14. v. o., 2. Aufl. S. 293. Z. 7. v. u., 3. Aufl. S. 323. Z. 7. v. u.

„Ich ſage, Muth wird ohne Schriften alt.“

Hier iſt, „Muth“ wahrſcheinlich nur ein Druckfehler für „Ruhm“ (fame).

III., 2. Schl.-T. 1. Aufl. S. 50. Z. 5. v. u., 2. Aufl. S. 302. Z. 3. v. o., 3. Aufl. S. 332. Z. 5. v. u.

„Kommt, kommt, ſeid ruhig u. ſ. w.“

Daß das bei Shakſpeare ſo häufige „have with you“ ich gehe mit euch bedeutet, hatte mich eine Vergleichung vieler Stellen, wo es vorkommt, gelehrt; beſtätigt wurde es aber vollends durch einen analogen Ausdruck in Heinrich VI., 2. Theil. Akt IV. Sc. 8. in der dritten Rede Cade's, wo er ſagt: in despite of the devils and hell, have through the very midst of you d. h. trotz Teufel und Hölle will ich mitten zwiſchen euch hindurchgehen. Nachher fand ich, daß Johnſon das have with you auch nicht verſtanden hat. Monck Maſon (zu dieſer Stelle) wundert ſich darüber, indem er bemerkt, daß dieſer Ausdruck noch im Munde des Volkes lebe. Es muß alſo hier heißen:

„Ich gehe mit euch. Wißt ihr was, Mylord?“

III., 4. Schl.-T. 1. Aufl. S. 54. Z. 18. v. u., 2. Aufl. 307. Z. 7. v. o., 3. Aufl. S. 338. Z. 6. v. o.

„Was nahmt Ihr im Geſicht vom Herzen wahr
„Durch irgend einen Anſchein, den er wies?“

So hat Schlegel nach der Lesart der Quartausgaben in dem 2ten dieſer beiden Verſe überſetzt. Dieſe haben hier nämlich By any likelihood ſtatt By any livelihood, was die Folio hat. Die bisherigen engliſchen Herausgeber haben hier ohne Bemerkung der Variante die Lesart der Quartausgaben gegeben. Und ich glaube auch, daß die Lesart livelihood ohne Schaden in der Folioausgabe hätte verborgen bleiben können, und ſomit hätte ich meine Bemerkung hier ſparen dürfen, wenn nicht Payne Collier der Lesart der Folio wieder den Vorzug gegeben hätte. Nach meinem Verſtändniß der engliſchen Sprache widerſpricht hier das Wort any der Möglichkeit des livelihood. Denn die livelihood wäre ſchon etwas beſtimmtes Wahrgenommenes und müßte mit dem beſtimmten Artikel verſehen ſein. Indeß ſollte man denken: das muß doch ein Engländer wiſſen; und ſo habe ich vielleicht zu erwarten, hierüber eines Beſſeren belehrt zu werden.

Oldenburg. **C. Hagena.**

Aesthetische Glossen

zu einer Reihe von Gedichten aus Echtermeyer's Auswahl.

1. Lore-Ley von Heine.

Man hat oft geglaubt, die Poesie Heine's nicht besser bezeichnen zu können, als wenn man ihr den Namen einer epigrammatischen beilegte. Es ist in der That nicht zu leugnen, daß sich in dem Buch der Lieder viele Gedichte finden, deren ganzer Gehalt oder wenigstens deren ganzer Effekt in der am Schluß hervortretenden Pointe beruht. Wenn nun das Wesen des Epigramms darin besteht, die Spannung immer mehr und so lange zu steigern, bis gleichsam der Gipfel des Berges in der Pointe erstiegen wird, von welchem aus sich nun mit einem Male eine Totalaussicht eröffnet, während vorher von den einzelnen niedrigern Standpunkten aus eben auch nur Einzelnes mit Blick und Sinn sich erfassen ließ: so scheint für diese Heine'schen Gedichte mit Schlußpointe der Name epigrammatisch gerechtfertigt. Demungeachtet möchte ich gegen die allgemeine Bezeichnung dieser Poesie als einer epigrammatischen einige Einwendungen machen. Bei weitem die meisten Heine'schen Lieder haben nämlich am Schluß keine Pointen ꝛc. sondern es finden sich, wenn man will, die Spitzen innerhalb des Gedichts. Wir haben uns hier zunächst an die Lore-Ley anzuschließen: schon dieses Lied entbehrt vollkommen der epigrammatischen Schlußpointe. Der Charakter dieses Gedichts ist vielmehr ein antithetischer und das ist das Wort, welches ich für Heine's Poesie im Allgemeinen für am bezeichnendsten halte. Alle Productionen dieses Dichters beruhen auf dem psychologischen Gesetz des Contrastes und dem logischen der Antithese. Es ist bekannt genug, welche große Rolle das Antithesiren in der sogenannten klassischen Tragödie der Franzosen spielt. Diese Art der Antithese besteht in einem Mechanismus, welcher

mir viel Aehnlichkeit mit dem der hebräiſchen Poeſie eigenthümlichen parallelismus membrorum zu haben ſcheint. Der zweite Alexandriner ſteht nämlich zu dem erſten in demſelben Verhältniſſe, welches etwa zwei einem Subſtantiv beigefügte Attribute unter einander haben. Dieſe antithetiſche Geſchwätzigkeit konnte ich nicht meinen, als ich Heine's Poeſie als eine antithetiſche charakteriſiren zu müſſen glaubte. Heine's Dichtungsweiſe beruht vielmehr auf dem pſychologiſchen Geſetze, daß jede vorhandene Vorſtellung oder Vorſtellungsmaſſe durch eine neu ins Bewußtſein tretende Vorſtellung alterirt wird, und dies um ſo mehr, je ungleichartiger beide Vorſtellungen, die vorhandene und die neuhinzugekommene, ſind. Heine regt nun eine beſtimmte Vorſtellung auf und nun kommt es ihm darauf an, eine möglichſt heterogene folgen zu laſſen. Dieſes Contraſtiren iſt manchmal ganz äußerlich, wie etwa in dem Gedicht „das Meer" plattköpfige, breitmäulige, kleine Lappländer den Indiern entgegengeſtellt werden:

Am Ganges duftet's und leuchtet's
Und Rieſenbäume blühn
Und ſchöne ſtille Menſchen
Vor Lotosblumen knien.

In Lappland ſind ſchmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein,
Sie kauern ums Feuer und kochen
Sich Fiſche und quälen und ſchrei'n.

Künſtleriſcher iſt der innere Gegenſatz, welchen Heine in zwei auf einander folgende Gedanken zu legen weiß. Wer erinnerte ſich nicht des kleinen Liedchens, welches voll der herzlichſten Liebe plötzlich mit dem ſchrillenden Contraſt abſchließt:

Und ſterbend zu Dir ſagen:
Madame, ich liebe Sie.

Hier iſt zwiſchen der letzten Zeile und dem Vorhergehenden ein Abgrund, welchen die Vorſtellung nicht uno tenore überſpringen zu können ſcheint, und doch muß der Sprung gewagt ſein.

Dieſes Entzweien der Vorſtellungen und Gefühle, dieſes abſichtliche Zerſtören des eben Aufgebauten iſt an ſich ebenſo unpoetiſch, als etwa im Drama die plötzliche Verwandlung der tragiſchen Helden in eine luſtige Perſon es ſein würde. Als ein künſtleriſches Mittel kann dieſes Combiniren disparater Gedanken nur dann an-

gesehen werden, wenn der Dichter dafür gesorgt hat, daß die höhere Einheit, die Synthese des in Thesis und Antithesis Gesetzten nicht fehlt. Die Gedichte, in welchen Heine diese Versöhnung der Gegensätze absichtlich bei Seite geschoben hat, können daher eben nur der Ueberreizung ein flüchtiges Wohlgefallen abgewinnen. Aber in sehr vielen seiner Gedichte ist es ihm gelungen, eine Ausgleichung des Entgegengesetzten, (zwar nicht auszusprechen, aber doch ahnen zu lassen.) So in der Lore-Ley. Die Contraste dieses Gedichts sind scharf genug ausgeprägt. Die wunderbare Jungfrau sitzt in erhabener Ruhe auf der steilen Felswand und singt sich ein gewaltiges Lied. Unten aber kämpft der Schiffer mit den Fluthen und fühlt sich mächtig angezogen von der anscheinend nur in sich versunkenen Jungfrau. Selbst die Natur nimmt Theil an dem Contrast: um den sehnenden Schiffer Dämmerung und kühle Luft, bei der Jungfrau heiterer Abendsonnenschein. Und nun der geisterhafte Abschluß, welcher wiederum die in antiker Ruhe verharrende Lore-Ley und den liebetrunkenen Schiffer contrastirt:

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

Dieser Schluß ist tragisch genug; das Ende des Ringens ist für den Schiffer der Untergang und die Geliebte ist es, die ihn herbeiführt. Aber gerade in diesem Gegensatz liegt auch die Versöhnung und der mild wehmüthige Eindruck, den wir mit hinwegnehmen. Er stirbt für seine Liebe und durch dieselbe und das heiße Sehnen ist gestillt. Es ist gleichgültig, ob man sich das hinter dem Gedicht Liegende so oder so ausmalt: wohne er „bei ihr im crystallnen Schlosse" oder bleibe man bei dem Versinken in den Fluß: die Idee ist gerettet, denn in der vollendeten Hingabe des Schiffers an seine Liebe liegt sein ideeller Triumph, wenn ihn auch äußerlich der Untergang erreicht.

So ist dies Lied ein vollendetes einmal durch die künstlerische Gliederung der Gegensätze, dann aber auch deren harmonische Auflösung in dem ideellen Triumph der Liebe.

2. Die Sonne bringt es an den Tag, von Chamisso.

Was ich immer am meisten an Chamisso bewundert habe, das ist nicht der bewundernswürdige Sprachsinn, mit welchem er sich

das fremde Sprachidiom zur Mutterſprache umſchuf. Viel überraſchender erſcheint mir die Innerlichkeit und Tiefe der Auffaſſung, mit welcher er an ſeine Stoffe heranging oder vielmehr dieſelben in ſich aufnahm. Mit einem Worte, er gewöhnte ſich deutſch zu denken und zu fühlen. Indem ich verſuche, dies einmal an einer Aeußerlichkeit aufzuzeigen, muß ich nothwendig ein paar Worte vorausſchicken.

Der Refrain d. h. die Wiederholung eines und deſſelben Schlußverſes oder mehrerer Verſe am Schluſſe jeder Strophe ſcheint mir in der deutſchen Poeſie eine ganz beſondere Bedeutung bekommen zu haben. Der Sinn des deutſchen Refrains iſt, wenn ich nicht irre, der, daß die Idee, welche das ganze Gedicht durchdringt, am Schluſſe jeder Strophe ihren concreten Ausdruck finde. Dieſe Einrichtung beruht auf dem pſychologiſchen Geſetze, nach welchem eine Vorſtellung oder Vorſtellungsmaſſe in dem Maße an Kraft zunimmt, als ſie oft oder weniger oft angeregt wird. Denn da die einmal angeregten Vorſtellungen nicht vernichtet werden, ſondern nur zeitweilig unter die Schwelle des Bewußtſeins herabſinken, ſo bedarf es eben nur einer neuen Bewegung, um dieſelben wieder in das Bewußtſein zu bringen und zwar um ſo ſtärker, je gleichartiger die erweckende Vorſtellung iſt. Unſere Volkslieder, welche den Refrain vorzugsweiſe lieben, haben in der Regel einen völlig gleichen Ausdruck in der Wiederholung gebraucht.

Will man aber in dieſer Weiſe den völlig gleichen Refrain immer eintreten laſſen, ſo iſt die nothwendige Folge, daß derſelbe zu dem Ende mancher Strophe nicht vollkommen paßt. Denn da die einzelne Strophe als Theil eines größern Ganzen nicht nothwendig allemal der Ausdruck der vollſtändigen Idee iſt, ſo muß der Refrain, der eben die Idee des Gedichts, nicht der Strophe ausdrücken ſoll, zu der letztern öfter in einem nicht ganz adäquaten Verhältniß ſtehen. Um dies zu vermeiden, hat man ſich erlaubt, den Refrain dem Sinn der einzelnen Strophe einigermaßen anzupaſſen. Doch iſt auch für dieſe Licenz ein beſtimmtes Geſetz aufzuſtellen. Ich glaube dies ſo ausſprechen zu können: Die Veränderung des Refrains darf ſo wenig als möglich die Worte ſelbſt alteriren, weil ſonſt das Charakteriſtiſche dieſer poetiſchen Form verwiſcht wird.

Chamiſſo hat in dem Gedicht:: Die Sonne bringt es an den Tag, den Refrain ſiebenfach umgeſtaltet:

1. Die Sonne bringt es an den Tag.
2. Du bringſt es doch nicht an den Tag.
3. Die Sonne bringt's nicht an den Tag.
4. Was bringt die Sonne nicht an den Tag?
5. Sie bringt es doch nicht an den Tag.
6. Nun bringt's die Sonne an den Tag.
7. Die Sonne bracht' es an den Tag.

Die 1. Form enthält die Grundidee des Gedichts. Nikolaus hat den Juden in einſamer Gegend ermordet, dieſer die Sonne als Rächerin angerufen: die Sonne bringt es an den Tag. Aber ſchon eine flüchtige Anſicht zeigt uns, daß unter den 7 Formen des Refrains vier dieſe Idee negiren, nämlich 2. 3. 4. und 5. Es könnte ſich nun fragen, wie hierbei die oben aufgeſtellte Theorie des Refrains zu recht komme. Allein es iſt bekannt genug, daß einmal vorhandene Vorſtellungen der Seele nicht nur durch Aſſociation, ſondern auch durch den Contraſt ins Bewußtſein zurückgerufen und zu erhöhter Intenſivität gekräftigt werden. Da nun hier gleich mit der erſten Strophe:

Gemächlich in der Werkſtatt ſaß
Zum Frühtrunk Meiſter Nikolas,
Die junge Hausfrau ſchenkt ihm ein,
Es war im heitern Sonnenſchein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

die wahre Idee des Gedichts in der Seele des Hörenden erweckt wird, ſo dient die negative Form des Refrains, welche in der zweiten Stophe eintritt, durch den Gegenſatz zur Kräftigung der urſprünglich bewirkten Vorſtellung.

Ein anderes Bedenken dürfte dagegen gegründeter ſein. Die ſiebenfache Form des Refrains ſteht nämlich in keinem Verhältniß zur Strophenzahl (es ſind nur 14 Strophen). Abſolut nothwendig iſt die Veränderung der urſprünglichen allerdings nur drei oder viermal:

1) Die Sonne bringt es an den Tag (Refrain z. Strophe 1. 6. 9. 13.)
2) Die Sonne bringt's nicht an den Tag (Str. 2. 3. 5. 7. 8. 10. 11. 12.)
3) Was bringt die Sonne nicht an den Tag (Str. 4.)
4) Die Sonne bracht' es an den Tag (Str. 14.)

Ich verkenne nicht, daß der Dichter, wenn er eine ſolche Vereinfachung des Refrains, wie ich ſie eben angegeben, beliebt

hätte, mannichfache Nüancen hätte unberückſichtigt laſſen müſſen. Gleich in der zweiten Strophe iſt die Anrede an die Sonne: Du bringſt es doch nicht an den Tag offenbar kräftiger als die allgemeine 2. Form. In der 17. wird durch das Nun (6. Form) das Einbrechen der Nemeſis vortrefflich angedeutet. Am wenigſten würde man es beklagen, wenn an die Stelle der 5. Form in der 12. Strophe die 2. getreten wäre.

Aber obwohl ich wie geſagt nicht verkenne, welche feineren Nüancirungen durch dieſe Vereinfachung wenigſtens in Str. 2. und 13. verloren gehen, ſo glaube ich doch behaupten zu dürfen, daß der Dichter in allen 3 Fällen beſſer die volksmäßige einfache Wiederholung vorgezogen hätte. Anders verhält es ſich dagegen mit einem Vorſchlag, den man auch etwa machen könnte und durch welchen die Veränderungsformen ſogar auf 3 reducirt würden. Allenfalls könnte es nämlich Strophe 14. auch heißen: Die Sonne bringt es an den Tag. Dann würde zum Schluß die Idee des Gedichtes noch einmal in einem allgemeinen Satz ausgeſprochen. Aber das brachte, welches an das Hiſtoriſche anknüpft, bringt die Verwirklichung der Idee auf eine ſo ergreifende Weiſe zur Anſchauung, daß wir dieſe 4. Form als vollkommen berechtigt zu erkennen haben.

Wären aber demnach die 7 Formen auf 4 vom Dichter reducirt worden, ſo würde dem Charakter des Refrains ſein Recht geſchehen ſein. Aber gerade in dieſen verſchiedenen Nüancirungen durch die 7 Veränderungen ſpiegelt ſich Chamiſſo's Hereinleben in die feinfühlende deutſche Gemüthswelt.

3. Thurmwächterlied.

Dieſes Gedicht des ritterlichen Fouqué iſt ergreifend. Der Gedanke iſt jedenfalls poetiſch, einen Thurmwächter hoch über Sturm und Graus über ſein Amt philoſophiren zu laſſen. Denn er philoſophirt nicht wie Houwalds vornehmer Wächter des Leuchtthurms in der Weiſe, wie etwa der Dichter ſelbſt reflectiren würde, wenn er dies Amt bekleidete: Fouqué's Thürmer ſpricht nur aus, was die Umſtände und die Umgebung in der Bruſt jedes Menſchen von einigem Gefühl erregen müſſen. Ein vorzügliches Beförderungsmittel der beſondern Wirkung dieſes Gedichts ſcheint mir aber das äußerſt geſchickt gewählte Metrum zu ſein. Daſſelbe beſteht aus

Anapäſten, welche mit Jamben abwechſeln. Das Schema, der erſten Strophe iſt, folgendes:

⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — Am gewaltigen Meer,
⏑ ⏑ — ⏑ — In der Mitternacht,
⏑ ⏑ — ⏑ — Wo der Wogen Heer
⏑ ⏑ — ⏑ — An die Felſen kracht,
⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — Da ſchau ich vom Thurm hinaus.
⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — Ich erheb' einen Sang
⏑ — ⏑ — Aus ſtarker Bruſt
⏑ — ⏑ ⏑ — Und miſche den Klang
⏑ ⏑ — ⏑ — In die wilde Luft,
⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — In die Nacht, in den Sturm, in den Graus.

Obgleich dieſes Metrum von Jedem, auf den erſten Blick in dem Gedicht erkannt werden wird, habe ich es doch ausgeſchrieben, um die kunſtvolle Vermiſchung von Anapäſten und Jamben anſchaulich zu machen. In dem erſten Vers, wo das Toſen des gewaltigen Meers im Allgemeinen vorgeſtellt wird, ſtehen zwei raſche Anapäſten; Vers 3. und 4. drücken durch den Schlußjambus das plötzliche Anprallen und Abbrechen aus. Der 5. Vers mit 2 Jamben zu einem Anapäſt ſcheint die Ruhe des Wächters in dem ihn umgebenden Sturm zu malen. Dieſes ruhige Beharren der Stärke ſpricht ſich auch in der jambiſchen Dipodie des 7. Verſes aus, während der 10. mit 3 Anapäſten den Sturm der umgebenden Natur nachahmt. Ebenſo kunſtvoll iſt das Metrum in den 3 übrigen Strophen gehandhabt und der Schluß:

⏑ — ⏑ — ⏑ —
Der denk an das Himmelreich! -

weiſt durch den langſameren Rhytmus auf die endliche Verſöhnung hin.

4. Der Mäuſethurm, von Kopiſch.

Die Sage vom Erzbiſchof Hatto, der die Armen in ſeiner Scheuer verbrennen ließ und dafür ſelbſt von den Mäuſen aufgefreſſen wurde, iſt bekannt genug. Niemand wird leugnen, daß dieſer Stoff ſich zur poetiſchen Behandlung eigne. Es will mir aber ſcheinen, als ob Kopiſch, der ſonſt ſo glücklich in der Wahl der Form iſt, in dieſem Gedichte ſich vergriffen hätte. Daſſelbe beginnt mit der Beſchreibung, wie noch jetzt der Geiſt des Biſchofs Hatto um Mitternacht von glühenden Mäuſen um die Zinnen ſeines Thurms gejagt wird. Ich finde dies vortrefflich, weil dieſes in medias res

rapere auf die folgenden Strophen, welche die Erklärung bringen müſſen, geſpannt macht. Dieſe Erklärung wird nun in Strophe 2—4 gegeben, aber nicht wie man erwarten ſollte in hiſtoriſcher Darſtellung, ſo daß die Grauſamkeit Hatto's einfach erzählt wurde, ſondern vielmehr in einer an Hatto ſelbſt gerichteten Apoſtrophe.

Der Hungrigen haſt Du, Hatto, gelacht,
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht;
Drum ward jedes Körnlein im Speicher Dein
Verkehrt in ein nagendes Mäuſelein u. ſ. w.

Die Anrede des Helden der Erzählung wird im Epos öfter angewandt, wie ich glaube, um dem Antheil des Dichters an ſeinen Perſonen einen Ausweg zu laſſen, da er außerdem vor der durchweg objectiven Geſtaltung des epiſchen Gedichts zurücktreten muß. So ſagt Homer Od. XVII., 512.

Τὴν δ'ἀπαμειβόμενος προσέφης, Εὐμαιεσυβῶτα.

und Voß ihm nachahmend:

Darauf antwortetеſt Du ehrwürdiger Pfarrer von Grünau.

Aber von dieſer Art der Apoſtrophe kann hier nicht die Rede ſein und es wird in der That ſchwer zu erkennen, was die Anrede hier ſoll. Irgend jemandem ſeine eigne Lebensgeſchichte vorzuerzählen iſt nur dann gerechtfertigt, wenn wir auf dieſelbe irgend etwas zu begründen Willens ſind. Wollte ich z. B. einem Hartherzigen Milde empfehlen, ſo möchte ein Aufzählen ſeines Sünden-Regiſters eine gute Baſis für die dann folgenden Ermahnungen ſein. Daran iſt hier natürlich nicht zu denken. Fällt aber dieſer Grund weg, ſo iſt in der That nicht abzuſehen, warum Hatto ſein Leben ſich erſt erzählen laſſen muß, das er doch ſelbſt am beſten kennen muß. Dagegen iſt die Wiederholung der Verſe:

Er flieht um die Zinnen im Höllenſtein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein —

nicht allein zu billigen, ſondern wir wünſchten ſogar, daß zum Schluß die ganze 1. Strophe wiederholt worden wäre.

Hildburghauſen. **A. Henneberger.**

Studien zu Shakſpeare's Hamlet.

Unter allen Werken des Shakſpeare hat keines der Kritik ſo viel zu ſchaffen gemacht, wie der Hamlet; die Schönheiten dieſes Trauerſpiels ſind zu groß, als daß ſie jemals hätten verkannt werden können. Das beweiſt der Beifall, mit dem es von ſeinem erſten Erſcheinen an in England aufgenommen worden iſt, und die begeiſterte Anerkennung, die es ſofort unter uns gefunden hat, als wir zuerſt mit den Werken des brittiſchen Dichters bekannt wurden. Wen giebt es denn auch wohl, dem, — um nur einige derſelben zu erwähnen, — die Erſcheinung jenes mitternächtlichen Wanderers aus dem Lande, von dem kein Reiſender zurückkehrt, nicht mit unwillkührlichem Schauder ergriffen, der nicht einmal in ſeinem Leben mit der ſchwankenden Melancholie, mit dem düſtern Lebensüberdruß des Prinzen ſympathiſirt, dem Ophelias reizende Mädchenhaftigkeit, ihr ſtiller Wahnſinn und ſchneller Untergang nicht das Herz gerührt hätten. Neben dieſen Schönheiten aber ſcheint das Stück mit Fehlern behaftet zu ſein, die ihnen wenigſtens die Wage halten. Nur etwa bis zum Schluſſe des dritten Aufzugs zeigt ſich einiger Zuſammenhang in der Handlung. Von da an ſcheint der Dichter planlos Begebenheit auf Begebenheit zu häufen, um wie ein engliſcher Kritiker ſich ganz naiv ausdrückt, nur die übliche Länge von fünf Akten herauszubringen, und nachdem dieſes erreicht worden, ebenſo planlos die Kataſtrophe herbeizuführen, in der alles, was von Hauptperſonen noch vorhanden iſt, ohne Gnade das Leben laſſen muß. Dieſe letztere beſonders ſchien Schröder, der zuerſt das Stück bei uns für die Bühne bearbeitet hat, ſo unerträglich, daß er es ſich nicht verſagen konnte, die poetiſche Gerechtigkeit zu üben, und den Prinzen, nach zu Waſſer und zu Lande glücklich überſtandenen Fährlichkeiten, am Ende über alle ſeine Feinde triumphiren zu laſſen. Davon ſind wir nun freilich zuerſt durch

Göthes Auseinanderſetzungen im Meiſter zurückgekommen, aber auch er weiß ſich doch ſelbſt mit Hamlets Hin- und Herreiſen keinen Rath, und ſchlägt für die Aufführung eine Einrichtung vor, bei welcher ohne viel Rückſicht auf den Zuſammenhang der Fabel, nur die Hauptſituationen des Stückes erhalten bleiben. So ſteht die Sache denn jetzt ohngefähr ſo, daß wir das Stück nach Schröders Bearbeitung nicht mehr ſehen wollen, es, wie der Dichter es geſchrieben, nicht ſehen können, und doch nicht wiſſen, welche andere Geſtalt ihm für die Aufführung zu geben wäre.

Faſt noch mißlicher als mit der Fabel ſcheint es mit dem Charakter der Hauptperſon beſtellt zu ſein. So intereſſant und liebenswürdig wir ſie auch finden mögen, ſo vermiſſen wir doch einen Plan und Conſequenz in ihren Handlungen. Der Prinz nimmt ſich auf das feierlichſte vor, den Mord ſeines Vaters zu rächen, aber die Mittel, welche er zu dieſem Zwecke ergreift, ſtehen im Widerſpruch mit dem Zweck. Auf der einen Seite hält er das größte Geheimniß für nothwendig, und ſtellt ſich ſogar wahnſinnig, um es beſſer zu bewahren, auf der andern verräth er ſeinen Feinden alles durch eine Comödie, die er ihnen vorſpielen läßt. Wie der Zufall ihm dennoch die Gelegenheit zur Ausführung ſeines Vorſatzes in die Hände gibt, verſäumt er ſie aus einem Raffinement von Grauſamkeit, welches empörend ſcheint; dann tödtet er wieder den unſchuldigen Vater ſeiner Geliebten, und zeigt nicht die mindeſte Reue, nachdem er ſeinen Irrthum entdeckt hat. Wenn der Mörder am Ende doch noch von ſeiner Hand fällt, ſo geſchieht dieſes nicht nur ganz ohne Plan, ſondern auch offenbar mehr um ſich ſelbſt als um den Vater zu rächen.

Wie ſollen wir nun dieſe widerſprechenden Eigenſchaften des wunderbaren Werkes in Uebereinſtimmung bringen? Oder werden wir es von vorn herein aufgeben, indem wir ſie dem ungeregelten Genius des Dichters zuſchreiben, der, ſo vortrefflich er auch im einzeln war, den Plan des Ganzen auszubilden entweder verſchmähte oder nicht vermochte? Das letztere ſchwerlich. Vor fünfzig Jahren mochte damit wohl noch jemand gehört worden ſein, jetzt aber ſind wir zu der Einſicht wenigſtens gekommen, daß das Wirken des wahren Genius immer geſetzmäßig iſt, wenn er ſich auch ſelbſt des Geſetzes, wonach er verfährt, nicht deutlich bewußt iſt, und daß er alſo auch nur Organiſches mit ſich ſelbſt Uebereinſtimmendes hervorbringen kann. Wo wir demnach Unordnung und Widerſpruch finden, da liegt der Fehler nicht an ihm, ſondern an uns, indem

wir ein anderes Geſetz, welches nicht das ſeinige war, willkührlich unterlegen.

Aber wird man vielleicht ſagen, wozu überhaupt dieſe raiſonnirende Betrachtung eines Kunſtwerkes, warum ſich nicht lieber der freien lebendigen Schöpfung des Künſtlers ebenſo bewußtlos hingeben, wie ſie entſtanden iſt, deſſen ſich erfreuen, was unſerm Gefühl entſpricht, und alles andere auf ſich beruhen laſſen. Das möchte hingehen, wenn wir alle ſelbſt Künſtler wären, und uns hervorbringend verſchaffen könnten, was wir betrachtend entbehren würden. So verhält es ſich aber nun einmal nicht, und doch bedürfen wir alle des Genuſſes des Schönen, zu dem man nur auf einem von dieſen Wegen gelangt.

Der Künſtler iſt fertig wenn er ſein Werk vollendet hat. Er hat ſich von einem Zuſtand befreit, der ihn drängte und beunruhigte, er iſt über die Idee die unentwickelt in ihm lag, zur Klarheit gekommen, indem er ſie äußerlich zur Geſtalt brachte. Ganz anders verhält es ſich mit uns. Unſere Thätigkeit beginnt nun erſt, denn thätig müſſen wir uns auf irgend eine Weiſe verhalten, wenn wir uns des Schönen erfreuen ſollen. Anfangs ſind wir uns zwar nur des Empfangens und Leidens bewußt, wir können aber in dieſem Zuſtand nicht bleiben, ſo angenehm er uns auch zuerſt geweſen ſein mag. Das fertige Werk drängt uns wie den Künſtler die Idee. Er befreite ſich, indem er ſie äußerlich hervorbrachte, wir indem wir ſie innerlich reproduziren. Er ging von dem Ganzen, was in ihm lag, zu der äußerlichen Hervorbringung des Einzelnen über, wir kehren von dem äußerlich fertigen Einzelnen zu der innerlichen Erzeugung der Idee zurück, und werden uns nicht eher zufrieden geben, als bis wir ſie als das Geſetz des Werkes eben ſo deutlich erkennen, wie ſie ihn lebendig leitete.

Schon in einem im Jahre 1589 gedruckten Buche wird eines Theaterſtückes unter dem Namen des Hamlet gedacht. Dieſes kann aber unmöglich unſer Trauerſpiel ſein. Denn wenn Shakſpeare auch ſchon um dieſe Zeit ſeinen Geburtsort verlaſſen, und ſich nach London auf das Theater begeben hatte, ſo waren es höchſtens ſeine erſten Jugendarbeiten, etwa Titus Andronikus, wenn dieſes Stück ihm zugeſchrieben werden darf, womit er ſich beſchäftigte. Sie ſtehen aber ſo weit hinter dem gegenwärtigen Werk zurück, ſind in Stil und Ausführung ſo verſchieden von ihm, daß ſich an ihre gleichzeitige Entſtehung nicht denken läßt. Erſt im Jahr 1596 findet ſich in einer Schrift des Thomas Naſh, eine

bestimmte Anspielung auf die Erscheinung des Geistes und seine Aufforderung zur Rache und im Jahre 1598 gedenkt Dr. Gabriel Harvey, des Hamlets von Shakspeare, welcher nebst seinem Gedicht dem reiferen Alter ebenso gefalle, wie Venus und Adonis der Jugend. Da unser Dichter im Jahr 1564 geboren ist, so war er also etliche dreißig Jahre alt, als er den Hamlet schrieb. Um diese Zeit hat er schon den Sommernachtstraum, einige Comödien und Romeo und Julie hervorgebracht, aber noch keines seiner übrigen großen Trauerspiele. Dieses letztere Stück, so tragisch der Ausgang ist, schließt sich doch durch die Liebestrunkenheit, die es athmet, durch das Uebermaaß spitzfindigen Witzes und den häufigen Gebrauch des Reimes mehr an jene ältern Comödien an. In dem Hamlet dagegen tritt zugleich mit der herben tragischen Weltansicht, deren Mittelpunkt er ist, eine ganz andere Art der Behandlung hervor. Ohne sich wie dort so häufig der Ueppigkeit seines Humors zu überlassen, strebt der Dichter mit dem größten objektivsten Ernst, alles zur unmittelbarsten dramatischen Anschauung zu bringen. Wie die Verfertigung des Stückes also in den Uebergang von dem Jünglings- zu dem Mannesalter des Dichters fällt, so bezeichnet es einen merkwürdigen Wendepunkt in seiner künstlerischen Thätigkeit, es ist, wie Schlegel von Bürgers Leonore sagt, der goldene Ring, mit dem er sich die tragische Muse vermählte, wie der venetianische Doge das Meer.

Nicht minder merkwürdig ist, daß wir den Hamlet eigentlich in drei wesentlich von einander verschiedenen Redaktionen besitzen, die ohne Zweifel alle von Shakspeare herrühren. Die erste ist im Jahre 1603 unter dem Titel:

„Die tragische Historie des Hamlet, Prinzen von Dänemark, von Wilhelm Shakspeare, wie sie zu verschiedenen Malen von den Bedienten seiner Hoheit in der Stadt London, wie auch auf den beiden Universitäten zu Cambridge und Oxford und anderswo aufgeführt worden ist,"

gedruckt, sie war aber ganz verschwunden, und selbst Steevens und Malone, den sorgfältigsten und fleißigsten unter allen Herausgebern und Bearbeitern des Dichters, unbekannt geblieben. Erst im Jahr 1824 kam ein Exemplar derselben auf 31 Blättern in Quart wieder zum Vorschein, und wurde von dem Herzog von Devonshire für 200 Pfund Sterling angekauft. 1825 erschien in London und 1826 in Leipzig bei Fleischer ein diplomatisch genauer Nachdruck

deſſelben, ſo daß man ſich dieſe anfangs ſo koſtbare literariſche Curioſität jetzt für einige Groſchen verſchaffen kann.

Das Stück iſt hier zwar im Weſentlichen dasſelbige, es erſcheint aber bedeutend kürzer, weil ſehr häufig ganze Reden oder einzelne Stellen fehlen, die wir jetzt beſitzen; auch mangelt es an Abweichungen von dem gangbaren Text in Worten und Ausdrücken nicht. Die zweite findet ſich in den beiden Ausgaben von 1604 und 1605, von den Engländern gewöhnlich die Quartos genannt, unter dem Titel: „Die tragiſche Hiſtorie Hamlets, Prinzen von Dänemark, neu gedruckt und beinah um ſo viel, als ſie vorher enthielt, vermehrt, nach der erſten und vollſtändigen."

Die dritte enthält den Text, wie Hemmings und Condel, Schauſpieler von Shakſpeares Geſellſchaft, ihn in der nach ſeinem Tode im Jahre 1623 veranſtalteten Ausgabe ſeiner Werke gaben.

Der Text der Quartos iſt am vollſtändigſten, und enthält mehrere Reden und Verſe, die in der Ausgabe von 1623 fehlen, in welcher ſich dagegen wieder Stellen finden, die man in den Quartos vermißt, z. B. die Anſpielungen auf die Kindercomödie in Hamlets Geſpräch mit Roſenkranz und Güldenſtern über die Schauſpieler.

Da man in Deutſchland bisher mit den bei Lebzeiten des Dichters gedruckten Ausgaben ſeiner Stücke aus eigener Anſchauung ſo gut wie gar nicht bekannt war, ſo hat der Abdruck der Ausgabe von 1603 mehr Aufſehen gemacht, als ſie eigentlich verdiente, und man iſt ſogar auf den Gedanken gekommen, ſie enthalte das Werk, wie es von dem Dichter ſelbſt für die Aufführung bearbeitet worden ſei.

Das iſt nun inſofern gewiß unrichtig, als es vorausſetzt, Shakſpeare habe anders für die Aufführung als für den Druck geſchrieben, obgleich der ſonſt ſo einſichtige Steevens an etwas Aehnliches gedacht zu haben ſcheint, wenn er bemerkt, der Hamlet, wie wir ihn jetzt vor uns haben, ſei ſo lang, daß die Geduld des Publikums ſchwerlich während der Aufführung würde ausgehalten haben, dabei aber vergißt, daß dieſe Länge eben durch die Vereinigung des Textes der Quartos mit dem der Folio-Ausgabe von 1623 entſtanden iſt.

Shakſpeare dachte eben ſo wenig daran, Schauſpiele für den Druck zu ſchreiben, als es jetzt einem Componiſten einfallen wird, Noten blos zum Leſen in der Partitur anzufertigen. Was bei ſeinen

Lebzeiten wirklich gedruckt worden ist, sind entweder Entwürfe, die er, nachdem er sie weiter ausgearbeitet, weggeworfen hat, oder es ist aus Aufzeichnungen während der Ausführung von Andern zusammengesetzt, oder er gab ausnahmsweise die ächte Handschrift her, um jene Mißgeburten, da sie einmal in der Welt waren, dadurch zu verdrängen. Hieraus erklärt es sich ganz natürlich, daß die Ausgabe von 1603 wie alle anderen, die bei seinem Leben erschienen sind, der Eintheilung in Akte und Scenen und der übrigen Anweisungen für das Theater entbehren. Das alles fand sich erst in dem für die Schauspieler zum Ausschreiben der Rollen bestimmten Manuskript, und die Folioausgabe von 1623 hat es nur darum, weil sie sich auf dergleichen Manuskripte gründet.

So ist es auch eben nicht schwer, das Verhältniß zwischen den drei Redaktionen des Hamlet zu bestimmen. Die von 1603 ist offenbar der erste Entwurf, welchen der Dichter später weiter ausarbeitete, und das Stück wurde grade in dieser Gestalt niemals gegeben, obgleich der Herausgeber um seine Waare anzupreisen, dieses auf dem Titelblatt versichert. Genau eben ein solcher Entwurf ist in der bei Lebzeiten des Dichters gedruckten Ausgabe der lustigen Weiber von Windsor anerkanntermaßen vorhanden. Die Quartos von 1604 und 5 enthalten die ächte bei der ersten Aufführung zum Grunde gelegte Handschrift, welche der Dichter vielleicht eben darum hergegeben hatte, um jene unreife Arbeit zu verdrängen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sie gänzlich in Vergessenheit gekommen ist, so wichtig sie auch sein mag, um sein Verfahren bei der Hervorbringung seiner unsterblichen Werke kennen zu lernen, und ihn so gleichsam in seinem Arbeitszimmer zu belauschen. Später als das Stück den Reiz der Neuheit verloren hatte, scheint er allerdings eine neue abgekürzte Bearbeitung für die Aufführung nöthig gefunden zu haben, und diese findet sich in der Folioausgabe von 1623. Den Grund hierzu entdeckte ich in demjenigen, was jene Redaktion zuerst über die Kindercomödie enthält. Vermöge der seltsamen Vermischung von Religion und Weltlichkeit, welche damals in der bischöflichen Kirche von obenher begünstigt und befördert wurde, und in der die Puritaner nicht mit Unrecht eine Hinneigung zum Papismus fanden, waren die Chorknaben von der Sankt Paulskirche zugleich eine Gesellschaft von Schauspielern; sie führten Stücke auf, die, nach einem gleichzeitigen Zeugniß aus dem Jahr 1611, großen Beifall fanden, und den andern Theatern natürlich Schaden thaten. Wahrscheinlich um dem seinigen aufzuhelfen, brachte

Shakſpeare den einſt ſo beliebten Hamlet in etwas abgekürzter Geſtalt wieder zum Vorſchein, und ermangelte nicht, ihn mit einem Ausfall gegen die Kinderkomödie zu würzen, zu dem er durch frühere Angriffe von ihrer Seite veranlaßt worden war. Bei dieſer Gelegenheit will ich eine neue Erklärung von einer Stelle vorſchlagen, die meiner Meinung nach ſtets mißverſtanden worden iſt.

There is, ſagt Roſenkranz, an aiery of children, little eyases, that cry out on the top of the question, and are most tyrannicaly clapt for it.

Alle Ausleger haben geglaubt, es ſei irgend ein Fehler im Vortrage, welchen Shakſpeare den Knaben ſchuld gebe, und wofür ſie von ihren Vorgeſetzten gezüchtigt wurden; und ſie haben ſich zum Theil ſehr den Kopf darüber zerbrochen, worin dieſer Fehler eigentlich beſtanden. Cry out heißt aber auch heruntermachen, verſchreien, und clap iſt der techniſche Ausdruck für beklatſchen.

Ich überſetze alſo: da iſt eine Brut von Kindern, kleine Neſtlinge, die auf dem Gipfel der Handlung (wenn dergleichen am wenigſten paßte) verſchreien (nämlich die anderen Theater) und (dennoch) höchſt tyranniſch (von dem Publikum) dafür beklatſcht werden. Die ſind jetzt Mode (fährt Roſenkranz fort) und beſchnattern die gemeinen Bühnen, wie ſie ſie nennen, dergeſtalt, daß Viele, die Degenklingen tragen, vor Gänſekielen bange ſind, und kaum mehr wagen, dahin (nämlich nach den gemeinen Bühnen) zu gehen.

Die Erzählung, welche der Fabel des Hamlet zum Grunde liegt, ſtammt urſprünglich aus dem Saxo Grammaticus her. Aus dieſem nahm ſie Belleforeſt in eine Sammlung von Novellen auf, die er unter dem Titel Histoire tragique ſeit dem Jahre 1564 in Frankreich herauszugeben begann. Hier findet ſie ſich im 5ten Theil unter dem Titel: Avec qu'elle ruse Amleth, qui depuis fut roy de Daenemark, vengea la mort de son père Hordouendille occis par Fengon son frere, et autre occurrence de son histoire.

In's Engliſche überſetzt findet ſie ſich in einem mit gothiſchen Lettern gedruckten Volksbuche unter dem Titel The histoiry of Hamlet, welches damals zu derſelben Klaſſe wohlfeiler und beliebter Schriften gehörte, wie gegenwärtig die Hiſtorie von der ſchönen Meluſina oder dem gehörnten Siegfried, gedruckt in dieſem Jahr, wie dieſe aber auch ſchon anfangen, auf unſeren Jahrmärkten ſel-

tener vorzukommen, jetzt zu einer kostbaren Rarität geworden ist. Die letztere und das ältere Stück, welches Malone dem Thomas Kyd zuschreibt, waren dem Dichter wohl zunächst zur Hand. Nach den ziemlich weitläufigen Auszügen, welche die englischen Ausleger des Shakspeare geben, folgte sie dem Saxo beinah wörtlich, und ich will daher hier den wesentlichen Inhalt der Geschichte aus diesem, der mir allein zur Hand war, vortragen.

Hordenvillus, so heißt bei Saxo Hamlets Vater, ein berühmter See- und Kriegsheld, überwindet den König Collerus von Norwegen im Zweikampf und tödtet ihn. Zum Lohn dafür gibt ihm sein Lehnsherr Roricus, König von Dänemark, die eigene Tochter Gertrudis zum Weibe, welchem er nach dessen Tode in der Regierung folgt. Des Hordenvillus Bruder Hengo, neidisch über so großes Glück, bringt ihn hinterlistig um, zwingt die Wittwe zur Heirath und bemächtigt sich selber des Thrones. Zur Rechtfertigung des Mordes gibt Hengo vor, Hordenvillus habe die Gertrudis, obgleich ihre Sanftmuth ihn nie beleidigt, bitter gehaßt und ihr sogar nach dem Leben getrachtet. Um sie zu retten, sei die That begangen worden. Der Bluträcher des Hordenvillus, Hamlethus, sein und der Gertrudis Sohn, stellt sich, um dem König unschädlich zu erscheinen und so sein Leben für die Rache zu erhalten, wahnsinnig, gerade wie Brutus in der römischen Erzählung von den Tarquiniern. An dem Heerde der Mutter pflegte er in Schmutz und Asche sich zu wälzen, aber seine Reden und Handlungen, so thöricht sie schienen, hatten verborgenen Sinn, geheimnißvolle Bedeutung. Wenn er die ausgebrannte Asche mit den Händen wegkehrte, bewahrte er die Holzscheitern, welche das Feuer übrig gelassen hatte, härtete ihre Spitzen in demselben und beschlug sie mit Eisen. Befragt, wozu er sie brauchen wolle, antwortete er, es seien Spieße, um den Tod seines Vaters damit zu rächen. Hengo, welcher auf den Verdacht gerieth, der Wahnsinn seines Neffen möchte nur angenommen sein, beschloß, ihn auf die Probe zu stellen. Ein reizendes Mädchen mußte auf der Jagd in dem Dickicht des Waldes ihm wie zufällig begegnen; aus seinem Benehmen gegen sie, in dieser Einsamkeit, welches er heimlich beobachtete, wollte der König über den Zustand seiner Seele urtheilen. Von seinem Milchbruder, der ihm allein ergeben geblieben und sein Vertrauter geworden war, durch ein verabredetes Zeichen gewarnt, entging er der ihm gelegten Schlinge. Nun rieth einer der Hofleute dem noch immer mißtrauischen Mörder, er solle sich zum

Schein aus der Königsburg entfernen und den Hamlethus mit seiner Mutter in ihrem Schlafzimmer einschließen. Dort wolle sich jener unter dem Fußboden verbergen und ihre Unterredung belauschen. Hamlethus, da er wie ein Wahnsinniger auf dem Fußboden herumsprang, bemerkte, daß die Dielen an einer Stelle mehr als an den übrigen Widerstand gaben. Dort durchgrub er ihn mit seinem Schwert, zog den Lauscher hervor und tödtete ihn. Die Leiche gab er, in Stücke zerhauen, im Abtritt den Schweinen zu fressen. Als die Mutter nun mit großem Geschrei ihres Sohnes Narrheit zu bejammern anfing, hielt er ihr vor, wie Unrecht sie thue, das Bett des Mörders seines Vaters, ihres Gatten, zu theilen, und gab ihr zu erkennen, daß sein Wahnsinn nur Verstellung sei, um Raum zur Rache zu gewinnen. Sie ging von diesem Augenblick an in sich und hielt es fortan mit ihrem Sohn. Als Hengo bei seiner Zurückkunft nach dem Getödteten, den er nirgends finden konnte, fragte, erwiederte Hamlethus, er sei in den Abtritt gefallen und dort von den Schweinen gefressen worden. Nun beschloß der König, ihm das Leben zu nehmen, aber um seiner Mutter willen, die er heftig liebte, wollte er die That nicht selbst vollbringen, sondern sandte ihn mit dem Befehl dazu an den König von England, seinen zinspflichtigen Vasallen. Bei seiner Abreise gebot Amlethus der Mutter, an der Decke des Speisesaales einen Teppich mit Stricken aufzuhängen und nach Verlauf eines Jahres sein Leichenbegängniß zu feiern, als sei er gestorben. Dann werde er zurückkehren. Hengo gab ihm zwei seiner Diener mit, die auf hölzernen Tafeln die Runenschrift mit sich führten, welche dem König von England den Befehl zu seiner Hinrichtung überbrachte. In der Stille der Nacht entwendete Amlethus ihnen diese Tafeln auf dem Schiffe, veränderte die Züge, indem er ihre Namen an die Stelle des Seinigen setzte und legte sie dann wieder an den vorigen Ort. Der König von England empfing die Gesandten mit großen Ehren und Festlichkeiten; als er aber die Runenschrift gelesen, ließ er, ihr gehorsam, am folgenden Tage Hamlets Begleiter aufhängen. Dieser kehrte nach Verlauf des Jahres heimlich nach Dänemark zurück und machte die Edlen des Königs trunken bei dem Feste, womit die Mutter seine Leichenfeier beging. Als sie schlafend auf dem Boden des Saales lagen, löste er die Stricke, welche den Teppich an der Decke festhielten, daß er auf sie herabfiel, befestigte ihn über ihnen mit den Pfählen, die er sich bereitet hatte, als er bei der Mutter am Heerde lag und ließ den Palast

in Feuer aufgehen. Den Hengo hatte er schon vorher in seinem Gemache umgebracht, nachdem er das Mahl verlassen. Dieses wurde ihm leicht, denn zufällig hatte der König das Schwert, welches er gewöhnlich zu tragen pflegte, mit einem andern verwechselt, das an der Wand hing. Als er es ziehen wollte, ging es nicht aus der Scheide, und so fiel er wehrlos in die Hand des Rächers.

Wir sehen hier fast alle Situationen und Charaktere unsers Stückes im Keime. Nur der Geist, Laertes und die Aufführung des Schauspieles fehlen. Bei Shakspeare dagegen ist Alles weggeblieben, was Hamlets Handeln als überdacht und planmäßig erscheinen läßt. Der von Anfang an gefaßte Entschluß über die Art der Rache, das stetige, nie ablassende Wirken, um sie zu vollbringen, und die dem Vorsatz auf das Genaueste entsprechende Ausführung. Was bewog nun den Dichter zu diesen Veränderungen? In dem Trauerspiel des Thomas Kyd fand er sie schwerlich schon vor, denn obgleich es selbst verloren ging, ist uns doch der Titel übrig geblieben, und der heißt: „Die Rache des Hamlet." Hiernach zu urtheilen, hatte der Verfasser sich in diesem Punkte treulich an Saxo's Erzählung gehalten.

Ich finde den Grund darin, daß diese Erzählung, so sehr sie auch durch eine gewisse rohe Großheit imponirt, und einen minder sichern Takt, als unsers Dichters, leicht hätte bestechen können, sich so, wie sie da ist, gar nicht zu einer tragischen Fabel eignet. Zum Beweis meiner Behauptung berufe ich mich auf Aristoteles. Der Zweck der Tragödie besteht nach ihm darin, Furcht und Mitleid zu erregen. Beide aber, sagt er, entstehen am ersten durch ein unerwartetes Ereigniß. Das Unerwartete ergreift uns wi derum dann am meisten, wenn es nicht durch Absicht, sondern von selbst und durch den Zufall hervorgebracht wird. Unter dem Zufälligen endlich erregt das das größte Erstaunen, was sich so begibt, als liege ihm eine Absicht zum Grunde. Z. B. wenn die Statue des Mitis in Argos auf seinen Mörder fällt und ihn umbringt, indem er sie besehen will. Denn dergleichen hat den Schein, als geschehe es nicht von ungefähr.

Warum sich dieses so verhalte, gibt der Philosoph zwar an dieser Stelle weiter nicht an, er hat es aber schon früher zu erkennen gegeben.

Nicht das wirklich Geschehene darzustellen, sagt er dort, ist das Geschäft des Dichters, sondern wie die Dinge geschehen könn-

ten und das Mögliche der Wahrscheinlichkeit oder der Nothwendigkeit nach. Darum steht die Poesie höher als die Historie.

Die Idee, welche in der Geschichte lebt, in dem, was sich wirklich begibt, aber immer nur unvollständig erscheint, soll der Dichter uns künstlerisch zur Anschauung bringen, und diese Idee ist eben das, was wir in dem Drama das Schicksal nennen. Diesen Gedanken habe ich hier näher zu erläutern. Sobald wir zum vernünftigen Bewußtsein kommen, finden wir die Absicht in uns mit dem Zufall außer uns in beständigem Konflikte. So oft er auch die Oberhand behält, können wir doch nicht umhin, Absicht und was ihr zum Grunde liegt, Vernunft und Freiheit, für das Höchste in der Welt zu halten. So kommen wir denn dazu, dem Zufall selbst Absicht unterzulegen, und ihn auf eine von der unsern verschiedene, sie weit übersteigende, aber ihr doch der Art nach verwandte Vernunft zurückzuführen. Diesen von einer höhern Vernunft regierten Zufall wollen wir in dem Drama als das Schicksal erblicken. Menschliche Absicht darf also hier am wenigsten regieren, sondern der Zufall in der Form der Absicht, und doch wieder so, daß er in unserer Absicht niemals gänzlich aufgehet, denn dadurch würde er das Transcendentale, menschliche Beschränktheit Uebersteigende verlieren, was zu dem Wesen des Schicksals gehört. Deswegen befriedigt uns die sogenannte poetische Gerechtigkeit ästhetisch so wenig, so sehr sie auch unserm moralischen Gefühl entsprechen mag, selbst wenn sie von dem Zufall herbeigeführt wird. Das Schicksal verfährt in derselben gerade so, wie wir es selber gemacht haben würden, der Schleier wird dem geheimnißvollen Bilde abgezogen, und wir sehen nichts als unser eigen Angesicht. Nach dem Beispiel von der Statue des Mitis könnte es scheinen, als wäre Aristoteles für die poetische Gerechtigkeit. Das ist aber keineswegs der Fall, wie sich aus folgender Stelle ergibt:

„Vorerst ist nun offenbar, daß nicht rechtschaffene Männer als solche erscheinen müssen, die aus dem Glück in Unglück fallen; denn dieses ist weder schrecklich noch bemitleidenswerth, sondern häßlich. Eben so wenig lasterhafte aus Unglück in Glück, denn dieses ist das Untragischste von Allem, weil es nichts von dem enthält, was erfordert wird. Denn es entspricht weder dem menschlichen Gefühl, noch ist es bemitleidenswerth oder schrecklich. Aber auch der sehr Lasterhafte darf nicht aus Glück in Unglück übergehen, denn eine solche Zusammenstellung könnte zwar dem menschlichen Gefühl entsprechen, sie erregt aber weder Mitleid noch Furcht;

denn jenes entſteht, wenn Jemand unverdient unglücklich iſt, dieſes, wenn Einer, dem wir uns gleich ſtellen. So wird alſo das, was ſich begibt, weder ſchrecklich, noch bemitleidenswerth ſein. Demnach bleibt nichts übrig, als was zwiſchen dieſen liegt. Es iſt dies aber ein ſolcher, der weder durch Tugend und Gerechtigkeit ſich auszeichnet, noch durch Bosheit und Schlechtigkeit in das Unglück kommt, ſondern durch einen Fehler, und zu denen gehört, die in großen Ehren und Glück ſtehen, wie Oedipus und Thyeſt, und die berühmten Männer aus ſolchen Geſchlechtern."

Wie die Idee des Schickſals ſich dialektiſch zwiſchen den Begriffen der Abſicht und des Zufalls bewegt, ſo tritt ſie auch in drei verſchiedenen Formen hervor. Zuerſt herrſcht der Gegenſatz der Abſicht vor. Das Schickſal erſcheint als eine unwiderſtehliche Macht, der der Menſch unterliegt, indem er ſie bekämpft. Dann der Gegenſatz des Zufalls. Hier zeigt es ſich als die höchſte aber unbegreifliche Wohlordnung, der ſich freiwillig zu unterwerfen des Menſchen wahre Weisheit iſt. Endlich entſteht das Bewußtſein der Analogie dieſer Wohlordnung mit dem, was wir als die höchſte Regel in uns erkennen, dem Ethiſchen. Die erſte Richtung, wird bei den Griechen durch Aeſchylus, die zweite, durch Sophokles repräſentirt, die dritte, ihrem Weſen nach entſchieden modern und dem Chriſtenthum verwandt, hat Niemand ſo vollkommen dargeſtellt, als Shakſpeare. Euripides bildet den Uebergang zu derſelben, indem bei ihm ſchon die Begebenheiten, mehr durch die Charaktere und Leidenſchaften der handelnden Perſonen beſtimmt werden. Er iſt, wie ſchon Ariſtoteles bemerkt, der pathetiſchſte unter den griechiſchen Tragikern. Aber jene Beziehung der menſchlichen Freiheit auf die Nothwendigkeit des Schickſals blieb ihm, wie dem ganzen Alterthum, fremd. Die ſchönſte moderne Schickſalsfabel alſo wird eine ſolche ſein, in der eine Schuld, zu welcher Menſchen, die wir nicht verabſcheuen können, mit denen wir ſogar ſympathiſiren müſſen, alles Widerſtrebens ungeachtet, ſie ſelber und die Unſchuldigen, welche mit ihnen in Verbindung ſtehen, in gleiches Verderben ſtürzt. Denn in der Beſtrafung der Schuld liegt die ethiſche, darin aber, daß ſie Schuldige und Unſchuldige trifft, die unbegreifliche Eigenſchaft des Schickſals.

Wenden wir uns nun wieder zu Ariſtoteles, ſo wird eine ſolche Fabel um ſo ſchöner ſein, jemehr Peripetien ſie enthält. Ariſtoteles theilt die tragiſchen Fabeln in einfache und verwickelte, und zieht die letztern vor, wenn ſie es unbeſchadet der Einheit ſind.

Dieſe Eigenſchaft erlangen ſie durch Erkennung oder Peripetie. Beiden liegt das Unerwartete zum Grunde; bei der Erkennung, indem eine Perſon plötzlich als eine ſolche erſcheint, für die ſie bisher nicht gehalten worden iſt; bei der Peripetie, indem eine Begebenheit einen Ausgang nimmt, welcher demjenigen gerade entgegengeſetzt iſt, welcher ſich davon vorausſehen läßt. Am ſchlechteſten findet er die epiſodiſche Fabel, d. i. diejenige, deren Begebenheiten nicht aus ihrer innern Einheit hervorgehen.

Wir ſehen jetzt, warum die Erzählung des Saxo nicht zu einer tragiſchen Fabel paßt.

Erſtlich wird die Kataſtrophe nicht durch den Zufall, nicht unerwartet, ſondern durch die Wirkſamkeit des Helden genau nach deſſen Abſicht und Vorſatz herbeigeführt.

Zweitens, der Tugendhafte kommt vom Unglück zum Glück, der Laſterhafte, den wir durchaus verabſcheuen müſſen, vom Glück zum Unglück, ohne daß weder Furcht noch Mitleid in uns erregt wird.

Betrachten wir nun die wunderbare Sicherheit des Genius, womit unſer Dichter Alles, was ſie von wirklich tragiſchem Stoff enthält, herausgeſchieden und ihr einen ganz neuen Geiſt eingehaucht hat.

Der Grundgedanke iſt, Hamlet hat zwar den Vorſatz, den Mord ſeines Vaters zu rächen, ſeine Handlungen aber ſind ſo unzweckmäßig, daß ſie, anſtatt die Ausführung deſſelben zu befördern, ſie nur aufhalten. Der Mörder hat den Vorſatz, ſich der Rache zu entziehen, und was er zu dieſem Ende unternimmt, iſt wohlberechnet und zweckmäßig, der Zufall kehrt den Erfolg aller ſeiner Handlungen um, ſie befördern immer das, welchem ſie vorbeugen; verderben, wen ſie erhalten ſollen und zwingen den Prinzen endlich doch noch zu der That, die ſeinen Gedanken immer vorſchwebte, deren Ausführung er aber ſtets verzögert hat. So ſchlingt ſich ein geheimnißvolles Schickſalsnetz, welches das ganze königliche Geſchlecht und Alles, was mit ihm zuſammenhängt, in gleichen Untergang verwickelt.

Ehe ich dieſes im Einzelnen nachweiſe, muß ich auf die Einfachheit des Motivs bemerklich machen, welches alle dieſe Veränderungen hervorbringt.

Bei Saxo iſt der Brudermord eine offenkundige That, welche der Mörder für gerecht und nothwendig ausgibt; bei Shakſpeare ein Jedermann verborgenes Geheimniß, von dem nur der Thäter

allein weiß. Dadurch wird zuvörderſt die Erſcheinung des Geiſtes bedingt, eine durchaus eigene Erfindung des Dichters, und vielleicht das Schönſte und Wunderbarſte in dem ganzen Werke. Wenigſtens beruht die unwiderſtehliche Wirkung, die es ſelbſt auf ſeine ſtrengſten Tadler hervorgebracht hat, größtentheils auf derſelben. Dann aber erhalten die Hauptperſonen eine ganz verſchiedene Stellung. Bei Saxo iſt der König ein kühner, entſchiedener Frevler, den Jedermann fürchtet. Bei Shakſpeare ein heimlicher Sünder und liſtiger Heuchler, den Gewiſſensbiſſe überall verfolgen, und deſſen unſichern Thron jeder wechſelnde Hauch der Volksgunſt umzuſtoßen im Stande iſt. Bei Saxo kann der Prinz nichts Beſſeres thun, als ſich wahnſinnig ſtellen, denn da ihn Natur und Sitte zum Bluträcher anruft, muß er vor allen Dingen trachten, dem wohlgegründeten Argwohn des entſchloſſenen Tyrannen zu entgehen. Bei Shakſpeare iſt nichts unzweckmäßiger, als das auffallende Benehmen, welches Hamlet nach der Erſcheinung des Geiſtes annimmt. Gerade dadurch erregt er die Aufmerkſamkeit und den Verdacht des Oheims und zwingt ihn, immer neue Plane zu ſeinem Verderben zu ſchmieden. Bei Saxo bedarf es der Liſt, verborgenen lange vorbereiteten Anſchlages, bei Shakſpeare nichts als eines entſchiedenen Handelns gegen den König, wie dieſes die Epiſode des Laertes beweiſt. Hamlet braucht dem Volk nur das Geheimniß zu entdecken, welches er ſo ſorgfältig verbirgt und der Oheim iſt verloren. Das einzige was ihm dabei im Wege ſtehen konnte, iſt die Meinung von ſeinem Wahnſinn, weil ſie ihn vielleicht hindern würde, Glauben damit zu finden.

Ich habe nun zu zeigen, wie der angegebene Grundgedanke die ganze Fabel unſeres Trauerſpiels durchdringt. —

Der Brudermord iſt gelungen, und hat den blutſchänderiſchen Ehebruch, der ihm vorherging, verdeckt. Niemand ahnet etwas von dem doppelten Verbrechen. Der Mörder hat die Genoſſin ſeiner Schuld geheirathet, und ſitzet durch die Wahl des Volkes auf dem Thron von Dänemark. Alles ſcheint zufrieden und beruhigt, nur der Sohn des vorigen Königs nicht. Eine tiefe Melancholie hat ihn ergriffen, mit dem Tode des Vaters ſind alle Hoffnungen ſeines Lebens zu Grabe gegangen, das ſchnelle Vergeſſen des vorigen Zuſtandes, die übereilte Heirath des Oheims mit ſeiner Mutter empört ihn, Alles an dieſem Hofe ekelt ihn an, er will nach Wittenberg zurückkehren, um einer verhaßten Gegenwart unter den Studien zu vergeſſen. Damit iſt aber das neue Herrſcherpaar kei-

neswegs zufrieden. Die Mutter, die ihn über Alles liebt, kann seiner nicht entbehren; was noch gut und milde in ihrer Natur ist, hängt an diesem Sohn. Der König, vorsichtig und berechnend, betrachtet die Gegenwart des Prinzen an seinem Hofe, als das Sicherste für sich selbst, als das Anständigste in den Augen der Welt. Hamlet gibt ihren vereinten Bitten nach und verspricht zu bleiben. Eine räthselhafte nächtliche Erscheinung hat angefangen die Wachen zu beunruhigen, sie gleicht vollkommen der Gestalt des verstorbenen Königs, und macht immer zur gleichen Stunde denselben Weg um die Herrscherburg. Nichts vermag sie aufzuhalten oder zum Sprechen zu bringen. Die Sache wird dem Prinzen von seinen Freunden entdeckt. Sofort entschließt er sich die Wache mit zu beziehen. In demselben Augenblick, in welchem der Oheim seine Willfährigkeit zu bleiben, mit einem Trinkgelage unter Pauken und Trompeten mit Kanonendonner feiert, erscheint der Geist. Er führt ihn nach der einsamen Platform, wo man schwindelnd in das schäumende Meer hinabsieht (ein Anblick um einen wahnsinnig zu machen, sagt Horatio). Dort entdeckt er ihm das Geheimniß des doppelten Frevels und ruft ihn zur Rache auf. Hätte der Oheim Hamlet seinem Wunsch gemäß nach Deutschland gehen lassen, so würde er den Geist nicht gesehen haben und Alles ruhig geblieben sein.

Nach der Erscheinung des Geistes ist Hamlets Benehmen durchaus verändert. Seine Melancholie scheint in eine völlige Zerrüttung des Geistes übergegangen zu sein. Die Mutter ist betrübt, der Oheim besorgt vor irgend einer verborgenen Gefahr aus dieser Veränderung. Alles sucht die Ursache derselben zu erforschen. Der Kanzler des alten Königs, welcher sofort in die Gunst des neuen übergegangen ist, und mit seiner Erfahrung und Gewandtheit Alles glaubt ins Gleiche bringen zu können, meint, der Prinz sei aus Liebe zu seiner reizenden Tochter närrisch geworden, der er früher stark den Hof machte, während der Vater dieses aus weltkluger Sorge für ihre Unschuld, vielleicht auch um desto eher einen ernstlichen Heirathsantrag zu veranlassen, auf alle Weise zu verhindern suchte. Es wird veranstaltet, daß der Prinz mit ihr zusammentrifft. Der König mit dem Kanzler belauscht die Unterredung. Jener sieht ein, daß hier von Liebeswahnsinn nicht die Rede ist, daß etwas schreckliches auf der Seele des Neffen liegt, über dem er immerfort brütet. Wie er ihn früher an seinem Hofe halten wollte, so ist er jetzt entschlossen, ihn sobald als möglich nach England zu schicken, um sich seiner zu entledigen. So ist Hamlets auffallendes Benehmen

alſo die Urſache, daß ihm alle Gelegenheit benommen werden ſoll, um die Rache zu üben, welche der Geiſt ſeines Vaters von ihm fordert.

Noch ruht der immer geſchäftige Hofmann nicht. Die Mutter ſoll ihren Sohn zu einer einſamen Unterredung auf ihrem Zimmer einladen, ihm ſein ungehöriges Betragen ernſtlich verweiſen, er ſelbſt will ſie hinter der Tapete belauſchen, ſo hofft er das Geheimniß unfehlbar zu entdecken. Unterdeſſen ſucht man den Prinzen auf alle Weiſe zu zerſtreuen. Eine Geſellſchaft von Schauſpielern, die ſo eben angekommen iſt, giebt dazu die beſte Veranlaſſung. Dieſer Zeitvertreib ſcheint ſeine ganze Seele in Anſpruch zu nehmen. Er unterhält ſich auf das lebhafteſte mit ihnen, gibt ihnen Vorſchriften über ihre Kunſt, und ladet den Hof zu einem Schauſpiel ein, das er ihnen ſelber einſtudirt. Nach demſelben ſoll die Unterredung mit der Königin ſtatt finden. Der Hof erſcheint, aber was iſt der Inhalt dieſes Schauſpiels? Nichts anders als der Brudermord des alten Königs genau mit allen Umſtänden, ſo wie er begangen worden iſt. Der Schlag iſt ſo heftig, ſo unerwartet, daß der Oheim die gewohnte heuchleriſche Faſſung nicht zu behalten vermag. Er bricht plötzlich und auf die auffallendſte Weiſe auf. Nun weiß er, was Hamlet raſend macht. Aber ſein beſſeres Selbſt iſt bei dieſem erſchütternden Vorfall nicht unberührt geblieben. Gedanken der Reue und Beſſerung erfüllen einen Augenblick ſeine Seele. Die ſteifen Knie beugen ſich vor dem Allbarmherzigen. Doch er fühlt, daß er der Sünde nicht los werden kann, weil es ihm unmöglich iſt ihren Früchten zu entſagen. Verſtockter erhebt er ſich vom Gebet. Der Tod des Prinzen iſt von dieſem Augenblicke an unwiderruflich beſchloſſen. Nur in Dänemark darf er nicht fallen, um der Mutter willen, die der Gatte ebenſo heftig liebt, wie ſie den Sohn. Englands König ſoll ihn auf ſeinen Befehl hinrichten. Unterdeſſen naht ſich die Stunde der Mitternacht. Hamlet, ſobald er geſehen, wie des Oheims Seelenangſt die Worte des Geiſtes beſtätigt, iſt ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig. Freude, Wuth und Durſt nach Rache beſtürmen wechſelnd ſeine ohnehin zerrüttete Seele, und nehmen ihr alles Gleichgewicht. Indem er ſich zu der Unterredung mit ſeiner Mutter begibt, kommt er an dem knieenden König vorüber, der Zufall hatte ihn in ſeine Hände geliefert, allein und wehrlos, aber durch ſeine betende Stellung wird dieſer bewahrt. So wohl vorbereitet will ihn Hamlet nicht hinabſenden, ſondern warten bis er ihn mitten in ſeinen Sünden findet.

In dieſen Scenen erſcheint die Fabel des Stückes auf ihrem höchſten Gipfel. Nichts kann von Seiten Hamlets als Mittel zum Zweck verfehlter ſein, wie die Aufführung des Schauſpieles, er verräth ſich dadurch ſelbſt an ſeinen Feind, wie er ſich durch ſeinen Wahnſinn ihm wehrlos in die Hände geliefert hat, und nichts iſt zugleich von höherer verhängnißvoller und ethiſcher Bedeutung. Es führt den Wendepunkt in dem Geſchick des Königs herbei. Noch hätte er ſich den finſtern Banden, die ihn umſchlingen, entreißen können, von nun an ziehen ſie ihn unwiederbringlich ins Verderben. Der einzige Moment, in welchem das Beſſere in ſeiner Seele die Oberhand hat, der einzige, in dem er nicht lügt und heuchelt, nicht auf Verrath und Mord ſinnt, rettet ihn für jetzt, aber ſo wie er ihn ungenutzt hat vorbeigehn laſſen. ſehen wir ihn mit der richtigſten Berechnung, mit der feinſten Liſt unabläſſig die Knoten zu dem Netze ſchürzen, in dem er ſich ſelbſt verſtricken ſoll.

Hamlet kommt zu der Königin. Seine Reden und Handlungen zeigen die gefährliche Aufgeregtheit ſeines Gemüths. Sie ruft um Hülfe, Polonius in ſeinem Verſteck wiederholt den Hülferuf. Ohne zu wiſſen was er thut, fährt Hamlet mit dem Schwerdt durch die Tapete. Er hebt ſie auf und die Leiche des Getroffenen liegt vor ihm. Dieſer gräßliche und unerwartete Vorfall bringt ihn einigermaßen zu ſich ſelbſt. Er iſt nun im Stande zuſammenhängend, doch immer noch höchſt leidenſchaftlich mit ſeiner Mutter zu reden, ihr das begangene Unrecht vorhalten. Mitten in dieſer Unterredung, wie Hamlet das Bild des verſtorbenen Königs mit dem des regierenden vergleicht, erſcheint der Geiſt und erinnert ihn an die Ausführung ſeines beinah ſtumpf gewordenen Vorſatzes.

Nach einer ſo auffallenden That, kann die Königin Hamlets Entfernung nicht mehr verhindern. Er geht mit Roſenkranz und Güldenſtern nach England ab, aber ſofort bedrängt neuer Kummer, neue Unruhe und Gefahr das Herrſcherpaar. Die Tochter des Polonius durch den Verluſt ihres Geliebten, durch die Rolle, die man ſie ihm gegenüber ſpielen läßt, ſchon früher erſchüttert, wird durch den Tod des Vaters vollends zu Boden geworfen. Sie verliert den Verſtand und ertränkt ſich. Ihr Bruder kehrt aus Frankreich zurück. Er findet den Vater getödtet, die Schweſter wahnſinnig. Ueber die näheren Umſtände der That kann ihm niemand Auskunft geben, doch ahnet man irgend einen verborgenen Frevel. Er hält den König für den Schuldigen, erregt einen Aufruhr, beſiegt deſſen Schweizer und dringt bewaffnet bis in ſein Vorzimmer. Nur die

Darlegung des wahren Hergangs vermag ihn zu versöhnen. Unterdessen ist Hamlet durch eine Verkettung der seltsamsten Zufälle zurückgekehrt. In einer schlaflosen Nacht auf der Fahrt, untersucht er die Briefschaften seiner Gefährten, findet das Schreiben an den König von England, welches diesen um seine Hinrichtung bittet, nimmt es weg, schmiedet ein anderes und legt es an dessen Stelle, worin diejenige seiner Gefährten verlangt wird. Es währt nicht lange und das Schiff wird von Seeräubern angegriffen, es entsteht ein heftiger Kampf. Hamlet dringt auf das Verdeck des Feindes. In dem Augenblick trennen sich die beiden Schiffe und er ist ihr Gefangener. Sie setzen ihn an Dänemarks Küste aus. So wie der König die Nachricht erfährt, hat er auch schon wieder einen neuen Verrath fertig, zu dessen Ausführung er sich der Rachsucht des Laertes bedient. Bei einer Fechtübung soll dieser sich anstatt des Rapiers eines Schwerdtes bedienen, und den Prinzen niederstechen. Damit der Anschlag ja nicht fehle, vergiftet er die Spitze desselben und der König hat noch überdem einen vergifteten Becher bei der Hand, den er Hamlet zur Erfrischung reichen will. Die Sache gehet vor sich, aber wie so ganz anders wendet sie der Zufall. Laertes verwundet Hamlet, dieser entreißt ihm das Schwerdt und trifft ihn ebenfalls. Die Königin, die von allem nichts weiß, trinkt, eh' ihr Gemahl es hindern kann, aus dem vergifteten Becher auf Hamlets Glück. Sie sinkt sterbend hin und sagt, sie sei vergiftet. Nun eröffnet Laertes den Zusammenhang und Hamlet sticht den König nieder.

Wir sehen es, die Aufführung des Schauspiels ausgenommen, verhält Hamlet sich das ganze Stück hindurch immer leidend, der König immer thätig. Dieser will ihn nicht nach Wittenberg reisen lassen, er bleibt und sieht den Geist. Rosenkranz und Guildenstern sollen ihn zerstreuen, der Zufall führt die Schauspieler herbei und das erst bringt Hamlet auf den Gedanken, dem Oheim durch sie einen Spiegel seiner Schuld vorhalten zu lassen. Die Königin muß ihn zu der nächtlichen Unterredung einladen, und Polonius fällt nicht durch Hamlets That, sondern durch den Zufall, der seine Hand geführt hat. Der König sendet ihn nach England, er geht, nicht sein Wille, Zufall führt ihn zurück. Noch unternimmt er nichts gegen den Mörder, dieser aber bereitet einen neuen Anschlag. Schwerdt und Gift vereinigen sich um Hamlet zu verderben. Der Pfeil trifft, aber er fährt auf den Schützen zurück, und Alle, Schuldige und Unschuldige, gehen miteinander unter. Umsonst ermahnt

der Geiſt zur Rache, umſonſt befiehlt er, den Oheim zu tödten, der Mutter zu ſchonen, umſonſt wendet der Mörder Klugheit und Liſt an, um ſich zu retten. Alles geht anders, als die Menſchen es wollten, nach einem unbegreiflichen Rathſchluß, als deſſen willenloſes Werkzeug Hamlet ſich erkennt. So fließen alle Begebenheiten, an denen dieſes Trauerſpiel ſo reich iſt, aus einer und derſelben Quelle. Sie ſind keine Epiſoden, ſondern nothwendige Beſtandtheile der Fabel, durch ihre innere Einheit hervorgebracht und bedingt. Jede von ihnen wird zur Peripetie, denn jede nimmt einen Ausgang, der dem Erfolg grade entgegengeſetzt iſt, welchen diejenigen davon erwarten, die ſie herbeigeführt hatten. Und wie durchaus religiös und ethiſch iſt die Kunſtidee, welche die Einheit der Fabel bildet. Sie läßt ſich nicht beſſer wiedergeben als in dem alten Spruch, die Sünde iſt der Leute Verderben. Es trifft Schuldige und Unſchuldige, menſchliche Klugheit führt es nicht herbei, und vermag es nicht aufzuhalten; Todte und Lebende, Verſtand und Thorheit müſſen ihm dienen. Nichts kann ihm entgehen, was lebet und des Lichtes der Sonne ſich freut, vor allem aber ergreift es die Blüthe des Schönen, die kaum entfaltet ſchon wieder dahinwelkt.

Iſt es mir bisher gelungen, die Einheit der Fabel in unſerm Stücke nachzuweiſen, ſo liegt mir nun daſſelbige für den Charakter der Hauptperſon ob, und zwar um ſo mehr, als die Fabel aus dieſem Charakter entſpringt. Wäre Hamlet ein anderer, vermöchte er einen Plan zu faſſen und auszuführen, oder auch nur raſch entſchieden zu handeln wie Laertes, ſo nähmen die Begebenheiten einen ganz verſchiedenen Gang. Auch darin iſt das Stück durchaus modern, der antiken Verfahrungsweiſe entgegengeſetzt. Dort iſt die Fabel das erſte, dieſe bedingt die Handlung und die Charaktere treten nur inſoweit hervor, als ſie Motiv der Handlung ſind. Hier ſteht ein Charakter an der Spitze, er allein handelt nicht, aber Fabel und Handlung werden durch das Verhältniß ſeiner Individualität zu den Begebenheiten erzeugt. Schiller hat dieſen Gegenſatz durch die Wörter naiv und ſentimental auszudrücken verſucht. Es kommt darauf an, ſich über ihren wahren Sinn zu verſtändigen. Eine Poeſie, in welcher das individuelle Bewußtſein gänzlich fehlt, wie z. B. das Volkslied, iſt nur der Anfang der Kunſt, und eine, die nichts als dieſes Bewußtſein in ſeiner Beſchränktheit ſchilderte, würde ihren Namen gar nicht verdienen. Es würde ihr das Allgemeine, wie Ariſtoteles es nennt, das Ideelle im wahren Sinne des Wortes, die Durchdringung der Idee mit

einem Beſonderen fehlen, das den Schein des Wirklichen hat, und doch ſich von aller Wirklichkeit unterſcheidet. Die Sache iſt die: in der antiken Poeſie erkennt ſich der Geiſt nur in dem Stoff, in der modernen erkennt er ſich ſelbſt als das den Stoff Beherrſchende. Erkenntniß und Bewußtſein aber ſind immer an ein Individuum gebunden. Daher der Schein des Individuellen in derſelben. Am Deutlichſten wird dieſes durch die Vergleichung der antiken und modernen Epik. In dem Homer zeigt ſich der Dichter nirgends, das ganze Werk des Dante enthält nur was mit dem Urheber ſich zugetragen, und doch ſpiegelt ſich in beiden Zuſtand und Geſinnung einer Welt. Ebenſo iſt es mit Lord Byron, er ſcheint ſich und immer nur ſich unter mancherlei Namen und Geſtalten zu ſchildern. So meinte er es ſelbſt. Dichten war ihm ein Bedürfniß, die Frucht einer leidenſchaftlich bewegten Stimmung. In Stoff und Form folgt er einer innern Nothwendigkeit, die er ausdrücklich im Widerſpruch erkennt mit dem, was er für die wahre Regel hält. Eigentlich iſt es aber die neuere Zeit ſelbſt mit ihrer Sehnſucht und Zerriſſenheit mit ihrer unendlichen reichen Erfahrung und tiefen Rathloſigkeit, ihrem Reiz, ihrer Gluth und ihrer Verzweiflung, die in der ideellen Individualität des Dichters erſcheint. Auch in dem Charakter des Hamlet liegt eine Welt, auch ſie iſt die Welt des Dichters, er aber erkennt das Krankhafte der Stimmung aus der er hervorgegangen iſt, eben ſo wie ihr Recht; wahrſcheinlich hat er ſich derſelben entledigt, indem er ſie objektiv darſtellend ſeinem Trauerſpiel zum Grunde legte.

Wie in der Fabel das Höchſte, ſo hat ſich Shakſpeare hier das Schwerſte zur Aufgabe geſtellt. Ein Held, der nicht handelt, wo Alles ihn zum Handeln auffordert, ſondern reflektirt und redet, der immer zürnt, niemals fordert, kann uns, wie es ſcheint, wenig Antheil einflößen, wir müſſen entweder ſeine Geſinnung tadeln oder ſeine Schwäche verachten. Grade das Gegentheil aber bringt das Kunſtwerk hervor. Wir intereſſiren uns ſo lebhaft für den thatenloſen Prinzen, wir identifiziren uns ſo ſehr mit ihm, daß wir in Gefahr gerathen, eben dadurch, daß wir Alles mit ſeinen Augen anſehen, nach ſeiner Meinung beurtheilen, die Intention des Dichters zu verkennen.

Hamlet iſt von der Natur auf das Reichſte ausgeſtattet, mit den ſchönſten Anlagen, dem zarteſten Gefühl für das Anſtändige im Weltlichen und Sittlichen begabt. Nach innen gekehrt und doch gewandt, den Studien ergeben, zum Nachdenken geneigt und doch

und doch in der Welt und dem Leben ſich gefallend, höflich und verſtändig, großmüthig und tapfer, war er das Muſter des Jünglings, Prinzen und Hofmannes. Die Würde ſeines Vaters erhob ſein Selbſtgefühl, eine zarte, tugendhafte und im Stillen erwiederte Neigung erwärmte ſein Herz, ſo verlebte er an deſſen Hof die glücklichſten Tage. Zu allen dieſen edlen und liebenswürdigſten Eigenſchaften geſellte ſich aber eine, die ſie zugleich bedingte und durch die Wendnng, welche ſein Schickſal nehmen ſollte, aufhob und zerſtörte, nämlich im Verhältniß zur Energie der thätigen Kräfte eine allzu lebhafte Reizbarkeit der Empfindung. So trifft ihn der Tod ſeines Vaters. Der Oheim ſchließt ihn bei der Königswahl aus, die Familie der Geliebten tritt kalt zurück und legt ſeiner Neigung Hinderniſſe in den Weg, die übereilte Vermählung ſeiner Mutter verletzt ihn auf das tiefſte. Alles findet ſich leicht und ſchnell in den neuen Zuſtand, er allein fühlt ſich überall gekränkt, gehemmt, zurückgeſetzt. Da bemächtigt ſich ſeiner eine tiefe Schwermuth, die einzig an dem Andenken des verſtorbenen Königs hängt. Welt und Leben, deren er ſich noch vor kurzem ſo lebhaft erfreute, ſcheinen ihm häßlich und ekelhaft, ein ungebauter Garten, der nichts als in Samen ſchießendes Unkraut trägt.

In dieſer Stimmung erſcheint der Geiſt und entdeckt ihm der Mutter Ehebruch und ſeine Folge, den tückiſchen Brudermord des Oheims, den Vater in unterirdiſchen Flammen ſchmachtend. Der bunte Teppich, welcher jedem mehr oder weniger die Abgründe des Lebens verhehlt, wird mit einem Male vor ſeinen Augen gänzlich weggehoben, und er ſieht in ihren Tiefen nichts als Schuld und Unheil, Greuel und Qual. Das iſt zu viel für eine ſo lebhafte und zarte Natur. Wie das verſteinernde Haupt der Meduſa lähmt es ihre thätige Kraft; voll Angſt und Verzweiflung wirft ſie ſich auf ſich ſelber zurück, und zehrt an ihrem eigenen Mark. Von Natur ritterlich und tapfer war der Prinz keineswegs ungeſchickt zu dem Unternehmen, welches der Geiſt von ihm verlangt; aber die Verwandlung, die deſſen Erſcheinung in ſeinem Weſen hervorbringt, macht ihn unfähig dazu, die beſtändige Beſchäftigung mit dem Gedanken an jene Greuel und der Ekel an allem, was in der Welt ſich bewegt, der daraus entſtehet, rauben ihm das Vermögen zum Handeln. Je eifriger er ſich den Vorſatz zur Rache einprägt, je öfter er ſich daran erinnert, deſto weniger iſt er im Stande ihn auszuführen. Denn alles Handeln geht durch die Elemente der Welt, wer ſich ganz von ihr abwendet, macht es ſich ſelbſt unmöglich.

So beantwortet ſich die mehrfach beſprochene Frage, ob Hamlet wirklich wahnſinnig iſt, oder ob er ſich blos ſo ſtellt. Man kann beides, ja und nein, dazu ſagen. Verſteht man unter dem Wahnſinn den Mangel des Bewußtſeins, ſo iſt es Hamlet keineswegs. Dieſes erſcheint vielmehr erhöht und geſchärft. Man könnte ſagen, er iſt zu lauter Bewußtſein geworden. Alles Beſondere verwandelt ſich ihm in Allgemeines, er nimmt ihm das eigenthümliche Leben indem er es zergliedert, und dann in den Abgrund von Ueberdruß und Verzweiflung wirft, in welchem ſein eigenes untergehet. Iſt Wahnſinn aber Mangel an Freiheit, Zerrüttung oder Gebundenheit der thätigen Kräfte im Menſchen, ſo kann man den Prinzen wohl einen Wahnſinnigen nennen. Er ſelber erkennt es an, daß er ſeiner Handlungen nicht mächtig iſt. Ausdrücklich entſchuldigt er damit den Tod des Polonius bei deſſen Sohn Laertes. Eine Lüge wäre hier eben ſo gemein und niederträchtig, als ſie ſeinem ganzen übrigen Charakter widerſpricht. Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, Wahnſinnige zu beobachten, wird wiſſen, daß eine ſolche Gebundenheit des Willens neben großer Richtigkeit und krankhaft geſteigerter Schärfe der Einſicht und des Urtheils gar wohl beſtehen kann. Nur freilich iſt auch hier gewöhnlich eine Hemmung an irgend einem Punkt zu bemerken, das was man eine fixe Idee nennt. Dieſe fehlt bei Hamlet allerdings. Ihre Stelle vertritt ſeine finſtere Schwermuth, die wie ein düſterer Schleier über alle Dinge ſich legt, und ihre natürlichen Farben erbleichen macht. Jedes Weib, ſelbſt die Geliebte erinnert ihn an die ehrvergeſſene Mutter, er ſieht in der Schönheit nichts als den verführeriſchen Reiz, in der Zartheit des Geſchlechtes nichts als ſeine Gebrechlichkeit. Die Manieren der Geſellſchaft, die Sitten der Höflinge, was um ihn her ſcheinet und glänzt, alles iſt nur Maske der einen gräßlichen Blutſchuld, die es dem Tod und der Verweſung zuführt. Hiernach werden wir das Thörichte in ſeinem Benehmen nicht blos für Verſtellung halten, wir werden es als willkührlich und nothwendig zugleich betrachten müſſen. Wie er aus Vorſatz ſich immerfort mit dem Gegenſtande beſchäftigt, der ſein Weſen aufreibt und zerrüttet, ſo ſucht ſich unwillkührlich ſeine Natur von dieſem Druck zu entledigen. Zerſtreuung iſt ihm im Grunde erwünſcht, darum intereſſirt er ſich ſo lebhaft für die Schauſpieler, er liebt zu reden, zu lehren, zu ſpotten, ja zu beleidigen, alles dieſes erleichtert ſeinen Zuſtand, weil es ihm Gelegenheit gibt, aus ſich herauszutreten, ſo wie er ſich allein ſieht, gehört er wieder jenen

finſtern Geſpenſtern an. Weil ihm dieſes unter der Maske der Thorheit am beſten gelingt, ſo überredet er ſich, daß es ſeinem Vorſatz entſpreche thöricht zu ſcheinen. In den meiſten Stücken des Shakſpeare gibt es eine oder mehrere Perſonen, welche die Stelle deſſen vertreten, was in der Tragödie der Alten der Chor iſt. Die Art aber wie dieſes geſchieht, zeigt am auffallendſten den Unterſchied zwiſchen antiker und moderner Poeſie. Bei den Alten verhält ſich der Chor immer ſtoffartig. Seine Empfindungen und Gedanken ſind ein Vorhandenes, welches wir gelten laſſen müſſen, ohne daß uns ſeine Entſtehung gezeigt wird. Das liegt ſchon darin, daß der Chor als eine Geſammtheit auftritt. Bei unſerm Dichter dagegen ſpricht ſich der Geiſt des Werkes als Produkt der Individualität einer beſtimmten Perſon aus. Nun beruht aber jedes Drama auf einem Conflikt, der im Verlauf der Handlung aufgelöſ't werden ſoll. Wird dieſer Conflikt in die Subjektivität eines Individuums verlegt, ſo entſteht der Humor. Denn er iſt nichts anders, als das Beſtreben, eines Gegenſatzes, der uns bedrängt, durch Aufhebung deſſelben ſeiner los zu werden; dies Beſtreben aber nimmt die Form des Komiſchen an, weil es die Natur deſſelben mit ſich bringt, ſeinen Gegenſtand zu vernichten. Bei dem rein Komiſchen liegt dieſe Vernichtung in dem Objekt ſelbſt, bei dem Humor iſt ſie rein ſubjektiv und das Objekt widerſtehet ihr. Gerade auf dieſem Wiederſtreit beruht der Reiz deſſelben, und ſeine objektive Willkühr ſöhnet uns dadurch wieder mit ſich aus, daß ſie als eine ſubjective Nöthigung erſcheint. Je größer der Gegenſatz, je tiefer er das Weſen berührt, deſto erhabener erſcheint er; je geringer, je mehr nur auf der Oberfläche verweilend, deſto leichter und ſpielender. —

In dem Hamlet hat der Dichter die Hauptperſon ſelbſt zum Träger des Humors gemacht. Der Gegenſatz aus dem er hervorgeht, iſt der größte und tiefſte, derſelbe, welcher Hamlets Seele zerrüttet und ihn unfähig macht zu der That, welche der Geiſt von ihm fordert: zwiſchen dem Schein und dem Weſen der äußern Schönheit der Welt, der Heiterkeit und Wohlanſtändigkeit des Lebens und ſeiner innern Nichtigkeit, dem Abgrund von Greuel und Sünde, den ſie bedecken. Sein Humor zeigt uns die ganze Fülle von Geiſt, die ganze Tiefe des Gefühles, womit der Dichter dieſen ſeinen Liebling aus den Schätzen ſeines eigenen Innern ausgeſtattet hat, und er darf überall bis zum Aeußerſten gehen, alles auf die ſchärfſte Spitze treiben, weil das Individuum, was ihn hervorbringt, auf der Grenze zwiſchen Vernunft und Wahnſinn ſchwankt.

Der Idee, welche dem Humor des Prinzen zum Grunde liegt, entſpricht nun wieder der Styl und die dramatiſche Behandlung des ganzen Werkes. In ſeinen andern Stücken zeichnet uns der Dichter eine bedeutende Handlung in ihren größten Momenten, und die Charaktere und Leidenſchaften, die ſie erzeugen, mit wenigen ſtarken Zügen; indem er alles Geringe und Unweſentliche entfernt, treten ſeine Perſonen von ſelbſt auf die Höhe des Kothurn, der uns in einer gewiſſen Entfernung von ihnen hält. Hier verweilt er grade umgekehrt bei dem Gewöhnlichen, welches das Wichtige in der Wirklichkeit ſtets begleitet. Die Details des Hof- und Familienlebens werden uns ſorgfältig und ausführlich vorgeführt. Wir ſollen uns auf jede Weiſe in die Lage der handelnden Perſonen verſetzen, ihr Weſen und Leben als das den Menſchen gewöhnliche, als das unſere anerkennen, die Handlung in der unmittelbarſten Gegenwart vor uns ſich begeben ſehen. Warum? Damit jener Gegenſatz zwiſchen dem äußeren Schein, in dem auch wir leben, und dem inneren Weſen, das auch uns betrifft, uns deſto näher trete, deſto inniger ergreife.

Wie nun aber in der Natur nichts ſtille ſtehen kann, weder Geſundheit noch Krankheit, alles zum Guten oder zum Schlimmen ſich organiſch entwickeln muß, ſo werden wir auch ein Fortſchreiten in Hamlets Zuſtand gewahr. In dem Kampf zwiſchen der angebornen Güte und Milde, und der Bitterkeit und Härte, welche ein Schickſal ihm aufdrängt, das ſtärker iſt als ſein Charakter, gewinnt die letztere immer mehr Raum. Es iſt als ſähen wir, wie ein Tropfen des geſunden Herzblutes nach dem andern ſich in Gift verkehrt, wie Gleichgültigkeit und Unmuth ſich ſeiner immer mehr bemächtigen, wie er ſich immer abſichtsloſer dem Zufall hingibt, bis die Kataſtrophe ihn endlich von der Laſt erlöſ't, welche freiwillig von ſich zu werfen, die Furcht vor den Träumen des finſtern Jenſeits ihn verhindert.

In dieſer Zerrüttung, die uns nicht nur zum Mitleid mit dem Individuum, ſondern zur Trauer über das menſchliche Geſchick im Ganzen bewegt, bleibt dem Prinzen ein Gefühl ſtets gegenwärtig, das ſeine tragiſche Würde in unſern Augen erhält. Er erkennt ſich als Werkzeug einer höheren Macht, handelnd oder leidend entgeht ihm dieſes Bewußtſein niemals; es tritt am lebhafteſten hervor, es ſteigt bis zur Begeiſterung in jedem für ſein Schickſal entſcheidenden Moment und gibt ihm eine Energie, demſelben zu folgen, welche zur Ausführung eigner Anſchläge der Zuſtand ſeines Gemüthes ihm raubt. So, als der Geiſt ihn einladet,

mit ihm allein zu gehen, und Horatio und Marcellus ihn zurückhalten wollen.

— Mein Schickſal ruft aus
Und macht in dieſem Leibe jede Ader
So ſteif als des Nemäer Löwens Sehne.

Akt I. Scene 4.

Als er ſie nach dem Schwur entläßt,

Die Zeit iſt ausgerenkt. Verhaßter Fluch,
Daß ich je ward geboren, ſie recht zu ſetzen.

Akt I. Scene 5.

Wie der Oheim ihn nach England ſchickt. —

Haml. nach England?
König Ja Hamlet.
Haml. Gut.
König. So iſt 's wenn du weiſt unſern Vorſatz.
Hamlet. Ich ſeh' 'nen Cherub, der ihn ſieht.

Endlich vor der Fechtübung mit Laertes, welche die Kataſtrophe herbeiführet,

Horatio. Wenn etwas eu'rem Sinn mißfällt, gehorcht ihm. —
Ich will ihrem Hieherbegeben zuvorkommen und ſagen, ihr wäret nicht aufgelegt.

Hamlet. Nicht im Geringſten, wir trotzen der Vorbedeutung. Es gibt eine beſondere Vorſehung in dem Fall eines Sperlings. Iſt es jetzt, iſt's nicht zunkünftig; iſt es nicht zulünftig, ſo wird es jetzt ſein; iſt es jetzt nicht, ſo wird es dennoch kommen. Bereit zu ſein iſt Alles: Sintemal kein Menſch von dem, was er verläſſet, irgend weiß, was iſt's es bei Zeiten zu verlaſſen. Laß ſein.

Shakſpeare hat hier eine Idee poetiſch ausgebildet, die bei den meiſten Völkern im Naturſtande ſich findet und in dem Wahnſinnigen etwas Heiliges und Ehrwürdiges, ein Werkzeug höherer Mächte erblickt. Bei ihm erhält ſie die tiefſte Bedeutung, denn Hamlet iſt wahnſinnig, weil er die Wahrheit, das Weſen erkannt hat, welches zu gewaltig iſt für die Schwäche der menſchlichen Natur, die andern bleiben vernünftig, weil ſie in dem Zwielicht der Dämmerung leben, das ihr zum Element dienet, und er wird zum willenloſen Vollſtrecker des Schickſals, weil der Wahnſinn ihm die berechnende Vorausſicht genommen hat, womit die andern Menſchen den höheren Mächten zum Spiel und Spott in ihren eingeſchränkten Beſtrebungen ſich durcheinander treiben.

Was mag dies meinen
(ſagt er zu dem Geiſt)

Daß du ein todter Leichnam, ganz in Stahl,
Wiederbesuchest so des Mondes Glimmen,
Die Nacht entstellend; und wir Narren der
Natur so fürchterlich zu schütteln mit
Gedanken unsern Zustand jenseits des
Bereiches unserer Seele.

Ich sehe mich genöthigt noch einige Stellen anzuführen, um die gesammte Darstellung des Charakters der Hauptperson, wie sie bisher gegeben worden ist, mit den eigenen Worten des Dichters zu belegen.

Was schildert uns den Prinzen, wie er bei dem Leben seines Vaters war, anschaulicher, als jene Worte der Ophelia,

O welch ein edler Geist ist hier zerstört
Des Hofmanns, Kriegers, Schülers, Aug, Zung, Schwerdt.
Die Hoffnung und Rose der schönen Welt,
Der Mode Spiegel und Model der Form
Betrachtet von jedem Betrachter — —
Akt III. S. 1.

Nach dessen Tode in den ersten Worten, die er sich selbst überlassen spricht, zeigt er sich uns selbst:

O daß dies zu feste Fleisch wollt' schmelzen
Zergehn und auf sich lösen in n'en Thau
Oder der Ewige nicht hätt' befestigt
Gegen den Selbstmord sein Gesetz, o Gott, Gott,
Wie müde, schaal, flach und ungenießbar
Scheinet mir jeglicher Gebrauch der Welt
Pfui drum, o Pfui, ein Garten ungegätet
Der Samen schießt, was grob und niedrig von
Natur besitzt ihn lediglich.

Und nun vollends in welch fürchterlichem Zustande wird er uns vorgeführt in dem Ersten, was wir nach der Erscheinung des Geistes von ihm hören.

Ophel. O — — Ich bin so sehr erschrocken.
Pol. Durch was, in des Himmels Namen.
Ophel. Mylord, als ich am Näh'n war in meiner Kammer,
Lord Hamlet — mit seinem Wams, ganz aufgeknöpft,
Keinen Hut auf dem Kopf, beschmutzt, die Strümpfe
Ohne Band, herabgelassen zu dem Aenkel;
Blaß wie sein Hemd, ein Knie das andre stoßend
Und mit 'nem Blick, so jammervoll von Inhalt,
Als wär' er losgelassen aus der Hölle
Von Schreckniſſen zu reden — kommt er zu mir. —

An Verſtellung iſt hier gewiß nicht zu denken. Auch ſind wir ſchon auf eine ſolche Veränderung vorbereitet. Denn als der Geiſt ihn mit ſich führen will, ſagt Horatio.

Was, wenn's euch lockt nach der Fluth, Mylord,
Oder zum furchtbaren Gipfel von der Klippe,
Die vorragt über ihren Grund in die See,
Und dort annimmt in andre ſchreckliche Form,
Die euch der Herrſchaft der Vernunft beraubt.

Ebenſo iſt es gewiß die reinſte Wahrheit, wenn Hamlet zu Roſenkranz und Guildenſtern ſagt:

„Ich habe ſeit Kurzem all meinen Frohſinn verloren, jede gewohnte Leibesübung aufgegeben; und in der That meine Stimmung liegt ſo ſchwer auf mir, daß dieſer tücht'ge Bau, die Erde, mir ein dürres Vorgebirge ſcheint; dieſer höchſt vortreffliche Thronhimmel, die Luft, ſeht dies überhangende Firmament, dieſes majeſtätiſche Dach durchwühlt von gold'nem Feuer, nun, es ſcheinet mir kein ander Ding als eine garſtige und peſtilentialiſche Vereinigung von Dünſten. Welch ein Stück Arbeit iſt ein Menſch. Wie edel in der Vernunft, wie unendlich in Fähigkeiten, in Geſtalt und Bewegung, wie ausdrucksvoll und bewundernswerth, in Handlung wie gleich einem Engel, in Wahrnehmung wie gleich einem Gott, — die Schönheit der Welt, das Muſterbild der Lebendigen. Und doch, für mich, was iſt dieſe Quinteſſenz von Staub? Der Mann ergötzt mich nicht, und — das Weib noch weniger, obgleich mit eurem Lächeln ihr dies zu ſagen ſcheint."

Das unmittelbare Produkt dieſer Stimmung und zugleich der deutlichſte Beweis, wie ſie ihn ſo durchaus unfähig macht, das zu vollbringen, was der Geiſt ihm aufgetragen, iſt jener berühmte Monolog: „Sein oder nicht ſein," der gar zu bekannt iſt, als daß ich ihn hier vorzutragen brauchte.

Dem Selbſtmord iſt meiſtens ſchon ein innerlicher geiſtiger Tod vorhergegangen, das Bewußtſein einer gänzlichen Unfähigkeit zu leben, welches durch ihn zur That wird. Alles Leben iſt das Produkt eines Triebes, der Befriedigung findet, indem er ſich entwickelt. In dem vernünftigen Leben erſcheint dieſer Trieb als Vorſtellung eines Gegenſtandes, welchen die Seele ſich anzueignen begehrt und auf den ihre Beſtrebungen wie zu einem Mittelpunkte gerichtet ſind. Hat ſie denſelben verloren und kann keinen anderen finden, ſo höret mit dem Trieb zugleich die Luſt zum Leben auf. Die Wechſelwirkung von Ob- und Subjekt, die das vernünftige Leben ausmacht, iſt zerſtört, und das Subjekt fühlt ſich in ſchauderhafter Einſamkeit auf ſich allein beſchränkt. Die Flamme, der es an Nahrung gebricht, zehret ſich auf. Das iſt eben Hamlets Fall. Wäre noch irgend ein Trieb zum Handeln in ihm, gäbe

es noch etwas, wonach seine Seele strebte, begeisterte ihn wirklich der Vorsatz zur Rache den er sich vorzuhalten bei jeder Gelegenheit nöthig findet, so konnte er so nicht sprechen. Nun aber freilich muß ihn der Tod als eine andächtig zu wünschende Vollendung erscheinen.

Darum kann ihn auch nichts anders in das Leben zurückwerfen, als die Furcht vor den Schrecken des finstern Jenseits, welche ihm durch die Erscheinung des Geistes so nahe gerückt worden sind, und die, wenn auch nur in Träumen, alle Qualen des irdischen Lebens übersteigen.

Es ist interessant, diesen Monolog mit dem des Faust zu vergleichen, wie er den Giftbecher nehmen will. Dort sehen wir einen Geist, dessen unendliches Streben einer Welt muthig den Rücken kehrt, in der es keine Befriedigung findet, um zu der anderen überzugehen, die ihn durch den gehofften Wechsel neuer herrlicherer Scenen und Wahrnehmungen größerer Versuche und Erfahrungen anlockt; hier einen andern, der sich von Allem, was Gegenstand der Vorstellung und Empfindung sein kann, mit Ueberdruß abwendet, weil er nichts als Schmerz davon erwartet, und indem er daran verzweifelt, das ersehnte Gut der Bewußtlosigkeit irgendwo zu erlangen, zwischen größeren oder geringeren Graden dieses Schmerzes schwanket und wäget, die ihm dies- oder jenseits der Schranke bevorstehn, welche sterbliche Augen nicht zu durchdringen vermögen.

Hamlet selber weiß gar wohl, daß sein Gemüth krank und zerrüttet, daß er in Momenten leidenschaftlicher Aufregung nicht Herr seiner Handlungen ist.

> Der Geist, den ich geseh'n
> Kann sein ein Teufel, und der Teufel hat Macht
> Gefällige Gestalten anzunehmen.
> Ja und vielleicht um meiner Schwachheit willen
> Und Melancholie, wie dann in solchen Geistern
> Er äußerst mächtig ist, mißbraucht er mich
> Mich zu verdammen.

sagt er als er sich entschließt den Oheim durch das Schauspiel auf die Probe zu stellen, und zu Laertes, indem er die Tödtung seines Vaters entschuldigt,

> Gebt mir Verzeihung Herr, ich that euch Unrecht,
> Allein verzeihet als ein Edelmann,
> Die wissen's und ihr müßt gehört es haben,
> Daß ich gestraft mit heftiger Zerrüttung;

Was ich gethan
Das konnt Natur, Ehr und Rang in euch
Aufwecken, ich erkläre hier 's war Wahnſinn.
War's Hamlet der Laertes kränkte? Nimmer
Wenn Hamlet von ihm ſelbſt genommen wird,
Und wenn er ſelbſt nicht iſt, Laertes krankt,
Dann thut es Hamlet nicht, Hamlet verleugnet's,
Wer thut es denn? ſein Wahnſinn: Wenn's ſo iſt,
Iſt Hamlet auf der Seite die gekränkt wird,
Sein Wahnſinn iſt des armen Hamlets Feind.

Ich wünſche, ſagt Johnſon zu dieſer Stelle, Hamlet hätte irgend eine andere Ausrede, es iſt dem Charakter eines guten und braven Mannes nicht entſprechend, ſich hinter Unwahrheit zu verſtecken, und er hatte ganz recht, wenn der Prinz hier wirklich Unwahrheit redete. Wir müßten ihm nothwendig Achtung und Zuneigung entziehen, denn er erſchiene nicht nur als ein Lügner, ſondern zugleich als ein Feiger. Eben darum kann es unmöglich die Abſicht des Dichters ſein, ihn Unwahrheit reden zu laſſen.

Allerdings iſt Hamlets Benehmen nicht ohne Willkühr und Vorſatz. Er ſpielt eine Rolle und er will ſie ſpielen, das läßt ſich nicht läugnen, gleich nach der Erſcheinung des Geiſtes gibt er es zu erkennen.

Wie ſeltſam oder ſchief ich immer mich
Betrage, wie dann vielleicht in der Folge
Ich werde es nützlich finden, anzunehmen
'ne fratzenhafte Stimmung.

und zu Horatio, als der Hof ſich zu dem Schauſpiel einfindet,

Sie kommen zu dem Spiel, ich muß albern ſein.

Aber dieſe Rolle iſt ihm ſo ſehr Natur und Bedürfniß, daß er auch da hineinfällt, wo, einmal zugegeben, daß es ihm nützt wahnſinnig zu ſcheinen, er offenbar keinen Grund hat ſich zu verſtellen. So in der Scene gleich nach der Erſcheinung des Geiſtes, und vorzüglich in derjenigen mit ſeinem Freunde Horatio, nachdem er durch das Schauſpiel von der Schuld des Königs überzeugt worden iſt. Er hat bei dem Zwang, den er ſich glaubt anthun zu müſſen, eben keinen andern Weg, als dieſen, um ſeinem Inneren Luft zu machen. Deswegen hat ſein Benehmen gegen jede Perſon des Stückes einen beſtimmten und verſchiedenen Charakter, und ſchweift um ſo mehr aus, je näher und tiefer das Verhältniß iſt, in welchem er zu ihr ſteht. Mit den Schauſpielern iſt er heiter und

ſinnig, gegen Roſenkranz und Guildenſtern, wie ſie ſelbſt ſagen, höflich wie ein Edelmann, aber durchaus gezwungen, weil er ihnen mißtraut, und mit Horatio, deſſen treuer Zuneigung er ſtets verſichert bleibt, der auf keine Weiſe in das Geſchick des Königshauſes verwickelt erſcheint, vertraulich, hingebend. Gegen die Mutter, die er liebt und dennoch im höchſten Grade tadelnswerth findet, leidenſchaftlich bewegt, gegen den König, den er haßt aber fürchtet, ſcharf und kalt, gegen Polonius, in dem er die Anmaßung des abgelebten Welt- und Geſchäftsmanns ohne innere Tiefe des Charakters verachtet, übermüthig und wegwerfend, am ausgelaſſendſten und bitterſten aber gegen Ophelia, gegen die Geliebte, die nur ein ſo ungeheures Schickſal, wie das, was ihn betroffen hat, ihm zu entfremden vermochte.

Dieſes iſt der Punkt in der Rolle des Prinzen, der immer die meiſte Anfechtung gefunden hat, und mit dem man ſich auch nicht ausſöhnen kann, ohne die ſtets fortſchreitende Zerrüttung ſich zu vergegenwärtigen, welche die ſcheinbare Willkühr und die wirkliche Nothwendigkeit ſeines Humors erzeugt. Einer unſerer erſten Dichter, der ſich in Deutſchland vielleicht am Meiſten mit dem Shakſpeare beſchäftigt hat, glaubt den Schlüſſel darin zu finden, daß die Geliebte ihn in den Tagen des Glückes mehr zugelaſſen habe, als jungfräuliche Ehre und Zucht erlaubt. Abgeſehen davon, daß dieſe Hypotheſe, meiner Ueberzeugung nach in grabem Widerſpruch mit der Intention des Dichters, Ophelias holdſeliges Bild durch einen garſtigen Flecken verunſtaltet, ſcheint mir in Hamlets Betragen damit nichts deutlicher zu werden. Handelt er abſichtlich und frei, ſo würden wir es ihm nie verzeihen können, daß er die Unglückliche öffentlich und unter vier Augen ſo unzart an einen Fehltritt erinnerte, von dem er ſelber den größten Theil der Schuld trüge. Iſt dieſes aber nicht der Fall, ſo bliebe noch immer zu erklären, was eine ſolche Verletzung der Sitte und des Anſtandes für den Prinzen möglich macht, der uns in ſeinen guten Tagen als ein Muſter von beiden vorgeſtellt wird. Das aber mochte ſchwerlich gelingen, meinem Gefühl nach wenigſtens werden Hamlets Reden ſelbſt im Wahnſinn nur dann erträglich, wenn man gar keine ſpezielle Beziehung auf die Perſon, an die ſie gerichtet ſind, darin findet. Der Prinz hat Ophelia geliebt, mit allem Feuer und aller Innigkeit der erſten Liebe, das iſt kein Zweifel, er ſelber betheuert es in jener leidenſchaftlichen Scene mit Laertes bei ihrem Begräbniß:

Ich liebt' Ophelia (ſagt er) vierzig tauſend Brüder
Konnten mit aller ihrer Menge von Lieb'
Nicht meine Summ' ausmachen.

Sie iſt die erſte, zu der er ſich nach der Erſcheinung des Geiſtes begiebt, welche ſein ganzes Weſen erſchüttert und umgewandelt hat. Hören wir, wie ſie ſelbſt ſein Betragen beſchreibt:

Er nahm mich bei der Hand und hielt mich feſt,
Dann geht er in der Länge ſeines Arms
Und, mit der andern Hand ſo — über die Stirn
Fällt er in ſolches Unterſuchen meines
Geſichts als wollt' ers zeichen. Lang weilt er ſo,
Zuletzt — ein wenig ſchüttelnd meinen Arm
Und dreimal wiegend auf und ab den Kopf
Stieß einen Seufzer aus, ſo tief und kläglich,
Als ſchien den ganzen Bau er zu zerreißen
Und endigen ſein Daſein — Läßt dranf mich geh'n:
Und mit dem Kopf gekehrt über die Schulter
Schien er den Weg zu finden ſonder Augen,
Denn aus der Thür kam er ohn' ihre Hülf'
Und heftet' bis zuletzt ihr Licht auf mich.

Offenbar wollte er Abſchied nehmen von dem, was ihm bisher das Theuerſte geweſen, ſich noch einmal an dem Anblick der Geliebten weiden, nachdem er beſchloſſen, von der Tafel ſeines Gedächtniſſes abzuwiſchen jede alltägliche liebe Erinnerung, alle Sagen von Büchern, alle Formen, alle Eindrücke der Vergangenheit, alles was Jugend und Beobachtung dort abgebildet, damit der Befehl des Geiſtes allein in dem Buch und Umfang ſeines Gehirnes lebe. Weshalb, glaubt er ihr nicht ſagen zu dürfen, aber der ſtumme Ausdruck ſeines Schmerzes beweiſt darum nicht weniger, wie ſchwer es ihm wurde, ſich von ihrem Bilde zu trennen, an deſſen körperlicher Gegenwart ſeine Augen hängen blieben, ſo lang ſie es erreichen konnten. Wenn nun ſpäter die Zerrüttung, welcher dieſer ungeheure Schlag in ſeiner Seele hervorgebracht hat, ſich feſtſetzte, ausbreitete und gänzlich ſie einnahm, wenn der lebendige Pulsſchlag der Empfindung in die einſame Todtenkälte der herbeſten Reflection übergeht, wenn er in der Geliebten nichts mehr ſieht, als das Weib, deſſen Name Gebrechlichkeit iſt, wie er es durch den Fehltritt ſeiner Mutter kennen gelernt hat, in dem Liebreiz ihrer Jugend und Schönheit, den ſein Herz noch immer fühlt, nichts, als den Kuppler unreiner Begierden, und eben darum mit humoriſtiſcher Bitterkeit ſich ſeiner erwehrt, werden wir nun noch die Abſicht darin

finden, Ophelia eine Schwäche vorzuwerfen, von der ihn ſelber doch der größte Theil der Schuld getroffen haben würde? Werden wir in der Härte in dem Ausſchweifenden ſeiner Reden nicht vielmehr den Beweis der Heftigkeit ſehen, mit welcher ſein krankes Innere gegen die eignen Eingeweide wühtet, und anſtatt zu zürnen ihn bemitleiden?

Wenn der Gegenſatz zwiſchen der troſtloſen Wahrheit der Dinge und ihrem lockenden aber trüglichen Schein, auf welchem der Reiz und die Kraft des irdiſchen Lebens beruht, es iſt, deſſen plötzliche und vollkommene Enthüllung hinreicht, um alles Räthſelhafte in dem Charakter unſeres Helden zu erklären, ſo haben wir nunmehr die Art zu betrachten, wie der Dichter dieſes gewaltige Ereigniß herbeiführt, und kommen daher von ſelber zu der Perſon und der Erſcheinung des Geiſtes. Daß ſie das beſte und ja das einzige Mittel war, um dieſen Zweck zu erreichen, davon wird es nicht ſchwer ſein, ſich durch folgende Betrachtung zu überzeugen. Abgeſehen von Allem, was die Dogmen poſitiver Religionen über den Zuſtand nach dem Tode feſtſetzen oder die Spekulationen der Weltweiſen ergrübeln mögen, gibt es zwei Dinge, in denen die Vorſtellungen übereinkommen, die die Phantaſie faſt aller Völker ſich davon macht. Daß die thätige und ſelbſtſtändige Kraft, welche den Leib beſeelt, nicht durchaus an die Eindrücke und Funktionen deſſelben gebunden ſei, zeigt die Thatſache des Traums. Sie laſſen ſie daher nicht mit dem Leibe untergehen, aber ihre Fortdauer erſcheint gleich jenem getrennt von der ſinnlichen Wirklichkeit des Daſeins, eine Wiederholung ſeiner Bilder und Vorſtellungen ohne Inhalt und Gegenſtand, einſam ohnmächtig und traurig. So in dem alten Teſtament, bei Homer und in den Volksliedern alter und neuer Zeit. Wenn daneben von einem Verſammletwerden zu den Vätern die Rede iſt, wenn Pindar von einer neuen herrlichen Sonne ſingt, die auf den Inſeln der Seligen den Frommen leuchtet, ſo zeigt ſich darin ſchon nicht mehr die reine Thätigkeit der Phantaſie, ſondern ſie iſt von irgend einer Tradition und Lehre geſchwängert. Je lebhafter die von dem Leibe getrennte Seele mit ihren Trieben und Leidenſchaften noch an dem Dieſſeits hängt, deſto ſchlimmer wird ihr Zuſtand, es iſt ein Sehnen, deſſen Durſt ſich nimmer ſtillen läßt, ein Feuer, deſſen Gluth nicht erlöſcht. Eben dieſe Triebe und Leidenſchaften aber, wenn ſie den höchſten Grad erreichen, werden zuweilen zu einem Mittel um die Schranken zu durchbrechen, welche jene Traumwelt von der wirklichen trennt. Der Jammer, das

Flehen der Lebenden dringt bis zu den Gräbern hinab, und erschüttert die Todten, sie werden hinwiederum von der Qual ihrer Unruhe heraufgetrieben, wenn das Licht, auf welchem die Gegenwart der sichtbaren Dinge beruht, hinabgesunken ist und die Nacht die Lebendigen dem Schlaf und dem Traum überliefert. Sind die Abgeschiedenen so der fröhlichen Kraft des Daseins beraubt, die an dem Glanz der Sonne sich wärmt und nährt, so wird ihnen dagegen Wissen und Einsicht in einem höheren Grade beigelegt als denen, welche noch unter den Täuschungen der Sinnlichkeit leben. Der Schatten Samuels wird heraufbeschworen, um dem Saul zu weissagen, Odysseus dringt bis zu dem Kocytus um Teiresias zu fragen, und der Geist des Dareios muß den Persern das Geschick ihres geschlagenen Heeres verkündigen.

Das Gebiet der Einbildungskraft ist das Reich der Dichtkunst, und alles was sie von Gefühl und Gedanken enthält, muß von derselben durchdrungen und verwandelt werden. Wie hätte der Dichter, in welchem der Geist der Volkspoesie zum individuellen Bewußtsein geworden ist, wie in keinem andern, hier sich nicht an den Vorstellungen des Volkes über den Zustand nach dem Tode halten sollen, da sie der Idee seines Werkes so vortrefflich entgegen kommen. Daß er es so rein und vollständig gethan, daß er den allgemeinen Aberglauben bis auf die kleinsten Züge, nach den Einbildungen des Nordens und seiner Landsleute individualisirt hat, darauf eben beruht die unwiderstehliche Wirkung seiner Darstellung.

Die Erscheinung des Geistes ist nicht etwa nur ein untergeordneter Theil der Fabel, eine Erfindung, um gewisse Situationen zu motiviren oder ihre Wirkung zu verstärken; sie ist der Kern der Handlung, die Seele des ganzen Stückes, welche der gewaltige Geist des Dichters, der den Kreis alles Lebendigen zu eng für seine Conceptionen fand, der Erzählung des Saxo eingehaucht und sie dadurch zu dem Leibe des tiefsinnigsten und erhabensten Kunstwerkes erhoben hat. Von ihr geht die Veränderung in Hamlets Charakter und Benehmen aus, um welche alles sich dreht, und die, indem die anderen Personen ihren Grund zu entdecken, die Gefahr abzuwenden suchen, die sie von ihr fürchten, jedes Ereigniß und endlich die Katastrophe herbeiführt. So wird die Erscheinung von vorn herein angekündigt, Zeichen am Himmel, Veränderungen der Gestirne begleiten sie, wie sie dem Tode des Cäsar vorhergegangen, jener ungeheuren Begebenheit, welche die alte Welt umgestaltete. Irgend ein furchtbares und geheimnißvolles Ergebniß, eine

Erſchütterung in dem Zuſtand des Reiches ahnen diejenigen, an denen die majeſtätiſche Geſtalt zuerſt vorübergeht.

Nichts was unſere Erwartung ſpannen, unſer Grauen erregen kann, hat der Dichter bis zu dem verhängnißvollen Augenblick geſpart, in dem ſie endlich ihr Geheimniß offenbaren ſoll. Mit großer Kunſt überraſcht er uns durch denſelben, ſo ſehr wir auch auf ihn vorbereitet ſind, indem er unſere Aufmerkſamkeit unmittelbar vorher auf andere Gegenſtände und Vorſtellungen leitet. Gleich die erſten Worte des Prinzen, als er den Geiſt erblickt, das ſchwankende unzuſammenhangende ſeiner Anrede, in der wir bei dem bloßen Leſen das Beben ſeiner Stimme zu hören glauben, zeigen die äußerſte Erregung aller geiſtigen Fähigkeiten. Und als jener ihm nun zum einſamen Zwiegeſpräch abſeits winkt, wie er, des Widerſtandes ſeiner Freunde ungeachtet, ſeiner ſelbſt nicht mächtig, ein unwiderſtehliches Werkzeug des Geſchickes, das ihn leitet, dem Winke folgt; was anders, als das Größte und Furchtbarſte zu vernehmen, kann ihm bevorſtehen?

Ohne die Gefahr zu ſcheuen, die Wirkung des Ungeheuren durch Vertrautheit mit demſelben zu ſchwächen und deshalb ganz auf die Gewalt ſeiner Darſtellung ſich verlaſſend, hat Shakſpeare die Eröffnung des Geiſtes, wie es ſich für die breite Grundlage ſeines Werkes ziemte, uns in voller Ausführlichkeit gegeben. Wir lernen den alten König ſo genau kennen, wie irgend eine der anderen Perſonen des Stückes. Keineswegs fehlerfrei, gewaltig in Willen und That, dem Irdiſchen zugewendet, ward er hinweggenommen in der Blüthe ſeiner Sünden, und ſchmachtet nun in Qualen, die eine irdiſche Zunge nicht ausſprechen kann. Aber mitten unter denſelben iſt er geblieben was er im Leben war, ein Mann im vollen Sinn des Wortes, und jeder Zoll ein König. Das unermeßliche Unrecht, den niederträchtigen Verrath, womit ein in jeder Hinſicht viel geringerer Nebenbuhler ſeine geliebte und bisher tugendhafte Königin zum Ehebruch verführte, und dann ihm ſelbſt, noch in der vollen Kraft des reiferen Mannesalters, Krone, Reich und Leben mit einem Mal geraubt hat, kann dieſe ſtolze Seele nicht verſchmerzen. Sie fordert Gerechtigkeit und übergibt das Richteramt, da ſie es ſelbſt nicht mehr ausüben kann, dem, welchem es vor allem gebührt, dem Sohn, dem letzten Sprößling des Herrſcherſtamms. Aber wie groß, wie königlich geht ſie dabei zu Werke! Kein ungeweihtes Ohr ſoll den häßlichen Schandfleck des Geſchlechtes, das fürchterliche Staats- und Familiengeheimniß

vernehmen, selbstständig soll der Prinz die That vollbringen und sich der Freunde nur als unwissender Werkzeuge bedienen, die Ehre und das Leben der Königin soll geschont, und sie lediglich den Qualen ihres eigenen Gewissens überlassen bleiben. Deswegen wird der Sohn allein genommen, um die schreckliche Entdeckung zu vernehmen, deshalb müssen die Gefährten dreimal Verschwiegenheit über das, was sie gesehen, mit den höchsten Eiden geloben. Und was ist nun der eigentliche Inhalt dieser Entdeckung, worin besteht die Wahrheit, welche Hamlet von den Wissenden der Unterwelt erfährt? In nichts anderem, als daß ein niederträchtiges Bubenstück dem ganzen scheinbar so wohl geordneten Zustand des Reiches zum Grunde liegt. Das ist die Weisheit, die ihn über den wahren Gehalt des Lebens belehrt.

Haml. Wie sagt ihr dann, kann Menschenherz es denken,
Doch ihr wollt schweigen?
Horatio und Marcellus. Ja beim Himmel Mylord.
Hamlet. 's giebt nie 'nen Schurken in ganz Dänemark wohnhaft,
Oder er ist ein Erzbube.
Horatio. Es braucht kein Geist Mylord vom Grab zu kommen,
Uns dies zu sagen.

Die dritte Hauptperson, mit den beiden geschilderten unzertrennlich verbunden, und neben dem Geist der eigentliche Hebel der Handlung, ist eben jener Erzbube, der blutschänderische Ehebrecher, Mörder und Thronräuber, der regierende König. Hier müssen wir uns nun zuvörderst hüten, den Urtheilen, welche in verschiedenen Stellen des Stückes über ihn ausgesprochen werden, uns nicht unbedingt hinzugeben, sondern den Leidenschaften derjenigen, von welchen sie herrühren, den gebührenden Theil daran beimessen. Allerdings sagt der Geist:

Welch ein Abfall war es da
Von mir, deß Liebe von der Würde war,
Daß sie ging Hand in Hand eben mit der Pflicht,
Die ich gelobt zur Heirath, — abzulenken
Auf 'nen Elenden deß Naturgab' arm war gegen die meine.

Hamlet sagt, noch ehe er sein Verbrechen erfahren hat, von ihm, daß sein Vater ihm so wenig geglichen, als Hyperion einem Satyr, und nennt ihn in der Unterredung mit seiner Mutter, einen König aus Lumpen und Fetzen.

Aber der Mann, der es vermochte das Herz der bisher tugendhaften Königin in Jahren zu gewinnen, in denen das Blut

nicht mehr rebelliſch in den Adern ſiedet, der Hamlet bei der Königswahl ausſchloß, der ihm ſeines Haſſes ungeachtet ſo ſichtlich imponirt, daß er auch unter der Maske des Wahnſinnes ihm nie zu widerſprechen, nie ihn zu beleidigen ſich unterſteht, kann bei aller ſeiner Niederträchtigkeit und Schlechtigkeit doch kein unbedeutender Menſch ſein. Betrachten wir ſeinen Charakter, wie er in dem Stück ſich zeigt, ſo finden wir eine alles beherrſchende grobe Sinnlichkeit, verbunden mit großer Klarheit, Schärfe und Gewandtheit des Verſtandes, und der jeder Situation entſprechenden Gabe der Rede. Dieſe Miſchung iſt im Leben gar nicht ſelten, ſie bringt innerlich gemeine Naturen hervor, denen es aber an Gefühl für das Edele, was ihnen abgeht, gar nicht fehlt, und die es wohl verſtehen, ſich den Schein deſſelben zu geben. Sie macht Heuchler und Schurken, die ſich durch die Unwahrheit ihres Weſens um ſo ſicherer zu Grunde richten, weil ſie ſich derſelben vollkommen bewußt ſind. Offenbar entſtand der Ehebruch aus einer wirklichen aber verbotenen Neigung, welche durch das ganze Stück hindurch fortdauert. Shakſpeare kennt vollkommen die Gewalt des Mannes über das Weib, wenn ſie mit beſonnener Berechnung verbunden iſt. In Richard dem Dritten hat er ſie mit furchtbarer Wahrheit geſchildert. Daß die letztere unter dem Taumel der Sinne hier nicht fehlte, zeigt der Umſtand, daß der König immer noch einen Rückhalt gegen ſeine Gattin behält. Von dem Brudermord weiß ſie nichts, und alle Anſchläge gegen Hamlets Leben bleiben ihr verborgen. Mochte der Verführer immer gegen die königliche Heldengeſtalt ſeines Bruders noch ſo ſehr als ein gemeiner Schwächling erſcheinen, ſein beredtes Liebesgeſchwätz konnte leicht über die gleichmäßige Würde ſiegen, mit welcher der ſtrenge vielbeſchäftigte Fürſt und Krieger ſeine Königin behandelte, war es aber einmal ſo weit gekommen, hatte die rebelliſche Hölle einmal angefangen, in ihren Gliedern ſich aufzulehnen, ſo wurde jener Abſtand ſelbſt zu einem Stachel der Leidenſchaft. Denn, das eben gehört zu ihrer furchtbaren Natur, wenn ſie eine gewiſſe Höhe erreicht hat, daß das Bewußtſein ihres Unſinns ſie zu verſtärken dienen muß. Wie nun dieſer erſte Schritt gelungen, folgten die andern von ſelbſt mit jener Nothwendigkeit, die den Sünder auf der Bahn des Laſters forttreibt. Der Meuchelmord ſchien unvermeidliche Maaßregel der Sicherheit, und alle Unternehmungen gegen den Prinzen reihen ſich wie die Glieder einer Kette aneinander, die an dieſem Ring befeſtigt, den Urheber immer enger umſchließt.

So erſcheint das Verbrechen, ſo ungeheuer ja unbegreiflich es an ſich iſt in ſeiner Entſtehung doch wieder menſchlich und natürlich. Es iſt als ſähe uns der ſtrenge und doch milde Geiſt des Dichters hier mit klaren Augen aus ſeinem Werke an, der nie von ſeinen Conceptionen, mögen ſie noch ſo reizend oder gewaltig ſein, ſich unterjochen läßt, ſondern ihrer ſtets als Mittel zu einer hohen ethiſchen Wirkung bewußt bleibt und der nach Göthes ſchönem Ausſpruch zu den Menſchen herabgeſtiegen zu ſein ſcheint, um ſie auf die möglichſt gelindeſte Weiſe über das, was ihnen Noth thut zu belehren. Wie tief, wie anſchaulich ſchildert er uns mitten im Glanz der Hoheit, der Würde und des Anſtandes unter dem gleißenden Firniß das innere Elend, die harte Knechtſchaft des Laſters. Wie gut weiß dieſer König zu ſprechen, wie vortrefflich jeden ſeiner Schritte gegen Andere mit den Gründen einer vorſichtigen Politik zu rechtfertigen, wie richtig beurtheilt er Hamlets Zuſtand, wie genau kennt er das menſchliche Herz, ja ſich ſelbſt, und wie jämmerlich erblicken wir ihn in der Einſamkeit unter der beſtändigen Folter des Gewiſſens, die bei jeder noch ſo leiſen, noch ſo abſichtsloſen Anſpielung immer ſich wieder erneuert, deren Qualen in den Dünſten des Weines zu erſäufen er ſich vergeblich bemüht. An Reue fehlt es ihm nicht, in einzelnen Augenblicken ſogar nicht an Willen zur Beſſerung, aber an der Kraft des Guten, die die tauſend feſtgedrehten Fäden, mit denen die Seele an dem Laſter hängt, auf einmal zerreißt und den vorigen Zuſtand wieder herſtellt. Ich will nur auf den Monolog in der dritten Scene des dritten Aktes verweiſen. Vergleicht man damit die Scene mit Laertes am Schluß des vierten Aktes, die ſichere Beſonnenheit, die verborgene Kunſt, mit der er jedes Motiv, von dem größten bis zu dem geringſten, von dem kleinlichen Wetteifer in Leibesübungen an, bis zu dem ungeheuren Schmerz über den Tod eines verehrten Vaters und den jammervollen Untergang der geliebten Schweſter in der Seele des Jünglings zu gebrauchen weiß, um ihn zu einem ſchändlichen Verrath zu verleiten, das Aufwallen der Leidenſchaft in feſten unwiderruflichen Entſchluß zu verwandeln, und dann wieder die Unbefangenheit, womit er der Königin verſichert, wie viel er zu thun gehabt habe, um deſſen Wuth zu beſänftigen. Gibt es ein lebendigeres Bild von dem, was die Schrift das Gericht der Verſtockung nennt. Dieſer Schurke handelt und ſpricht mit derſelben Klarheit und Schärfe innerlicher Beſchaulichkeit mit welcher Hamlet leidet und reflektirt. Beide macht ſie elend nur

auf verſchiedene Weiſe: Einer erräth und verſteht den Anderen vollkommen, und auf dieſer Geiſtesverwandtſchaft beruht der bittere Haß, den ſie gegeneinander fühlen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich die übrigen Charaktere des Stückes ebenſo ausführlich analyſiren wollte. Ich will nur auf die Kunſt aufmerkſam machen, mit welcher der Dichter ſich der Contraſte bedient und ſie dann wieder durch Uebergänge vermittelt hat. So bilden der König, Roſenkranz und Guildenſtern, Polonius und Laertes eine, Hamlet und Horatio die andere Reihe. Der Leichtſinn der beiden erſteren, der von dem Irrwiſch königlicher Gunſt ohne Mühe ſich zu dem Schlimmſten und Gefährlichſten verleiten läßt, eben dieſe rein äußerliche Geſinnung, die es in der Weltklugheit ihrer Maximen nicht weiter bringt, als bis zu dem oberſten Grundſatz der Conſequenz, —

Deinem eigenen Selbſt ſei wahr
Und es muß folgen wie der Tag der Nacht
Falſch kannſt du dann nicht gegen jemand ſein.

und mit ihrem thörichten Beſtreben das bewegte Rad des Geſchickes durch Menſchenhände zu regieren, das bei aller vielgerühmten Kunſt und Erfahrung doch ſtets mißlingt, bis es von demſelben zermalmt wird, — dieſe Geſinnung hat in dem Polonius ein faſt zu ſtrenges Gericht von Seiten des Dichters gefunden. Endlich Laertes iſt in ſeinen Schickſalen der Doppelgänger, der Natur und dem Charakter nach das vollkommene Gegenſtück. Auch er entfernt ſich vom Hofe, wie Hamlet während des Lebens ſeines Vaters ſich in Wittenberg entfernt hielt. Wie jenen führt ihn der Tod deſſelben nach Dänemark zurück. Er handelt eben ſo raſch, um ihn an dem vermeintlichen Mörder zu rächen, wie Hamlet ſich unthätig gegen den wirklichen beweiſt. Bei ihm iſt alles Sitte, Convenienz und Leidenſchaft, bei jenem Empfindung und Reflexion; dann wieder Horatio eben ſo unpraktiſch betrachtend wie Hamlet, aber einſeitig auf das Reich des Gedankens beſchränkt, und darum ſtets im Gleichgewicht richtiger Beſonnenheit, ein redlicher zuverläſſiger aber unnützer Freund und Vertrauter.

Nun die Frauen, zwar nur zwei, aber in ihnen die ganze Quinteſſenz des Geſchlechtes, Mutter und Jungfrau, jene durch eigene Schuld dieſe durch fremde zu Grunde gerichtet. Edlere heldenmüthigere Weiblichkeit hat Shakſpeare öfters geſchildert, aber naivere, reizendere niemals. Sie verwandelt unſern Haß gegen die

treulose Gattin, die ehebrecherische Fürstin, unwillkührlich in Mitleid, wenn wir ihre unabläßige Furcht und Trauer, ihre nie sich verläugnende Liebe zu dem Sohne sehen und die rührenden Klagen um die Unglückliche vernehmen, deren Brautbett sie zu decken hoffte, und deren Grab sie nun bestreuen muß. Wer vermöchte es vollends dem Zauber in Ophelia zu widerstehen! Alles, Glück und Schmerz, Leidenschaft und getäuschte Hoffnung lös't sich in jene träumerische Sehnsucht auf, welcher erst der Wahnsinn Worte und Ausdruck verleiht, und die den Keim zu der Gebrechlichkeit in sich schließt, welcher Hamlet den Namen Weib gibt. Und dieser Wahnsinn in seiner glücklichen Bewußtlosigkeit, welch einen ergreifenden Gegensatz bildet er wieder zu der sich selbst beschauenden Melancholie und der innerlichen Zerrissenheit des Humors, in der er sich selbst so elend fühlt! —

Kehren wir nun von der Betrachtung des Einzelnen zum Gesammteindruck des ganzen Werks zurück, so müssen wir gestehen, daß es den Zweck der Tragödie nach Aristoteles im höchsten Grade erreicht, und zwar so, daß anfangs die Furcht vorherrscht, dann aber, wie das Stück weiterrückt, sich fast gänzlich in Mitleid verwandelt. Wie verhält es sich indessen mit der mystischen Reinigung dieser Leidenschaften, welche der Philosoph noch außerdem verlangt, und in die er offenbar das Ziel der Kunst setzt? Es ist viel über die Natur dieses Prozesses gestritten worden, und ich bin weit entfernt, die Sache zur Entscheidung bringen zu wollen, doch sei es mir erlaubt, meine Meinung zu sagen. Was Hamlet von dem Ehrgeiz sagt, daß er der Schatten eines Schatten sei, das gilt vielleicht in noch höherem Grade von der Kunst. Müssen wir die sinnliche Wirklichkeit selbst als die Erscheinung der Idee erkennen, so finden wir in ihr eben nur ein Spiel mit dem Schein jenes Scheines. Was aber macht uns dieses Spiel so sehr zum Bedürfniß? Nichts anders als das Gefühl der Freiheit, das es gewährt, und zwar der rechten göttlichen Freiheit, die mit der Nothwendigkeit Eins ist und alle Willkühr ausschließt. Des Wahren bemächtigen wir uns, indem wir seinen Inhalt in Gedanken verwandeln und auflösen, das Gute erkennen wir im Kampfe mit einer ihm widerstrebenden Willkühr, nur das Schöne gewährt eine Fülle, welche unser Geist ohne andere Beschränkung hervorbringt, als die in seiner eigenen Natur liegt, und die Realität dieser Thätigkeit vergütet reichlich die Wesenlosigkeit ihres Gegenstandes. In dieser selbst geschaffenen Welt des Scheines trägt alles den Charakter der

ſie hervorgebracht hat, und auch die Leidenſchaften die ſie erregt, theilen denſelben. In der wirklichen kündigen ſie ſich durch ihren Namen als das Gegentheil der Thätigkeit und Freiheit an, hier werden ſie alles Eigennutzes entkleidet, von dem Einzelnen hinweg auf das Allgemeine geleitet und in harmoniſche Aeußerungen des geiſtigen Lebens umgewandelt. Das iſt nach meiner Meinung ihre äſthetiſche Reinigung.

So wenigſtens vollbringt unſer Trauerſpiel die Reinigung der Furcht und des Mitleids. Die Schrecken der Geiſterwelt führen uns in die Tiefe unſeres Innern zurück, und wir lernen die Schuld, die ſich ihnen offenbart, mehr noch als dieſe Schrecken fürchten. Unſer Mitleid mit Ophelia, Hamlet, Polonius, mit der ehebrecheriſchen Königin, dem von Gewiſſensangſt gequälten und doch an das Verbrechen gefeſſelten König, löſet ſich in Trauer über das allgemeine Loos der Menſchheit auf, welches den Folgen derſelben nicht zu entgehen vermag. Dieſes Verhältniß der Kunſt zu der Wirklichkeit ſelbſt hat hier einen Spiegel, der es uns in dem reinſten Lichte zeigt, gefunden.

In der Beſchäftigung mit den Schauſpielern ruhet Hamlets zerüttete Seele am Längſten von den Qualen aus, die ſie unabläſſig begleiten und die Aufführung des Trauerſpiels iſt das Einzige, was er während des ganzen Stückes mit einiger Theilnahme betreibt. Dieſe, allen Regeln der Klugheit widerſprechende Handlung allein, ſcheint das Schickſal, welches alles Widerſtrebens ungeachtet das Königshaus zum Verderben führt, auf einen Augenblick wenden zu wollen. Sie ſteigert die Gewiſſensbiſſe des Königs bis an die Grenzen wirklicher Sinnesänderung. Der Gedanken, die Gattin und das Reich aufzugeben, die er durch ſeine verbrecheriſche That erworben, und ſo ſich dem Fluch derſelben zu entziehen, — ſteigt in ſeiner Seele auf, aber er fühlt ſich unfähig, ihn auszuführen, und ſo iſt er dieſem Fluch von Neuem verfallen.

In die Scenen mit den Schauſpielern hat Shakſpeare, dünkt mich, ſeine ganze Seele gelegt. Wie gering, wie niedrig erſcheint das Theater in allen ſeinen äußeren Bedingungen, ein Spielwerk der Großen, eine Unterhaltung der Stutzer, den eigenſinnigen Launen des unverſtändigen Pöbels unterworfen, und dann wieder wie mächtig in ſeinen Wirkungen, wie groß in ſeinem Zweck! Von der Rede des Schauſpielers an, deſſen Seele von dem eingebildeten Jammer der Hekuba ſo tief ergriffen wird, daß ihre Bewegung ſeinem ganzen Körper ſich mittheilt, und Hamlets Ruhe bei den

größten ihm widerfahrenen wirklichen Unbilden mit ſtillem Vorwurf ſtraft, bis zu jenen tiefſinnigen Worten über das Weſen der Kunſt!

Wie edel und wie ſtark muß dieſe Seele geweſen ſein, die unter all dieſer äußern und ſcheinbaren Gemeinheit ein ſo hohes Ziel unverrückt vor Augen behielt, und in der Erreichung deſſelben, über die Räthſel und Widerſprüche des Lebens, die, wie grade dieſes Werk zeigt, niemand leicht ſo tief gefühlt hat, ſich tröſtete.

Elberfeld. **Hoffmann.**

Nachſchrift des Verfaſſers.

Der vorſtehende Aufſatz war urſprünglich gar nicht für den Druck, ſondern nur zur Mittheilung in einem Kreiſe von Freunden beſtimmt, und wurde, wenn ich ſeinen Inhalt auch lange mit mir herumgetragen, in Eile unter mancherlei Abhaltungen niedergeſchrieben. Ihn ſpäter durchzuſehen und zu verbeſſern fehlte es mir an Muße und — die Wahrheit zu ſagen — auch an Luſt. Ich beabſichtigte immer, ihn gänzlich umzuarbeiten, vielleicht wäre er dadurch nur ſchlechter geworden. Dies zur Entſchuldigung für manche Irrthümer und Verſehen, die er enthalten mag. Die Ueberſetzungen aus dem Text des Shakſpeare war ich genöthigt ſelber zu unternehmen, weil ich Tieck und Schlegel grade nicht zur Hand hatte; mein einziges Beſtreben dabei ging dahin, den Eindruck des Originals in den angeführten Stellen deutſch bei meinen Zuhörern hervorzubringen, worüber ich das Versmaas und ſelbſt die Grammatik mitunter links liegen ließ. Im Vorleſen überhört ſich ſo etwas. Am allerwenigſten habe ich mich damit als Ueberſetzer zeigen wollen, ein Geſchäft, zu welchem, wie mich Verſuche überzeugt haben, es mir an Anlage fehlt, vielleicht weil ich es zu genau damit nehme.

Beurtheilungen und Anzeigen.

Dictionnaire général Anglais-Français par Spiers, Paris 1846.

Dieſes Wörterbuch iſt gleich bei ſeinem Erſcheinen von Balbi in der Akademie ſo maßlos gelobt worden, daß wir unſererſeits darin faſt eine Aufforderung erblicken müſſen; das Werk einer unparteiiſchen Kritik zu unterwerfen, um es, für Deutſchland wenigſtens, auf ſeinen wahren Werth zurückzuſtellen. Unſere Beurtheilung wird aber eine doppelte ſein und 1) die phonetiſche, 2) die eigentlich lexikaliſche Seite des Buches ins Auge faſſen. Was denn 1) die Ausſprache betrifft, ſo hat Hr. Spiers ſeiner Arbeit das Walkerſche Syſtem zu Grunde gelegt, „parceque" — ſagt er — „il est le plus scientifique, le plus généralement adopté en Angleterre et le seul qui y fasse autorité." Siehe Préface p. XII. — Hr. Spiers hat ſich alſo von dieſer Seite die Sache ziemlich leicht gemacht, indem er das, was von England, Amerika und Deutſchland aus gegen das Walkerſche Syſtem eingewendet worden iſt, geradezu übergangen und ſo den Franzoſen das Walkerſche Ausſprachſyſtem von 1790, mit wenigen Modifikationen, von Neuem als das muſtergültige vorgelegt hat. Daß aber Walker's Syſtem der engliſchen Ausſprache das wiſſenſchaftlichſte ſei, das wird von vornherein jeder verneinen, der über die Theorie der engliſchen Orthoepie wirklich nachgedacht oder ſich in irgend einem Buche außer Walker und ſeinen Nachſprechern darüber zu unterrichten geſucht hat, z. B. nur in Sheridan. Daß aber ferner das Walkerſche Ausſprachſyſtem das in England am allgemeinſten angenommene und das einzige ſei, das dort Autorität mache, dieß wird wiederum jeder verneinen, der weiß, daß das im Jahr 1835 veröffentlichte engliſche Ausſprache-Wörterbuch von James Knowles,

der ein entſchiedener Gegner Walkers iſt, bereits 1840 in der neunten Auflage erſchienen war, voraus ja wohl klar genug hervorgeht, daß Walker bei Weitem nicht Alle befriedigt, ja daß vielleicht das geſammte engliſche Volk auf dem Wege iſt, ſich in der Ausſprache des Engliſchen von der Autorität dieſes Orthoepiſten zu emancipiren. Es frägt ſich darum ſehr, ob Hr. Spiers wohl gethan hat, in einer Zeit, die ſich die Aufgabe geſtellt zu haben ſcheint, jede Art Autorität, die ſich mit der Vernunft und Wiſſenſchaft, alſo mit dem Leben, nicht verträgt, als eine falſche abzuwerfen, bei ſeiner Arbeit von aller Kritik Walkers abzuſehen und die Abgeſchmacktheiten und längſt erwieſenen Verirrungen dieſes Orthoepiſten durch den Preßbengel nochmals zu verbreiten. In welchem engliſchen Wörterbuche, außer dem Walkerſchen, fänden ſich aber heutzutage noch z. B. ecclezhiastic, enthuzhiasm, christzhianity, corjeality, corgeal, *) edjucate etc., ſtatt ecclesiastic, enthusiasm, christianity, cordiality, cordial, educate etc.? — In keinem. Wohl aber leſen wir bei James Knowles unter dem Worte Negotiator das Folgende:

In my corrections, J was not so much with general custom, as with absolute vulgarity, absurdity, and the pedantry of distorting words, such as educate, from the simplicity of the spelling, by substituting a difficult compound sound, formed of a consonant and a single vowel, in the place of a diphthong of the most striking euphony, which with perfect ease to the organs of articulation, follows the sound of d, making the pronunciation of the whole word pleasing to the ear, without any alteration of the letter u: thus, ed'-u-cate; ed-u-ca'-shun; ed'-u-ca-ting; instead of Mr. Walker's ed-joo-ka'-shun, ed'-joo-cate, ed'-joo-ka-ting. —

Hieraus hätte ſich aber Hr. Spiers auch noch eine andere Lehre ziehen können. Es muß nämlich in dieſen Worten James Knowles nothwendig auffallen, daß er die Walkerſche Ausſprache dieſer und ähnlicher Wörter beſonders darum tadelt, weil dadurch der euphoniſche Diphthonglaut des u verloren gehe. Nun bezeichnet ja aber Walker das u in educate, education, trotz dem Ziſchlaut des d, genau wie das lange diphthongiſche u in use, pure, tune, ſo daß alſo nach ſeiner Bezeichnung der Diphthonglaut des u keineswegs verloren geht; aber wir ſehen zugleich, daß der Engländer dieſen Diphthonglaut des u nach dem vorausgehenden

*) Bei Spiers ſogar corjal, eine höchſt gemeine, wenn je gehörte, Zuſammenziehung. Dagegen wieder corjeality!!

Ziſchlaut des d ſo unnatürlich findet, daß er ſich unwillkührlich und gleichſam inſtinctartig an die — von ſeiner Ausſprache ſo verſchiedene — Bezeichnungsweiſe des Orthoepiſten gar nicht kümmert, ſondern das Wort ausſpricht, wie es ihm mundgerecht iſt, alſo nicht, wie Walker vorzeichnet, edjucate (u wie in use), ſondern edjoocate (u wie od in good). Durfte aber unſer Verf. bei ſeinem Leſer ein Gleiches vorausſetzen? Wird ſich der Ausländer, der Franzoſe, bei ſeiner Ausſprache nicht vielmehr ſtreng an die vorgeſchriebene Bezeichnung halten und alſo — in dem vorliegenden Falle — in doppelter Hinſicht anders ausſprechen lernen als der Engländer ſelbſt ſpricht? — in deſſen Munde das fragliche Wort entweder educate, oder, nach Walker, edjoocate lauten wird, welche letztere Ausſprache aber James Knowles, wie wir geſehen, mit den Epithetis, absolute, vulgarity, absurdity und dgl. beehrt. Doch iſt die letztere Ausſprache wenigſtens noch mit der geſunden Vernunft vereinbar und kann ſogar einzelne Analogien in der Sprache finden, z. B. in soldier, welches Wort ganz allgemein sold'-jer geſprochen wird. Soll dagegen die Walkerſche und Spiers'ſche Bezeichnungsweiſe ſtreng nach dem Buchſtaben genommen werden, ſo wird damit der Vernunft ſelbſt Hohn geſprochen, denn wie kömmt das engliſche d ohne Weiteres zu dem Laut j oder dj? — und wenn dieß möglich iſt und im Weſen der Sprache begründet, warum muß dann z. B. edifice nicht ed'jifice lauten? — Dieſe Fragen hätte ſich Hr. Spiers vorlegen ſollen, und dann hätte er gewiß die Walkerſchen Abſurditäten edjucate, enthuzhiasm, shure (u. wie in use) und tauſend andere nicht wieder abdrucken laſſen. Aber auch in Deutſchland iſt man leider über dergleichen noch gar nicht hinaus. So findet man z. B. in dem ohnlängſt erſchienenen, mit Stereotypen gedruckten, kritiſchen Wörterbuche eines Hrn. Thieme den ganzen Walkerſchen nonsens wieder, und da das Buch durch die Stereotypen in der That äußerſt wohlfeil geworden, ſo iſt nicht zu bezweifeln, daß dieſer Stereotype Unſinn ſich auch bei uns noch eine gute Weile erhalten wird. — So viel unſererſeits über Hrn. Spiers Arbeit, in ſo fern ſie ſich in der Bezeichnung der Ausſprache ſtreng an das Walkerſche Syſtem anſchließt; zunächſt nur noch ein Paar Worte über die Abweichungen, die ſie ſich von demſelben erlaubt. Wer von dem Lautweſen, reſp. den Lautgeſetzen der engliſchen Sprache keine richtigern Begriffe hat, als Hr. Spiers, was er einerſeits durch ſein ſclaviſches Anſchließen an Walker bekundet, der ſollte doch ja

auf ſeiner Hut ſein, andererſeits auch nicht einen Finger breit von ſeinem Vorbild abzuweichen, weil er gleich von vornherein die Vermuthung erweckt, daß er, wenn auf eigenen Füßen ſtehend, noch viel größere Thorheiten begehen werde. Denn ſo völlig unnütz, trügeriſch und ſchlecht, bei Walker die äußerliche, ſichtliche Lautbezeichnung in Wahrheit iſt; beſonders für Nicht-Engländer, ſo iſt doch der Kern weit beſſer, als die Schale, und namentlich über den in der engliſchen Sprache ſo wichtigen Einfluß des Accents findet ſich bei Walker mancher tiefe Blick, der, wenn die engliſche Sprache in ihren Lautverhältniſſen jemals richtig verſtanden werden ſoll, nicht ſorgſam genug feſtgehalten und verfolgt werden kann. In dieſes zarte Gewebe ſollte aber am allerwenigſten ein Franzoſe mit plumper Hand hineinzugreifen ſich gemüßigt ſehen, weil tauſend gegen eins zu ſetzen iſt, daß er daſſelbe weit eher von Grund aus zerſtöre, als auch nur Einen Faden richtig ziehen, auch nur Einen Knoten richtig ſchürzen wird; denn wie läßt ſich erwarten, daß grade er, dem vom Hauſe aus der Sylbenaccent, wie er in den germaniſchen Sprachen hervortritt, völlig abgeht, ſich in dieſem Labyrinte, das für den Eingebornen ſelbſt unentwirrbar geblieben iſt, zurecht finden, geſchweige denn den Ariadnenfaden bieten könne, der aus demſelben herausleite? Hr. Spiers durfte alſo vorſichtiger Weiſe hier nichts thun wollen, als ſeinem Vormanne Schritt für Schritt folgen; ſtatt deſſen hat er grade hier ſich von ihm losgeſagt und ſo, in der Erkenntniß und dem Verſtändniß des Engliſchen, einen unendlich großen Rückſchritt gethan, oder, um es mit einem bezeichnenden Bilde zu ſagen, die Pferde hinter den Wagen geſpannt. Denn wie ſoll man es anders nennen, wenn er die Kraft des Accents ſo annullirt und abtödtet, daß er bei der Schließung eines an ſich offenen Vokals (ſ. meine Principles of Engl. Pronunciation Nr. 24.) den die Schließung bewirkenden Conſonanten nie verdoppelt, d. i. der nächſten Sylbe, der er entnommen, zurückgiebt (was Walker doch ſo ſehr oft thut, daß es da, wo er es unterläßt, eben nur als Verſehen oder Mangel an Conſequenz gelten kann); andererſeits aber auch nie behufs der nothwendigen Oeffnung eines an ſich geſchloſſenen Vocals (ſ. Princ. of Pronunc. Nr. 25. und 26.) den die Oeffnung hindernden Conſonanten vereinfacht oder entfernt, d. i. zur nächſten (accentuirten) Sylbe zieht, welches letztere doch Walker immer thut, wo es gilt, den ſo zu gewinnenden richtigen Laut recht klar hervortreten zu laſſen, wie z. B. in es-cape, es-tablish, es-tate, wo Walker das s

zur zweiten Sylbe zieht und das e mit dem Laute des e in he, ne bezeichnet. Dagegen theilt Spiers ſolche Wörter orthographiſch und orthoepiſch ganz gleich, oder theilt ſie vielmehr gar nicht ab (ein Verfahren, das ſchon an ſich jedes tiefere Eindringen in den Geiſt der Lautgeſetze der engliſchen Sprache ausſchließt), und bezeichnet das e der erſten Sylbe mit dem Laute des e in hen, men. Zwar könnte ſich Hr. Spiers zur Rechtfertigung dieſes Verfahrens auf die Autorität Sheridan's berufen, ſo wie auf James Knowles, der, wie in vielen anderen Punkten, ſo auch in dieſem zur Bezeichnungsweiſe Sheridan's zurückgekehrt iſt, ſei es, um die vielleicht von ihm erkannte Halbheit, in die Walker offenbar hierbei verfallen iſt (ſ. Princ. of Pronunc. Nr. 21. u. 26), nicht zu theilen; ſei es, was wahrſcheinlicher iſt, um den ſchrecklichen Conſequenzen zu entgehen, welche die nothwendige Folge dieſer Halbheit ſein müſſen, wenn dieſe eben etwas Ganzes werden und ſo zu dem allein richtigen Verſtändniß der Lautgeſetze der Sprache führen ſoll. Aber ſo und ſo viel Buchſtaben aus der Sprache zu verlieren, ſchien ja ſchon Walker ein ſo entſetzlicher Gedanke, daß er, wie eben geſagt, von der vollen Conſequenz des von ihm eingeſchlagenen, allein richtigen Verfahrens zurückgewichen iſt, weßhalb es uns denn auch nicht Wunder nehmen darf, wenn James Knowles vorgezogen zu haben ſcheint, ſich auf ſolche Fährlichkeiten lieber gar nicht einzulaſſen. — Dürfte man annehmen, daß ähnliche Rückſichten vielleicht auch Hrn. Spiers geleitet hätten — was jedoch noch ſehr zu bezweifeln ſteht, — ſo wäre in Bezug auf unſeren Verf. vor Allem zweierlei einzuwenden. Einmal bleiben ſich auch ihrerſeits weder Sheridan noch Knowles in dieſem Punkte conſequent; denn wenn in der Anfangsſylbe z. B. von es-cape, es-tate, das e geſchloſſen geſprochen werden ſoll, wie in hen, men, wie Sheridan und Knowles es allerdings bezeichnen, ſo läßt ſich daraus kein Grund geltend machen, warum nicht auch das e z. B. in des-patch, des-pair, mit demſelben geſchloſſenen Laut des e geſprochen werden ſoll und muß. Und doch bezeichnen ſowohl Sheridan als Knowles das e dieſer letzteren Wörter vielmehr mit dem geſchloſſenen Laute des i in pin, bit als dis-patch, dis-pair etc. Darin liegt offenbar ein Widerſpruch und zugleich eine Ungenauigkeit, ſo daß ohne allen Zweifel Walker allein hier den richtigen Weg betreten hat, indem er Wörter wie es-cape, es-tate, des-patch, des-pair etc. orthoepiſch e-scape, e-state, de-spatch, de-spair etc. abtheilt, und ſo in beiden

Fällen dem e ſeinen offenen Laut erhält, wie ihn das Leben, ſelbſt der tägliche Gebrauch, gebieteriſch verlangt. Denn obſchon Johnſon die früher übliche Schreibung dispatch verbeſſert und das Wort in gleiche Kategorie mit des-pair, es-cape etc. geſetzt hat, ſo bewirkte doch dieſe orthographiſche Verbeſſerung in der Ausſprache deſſelben nicht die allergeringſte Veränderung *) Sodann — und das iſt das Zweite — geht ja aber bei dieſer Behandlungsweiſe der engliſchen Orthoepie für die Sprache ſelbſt durchaus nichts verloren; denn wenn auch, wird dabei mit voller Konſequenz verfahren, in unaccentuirten Sylben allerdings gar mancher Doppelconſonant durch Vereinfachung verloren geht und verloren gehen muß, wie in af-fect, ap-pear, es-sential, ef-face, of-fend etc. etc., ſo wird dieſer Verluſt, wenn es einer iſt, in accentuirten Sylben durch Verdoppelung eben ſo vieler einfacher Conſonanten reichlich wieder eingebracht (ſ. Princ. of Pronunc. Nr. 24). Die Sprache an ſich, die Schriftſprache, wird alſo dadurch auf keinerlei Weiſe beeinträchtigt, vielmehr aber für ſie, als geſprochene Sprache, jenes feine — dem Ohre ſo wohlthuende, obſchon dem Auge widerſprechende — phonetiſche Gegenſpiel und nothwendige lautliche Gleichgewicht gewonnen, wodurch ſie erſt ihre volle Schönheit und ihr volles Verſtändniß erhält. (Vergl. im Archiv meine Abhandlung über den euphoniſchen Moment in der engliſchen Sprache. **) Wenn nun aber Hr. Spiers,

*) The word despatch — ſagt Walker — till Dr. Johnson corrected it, was always written with an i; and now it is corrected, we do not find the bast difference in the pronunciation. — Dieſe Neigung der geſchloſſenen Vocallaute unbetonter Sylben zu den offenen erkennt ja auch Sheridan unwillkührlich ſelbſt an, indem er z. B. Wörter wie en-dow, em-balm etc. mit in-dow, im-balm bezeichnet.

**) Ich kann nicht umhin, den Leſer hierbei auf einen Paſſus hinzuweiſen, den unſer Archiv Band 1, S. 463 als Bruchſtück aus einem der Briefe Richard Caren's (im 16. Jahrh.) mittheilt, wo derſelbe ſich über die Sweetness der engliſchen Sprache ausläßt. Dieſe Sweetness iſt der engliſchen Sprache ſicherlich nicht abzuſprechen, ja iſt ihr in hohem Grade eigen, wird aber durch das richtige Verſtändniß des Accents und eine richtige Analyſe der Ausſprache überhaupt weſentlich mitbedingt. Denn nach den Ausſprachſyſtemen von Sheridan und Walker verlieren eben ſo gewiß Tauſende von Wörtern jede Art Sweetness und machen vielmehr einer oft recht handgreiflichen Harshness Platz, wie ich es in der genannten Abhandlung nachgewieſen zu haben glaube. Schade, daß wir von der Ausſprache des Engliſchen früherer Zeiten keine ſicheren Nachrichten haben.

um auf ihn zurückzukommen, in jedenfalls völlig mißverſtandener Conſequenz, neben es-cape, es-tate etc. auch Wörter wie des-patch, des-pair etc. mit dem geſchloſſenen Laut des e in hen, men bezeichnet, ſo ſteht er hiermit unter allen Orthoepiſten nicht nur als völlig vereinzelt da, ſondern kann auch unmöglich dem Vorwurf entgehen, den Franzoſen die richtige Einſicht in die Lautgeſetze der engliſchen Sprache nunmehr vollends völlig verſchloſſen zu haben, ſo daß von ihnen das Rechte, in dieſem Punkte wenigſtens, weit eher in jedem andern Werke über engliſche Ausſprache wird erkannt werden können, als in dem ſeinigen, was von der Kritik nothwendig als ein Rückſchritt bezeichnet werden muß. — Eins jedoch hat Spiers unſtreitig vor Walker voraus, eine beſſere Schematiſirung der Vocallaute; die Laute z. B. des a in fate, fat, far erſcheinen bei ihm nicht als 1, 4, 2; noch die von o in note, not, nor als 1, 4, 3, ſondern ganz folgerecht als 1, 2, 3, ſo wie ja auch Walker die Laute des i und u in pine, pin; tube tub mit 1 und 2 bezeichnet, aber bei dieſen letzteren die durch r veranlaßte Modifikation der zweiten (kurzen) Laute unberückſichtigt gelaſſen hat, welche Modifikation Spiers durch alle Vocale hindurch ſehr paſſend mit 3 bezeichnet hat. Nur ſcheint Spiers dieſes gewiß ganz richtige Verhältniß der einzelnen engliſchen Vocallaute zu einander faſt nur durch Zufall oder einen glücklichen Griff ſo beſtimmt und geſtellt zu haben, denn einen innern Grund dafür gibt er nicht nur nicht, ſondern beweiſt zugleich durch die That, daß ihm das tiefere und eigentliche Verſtändniß der Sache wirklich abgeht. So z. B. bezeichnet er auf ſeiner Lauttabelle (Vorr. XVI.) den Lautunterſchied des e in met und her, wofür Walker bekanntlich nur Ein Lautzeichen gibt, nämlich ſein zweites oder kurzes e, gar nicht unpaſſend durch „mett“ vnd „heur“, indem er das e in met mit 2, das von her in 3 bezeichnet. Schlägt man aber im Wörterbuche ſelbſt nach, ſo findet man bei her wiederum nur dieſe eine, auf der Tabelle gegebene, Bezeichnung, was aber hier als ein großer Irrthum zu rügen iſt. Denn ſo (heur) kann das Wort nur lauten, wenn ein Nachdruck darauf gelegt wird, aber ohne Nachdruck ausgeſprochen, wie es ja doch bei weitem am häufigſten geſprochen wird, fällt der Vocallaut dieſes Pronomens ganz mit dem Laute des unbetonten e in hider, highlander, higgler etc. zuſammen, von dem auch der flüchtigſte Beobachter bemerken muß, daß er ein ganz anderer iſt, als der des e in her, wenn das Wörtchen mit Nachdruck oder Accent geſprochen wird. Sieht man

nun aber Hrn. Spiers das e in her, und das tonloſe e in higher, higgler etc. als völlig gleich bezeichnen, ſo möchte faſt Zweifel entſtehen, ob ihm das Warum des Lautunterſchieds zwiſchen dem e in met und her wirklich klar geweſen iſt (ſ. Princ of Pron. 100.); gewiß geht aber aus dem Ganzen hervor, daß ihm auch hier das richtige Verſtändniß des Accents durchaus unklar und verſchloſſen geblieben iſt, ohne welches nun aber einmal die Lautverhältniſſe der Sprache überhaupt nicht verſtanden werden können. Die Franzoſen müßte man aber über dieſen Punkt um ſo mehr in's Klare ſetzen, als ſie ſo ſehr geneigt ſind, die Endſylben der Wörter merklich zu betonen. — Sehr ſeltſam iſt auch, daß Hr. Spiers von den kurz-offenen Lauten der engliſchen Vocale (Princ. of Pron. 10) nur Einen als wirklich kurz und offen behandelt, nämlich den Laut des i in vanity, fidelity etc., den er als ein 4tes i aufführt; die vier anderen Laute gleichen Charakters aber entweder mit dem kurzen (geſchloſſenen) Laut, wie a, oder mit dem langen bezeichnet, wie e, o, u, ſo daß er für die Laute des a in fat und about, des e in be und behaviour, des o in no und notation, des u in cube und particular immer nur Ein Lautzeichen gibt, während doch zur Erreichung einiger Genauigkeit in der Bezeichnung der Ausſprache dieſer Vocale durchaus zwei beſondere Lautzeichen nöthig ſind. Dagegen fallen die Laute des e in behaviour oder des zweiten e in elegant und des i in vanity in Einen gemeinſamen Laut zuſammen, wie ſie auch Walker mit Recht völlig gleich bezeichnet; allein Hr. Spiers gibt dafür zwei beſondere Lautzeichen, ſein 4tes i, zur Bezeichnung des kurz-offenen Lautes von i, und ſein 1ſtes e, zur Bezeichnung des gleichen Charakters dieſes letztern Vocals, wodurch er denn gleich von vornherein das richtige Verhältniß der Laute zu einander verrückt, während er doch hier nur Walker zu folgen brauchte, um wenigſtens conſequent zu ſein. Aber ſo iſt es leider bei der Behandlung der engliſchen Orthoepie von jeher gegangen. Gleich Walker glaubte an ſeinem Vorgänger Sheridan deuteln, ja ihn förmlich umformen zu müſſen; und das Reſultat war, daß er, nach meiner Einſicht und Ueberzeugung, die Sprache an den Rand des Verderbens gebracht hat, wiewohl gar nicht zu leugnen, daß er gar Manches auch richtig geſehen. Gerade an dieſem Letzteren aber haben ſeine eigenen Nachfolger wieder am meiſten zu deuteln gefunden; jeder Einzelne von ihnen glaubte daran beſſern und von dem Seinigen etwas hinzuthun zu müſſen, bis zuletzt das bischen

Licht und Wahrheit wieder verloren und das angebahnte richtige Verständniß der Sache in die finstere Nacht zurückgezogen worden ist, von der wir die englische Orthoepie ganz besonders auch in dem Werke des Hrn. Spiers umgezogen finden und deren dichten Schleier wir eben durch diesen ersten Theil unserer Kritik in etwas zu lüften bemüht gewesen sind. Wir gehen nunmehr zur Besprechung des lexikalischen Theils des Buches über.

Hier haben wir weniger, oder, wenn man will, noch mehr gegen Hrn. Spiers einzuwenden. Es kömmt eben darauf an, wie man die Sache ansieht. Soll ein Wörterbuch nichts als eine bloße Wörtersammlung sein, ein Vocalbularium, oder eine Art Wechselbuch, wo die Wörter nur für willkührliche Zeichen stehen, wie wenn man mit Mager sagte: „hier ist ein deutscher Gulden — hier ist dafür ein Zweifrankenstück und zwei Sous" — so möchte des Verfs. Arbeit im Ganzen befriedigend und brauchbar genug sein. Sagt aber schon Leibnitz, „daß die Worte nicht eben so willkührlich oder von ungefähr herfürkommen, als einige vermeinen, wie dann nichts ungefähr in der Welt, als nach unserer Unwissenheit, wenn uns die Ursachen verborgen" — und hat er damit Recht, so dürfte Hrn. Spiers Arbeit ihrer ganzen Anlage nach, als eine noch sehr unvollkommene, ja dürftige erscheinen. Denn von einer genetischen Deduction, von einem tiefern geistigen Zusammenhang der Wörter und der in ihnen verkörperten Begriffe und Anschauungen, kurz von Lexikographie im höhern Sinn müssen wir abstrahiren, wenn uns die Arbeit des Hrn. Spiers genügen soll. Ich greife, ohne vieles Suchen, ein Paar Wörter aus seinem Werke heraus, um das Gesagte daran klar zu machen oder zu beweisen. Von dem Worte, „Burden, Burthen" z. B. führt Spiers folgende Bedeutungen und in folgender Reihe und Weise auf, als „1) (au figuré)*) fardeau; 2) (au figuré) charge, (impôt); 3) refrain; 4) (commerce maritime) contenance, capacité; 5) (marine) port." — Zuerst begreift man hierbei nicht, warum die erste und zweite Bedeutung dieses Worts eine figürliche sein soll; denn burden, Bürde, Last, ist eben das, was *getragen* wird (als Passivform von përan tragen), in eigentlicher wie übertragener Bedeu-

*) Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß dafür in dem Buche besondere Zeichen und Abkürzungen gebraucht sind.

tung; nur daß Bürde (fardeau) mehr das iſt, was man freiwillig trägt und zu tragen übernommen hat, als ein Kind, eine Stelle oder Amt; Laſt (charge) dagegen mehr das, was einer Perſon oder Sache zu tragen auferlegt worden iſt, alſo unfreiwilliges Tragen bezeichnet. Gharge (impôt), Beladung, Belaſtung, (Steuer) heißt darum auch im Engliſchen überhaupt weniger burden, als vielmehr charge (load). Statt der zwei ſeltſamen figürlichen Bedeutungen, die das Wort burden oder burthen haben ſoll, hätte alſo Hr. Spiers die Erklärung deſſelben ganz einfach mit fardeau, charge beginnen können, nebſt dem Zuſatz, „au propre et au figuré;“ denn vor Allem muß ein Wort doch wohl eine eigentliche oder Grundbedeutung haben, ehe von einer figürlichen die Rede ſein kann. Die Wahrheit aber iſt, daß burden, Bürde, (fardeau) vorzugsweiſe von Menſchen, und häufig in einem moraliſchen Sinn gebraucht wird, was Hr. Spiers veranlaßt zu haben ſcheint, dem Wort gleich in ſeiner erſten Bedeutung das Zeichen „au figuré“ vorzuſetzen. Ueberhaupt aber ſcheint es unſer Verf. mit dieſem „au figuré“ gar nicht genau zu nehmen, denn man ſtößt bei ihm auf manches Wort von fünf, ſechs und mehr Bedeutungen, denen allen das Zeichen des figürlichen Sinnes vorgeſetzt iſt, ſo daß nach Hrn. Spiers manches Wort eine eigentliche Bedeutung gar nicht zu haben ſcheint, eine Anſicht, die mir bis jetzt neu geweſen iſt. Oder ſoll, um bei burden ſtehen zu bleiben, vielleicht die dritte Bedeutung (refrain) die eigentliche ſein? — wenigſtens fehlt von hier an das Zeichen des figürlichen Sinnes. Soll aber refrain, Wiederholungsvers, wirklich die eigentliche Bedeutung des Wortes burden ſein, warum nimmt ſie dann erſt die dritte Stelle ein? Und wie ſchließt ſich daran oder entwickelt ſich daraus die vierte Bedeutung: contenance, capicité? Dieß Alles iſt, dünkt mich, durchaus unlogiſch und muß es ja wohl ſein, weil gleich von vornhereiu das ganze Wort von Hrn. Spiers falſch gefaßt und gepackt worden iſt. Denn die Bedeutung refrain, die bei unſerm Verf. als die erſte nicht figürliche auftritt, iſt vielmehr die einzige eigentlich figürliche Bedeutung, die das Wort burden hat; und dieſe Bedeutung iſt zunächſt abgeleitet aus der alten eigentlichen Grundbedeutung des Wortes, welche iſt Pilgerſtab, als etwas das getragen wird, und zwar freiwillig und für die Dauer, welche Bedeutung aber Hr. Spiers ganz wegzulaſſen für gut befunden hat. Genetiſch behandelt würden alſo die Bedeutungen des fraglichen Wortes etwa ſo zu entwickeln ſein:

Burden iſt das, was getragen wird, (beſonders freiwillig und für die Dauer) als 1) (ehedem) der (sc. hohle) Pilgerſtab (Chaucer, Spenser); (durch Uebertragung) was hohl klingt; daher a) der (hohl und tief klingende, weil von dem vollen Chor wiederholte) Schlußvers; b) der (ſich immer wiederholende) Schlußvers, Schlußreim, Refrain; fam. die ewige Wiederholung, alte Leier; — 2) überhaupt Alles, (beſonders freiwillig) Getragene: die Bürde (von Menſchen häufig) in einem moraliſchen Sinn, und ähnlich von Thieren: ſiehe Burthen. Unter Burthen würde nun Folgendes zu geben ſein:

Burthen, was getragen wird: die Bürde, Laſt, als a beast of, — ein Saumthier, Laſtthier, (ſ. Burden); (bei Shakeſpeare) die Geburt (als etwas im Mutterleibe Getragenes) (als nautiſcher Ausdruck) was ein Schiff trägt oder tragen kann, die Tragbarkeit (eines Schiffs): Laſt, der Tonnengehalt; (in der Muſik) the burthen of a song; ſ. Burden, welches der urſprüngliche Ausdruck dafür iſt, als abgeleitet von burden (franzöſ. bourdon), hohler (brummender) Pilgerſtab (wobei dann noch zu bemerken wäre, daß in den andern Bedeutungen, wo der vorherrſchende Begriff tragen bleibt, analog mit birth, th richtiger ſei als d, obſchon der Unterſchied gewöhnlich nicht ſtreng feſtgehalten werde). — Auf dieſe Weiſe erſt, denke ich, wird dem Leſer das rechte Verſtändniß, der innere geiſtige und geiſtbildende Sinn und Kern des Wortes erſchloſſen; nicht aber, wie ich eben gezeigt zu haben glaube, nach Hrn. Spier's Weiſe, oder, um auch ein deutſches Beiſpiel daneben zu ſtellen, nach Flügels, welcher letztere das Wort ſo darſtellt: Burden, die Laſt, Ladung, Bürde; Laſtigkeit oder Laſt (Tonnengehalt) eines Schiffs; der Druck; (veraltet) die Schwangerſchaft, Geburt; der Schlußreim, Schlußvers, Refrain; der Pilgerſtab; beast of burden, das Saumthier, Laſtthier ꝛc. — Möchte man bei Leſung dieſes nicht auf den Gedanken kommen, es habe Jemand zu ſeiner Unterhaltung die ungefähren Bedeutungen des Wortes auf einzelne Zettelchen oder Würfel geſchrieben, dieſe in einen Sack oder Becher geſteckt, den Sack oder Becher gehörig gerüttelt, dann ausgeſchüttet oder umgeſtürzt und das Reſultat davon bekannt gemacht? — Damit will ich jedoch keineswegs weder Hrn. Spiers noch Hrn. Flügel allen Werth oder alles Verdienſt abſprechen, ſondern nur ſagen, daß dieſe Art der Lexikographie nicht die rechte iſt. Hrn. Spiers' Wörterbuch, um bei dieſem ſtehen zu bleiben, zeichnet ſich vielmehr vor allen franzöſiſchen-engliſchen Wör-

terbüchern, die ich kenne, ſehr vortheilhaft aus; in manchem Betracht ſelbſt vor dem weit umfangreichern der Herren Flemming und Tibbins. So hat namentlich in Bezug auf techniſche Ausdrücke Hr. Spiers das Bedürfniß der Zeit berückſichtigt und ohne Zweifel Anerkennungswerthes geleiſtet. Daß aber auch hier noch Vieles ungethan geblieben iſt, will ich nur an einem einzigen Beiſpiel zeigen. Von dem Worte Burr hat Spiers nur die drei Bedeutungen: 1) lobe (de l'oreille); 2) ris de veau; 3) meule (Jagdſprache). — Dieſes Wort hat aber außer dieſen Bedeutungen noch beſonders folgende andere, die vorzugsweiſe ins Technologiſche einſchlagen, als (ich reihe ſie den obigen an, deren logiſche Anordnung mich jedoch nicht befriedigt) 4) der hölzerne Kropf an einer Schiffspumpe; 5) der (kleine) eiſerne Ring hinter dem Griff einer Lanze; 6) der (große) eiſerne Ring an dem Rohr einer Kanone; 7) (unter Handwerkern) der dreieckige Meißel zum Abſtoßen (Abrunden) der Ecken bei Verzapfungen; 8) der (rauhe) Bart am Schriftkegel nach dem Guſſe; 9) die (im Norden Englands übliche) rauhe und ſchnarrende Ausſprache des r (das, je tiefer in der Kehle geſprochen, deſto weicher, je mehr nach der Mundöffnung hin, deſto rauher klingt). **) — Aber welches Wörterbuch und welcher einzelne Menſch könnte hier Alles thun und Alle befriedigen? — Dieſe abſolute Vollſtändigkeit iſt übrigens ganz und gar nicht das erſte und einzige Kriterium eines guten Wörterbuchs. Ein ſolches muß vorzugsweiſe auf den Geiſt baſirt ſein, muß es auf den Inhalt der Wörter ſelbſt abgeſehen haben, muß gleichſam Herkunft, Leben, Geſchichte und Geſchicke derſelben, ihre Verwandtſchaften und Verbindungen ꝛc. dem geiſtigen Auge wenigſtens anzudeuten ſuchen. Denn hat man einmal den eigentlichen Kern eines Wortes gefaßt, ſo fällt einem das Andere wie von ſelbſt zu. Hätte uns z. B. bei dem Worte Burr Hr. Spiers geſagt, daß es von βρύω, ſprieſſe hervor, ſproſſe, herkomme (durch Umſetzung des r gebildet, wie z. B. burn von bren, brennen) — und ſo urſprünglich mit unſerem Flaum verwandt ſei; daß aus einem Flaum aber nach und nach ein (rauher, ſtachliger) Bart werde (daher auch bur, Klette, Klettenkopf); ſich an das Ganze aber immer der Begriff des Runden oder Rundlichen anſchließe, ſo würden wir auch ſchon mit ſeinen drei Bedeutungen des Wortes zufriedener ſein können und die

**) Siehe meine Principles of English Pronunciation, 100.

sich daran schließenden technischen Ausdrücke, die mit den obigen noch gar nicht alle erschöpft sein mögen, leicht begreifen. Er würde uns dann einen inneren Zusammenhang eröffnet haben zwischen der (anfangs weichen) knotigen Wurzel am Hirschgeweih (meule) und der anfangs weichen (tief in der Kehle entstehenden) Aussprache des Buchstaben r, und uns so die Consequenz der Sprache in Nachbildung des Prozesses der Natur in dem Worte zu veranschaulichen gesucht haben. Erst wenn die englische Sprache und die neuern Sprachen überhaupt in diesem Sinne bearbeitet sein werden, wird man sehen, was man an ihnen hat, auch selbst in Bezug auf das Verständniß der alten Sprachen, und es dürften dann Manchen die Schuppen von den Augen fallen.

Jena. **Voigtmann.**

Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch, mit einer tabellarischen Uebersicht der von den neuern Englischen Orthoepisten verschieden ausgesprochenen Wörter, von Christoph Friedrich Grieb. 2 Bände. Stuttgart bei Hoffmann 1842 und 1847.

Die Beurtheilung vorstehenden Werkes mußte wegen langer Verzögerung des Erscheinens seines zweiten Theiles bis jetzt ausgesetzt werden, durfte aber auch nun bei der Wichtigkeit einer jeden literarischen Gabe solcher Tendenz und solchen Umfangs nicht länger auf sich warten lassen. Bei keiner Sprache der modernen Welt sehnt sich wohl das solcher Hülfsmittel zum Studium derselben bedürftige Publikum lebhafter nach Allem, was in diesem Fache Neues gebracht wird, als bei der Englischen, da ohne allen Zweifel sämmtliche Englische Wörterbücher, die wir haben, an allseitiger Vollkommenheit hinter denen, aus welchen wir die Kenntniß mehrerer anderer, besonders kultivirter und wissenschaftlich ausgebeuteter Europäischen Idiome schöpfen, zurückstehen. Es ist das bekanntlich nicht die Schuld mangelhafter Sachkenntniß oder minder gründlichen Arbeitsfleißes derjenigen Gelehrten, die sich unter den Engländern selbst oder andern Nationen mit der brittischen Lexikographie beschäftigt haben; denn wer wollte sich an dem Manen des vortrefflichen Johnson, durch einen solchen Vorwurf versündigen, oder die Verdienste des seinem würdig und zweckmäßig angelegten, aber nun zur Hälfte ausgeführten Unternehmen leider durch einen

frühen Tod entrissenen Hilpert, und der eines Flügel, und andrer Aehnlicher, denen sich der Verfasser dieses neuesten Erzeugnisses rühmlich anschließt, verkennen. Der Grund des Uebelstandes, der den eifrigen Liebhaber der Englischen Literatur überhaupt, selbst in Beziehung auf die älteren Produktionen dramatischer, besonders komischer Dichter, und humoristischer Romanschreiber, vollends aber, bei der Lektüre der neuesten Erzeugnisse solcher Art, der periodischen Blätter und Zeitungen so oft zur Verzweiflung bringt, liegt darin, daß die Englische Lexikographie immer nur Sache von Privatunternehmungen und der, wenn auch noch so redlichen und genialen Kraft-Anstrengung Einzelner geblieben ist, während sich in Frankreich und Italien großartige, viele tüchtige Talente und zahlreichen Sammlerfleiß vereinigende Akademien die Schöpfung, Gestaltung, und beständig fortgesetzte Verbesserung solcher Fundgruben und Ehrendenkmale der edelsten Nationalwissenschaft zu ihrer Aufgabe machten. Bei so großer Dürftigkeit der Quellen, die jeder neue Verfasser eines Englischen Wörterbuches zu seiner Benutzung auszumitteln und zu gebrauchen vermag, muß daher ein bei weitem billigerer Maßstab der Beurtheilung angelegt werden, als irgend anderswo; und Johnson hat daher vollkommen Recht, wenn er ein Lexikon überhaupt, gewiß vornehmlich an sein eignes denkend, mit einer Uhr vergleicht, die, wenn sie auch unordentlich ginge, immer besser, als gar keine, und wenn auch noch so gut, doch beständiger, weniger oder öfter wiederholter Reparatur bedürftig sei. Das von einer Uhr entlehnte Gleichniß ist überhaupt treffend genug, und ließe sich, wenn man wollte, bis in die kleinsten Einzelheiten in einer das rechte Licht auf diesen Literaturzweig werfenden Weise durchführen. Was es an der Zeit ist, soll die Uhr richtig angeben; der getreue Abdruck und Wiederhall der gesunden, allmählig gewordenen, mannichfaltig umgewandelten, und unsre jedesmaligen Augenblicke so oder so gestaltenden Zeiterscheinung des geistigen, moralischen und sinnlichen, socialen und gewerbschaftlichen, politischen und individuellen Charakters einer Nation ist ihr Sprachschatz, und das Shakspearische, to shew the very age and body of the time, its form and pressure läßt sich auch gewissermaßen als Zweck eines Wörterbuchs betrachten. Je feiner das Getriebe einer Uhr gearbeitet ist, je besser ihr Feder- und Räderwerk zu einem wohl zusammenhängenden Organismus in einander greift, zugleich aber auch, je weniger sie durch allzukünstliches Erreichen wollen mannichfaltiger, zum Theil auf bloßem Glanz beruhender, und im Grunde außerwesentlicher Zwecke, kom-

plicirt iſt, deſto vollkommener iſt ſie, u. ſ. w. Daſſelbe möchte vom Lexikon gelten. Auch hier muß Alles zu einem lichtvollen Zuſammenwirken ineinandergefügt, und gleichmäßig geordnet, auch hier, wo beſonders praktiſche Brauchbarkeit für das große Publikum beabſichtigt wird, leere Parade, wozu vorzüglich die weitſchichtige Etymologie gehört, vermieden werden, auf alle Fälle Alles aus einem Stücke gearbeitet und Eines gleichförmigen Guſſes ſein. Die Sache kurz zuſammen zu faſſen, ſind natürlich die Anforderungen, welche die Kunſt ſowohl als praktiſches Bedürfniß, an alle Wörterbücher, und auch an das hier zu beurtheilende, zu ſtellen hat, die der Klarheit, und der intenſiven ſowohl als extenſiven Vollſtändigkeit. Wir wollen ſehen, wie dieſe Bedingungen eines ſolchen Werken zu ertheilenden Lobes von dem vorliegenden, mit welchem man im Allgemeinern ſehr zufrieden ſein kann, erfüllt ſind. Was zuerſt die etymologiſche Partie betrifft, ſo iſt nicht zu leugnen, daß das Mitgetheilte in den meiſten Fällen ſeine Richtigkeit hat, aber es fehlt Gleichförmigkeit in dem Plane des Mitzutheilenden, indem zuweilen auf den nächſten Urſprung aus dieſer oder jener Sprache, zuweilen aber bis auf die entlegenſten Ableitungsquellen in den orientaliſchen Idiomen zurückgegangen wird; desgleichen vermißt man hin und wieder die vollſtändige Gründlichkeit der Entwicklung, da doch Niemandem mit der bloßen Notiz, daß Etwas aus dem Arabiſchen, Aethiopiſchen, Perſiſchen u. ſ. w. herkommt, gelegen ſein kann; ſo wie auch die bloße Aufnahme eines rein orientaliſchen Wortes ohne genauere Angabe der Bedeutung zu tadeln iſt; z. B. heißt es, maranatha ſei eine Jüdiſche Bannformel, da doch geſagt werden mußte, es ſei ſo viel, als: „Unſer Herr kommt!“ (die ſtrafende Gerechtigkeit Gottes.) Nicht ganz ſelten endlich ſind die Derivationen erweislich falſch. So genügt es keineswegs, daß bei masquerade auf das Italieniſche mascherata verwieſen wird, da hier keine Entwicklung des Wortes aus der lingua Romana Rustica angenommen werden kann, ſondern der Urſprung deſſelben offenbar außerhalb Italiens geſucht werden muß. Ohne Zweifel hat die Vermuthung derer das Rechte getroffen, die dabei an das Arabiſche maskera denken, welches Wort ja noch jetzt als nomen proprium einer Ortſchaft im Algieriſchen Gebiete, Mascara, vorkommt, und eigentlich ſoviel als compotatio temulentorum, jede rauſchende Luſtbarkeit bedeuten kann. (Die Wurzel des auch hebräiſchen Wortes iſt eins mit der des in den Griechiſchen Ueberſetzungen des alten Teſtaments vorkommenden Ausdrucks

σίκερα, der von jedem berauſchenden Getränke gebraucht wird.) Daß dergleichen Orgien ſpäter mit Verbergung des Geſichts begangen wurden, gab nachher die Veranlaſſung, die Larve ſelbſt maschera zu nennen, welches die Franzöſiſche Sprache dann in masque verkürzte. Eben ſo unvollſtändig iſt die Etymologiſirung von Admiral gerathen. Es ſteht da nur, im Franzöſiſchen heiße es, amiral, und komme vom Arabiſchen amara her, welches letztere nicht einmal wahr iſt. Das Franzöſiſche wie das Engliſche, das Spaniſche almirante, wie das Italieniſche Ammiraglio, Alles iſt nemlich nur verſchiedentliche Umwandlung des Arabiſchen Seeſeldherrntitels (Emir el mai) oder Fürſt des Waſſers. Die Anführung der Angelſächſiſchen Form für buy, kaufen, iſt auch bei der im Ganzen des Lexikons herrſchenden Tendenz, aus Semitiſchen Tiefen zu ſchöpfen, ſo viel als Nichts, und es iſt auffallend, daß in den vom Verfaſſer benutzten Quellen, die ſtark genug in die Augen ſpringende Vergleichung des Arabiſchen bâa (Fut. jabi), bald emit, bald vendidit, übergangen worden iſt. Dahin gehört auch die Abfertigung von magazine mit dem Franzöſiſchen magazin; eher konnte noch magazen aus dem Spaniſchen als den Arabiſchen Urſprung am Nächſten andeutend, verglichen werden. In letzterer Sprache iſt machsan = apotheca, horreum. Bei maraud ſteht, es komme aus dem Aethiopiſchen, marada, ohne, daß beigefügt wäre, was es da bedeute. Allein warum nicht das näher zu habende, ſehr bekannte Arabiſche Wort maradha, aeger fuit, verglichen? Die wegen Krankheit oder Ermattung zurückbleibenden Soldaten werden, wieder geneſen, Nachzügler und was man jetzt Marodeurs nennt. Bei tare und tarif iſt geradezu geſagt, daß es Franzöſiſche Wörter wären, und die auch hier ganz entſchiedene Ableitungsfähigkeit aus dem Arabiſchen iſt ganz vergeſſen. Erſteres iſt daſſelbe mit taur, von dem praeterito, tara, circumdedit, involvit, id quod circumstat rem, alſo die Verpackung der Waare, und dann der danach zu berechnende Abzug von ihrem Werthe an ſich. Letzteres iſt ganz unverändert Arabiſch tarif, notificatio, von arafa cognovit. Bei halo, wo übrigens die ſo häufige figürliche Bedeutung, Nimbus, Glorie, vergeſſen iſt, findet ſich das Arabiſche kaulon als Etymon erwähnt, nicht ganz genau, da corona circa lunam, hala (ton) heißt. Zu den ganz falſchen Angaben gehört, daß chouse, betrügen, prellen, von dem Arabiſchen gasa ſtamme. Das Wort hat aber eine ſolche Bedeutung nie; ſoll es Arabiſch ſein, ſo kann nur gascha, decepit, verglichen werden. Daſſelbe gilt von

der Ableitung von beat vom Arabiſchen kabata, was ſchon wegen Verſchwindens der erſten Wurzelſylbe unſtatthaft iſt, und vollends deswegen nicht zutrifft, weil es kein ſo lautendes Wort mit ſolcher Bedeutung im Arabiſchen Sprachſchatze giebt. Ohnehin kann man bei einer ſprachlichen Völkerwanderung immer auf ganz allgemein gebräuchliche Ausdrücke recuriren, und ſchlagen heißt gemeinhin nur dharaba. Es iſt nicht abzuſehen, warum nicht das lateiniſche batuere, das ja dieſelbe Bedeutung hat, und wahrſcheinlich uralt, von den Schriftſtellern des 2ten Jahrhunderts, die, wie Apulejus, nach Archaismen haſchten, nur wieder hervorgeſucht iſt, als genügender Urſprung betrachtet werden ſoll. Letzteres iſt hier ganz übergangen. Verkehrt iſt übrigens level von dem Lat. levo abgeleitet, da es urſprünglich wagrecht heißt, und offenbar auf libella, als Verkleinerungswort von libra, zurückzuführen iſt. Daß scandal aus dem Lat. scandalum zunächſt gemacht iſt, verſteht ſich von ſelbſt, wirft aber kein Licht auf die Bedeutung; ſollte die ſonſt ganz müßige Bemerkung einen Sinn und Zweck haben, ſo war das Griechiſche σκάνδαλον, und das Verbum, das ihm zu Grunde liegt, σκάζειν, cespitare, pedem offendere, zu vergleichen, und da es hauptſächlich in den bibliſchen Schriften als Ueberſetzung des Hebräiſchen Maqschelah vorkommt, auch dieſes (gleichfalls ſo viel als cespitatio) hinzuzufügen. Genau genommen kommt daher auch nichts dabei heraus, bei Büffon u. ſ. w. auf das Franzöſiſche und Italieniſche zu verweiſen. Aufgeklärt wird die Sache nur durch die von der neueſten Philologie gemachte Entdeckung, daß dabei das lat. bufo zu Grunde liege, mit welchem von einer dickaufgeblaſenen Kröte entlehnten Worte man in den Altitalieniſchen Poſſenſpielen die luſtige Perſon oder den Bajazzo bezeichnete, der aufgeblaſene Backen haben mußte, um von den Mitſpielenden, Ohrfeigen darauf zu empfangen. Eine ähnliche Bewandniß hatte es bekanntlich mit den calvulis oder calvillis, denen Kahlköpfigkeit als Zielſcheibe des Witzes diente, daher cavillari, ſtatt calvillari, was hier, wo des Lateiniſchen bei cavil erwähnt iſt, auch hätte bemerkt werden ſollen. Bei dragoman und bei targum iſt anzudeuten verſäumt, daß beide Wörter deſſelben Semitiſchen Urſprungs ſind. Bei Zenith ſteht auch nur, es ſei Arabiſch. Allein es iſt nur eine Verdrehung des arabiſchen Kunſtausdrucks ssemtörrâs, Pfad des Hauptes, oder Scheitelpunkt. Sollte einmal in allen Dingen die Abolla der ausgebreiteten Linguiſtik umgeſchlagen werden, ſo mußte auch zu am das klar vor Augen liegende Perſiſche

eben so lautende Präsens des verbi substantivi angegeben werden, da ja doch bei brother, daughter u. s. w. richtig auf diese Sprache zurückgegangen ist. Dagegen ist nicht von Nöthen, wie hier geschehen ist, das bekannte Burnus aus dem Persischen oder gar Syrischen herzuholen, da das Spanische Alborroz geradezu auf das Arabische hinweiset, und burnus, also ganz dasselbe Wort, in jedem Arabischen Lexikon durch sagum cucullatum erklärt wird. In Einem Falle fand Ref. die Derivation aus dem Englischen Nationalgebiete selbst mangelhaft. Es wird hier nämlich zur Erklärung von worsted, wollen, nur als muthmaßlich hingeworfen, daß es von dem gleich klingenden Namen eines Ortes abzuleiten sein möchte. Es ist aber ohne allen Zweifel von der zuerst durch ihre Strumpfwebereien u. s. w. berühmt gewordenen Stadt Worcester entlehnt, deren Aussprache im gemeinen Leben auf ähnliche Weise verschliffen wird, wie Birmingham, was bekanntlich häufig genug Brummagem lautet, weswegen man z. B. in jenem Falle ganz analog Brummagem sixpence, ein Sechsstüberstück von Prinzmetall, sagt, welches letztere hier auch eigentlich nicht fehlen durfte.

Wenden wir uns von dieser bei einem vorzüglich für den praktischen Gebrauch berechneten Wörterbuche ziemlich außerwesentlichen und mehr als eine Art von literarischem Luxus zu betrachtenden Partie zunächst zu dem höchst wichtigen Requisite der Klarheit und Deutlichkeit, und der alle Begriffsverwirrung und alles Fehlgreifen in den Bedeutungen ausschließenden, das Sinnverwandte besonders sorgfältig scheidenden Bestimmtheit in der Exposition, so ist hier ein gewissenhaftes und im Ganzen wohl gelungenes Streben nach irgend erzielbarer Vollkommenheit rühmlich anzuerkennen, und, was die Geltung der Ausdrücke und Redensarten für specielle Eigenheiten des Styls und Sprachgebrauches, wie der verschiedenen Perioden der Literatur betrifft, lobend hervorzuheben, daß durch Beifügung vorher angegebener und erklärter Abkürzungszeichen dafür gesorgt ist, das Erhabene vom Gemeinen, das Veraltete vom Gebräuchlichen, das Eigentliche vom Figürlichen, das Dichterische vom Prosaischen, das Komische vom Ernsten u. s. w. gehörig zu unterscheiden. Nur einiges Wenige, jedoch nicht Unerhebliche, muß man hier nachgebessert wünschen. So ist z. B. Synalepha und Synaeresis, beides, als eine Zusammenziehung zweier Vokale oder Sylben (?) in Einen Laut erklärt, ohne den Unterschied zu berühren, der dazwischen Statt findet, ob man z. B. th'eternal, t'accept, oder question, special und dergleichen aus-

zuſprechen hat. Verfehlt iſt auch die Definition von zeugma, „das Mitverſtehen eines ausgelaſſenen aber ſchon früher vorgekommenen Wortes“ da es vielmehr „die Ausdehnung eines eigentlich nur auf Ein Satzglied bezüglichen Zeitworts mit erweiteter oder in Etwas modificirter Bedeutung auf ein anderes“ heißen ſollte. Es iſt nicht zu leugnen, daß der Verfaſſer größtentheils auf Synonymik pflichtmäßige Rückſicht genommen, und dadurch beſonders dem Deutſch-Engliſchen Theile einen vorzüglichen Werth gegeben hat. Nur würde es in manchen Fällen zweckdienlicher geweſen ſein, ſich nicht bloß auf eine Darlegung der Unterſchiede vermittelſt Aufzählung concreter Mannichfaltigkeit zu beſchränken, ſondern vorher auch die Begriffsnuancirung in allgemeinerer Abſtraction anzudeuten! So hätte z. B. im Deutſch-Engliſchen Theile unter dem Worte „Werden,“ eine Zerſpaltung des darin liegenden Sinnes nach ſeinen überhaupt denkbaren Beziehungen voraufgeſchickt werden ſollen, damit man die Vorſtellungen eines zufälligen Entſtehens gewiſſer Zuſtände und Eigenſchaften, von denen einer planmäßig beſtimmten, innerlich oder äußerlich bedingten, allmählig ſich entwickelnden oder fortſchreitenden, im Erfolge der Erfahrung herbeigeführten, ins Unerwartete und Entgegengeſetzte Umſchlagenden, aus momentanen phyſiſchen oder moraliſchen Urſachen erzeugten u. ſ. w. genau ſondern, und ſich daher nicht ſo leicht im Gebrauche der Zeitwörter, to become, to be made, to grow, to prove, to turn, to wax oder to change u. dergl. m. vergreifen könnte. Letztere beiden Bezeichnungen, z. B. „it waxed hot,“ und „he changed white and red,“ ſind hier ganz übergangen. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit „Laſſen,“ unter welcher Rubrik ſich auch die unklare Stelle findet: „he ordered or suffered the money to be paid to me,“ da hier die gebrauchten Zeitwörter ja ſo ganz verſchiedene Bedeutung haben. Auch durfte in dieſem Artikel nicht unerwähnt bleiben, daß ſich eſſen laſſen, ſich anfühlen laſſen u. dgl. nur durch to feel, to eat u. ſ. w. allein gegeben werden kann. Nicht minder vermißt man die diſtinctiven Definitionen der Adjective great, tall, large, und big, da es ſich doch wohl hätte durchführen laſſen, daß great mehr im allgemeinen numeriſchen und figürlichen Sinn, tall von der Dimenſion der Höhe, large von der der Länge und Breite oder von der Ausdehnung überhaupt, und big von der Ausdehnung nach allen Dimenſionen zuſammen geſagt werde. Ein Haupterforderniß der Nutzbarkeit eines Lexikons, Genauigkeit in der Angabe derjenigen Verhältnißwörter, wodurch die mancherlei Bezie-

hungen der Verben auf ihre Objekte vermittelt werden, findet ſich hier ebenfalls im Allgemeinen ſehr wohl berückſichtigt, wenn auch hie und da Etwas nachzutragen ſein möchte, z. B. to turn one's nose at one, die Naſe über Einen rümpfen. To live upon, nicht bloß, wie hier angegeben, „ſich von Etwas nähren," ſondern auch „auf Jemandes Unkoſten leben." To have a knack of doing something, die Marotte haben, Etwas zu thun, war auch zuzufügen, obgleich t. h. a. k. at doing--, „eine Geſchicklichkeit worin beſitzen", erwähnt iſt. (To sweetheart of a woman, einem Frauenzimmer die Cour machen, und to lunch upon, Etwas zum Frühſtücke nehmen, fehlt ganz.) Dahin gehören auch Redensarten wie what shall I want with, . . . was ſoll ich mit — anfangen, oder it is oder was all along with one oder of one, es iſt Einer allein daran Schuld, welche Rectionen, jetzt in ganz gewöhnliche Converſation aufgenommen, von der Lexikographie noch überhaupt nicht in ihren Bereich gezogen zu ſein ſcheinen. Unter „to forget," und „to recollect" fehlen zwei wichtige, die Präciſion des ſyntaktiſchen Gebrauchs betreffende Bemerkungen, daß nämlich ſtehend I forget" ſtatt I have forgot, und gewöhnlich „I recollect reading" ſtatt „I r. having read" geſagt wird.

Sehr reichhaltig iſt das Werk an Mittheilungen ſprichwörtlicher Redensarten, doch auch hier eine Nachleſe wünſchenswerth; z. B. his own withers were not unwrung, er war in gleicher Verdammniß, oder: er hatte ein zerbrochenes Schwerdt; to be on one's high ropes, ſich auf's hohe Pferd geſetzt haben; time and tide waits for no man, wer zuerſt kommt, mahlt erſt; he knows not where his sore lies, er weiß nicht, wo ihn der Schuh drückt. Zuweilen ſind die urſprünglichen Veranlaſſungen oder bildlichen Beziehungen, die dem Proverbiellen zu Grunde liegen, anzugeben verſäumt, z. B. to be brought to the halberds für „durchgeprügelt werden," wobei zu erwähnen war, daß der Ausdruck von der Anbindung der auszupeitſchenden Soldaten in ein von Unteroffizierſpießen gebildetes Dreieck entlehnt ſei, oder „my cake is dough," für „my undertaking has never come to maturity," wo hinzugefügt werden mußte, daß dough, Teig, hier adjectiviſch für ungahr gebraucht worden iſt. Ein ähnlicher Mangel an Präciſion fällt im Deutſchen Theile unter dem Worte: „Topfgucker" auf, welches hier durch prying fellow übertragen iſt, wodurch aber der Engländer irre geleitet werden muß. Zwar ſteht auch cotquean dabei; wer kann aber wiſſen, daß dies gerade das Rechte für die

bei uns gewöhnlichſte Bedeutung von einem ſich um weibliche Haushaltungsangelegenheiten mit ungebührlicher Genauigkeit bekümmernden Ehemanne iſt? Schlägt man, um ſeiner Sache gewiß zu werden, dies letztere Wort im Engliſchen Theile auf, ſo wird Einem der Zweifel auch nicht gelöſet, da nur überhaupt Shakspeare, nicht aber deſſen Romeo und Julie citirt iſt, wo ſich eben dieſe Bedeutung findet. Auch iſt es falſch, wenn hier geſagt wird, cot als Verbum könne auch cote geſchrieben werden. Denn cot iſt nur eine Abbreviatur von cotquean, und es iſt hier, wie ſo oft, das Subſtantiv zugleich verbum neutrum geworden.

Was nun überhaupt die extenſive und intenſive Vollſtändigkeit der geſammten Wörtermaſſe und Phraſeologie anbelangt, ſo iſt der Fleiß, womit der ganze Sprachſchatz aus den Gebieten der neueſten Wiſſenſchaft und Kunſt, der Induſtrie und Gewerbthätigkeit, ganz vorzüglich aber auch des gemeinen Lebens und des bunten Treibens der Welt zuſammengetragen iſt, dankbar zu ehren. Die Menge des zu Ergänzenden wächſt aber von Tage zu Tage ſo gewaltig an, daß jenes Lob nur ein relatives ſein, und ein ſtets zu wiederholender Nachtrag von allen Seiten her dem Verfaſſer, wenn er, wie zu wünſchen iſt, durch weite Verbreitung ſeines Werkes veranlaßt, künftig eine Verbeſſerung deſſelben beabſichtigt, nur willkommen ſein kann. Ref. erlaubt ſich daher, zu dieſem Behufe eine Anzahl erweiternder und hin und wieder berichtigender Bemerkungen anheimzugeben.

Gänzlich fehlen: caravan, Menagerie, catherina wheel, Feuerrad, donkey, Eſel, smock frock, Bluſe oder Kittel, (im Engliſchen Theile iſt es durch gabardine oder Regenmantel erklärt, im Deutſchen übergangen) kettleholder, ein oft ſchön geſtickter Wulſt, den Griff des Theekeſſels anzufaſſen, buhl-cabinet, broncirter Toilettenſchrank, von dem Erfinder, vermuthlich einem Deutſchen, Namens Buhl, angeblich ſo benannt, high-lows, kniehohe Stiefel, shorts, kurze Beinkleider, unwhisperables = innexpressibles, Beinkleider in komiſcher Affektation, devil in a bush, Schwarzkümmel, London pride, Saxifraga oder Steinbruch, Bachelor's Button, Kornblume, sheet-lightening, Wetterleuchten, (es findet ſich dafür gegen den eigentlichen Sprachgebrauch bloß lightening), paper-stainer, Papierfärber, sanders blue, welches mit dem richtig angeführten verditer, oder Erdgrün (eigentlich eine blaue Farbe) einerlei iſt, aber deswegen erwähnt zu werden verdiente, damit man es nicht mit einer Art von Sandelholz, sanders, verwechſeln kann.

Hob or nob? mit welcher Frage man einander ſonſt in Geſellſchaft, ein Glas Wein zuſammenzutrinken, aufzufordern pflegte. Unter der Königin Eliſabeth nämlich, heißt es bei Engliſchen Sprachforſchern, hatte man ſehr große Kamine, und an jeder Ecke des Roſts befand ſich ein kleiner Vorſprung, hob genannt, und hinter demſelben ein Sitz. Im Winter ſtellte man das Bier auf dieſen Vorſprung, um es zu wärmen, und das kalte wurde auf einen kleinen Tiſch geſtellt, der nob geheißen haben ſoll. Daher bedeutete die Frage eigentlich, ob man warmes oder kaltes Bier zu haben wünſchte? trystingplace, Rendezvous; mediaeval, mittelalterlich, lionhunting, herumlaufen, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu ſehen.

In Hinſicht unvollſtändiger Ausführung wirklich vorhandener Artikel iſt Ref. Folgendes bei rhapſodiſcher und deſultoriſcher Durchſicht eingefallen: bride iſt nicht bloß Braut, ſondern auch jüngſt vermählte Frau; against iſt nicht bloß Präpoſition, ſondern auch Conjunktion, „gegen die Zeit, daß;" Christian heißt oft nur Menſch im Gegenſatze gegen das Thier; corduroy, Kalmank (die hier gegebene Erklärung, eine Art dicken, gerippten Baumwollenzeuges, iſt zu unbeſtimmt); fustian, jetzt ganz gewöhnlich für Plüſch, (welches hier nur durch fustian-ape gegeben iſt), ought gewöhnlicher Ausdruck für „Null" beim Rechnen, gerade ſo wie jamais und personne; ſchwarz auf weiß, beſſer in black and white, als, wie hier, under b. a. w.; presence, = reality, die Wirklichkeit, etwas Wirkliches; to exhaust, Thiere unter einer Luftpumpe ſterben laſſen; mute, Leichendiener im Begräbnißgefolge; (unter ſtummem Diener, was hier zu finden, denkt man ſich etwas ganz Andres), apportiren, vom Hunde, heißt to fetch and carry, nicht letzteres allein; das Commando „slope arms," iſt nicht: „ſenkt das Gewehr," ſondern „Gewehr über;" (carry arms, Gewehr auf Schulter, und order arms, Gewehr beim Fuß, iſt vergeſſen.) To chaperon heißt freilich „ein junges Frauenzimmer in eine öffentliche Geſellſchaft begleiten," gilt aber nur von einer Matrone, die als eine Art freiwilliger Duenna dieſen Dienſt leiſtet, und eben chaperon heißt; „to motion, wirken, iſt ausgelaſſen; to crib, (from a book), „Etwas aus einem andern Schriftſteller zur Benutzung bei eigenen Compoſitionen entlehnen;" desgleichen, ſo auch to leave a card, eine Karte irgendwo abgeben. Ferner: to check, Schach bieten, to draw the game, das Spiel remis machen; to queen a pawn, einen Bauer zur Königin machen; gaiter'd, pigtail'd, in Kamaſchen, bezopft (die Subſtantive ſind richtig aufgeführt;) to

cut one's teeth Zähne bekommen, (the teeth cut, die Zähne brechen durch, iſt angegeben;) to put the clock on, die Uhr vorſtellen; lobe, Flügel (der Lunge, Leber) truckshop, Laden eines Fabrikherren, wo die von den Arbeitern ſtatt baaren Geldes empfangenen Zettel (tummy genannt) gegen Waaren umgetauſcht werden. Die Abgabebehörde oder Adreſſe auf Briefen drückt man jetzt nicht mehr durch to the care of Msr. NN., ſondern bloß durch durch care — aus; durch gütige Beſorgung Jemandes iſt „favoured by . . . .;“ unter mit fehlt die Bemerkung, daß es häufig durch and zu geben iſt, z. B. coach and pair, coach and six, ein Wagen mit zwei, mit ſechs Pferden u. ſ. w. Governor jetzt ein ſehr gewöhnlicher Ausdruck in familiärem Tone für „Vater,“ wie bei uns etwa „Alter;“ rumble, Bedientenſitz hinter dem Wagen, Schoßkelle; to come out, von jungen Damen höhern Standes gebraucht, den Zeitpunkt zu bezeichnen, wenn ſie, aus der Aufſicht der Erzieherin entlaſſen, mit den Eltern an der allgemeinen Societät und allen öffentlichen Vergnügungen Theil nehmen dürfen. I am dull, ich habe Langeweile; a man's mouth falls like a trap, er macht ein langes Geſicht; im Deutſch-Engliſchen Theile fehlt unter „Körper,“ das in mathematiſchem Sinne allein zuläſſige solid, ſo wie bei Stereometrie, das Techniſche solid geometry; desgleichen für Fläche als Kunſtausdruck, plane; lot wird von jeder beliebigen Menge oder Quantität gebraucht; to wander iſt nicht „faſeln,“ ſondern vielmehr „fantaſieren,“ als Krankheitsſymptom; troop iſt eine Compagnie Reiterei, und to get a troop ſo viel als „Rittmeiſter werden“; to drop a thing, nicht bloß, Etwas fallen laſſen, ſondern auch „von Etwas ablaſſen, nicht daran faſſen, davon bleiben.“

Nicht recht abzuſehen iſt es, welch ein Zweck dem Verfaſſer bei der Aufnahme einer Anzahl Schottiſcher Wörter in den Engliſch-Deutſchen Theil vorgeſchwebt haben mag. Er ſelbſt hat ſich im Vorberichte durchaus nicht darüber geäußert, und es kann ihm daher nicht zum Vorwurfe gemacht werden, wenn vielleicht der Eine oder Andere, durch die Entdeckung ſolcher Fremdlinge in dem Werke veranlaßt, auf den Gedanken gekommen ſein ſollte, hier ein Engliſches und Schottiſches Lexikon zugleich vor ſich zu haben, was denn freilich zu ſehr unangenehmen Täuſchungen führen würde. Die Schottiſche, unter das Engliſche verſtreuete Nomenclatur iſt nämlich von ganz unerheblichem Belange, und man braucht nur ein Paar Seiten eines ſpeciell Schottiſchen Wörterbuches zu vergleichen, um

ſich zu überzeugen, daß hier das Meiſte geradezu fehlt. Dieſer Uebelſtand iſt ſehr zu bedauern, weil er ein Vorurtheil gegen das ſonſt ſehr empfehlenswerthe Buch erwecken kann. Indeſſen muß man es ſo anſehen, als ob das beigefügte Schottiſche nur zur Nothhülfe bei der Lektüre ſolcher Engliſcher Schriftſteller, die häufig Schotten in ihrem Nationaldiome redend einführen, wie z. B. Walter Scotts, nicht aber zum eigentlichen Studium der Sprache ſelbſt in ihrem ganzen Umfange und ihren Scribenten, der Dichter namentlich, habe dienen ſollen; worüber man freilich erſt dann wird urtheilen können, wenn man wirklich eine Partie Walter Scottſcher Romane in Beziehung auf die darin enthaltenen Schottiſchen Stellen mit dem, was hier geliefert worden iſt, verglichen haben wird. Wenn bei künftiger Erweiterung der Schottiſchen Ingredienzien etwa die Beſorgniß, das Werk dadurch zu ſehr anzuſchwellen, hemmend in den Weg treten ſollte, ſo würde ſich die erforderliche Raumerſparniß von einer andern Seite leicht gewinnen laſſen, wenn einmal alle unnöthigen, und ſich von ſelbſt verſtehenden etymologiſchen Nachweiſungen wegfielen, und dann die in großer Menge vorhandenen, ganz überflüſſigen Angaben desjenigen Realgebietes, in welches ein Wort einſchlägt, auf die wenigen Fälle beſchränkt würden, wo ohne dieſelben eine falſche Auffaſſung des vieldeutigen Ausdrucks zu befürchten ſein würde. Wozu in aller Welt ſoll es auch nützen, daß bei Schellfiſch, Ichthyologie, bei Regenwurm, Helminthologie, bei Faſan, Ornithologie u. ſ. w. ſteht! — Ungeachtet aller dieſer, im Intereſſe der eigenen guten Sache des Werkes ſelbſt nicht wohl zu unterdrückenden Ausſtellungen wird es ſich bei ſeinen gediegenen Vorzügen doch, je länger, je mehr Bahn brechen, und Ref. ſieht mit Vergnügen dem Zeitpunkte entgegen, da es weſentlich vervollkommnet in erfolgreicher Nutzbarkeit fortſchreiten wird.

Braunſchweig. **W. F. L. Petri.**

Concordanz der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen, herausgegeben von Berlepſch. Erſter Band, erſtes Heft. Erfurt, Hennings und Hopf, 1847.

„Ich ſoll meinem Verleger einen Proſpectus ſchreiben, ſo wie's jetzt allenthalben Ton und Bitte iſt, um Käufer anzulocken und 's Werk den Leuten zuckerſüß zu machen. Das kann und mag ich nicht.“ So beginnt der Verfaſſer ſein Vorwort und gibt dennoch ſogleich einen Proſpectus, der geſchickt genug angelegt iſt, um ſein Unternehmen der Leſewelt plauſibel zu machen. Nachdem er

die „Anthologisten, Blumenleseler, Geistanszieher, Perlsucher“ in Pausch und Bogen verurtheilt und ihre Arbeiten als „wüste Compilationen, Nachdrucke ohne Plan und Ordnung, als Sperulationen auf den Geldbeutel derer, die keine Original-Ausgaben kaufen können,“ charakterisirt hat, entwickelt er den Plan seiner Arbeit, die allerdings sich wesentlich von einer Chrestomathie oder Anthologie unterscheidet. Eben dieser Verschiedenheit wegen hätte sich der Verf. den Ausfall auf die Blumenlesen ersparen lönnen, und er hätte es um so mehr thun sollen, da die Verurtheilung, so allgemein wie er sie grfaßt hat, eine durchaus ungerechte ist. Daß Chrestomathien deutscher Dichter und Prosailer für Schulen unentbehrlich sind, bedarf kaum der Erinnerung. Allein auch für einen großen Theil der übrigen Lesewelt sind sie ein wahres Brdürfniß, indem es der Mehrzahl der Leser an Zeit und Mitteln gebricht, die unzähligen Gedichtsammlungen und Prosaschriften, die auf das Interesse eines weitern Leserkreises Anspruch haben, selbst zu lesen und anzuschaffen. Wrr mit Glück die nicht leichte Aufgabe lösi' aus den überreichen Schätzen drutscher Classiler eine Reihe charakteristischer Musterstücke auszuwählen und zu einem wohlgeordneten Ganzen zu verbinden, dem läßt sich sein Verdienst nicht absprechen, wenn es auch immer ein Verdienst untergeordneter Art bleibt.

Die allgemeine Idee zu seiner Arbeit gesteht der Verf. beim Guttenbergfeste conripirt zu haben, wo er, angereizt von der weltbewegenden Erfindung des großen Deutschen, überdachtr, wie die kleinen beweglichen Lettern Träger des lebendigen Geistes werden und für und wider streiten. „Ein solcher Meinungskampf der Geister,“ sagt er, „in übersichtlicher Schlachtordnung aufgestellt, — zu zeigen, wie die Herren der Literatur das, was uns als *ausgemacht* gemeiniglich hingestellt wird, aus sich selbst erringend in verschiedenster Weise nach ihrer subjertiven Anschauung uns überliefern — das schien mir eine Arbeit zu sein, der Mühe und des Denkens werth.“ Auf den sperriellern Plan, die besondere Anlage des Werkes führte ihn die siebente Auflage von *Büchner's biblischer Concordanz*; er beschloß „in ähnlicher Weise die con- und discordirenden Definitionen allgemeiner und ästhetischer Begriffe, die Sentenzen und Urtheile, die Ansichten und Aussprüche unserer Classiler zu ordnen.“

Was den Nutzen des Werks betrifft, so sehen wir davon ab, daß es „eine unendliche Fundgrube von Material und Stoff für Gelegenheitsredner, Improvisatoren und Toastsprecher werden soll, ein Verlegenheitsaushelfer bei der Motto-Manie unserer Zeit für Schriftsteller, Redakteure u. s. w., ein General-Sentenzen-Lexikon für alle Stammbuchblätter schreibende Jünglinge und Jungfrauen, ein Handbuch überhaupt, um gelehrt und belesen zu schrinen;“ wir halten uns hier ausschließlich an die Anwendung, die von dem Buche beim Unterrichte gemacht werden kann, und belennen gern, daß es für die Schulwelt eine sehr beachtenswerthe und willkommene Erscheinung ist.

Um dieses zu erläutern, müssen wir vorab dem Leser die Einrichtung des Werkes etwas näher angeben. In alphabetischer Ordnung führt es eine Reihe von Wörtern anf (im vorliegenden Hefte: Abbild, Abend, Abenteuer, Aber, Aberglaube, Abfall, Abglanz, Abgeschiedener, Abgeschiedenheit, Abhärtung, Ablaß, Abschied, Abschlagen, Absicht, Absolut, Absolutismus, Absonderung, Abstammung, Abstimmung, Aburtheilen, Abwechslung, Arcise, Achselträger, Aecht, Achtung, Achtsamkeit, Acker, Ackerbau, Adel, u. s. w. bis Bewährung), nnd gruppirt nun unter jedes derselben eine Anzahl prägnanter Aussprüche von Dichtern und Pro-

faſſten. Beiläufig ſei hier bemerkt, daß der Titel: Concordanz der poetiſchen National-Literatur" nicht ganz angemeſſen iſt, da auch aus Proſaſchriften, die Niemand zur poetiſchen Literatur zählen wird, wie Lichtenberg's moraliſchen Bemerkungen (S. 8.) Sentenzen ausgehoben ſind. Im Allgemeinen ſind die verſchiedenen Ausſprüche, die unter einem Worte ſtehen, wohl geordnet manchmal ſogar nach einem logiſchen Schema disponirt. So wird z. B. der Aberglaube a. nach ſeinem Urſprung und Weſen, b. im Gegenſatz zum Unglauben, c. in beſondern Beziehungen betrachtet. Hier und da treffen wie aber auch unter einem Worte nur Eine Sentenz, was ſich in einer Concordanz nicht recht ſchicken will.

Hieraus würden die Lehrer des Deutſchen in höhern Claſſen ſogleich erkennen, welchen Gewinn ſie aus dem Buche für die Stylübungen der Schüler ziehen können. Gilt es z. B. die Ausarbeitung eines Aufſatzes über Aberglauben, Arbeitſamkeit, Aufopferung für's Vaterland u. ſ. w., ſo bietet die Concordanz zu jedem Thema gerade das, was für den Schüler wünſchenswerth iſt, eine Reihe von Stellen aus den Claſſikern, die den Gegenſtand von ſeinen verſchiedenen Seiten, wenn auch nur flüchtig, beleuchten. Dieſe müſſen offenbar in doppelter Beziehung anregend wirken, anregend durch ihren Inhalt, indem ſie auf Gedanken führen, anregend durch ihre Form, indem dieſe dem Schüler die triviale Ausdrucksart, die ſich ihm zuerſt für ſeine Gedanken aufzudringen pflegt, unſchmackhaft macht. Auch bei der deutſchen Schullectüre kann das Buch förderlich ſein, bei der Lectüre der Dichter durch Hinweiſung auf eine oder mehrere Parallelſtellen, die zu einer intereſſanten und belehrenden Vergleichung der verſchiedenen Darſtellungsweiſen Anlaß bieten, bei der Lectüre von Abhandlungen dadurch, daß es die convergirenden und divigirenden Anſichten tüchtiger Denker neben einander ſtellt und ſo den Schüler auf einen freien Standpunkt der Beurtheilung hebt.

Dieſe Vortheile wird das Werk freilich nur dann gewähren, wenn es auf eine würdige Weiſe zum Ziele hinausgeführt wird. Die vorliegende Probe zeugt von einer ausgebreiteten Beleſenheit des Verfaſſers, und läßt im Ganzen ſchon etwas Gutes hoffen, wenn gleich hier und da ein Artikel nicht ganz befriedigt. Es wird nicht leicht ein Wohlbeleſener die Schrift durchgehen, dem nicht zu dieſem und jenem Artikel eine Stelle aus einem Claſſiker einfällt, die der Verf. überſehen hat. Wir wollen dem Verf. daraus keinen Vorwurf ableiten; aber, wenn wir unſere ganze Meinung über ein ſolches Unternehmen ſagen ſollen, ſo iſt es die, daß es nicht zur Aufgabe eines Einzelnen, ſondern eines Vereins von recht zahlreichen Mitgliedern hätte gemacht werden ſollen. Erlebt die Schrift, was wir wünſchen und hoffen, eine Reihe von Auflagen, ſo kann auch der Verf. auf eigene Hand noch Vieles dafür thun, und wird es auch, nach der Begeiſterung zu urtheilen, womit er das Werk unternommen, an fortgeſetztem Nachbeſſern nicht fehlen laſſen.

E. H. E.

Ausgewählte franzöſiſche Theaterſtücke, zum Schulgebrauch bearbeitet und mit erläuternden Anmerkungen verſehen, von Dr. Emil Otto, Lehrer der höhern Bürgerſchule zu Mannheim. Karlsruhe C. Macklot, 1847.

Der Verf. ward zur Herausgabe dieſer Schrift durch den richtigen Gedanken angeregt, daß franzöſiſche Chreſtomathien für die oberſten Claſſen höherer

Lehranſtalten nicht ausreichen, daß den reifern Schülern nicht mehr mit Bruchſtücken gedient iſt, und ſowohl der höhere Grad ihrer Kenntniſſe, als der größern Ausbildung ihres Urtheils und ihrer Faſſungskraft die Lectüre ganzer Stücke wünſchenswerth mache. Wenn er aber nun weiter die Anſicht ausſpricht, daß hiſtoriſche Schriften, ſo gut ſie ſich übrigens für den Unterricht auf dieſer Stufe eignen, doch in der Regel zu umfaſſend ſeien und nicht hinreichende Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit des Ausdrucks gewähren, um zur Schullectüre empfohlen werden zu können; ſo iſt dies Urtheil wohl dahin zu modificiren, daß man ſich auf die Lectüre hiſtoriſcher Schriften nicht zu beſchränken habe, daß ſie mit der Lectüre anderer, namentlich dramatiſcher Werke wechſeln, oder ihr zur Seite gehen müſſe. Ohne Zweifel haben die Dramen, wie der Verfaſſer ſagt, den Vorzug, daß ſie für das Franzöſiſchſprechen das reichſte Material und die reinſte Form an die Hand geben; allein dafür ſind die hiſtoriſchen Schriften geeignetere Vorbilder für die freien ſchriftlichen Arbeiten der Schüler; und keine von beiden Rückſichten wird die Schule außer Acht laſſen dürfen.

Referent fühlt ſich gedrungen noch eine allgemeinere Bemerkung voranzuſchicken, ehe er ſein Urtheil über die vorliegende Schrift abgibt. Lehranſtalten, deren Hauptſtreben dahin geht, ihren Zöglingen Gewandtheit im Gebrauch der Sprache zu verſchaffen, werden offenbar, wenn es ſich um die Auswahl eines Dramas zur Lectüre handelt, proſaiſchen, in leichtem und gefälligem Converſationston gehaltenen Luſt- und Schauſpielen den Vorzug geben; ſie werden Molière und gleichzeitige Schriftſteller den Luſtſpieldichtern der jüngſten Zeit nachſetzen, welche die neueſte franzöſiſche Sprache reden. Gymnaſien und höhere Bürgerſchulen werden ſich aber nicht zu jenen Lehranſtalten zählen. Sie dürfen gewiß nicht bei dem Unterricht im Franzöſiſchen, und bei ihm vielleicht am allerwenigſten, den praktiſchen Geſichtspunkt ganz außer Augen laſſen; allein das Franzöſiſche iſt ihnen doch, wie jeder Unterrichtsgegenſtand, vorzugsweiſe ein Mittel höherer Geiſtesbildung, das Studium des Franzöſiſchen iſt ihnen, wie das der übrigen Sprachen, Humanitätsſtudium; und ſo muß für ſie auch die literarhiſtoriſche Seite eine ganz andere Bedeutung haben, als für Unterrichtsanſtalten, die lediglich auf utilitäriſche Zwecke ausgehen. Racine, Molière und die übrigen Hauptrepräſentanten der franzöſiſchen claſſiſchen Literatur dürfen demnach ſelbſt auf die Gefahr, daß aus ihrer Lectüre für die Erlernung der moderuſten franzöſiſchen Converſationsſprache wenig Gewinn reſultiren ſollte, aus unſern Gymnaſien und Realſchulen nicht ganz verbannt werden.

Daneben aber gebietet die Rückſicht auf die Fertigkeit im mündlichen Gebrauch des Franzöſiſchen, ein und das andere neuere Theaterſtück, worin die converſatoriſchen Elemente vorherrſchen, mit den Schülern zu leſen, und durch Memoriren, Rücküberſetzen und dergleichen Uebungen ihnen recht eigen zu machen; und ſo verdient der Herausgeber und Bearbeiter der vorliegenden Sammlung um ſo mehr unſern Dank, je mehr ſich gewöhnlich die Lehrer bei der Auswahl unter den neuern dramatiſchen Erzeugniſſen der franzöſiſchen Literatur in Verlegenheit fühlen. Sehr richtig bemerkt der Herausgeber, daß die meiſten derſelben wegen zu ſtarker erotiſcher Partien für die Schüler unbrauchbar ſeien; manchmal ſeien es nur wenige Worte und Ausdrücke, die ein Stück von der Schule ausſchließen. Um dieſen Uebelſtänden abzuhelfen, hat er im vorliegenden Bändchen drei durch ihren Inhalt anſprechende Stücke, den Monsieur Musard von Picard, L'Abbé de l'Epée von Bouilly, und L'Humoriste von Leclercq in ſolcher Weiſe zu be-

arbeiten, daß einmal alles Anſtößige daraus entfernt und zweitens die Lectüre durch Erklärung von Wörtern und Redensarten erleichtert wurde. Beifallswürdig iſt die Anordnung, daß die Erklärungen nicht unter dem Text, ſondern am Ende des Buches gegeben ſind; den Schülern wird dadurch die Präparation erleichtert, ohne daß ihnen bei der Schullectüre ſelbſt eine Eſelsbrücke geboten wird. Wir hoffen, daß der Herausgeber durch beifällige Aufnahme des erſten Bändchens ermuntert werden wird, noch ein zweites von ähnlichem Umfange, zu größerer Auswahl, folgen zu laſſen.

x.

Zur Erinnerung an Fr. L. W. Meyer, den Biographen Schröders. Lebensſkizze nebſt Briefen von Bürger, Forſter, Göckingk, Gotter, Herder, Heyne, Schröder u. A. 2 Theile. Braunſchweig 1847.

Das vorliegende Werk verdient eine Beſprechung in d. Bl., ſowohl des Mannes wegen, deſſen Manen es geweiht iſt, inſofern ſeine Biographie Schröders, des größten deutſchen Mimen, dem die Ausbildung des Drama in Deutſchland ſo ſehr viel zu verdanken hat, ein ſo anerkannt tüchtiges Werk iſt, daß es in allen großen literarhiſtoriſchen Werken erwähnt wird, als auch wegen des Briefwechſels mit vielen in der Literaturgeſchichte hochgefeierten Namen. Der Herausgeber hat ſich nicht genannt, wir erfahren nur, daß er ein Freund Meyers war; ſeiner Geſinnung für den Freund muß man es zu gute halten, daß das Werk zu weit angelegt, der Briefwechſel nicht genug geſichtet iſt, Vieles hat nur für den nächſten Freundeskreis Intereſſe. Wir wollen hier nur das hervorheben, was vom literargeſchichtlichen Standpunkt für uns Werth hat, dabei jedoch den Gang des Buches feſthalten.

Vorangeſchickt iſt der Lebensabriß Meyers, der dann durch den meiſt chronologiſch geordneten Briefwechſel vervollſtändigt wird. — Fr. Ludw. Wilhelm Meyer war geboren 1759 in Hamburg, ſtudirte in Göttingen, war dann Auditor in Stade, 1785—89 Lehrer der engliſchen Prinzen und Bibliothekar in Göttingen, machte darauf große Reiſen in England und Deutſchland, kaufte ſpäter das Gut Bramſtedt in Holſtein, wo er die letzten Jahre ſeines Lebens zubrachte, einen Theil jedes Jahres in Hamburg verlebend, und ſtarb 1840. In der Literatur hat er ſich durch mehrere kleinere Arbeiten, beſonders Gedichte, namentlich aber durch ſeine Biographie Schröders bekannt gemacht. Daß er ein vielſeitig gebildeter Mann war, dabei von edlem Charakter und unabhängiger Geſinnung, erhellt aus dem nahen Verhältniß, in dem er zu den geiſtreichſten Männern in Deutſchland, ſo wie in England, z. B. zu Burke, Fox, Sheridan, Adam, Smith ſtand, und der hohen Achtung, welche ihm die hervorragendſten Zeitgenoſſen zollen.

Die Briefe ſind durch genauere Nachrichten über ſeine Lebensumſtände mit einander verbunden. Anziehend iſt zunächſt ſeine Audienz bei Friedrich d. Gr., zu dem er beſchieden war, um ſeine Tauglichkeit für eine Stelle, angeblich als Privatſecretair, zu prüfen. M. trat entſchieden zurück und machte darauf Reiſen nach Danzig und Wien, wo ſich die Bekanntſchaft mit Schröder anknüpfte. Zu dieſer Zeit verlor er den größten Theil ſeines väterlichen Vermögens. Hier beginnt zuerſt eine Correſpondenz mit dem Freiherrn v. d. Horſt auf Halden, einſtigem Miniſter Friedrichs d. Gr., dem er einen hier mitgetheilten ausführlichen

Bericht über den Hof Josephs II. erstattete. Von Halden ging er nach Gotha zu Gotter, dann nach Stade. Der hier folgende Briefwechsel mit der Frau des Amtmanns Hofmeister in Agathenburg (Thl. I. S. 101 — 118) bietet nichts Bemerkenswerthes. Wichtiger sind die Briefe Gotters (vgl. dessen Charakteristik bei Gervinus V. S. 532. fgg.) aus Gotha, aus den Jahren 1778, 1779, 1783 bis 86. Sie enthalten sowohl eine gelungene Schilderung des Gothaischen Hoflebens, als manche Notizen über das Theater, Gotters Steckenpferd, Opern, in denen die Mara hervortritt, über Iffland, Schlichtegroll, Wachler, v. Halem, v. Einsiedel; es sei hier namentlich der begeisterten Worte Gotters über Iffland's „Verbrechen aus Ehrsucht" (S. 142.) gedacht. — Einem Briefe von Bertram, dem Herausgeber der Berliner Theaterzeitung, von 1783, folgen Briefe von Göckingk aus Ellrich (S. 149—156) von 1783—86, die die Vortrefflichkeit dieses Charakters, wie ihn Gervinus schildert, bestätigen, und ein Brief von Schink, über den ich auf Gervinus S. 525, 536 verweise, aus dem Jahre 1781, aus Wien, als er nach Gratz abging.

Das J. 1786 war für M. ein Jahr der Zerstreuung, er durchreiste Belgien und Deutschland. Ein hier beigefügter Brief von Dalberg von 1786 athmet dessen bekannte Liebe zum Theater (vergl. Gervinus S. 544). Ohne besonderes Interesse ist ein Brief von Bode von 1787. Meyer war damals schon in Göttingen angestellt. Auf seine amtlichen Verhältnisse beziehen sich nun mehrere Briefe von Herder aus diesem Jahre, der ihn um allerlei bittet, bald englische, bald orientalische Bücher zu seinen Ideen; sie erstrecken sich bis auf Herders italienische Reise. Es sei hier hingewiesen auf Herders Enthusiasmus über den Egmont S. 171 und sein richtiges Urtheil über Heinses Ardinghello, besonders dessen zweiten Theil S. 172.

In Göttingen war Meyer am genauesten befreundet mit Georg Forster, der sich dort mit Therese Heyne verheirathet. Als Forster nach Wilna ging, correspondirte er auf der Reise und aus Polen fleißig mit Meyer. Diese bis 1787 reichenden Briefe gehören zu den ansprechendsten, namentlich die von Wilna aus geschriebenen dienen zur Verständigung der Charakteristik des trefflichen Mannes, indem sie uns sein Familienleben schildern, besonders das innige Verhältniß zwischen ihm und seiner Gattin in ein helles Licht setzen. Wie übrigens Meyer in seinen religiösen Ansichten strenger Rationalist war, so huldigte dieser Glaubensrichtung in noch höherem Grade Forster; wenn Meyer manche Excentricitäten des bekannten Nicolai kaum zu entschuldigen wußte, so stand Forster ganz auf dessen Seite. Daher er denn überall besorgt war, was man heutiges Tages Pietismus und Mysticismus nennen würde, zu finden, und sich freute, wenn es sich anders zeigte. In dieser Beziehung ist der Brief von Weimar interessant, wo er mit Herder und Göthe verkehrte und Göthe „munter und artig" fand. Das könnte auffallen, denn Götde galt selbst bei Meyer für fromm. Forster schreibt S. 191: „Göthe ist wohl schwerlich so fromm, wie Sie ihn dafür halten. Seine jugendlichen Schriften könnten so etwas an sich haben, aber sein Kopf ist zu hell, um lange bei dergleichen zu bekleiben, auch schien sich nichts davon in seinem Umgange zu verrathen. Schon das, daß Herder mir sagte, Göthe sei sein einziger Herzensfreund, ist mehr für als wider ihn, denn Herder schwärmt wohl, aber er ist nicht fromm." Wieland kommt desto schlimmer davon. Von dem „nicht frommen" Göthe und dem „unleidlichen" Wieland begab sich Forster über Berlin und Posen nach Wilna, wo er sich in seine Studien vertiefte.

Dieſen Briefen folgen andere vom Cabinetsrath Patje freundſchaftlichen Inhalts, von 1785 bis 1788, vom Rittmeiſter Kirchhoff, mit Aufſchlüſſen übee den preußiſchen Hof von 1784 bis 1788, dann eine Reihe freundſchaftlicher Briefe mit Schröder. Daran ſchließt ſich ein Brief über Meyers Reiſe in England, mit vielen wichtigen Bemerkungen über die Zeitereigniſſe, beſonders aber über das engliſche Theater, dem Briefe Heynes nach England nnd Italien beigegeben ſind, wohin M. darauf ging, von 1788 bis 1791, ein Brief von Lichtenberg von 1789, und ein Brief Herders nach Rom vom Jahr 1789, der, ſonſt ohne Intereſſe, einige anerkennende Worte über Angelika Kaufmann enthält. Die Auszüge aus Meyers italieniſchem Tagebuche machen uns mit ſeinen römiſchen Freunden, beſonders Zoega und Maler Müller, bekannt. Von Rom wurden Ausflüge nach der Schweiz und Neapel, wo er mit Tiſchbein und Hackert verkehrte, unternommen, und 1791 ging er nach Lyon und Paris. Von den Freunden, mit denen in dieſen und den nächſten Jahren M. verkehrte, finden wir außerdem einen Brief von 1793 von Heeren, nach Berlin gerichtet, und Briefe von Tatter aus Göttingen und Hannover von 1789 – 91 mit Nachrichten über Zimmermann und die Schrift „Bahrdt mit der eiſernen Stirn.“ Doch jedenfalls der intereſſanteſte iſt ein Brief von Bürger von 17-9, nach England geſchrieben, wenn auch nicht der erfreulichſte, auf den wir den künftigen Biographen Bürgers aufmerkſam machen. Es ſpricht ſich eine Derbheit darin aus, die man ſelbſt geſucht nennen muß, ein Cynismus, der mit dem Freunde faſt in keinem Worte zärtlich umgebt; aber trotz dieſes Uebermuths bricht überall die bittere Unzufriedenheit des Dichters mit ſeiner Lage, mit ſeiner pecuniären Noth hervor; er grollt, daß man ihn in ſolchem Zuſtande laſſen könne, dee als der Dichter des hohen Liedes doch von aller Welt gefeiert werde und gefeiert zu werden verdiene. Dabei macht er auch viel Rühmens von ſeinem Lieblingsſchüler Schlegel. Wir wiſſen indeß, daß damals Bürgers Noth noch nicht auf den höchſten Punkt gekommen war; was ihn dahin bringen ſollte, erwähnt B. hier ebenfalls ſchon, es iſt der Liebesanteag des Schwabenmädchens (S. 335), dem er folgen wolle. Die poetiſche Blumenleſe 1791 enthielt daranf eine Warnung an B. aus Italien; deren Verfaſſer iſt nicht bekannt geworden, der Herausgebee vermuthet mit Wahrſcheinlichkeit, daß es Meyer, der Bürgern nahe ſtehende Freund, war; das Gedicht iſt hier abgedruckt. Der zweite Brief bezieht ſich auf den Muſenalmanach von 1792; Bürger geſteht, daß er dort allerlei unter falſchem Namen (Menſchenſchreck, Anonymus, Urſey) von ſich abdrucken laſſen. Im letzten Briefe (Aug. 1792) erwähnt er ſeine Scheidung mit den heftigſten Ausdrücken gegen das Schwabenmädchen; der Brief klingt wie ein Triumphlied nach dem neuerlich bekannt gewordenen Klagebrief an dieſe Frau. —

Der zweite Band bringt uns zunächſt 2 Briefe von Meyers jüngerem Bruder über Göttinger Verhältniſſe von 1794 und 95, einen von Alxinger aus Wien über ſeinen Bliomberis, einen von Bode von 1792, von Herder 1795 über Balde, einen von Schiller 1795 über Meyers Beitrag zum Muſenalmanach, eine Mittheilung von Nicolai über Lenz, von W. G. Becker aus Dresden 1796, von Frau von Blumenthal aus Berlin aus dem Jahre 1797, hauptſächlich über ſeine Mitarbeiterſchaft an ihrem Leben Ziethens (wobei S. 28. ein Brief des alten Gleim 1797 an Frau von Blumenthal mitgetheilt wird). Die folgenden Briefe ſind nach Bramſtedt gerichtet, welches Meyer um dieſe Zeit ankaufte, ſo freundſchaftliche von einem Vetter und von Madame Unger, welche Nachrichten über

Woltmann und A. W. Schlegels Berliner Leben, auch über Friedr. Schlegel enthalten; dieser Madame Unger sagten Schillers Piccolomini nicht zu (S. 43). — Aus den J. 1797 und 1804 finden wir zwei Briefe von Caroline Herder, der letzte über Herders Tod. — Hieran schließt sich ein langer Briefwechsel mit Schröder, hauptsächlich über Geschichte der Maurerei, in deren Interesse Meyer Deutschland durchreiste, so wie über englische Bühnenstücke, manches Interessante über Rosenkreuzer, Feßler, über Zeitgeschichte (Meyer war heftiger Anti-Bonapartist), Theologisches, günstige Stimmen über Nicolai, strenge Urtheile über Herders Unbestimmtheit (!) (S. 51. 78. 87). Es folgt ein Brief von Schelling 1812 aus München, von Rehberg über Meyers Biographie Schröders, verwandtschaftliche Briefe, sehr ansprechende Briefe von Heynes Wittwe 1820. In Bezug auf den Mendelsohn-Jacobischen Streit war Meyer der Gewißheit, daß Mendelsohn in Lessings wissenschaftlicher Achtung gestanden (S. 149), in dem Stolberg-Vossischen Streit (ein Brief von Leop. Stolberg mit Meyers Antwort) war er auf Seiten Stolbergs. Briefe von Brockhaus 1822 und 1823 beziehen sich auf Meyers Theilnahme am Hermes und dem literarischen Conversationsblatt und einige literarische Zeiterscheinungen; Brief von G. J. Göschen 1826 und 1827, und Perthes und Besser theils auf freundschaftliche Verhältnisse, theils theologische und politische (Meyer Gegner der Griechensache) Fragen. Ein theologischer Aufsatz schließt das Ganze. —

Herford. Hölscher.

Schiller's und Fichte's Briefwechsel, aus dem Nachlasse des Erstern mit einem einleitenden Vorwort. Herausgegeben von J. H. Fichte. Berlin 1847.

Ueber den Inhalt dieser Briefe spricht sich der Herausgeber in der Vorrede ausführlich aus. Sie sind von dem höchsten Interesse, da sie über das Verhältniß zwischen Fichte und Schiller eine genauere Auskunft geben, als es von Hoffmeister aufgefaßt ist. Schiller bezeichnet dies selbst damit, daß er und Fichte zwei ganz verschiedene Naturen seien, weshalb sie nie sich vereinigen würden, während Fichte Schillers Werth anerkennend ihm seine Hochachtung bewahrt. Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts waren damals (Anfang 1795) zur Hälfte erschienen; in denselben stellt er als höchstes Ideal eine durch Cultur des Gefühls, durch bewußt gebildeten Schönheitssinn harmonisch vollendete Menschheit, einen Staat des schönen Scheines hin. Schiller glaubte nun seinen Pfad durch Fichtes Aufsatz „über Geist und Buchstab," den er gleichfalls für die Horen eingeschickt hatte, durchkreuzt. Hiernach macht die schöne Kunst den transscendentalen Gesichtspunkt zum gemeinen; der ästhetische Standpunkt besitzt das Höchste auf unmittelbare Weise. (An die Stelle jenes ließ Fichte bekanntlich später den religiösen treten). Nach der Consequenz seiner damaligen Denkart läßt sich weiter folgern, daß dieser ästhetische Sinn Fichten nur das Höchste in Gestalt der Unmittelbarkeit, der Natur war, daß ihm aber der Geist nur dann die ihm angemessene Wirklichkeit erreicht, wenn die höchste Naturgestalt der Idee sich in der Form der freien Sittlichkeit auflöst. Obgleich nun Fichte in seiner Abhandlung nicht in Widerspruch mit Schillers Ansicht ist, sondern dem Resultate Schillers eine allgemeine theoretische Wendung gibt,

glaubte ſich Schiller doch von ihm verletzt, um ſo mehr als der Philoſoph auf ſeine Briefe keine Rückſicht nähme. So greift er daher Fichte wegen dieſer Materie an. Der andere Punkt betrifft die Theorie von den Trieben und den Eintheilungsgrnnd derſelben. Beide handeln von ganz verſchiedenen Materien und ihr Streit iſt eigentlich objektlos; dennoch behaupten ſich beide feſt auf ihrem Gebiete. Der dritte Punkt endlich betrifft die Form. Beide ſtreben nach Popularität, jeder wirft dem andern vor, daß er auf falſchem Wege zur Popularität zu gelangen ſuche, nnd hiebei erhalten wir die wahrhaft erhabenen Aeußerungen Schillers über ſein inneres Verhältniß zur damaligen Bildung und zu den von ihr aufgeſtellten Geſetzen.

Dieſe Streitfragen werden genau nur in den 4 erſten Briefen behandelt, die im Jahre 1795 ſämmtlich geſchrieben ſind und wie die folgenden dem Herausgeber von dem Sohne Schillers, dem Oberforſtmeiſter von Schiller, mitgetheilt waren. Der 5. Brief iſt ein Begleitſchreiben zu der bekannten gedruckten Appellation Fichtes an das Publikum in Betreff ſeiner Anklage, gibt aber einen Beweis, wie hoch F. Schiller ſchätzte. Der 6. Brief iſt eine beruhigende und beipflichtende Antwort des Dichters. Die zwei folgenden Briefe Fichtes, in Berlin 1803 geſchrieben, verhandeln Privatverhältniſſe, bezüglich des Verkaufes ſeines Jenaiſchen Hauſes; der letzte aber enthält einige Bemerkungen über Göthes natürliche Tochter, die F. Göthes vollendetſtes Gedicht nennt, und deren Aufführung in Berlin.

Was genauer die 4 erſten Briefe betrifft, ſo iſt der erſte ein Begleitſchreiben Fichtes zu ſeiner Abhandlnng, der zweite Schillers Antwort, worin er den Aufſatz zurückweiſt, indem er beſonders den Vorwurf der Verworrenheit erhebt. Er vergleicht dabei, wie geſagt, beſonders ſeinen eigenen Aufſatz nnd ſucht Fichtes Eintheilung der Triebe zu widerlegen. Schließlich rügt er auch die Unzweckmäßigkeit des Vortrags. Von hohem Intereſſe iſt die Antwort darauf, die das übereilte Urtheil Schillers verbeſſert. Indem Ref. von dem ſtreng philoſophiſchen Inhalte abſteht, erlaubt er ſich die vortrefflichen Worte Fichtes über den populären Vortrag hervorzuheben. „Sie gehen," ſchreibt er an Schiller „größtentheils analytiſch den Weg des ſtrengen Syſtems; und ſetzen die Popularität in Ihren unermeßlichen Vorrath von Bildern, die Sie faſt allenthalben ſtatt des abſtralten Begriffs ſetzen. Ich ſetze die Popularität vorzüglich in den Gang, den ich nehme. — Das hat Sie verleitet, meine erſten Briefe zu ſchnell für ſeicht und oberflächlich zu halten. Nachdem die ſtreng philoſophiſche Dispoſition fertig iſt, mache ich mir nach ganz anderen Grundſätzen den Entwurf der populären Behandlung; knüpfe an eine ſehr gemeine Erfahrung an und führe ſo den Faden, ſcheinbar nach der bloßen Ideenaſſociation, über die aber unſichtbar das Syſtem wacht, fort, beſtimme nirgends ſchärfer als vor der Hand nöthig iſt, bis zuletzt die ſcharfe Beſtimmung ſich von ſelbſt ergibt. Bei mir ſteht das Bild nicht an der Stelle des Begriffs, ſondern vor und nach dem Begriffe, was gleich iſt; ich ſehe darauf, daß es paſſe. Wo ich nicht irre, haben alle alte und neuere Schriftſteller, die in dem Ruhme des gnten Vortrags ſtehen, es ſo gehalten, wie ich es zu halten ſtrebe. Ihre Art aber iſt völlig neu, und ich kenne nnter den alten nnd neueren keinen, der darin mit Ihnen zu vergleichen wäre. Sie feſſeln die Einbildungskraft, welche nur frei ſein kann, und wollen dieſelbe zwingen zu denken. Das kann ſie nicht. Daher, glaube ich, entſteht die ermüdende Anſtrengnng, die mir Ihre philoſophiſchen Schriften machen und die ſie Mehreren

verurſacht haben. Ich muß Alles von Ihnen erſt überſetzen, ehe ich es verſtehe, und ſo geht es Andern auch. Was man meinen früheren Schriften auch alles vorwerfe, und ſo gegründet der Tadel ſein mag, den man gegen ſie führt, ſo ſind ſie doch häufig geleſen und gemerkt worden, und man hört hie und da erzählen und nachſagen was darin ſteht. Ihre philoſophiſchen Schriften — ich rede nicht von Ihren poetiſchen, nicht von Ihren hiſtoriſchen, wovon z. B. die Geſchichte der Belagerung von Antwerpen ein Meiſterſtück iſt, das alles unwiderſtehlich feſſelt und mit ſich fortreißt; ich rede eben ſo wenig von Ihrer philoſophiſchen Gründlichkeit und Ihrem Tiefſinn, den ich verehre; ich rede nur von Ihrem Styl — Ihre philoſophiſchen Schriften ſind gelauft, bewundert, angeſtaunt, aber, ſo viel ich merke, weniger geleſen und gar nicht verſtanden worden; und ich habe im größern Publikum keine Meinung, keine Stelle, kein Reſultat daraus anführen hören. Jeder lobt, ſo ſehr er kann, aber er hütet ſich wohl vor der Frage: was denn eigentlich darin ſtehe?"

Nach Schillers Antwort (4. Brief 4. Aug. 1795) iſt jede Verſtändigung unmöglich; „wir empfinden verſchieden, ſchreibt er, wir ſind verſchieden, höchſt verſchiedene Naturen, und dagegen weiß ich keinen Rath." Fichte hatte an einen Schiedsrichter appellirt. Sch. weiſt einen ſolchen zurück. Ich müßte eine ganz andere Meinung von dem deutſchen Publikum bekommen, als ich gegenwärtig habe, wenn ich in einer Sache, worüber meine Natur nach einer mühſamen und hartnäckigen Kriſe endlich mit ſich einig geworden iſt, ſein Anſehen reſpektiren ſollte. Es gibt nichts roheres als den Geſchmack des jetzigen deutſchen Publikums, und an der Veränderung dieſes elenden Geſchmacks zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, iſt der ernſtliche Plan meines Lebens. Zwar habe ich es noch nicht dahin gebracht, aber nicht, weil meine Mittel falſch gewählt waren, ſondern weil das Publikum eine zu frivole Angelegenheit aus ſeiner Lectüre zu machen gewohnt iſt, und in äſthetiſcher Hinſicht zu tief geſunken iſt, um ſo leicht wieder aufgerichtet werden zu können." Intereſſant iſt ferner was er über ſeine eigene Stellung gegenüber dem Zeitgeiſt ſagt: „Bei dieſer Stimmung meines Gemüthes muß es mir freilich ſonderbar genug vorkommen, wenn mir von dem Eindrucke, den meine Schriften auf die Majorität des Publikums machen und nicht machen, geſprochen wird. Hätten Sie die letzteren mit der Aufmerkſamkeit geleſen, welche von dem partheiloſen Wahrheitsforſcher zu erwarten war, ſo würden Sie ohne meine Erinnerung wiſſen, daß eine direkte Oppoſition gegen den Zeitcharakter den Geiſt derſelben ausmacht und daß jede andere Aufnahme, als die, welche ſie erfahren, einen ſehr bedenklichen Beweis gegen die Wahrheit ihres Inhalts angeben würde. Beinahe jede Zeile, die ſeit den letzten Jahren aus meiner Feder gefloſſen iſt, trägt dieſes Gepräge, und wenn es gleich aus äußern Gründen, die ich noch mit mehr Schriftſtellern gemein habe, mir nicht gleichgültig ſein kann, ob mich ein großes oder kleines Publikum kauft, ſo habe ich mich wenigſtens auf dem einzigen Wege darum beworben, der meiner Individualität und meinem Charakter entſpricht, nicht dadurch, daß ich mir durch Anſchmiegung an den Geiſt der Zeit das Publikum zu gewinnen, ſondern dadurch, daß ich es durch die lebhafte und kühne Aufſtellung meiner Vorſtellungsart zu überraſchen, zu ſpannen und zu erſchüttern ſuchte. Daß ein Schriftſteller, der dieſen Weg geht, nicht der Liebling ſeines Publikums werden kann, liegt in der Natur der Sache, denn man lieſt nur was einen in Freiheit ſetzt, nicht was einen anſpannt; aber er erhält dafür die Genugthuung, daß er von der Arm-

ſeligkeit gehaßt, von der Eitelkeit beneidet, von Gemüthern, die eines Schwunges fähig ſind, mit Begeiſterung ergriffen und von knechtiſchen Seelen mit Furcht und Zittern angebetet wird. Ich habe nie ſehr geſucht, von dem guten oder ſchlimmen Effekt meines ſchriftſtelleriſchen Daſeins Erkundigungen einzuziehen; aber die Proben von beiden ſind mir ungeſucht aufgedrungen worden und es geſchieht noch bis auf den heutigen Augenblick." — Aber dennoch, trotz ſeiner Erhebung über das allgemeine Urtheil, iſt er ſich bewußt, daß er ſich ein κτῆμα ἐς ἀεί gegründet hat: „Ich weiß, daß in hundert oder zweihundert Jahren Ihre Schriften nicht mehr geleſen werden, die meinigen aber dann zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger denn jetzt geleſen werden. Und woher möchte dies kommen? Daher, weil Schriften, deren Werth nur in den Reſultaten liegt, die ſie für den Verſtand enthalten, auch wenn ſie hierin noch ſo vorzüglich wären, in demſelben Maaße entbehrlich werden, als der Verſtand entweder gegen dieſe Reſultate gleichgültiger wird, oder auf einem leichteren Wege dazu gelangen kann; da hingegen Schriften, die einen von ihrem logiſchem Gehalte unabhängigen Effekt machen, und in denen ſich ein Individuum lebendig abdrückt, nie entbehrlich werden, und ein unvertilgbares Lebensprincip in ſich enthalten, eben weil jenes Individuum einzig, mithin unerſetzlich und nie erſchöpft iſt." Indem er ſich ſo gegen jeden Vorwurf ſchützt, verwirft er auch die Einrede Fichtes gegen ſeinen Vortrag, als ob er die Unterſuchung ſelbſt in Bildern abhandele, da er vielmehr in der Verdeutlichung ſeiner Vorſtellungen ſcrupulös verfahre. —

Herford. Hölſcher.

Der Heiland. Altſächſiſche Evangelienharmonie, überſetzt von Karl Ludwig Kannegießer. Berlin 1847.

Die Uebertragung altdeutſcher Schriftwerke in die jetzige Sprache, oder, wie man ſich auch ſteif genug auszudrücken pflegt, eine Neudeutſchung iſt ein ſehr mißliches Unternehmen. Der Umſtand, daß die jetzige Sprache im Verlauf der Zeit eine andere geworden iſt als die alte und doch dieſelbe iſt, macht dem Ueberſetzer die größte oft unüberwindliche Schwierigkeit, die er nicht fühlen würde, wenn er ein Original in fremder Sprache vor ſich hätte. Der Ton der Unſchuld und der Naivetät, der trotz der Langeweile, woran viele alt- und mittelhochdeutſche Dichtungen leiden, über dieſelbe ausgebreitet iſt, geht gewöhnlich in einer Uebertragung ins Neudeutſche verloren, weil das ſinnliche Element der Sprache, worauf vorzüglich jener Ton beruht, vor dem geiſtigen ſehr zurückgedrängt iſt. Eine Ueberſetzung aber muß ſich durchaus auf den gegenwärtigen Standpunkt der Sprache ſtellen, wenn ſie ihren Zweck erfüllen ſoll. Denn was hilft eine Ueberſetzung, die im Ganzen noch das alte Gewand trägt, das nur hier und da mit neuen Lappen beſetzt wird? Niemand flickt einen neuen Lappen auf ein altes Kleid, iſt ein Ausſpruch Chriſti, den der Ueberſetzer des Heilands, Herr Kannegießer ſich zu Herzen hätte nehmen ſollen. Denn ſeine Ueberſetzung iſt von Anfang bis zu Ende völlig undeutſch in Wortſtellung und Satzbau, und derjenige iſt wirklich zu bedauern, der durch die Lobpreiſungen Vilmars verleitet ſie zur Hand nimmt, um ohne Kenntniß des Originals ſich poetiſchen Genuß zu verſchaffen. Ich ſetze einige Stellen hierher:

S. 16. heißt es: Da kam auch dort ein Weib gegangen
Ein betagtes, in den Tempel
Phanuels Tochter
War Anna geheißen,
Die hatte ihrem Herrn wohl
Zu Dank gedient,
War ein demütig Weib.
Sie mußte nach ihrem Magdthum
Seit Mannes sie ward,
Degens Verlobte,
Edle Dirne,
Mußte mit dem Manne
Mühwalten des Hauses
Sieben Winter zusammen.

S. 32. War da in der Einöde
Der Emir, der Herr,
Lange Weile,
Nicht hatte er der Leute da mehr
Der Sterblichen zur Gesellschaft,
Wie er sie sich selber erkor,
Wollte sich da lassen versuchen
Von dem kräftigen Scheusal ꝛc. ꝛc.

S. 40. Sagte ihnen da versichernd,
Sprach, daß die selig wären
Die Menschen in dieser Mittelwerk,
Die hier in ihrem Gemüt wären
Arm durch Ergebenheit,
Denen sei das ewige Reich
Sehr heilig.
Auf der Himmelsau,
Immerleben ersehen,
Sagte, daß auch selig wären ꝛc. ꝛc.

Ist das altdeutsch? Wer von den Jetztlebenden führt eine solche Sprache in Poesie oder Prosa? Wer erkennt in solchen Sätzen die neuhochdeutsche Sprechweise wieder?

Ich füge noch einige Sätze und Redensarten hinzu. „Einen Schwamm nahm er mit durstlöschendem Leidigsten." „Das Haus behauptet die Stelle windwider von unten, daß es weichen nicht mag." „Rücksteuerte strebend die Wehrmannschaft windwider." „Der Landeswalter bewandet sie von der Himmelsau her." „Weitläuftiges Weltvergnügen." (!) „Wählig zu wachsen," „höllabfahren," „hieß auf die Achsel ihn sein Bett rücknehmen." Ich wiederhole die Frage: Ist das Neudeutsch? Dürfen ferner Wörter gebraucht werden, die verschollen sind, die jetzt Niemand mehr kennt? Z. B. Griemwerk, Meinwerk, Meinthat, Meinhart, Neidhart, Tückbold (so wird das Ado. darnungo, clam übersetzt), Gesiedel, Mundherr, Schwark, Gaden, Austrom, Mittelmark, Gespannschaft, Wiegand ꝛc. ꝛc. Oder kennt die jetzige Sprache Bildungen wie „Wntwehlager" „Werkner (= Arbeiter)," „theuerwerth," „wortspähe" ꝛc.?

Herr Kannegießer könnte dieſe Bemerkungen, dieſe Archaismen, und dieſe unbekannten Bildungen damit entſchuldigen wollen, daß ſeine Ueberſetzung die Lectüre des Originals begleiten und erleichtern ſoll. Dies ließe ſich allenfalls hören. Aber für einen ſolchen Zweck verlangt man Genauigkeit und Pünktlichkeit. Dieſe wird aber häufig vermißt. Ein paar Beiſpiele mögen mein Urtheil beſtätigen. Das Wort gumo muß ſich die verſchiedenſten Bedeutungen gefallen laſſen. Bald wird es gegeben durch „Gefährte" bald durch „Edler" bald durch „Germann", am Häufigſten durch „Gaumann, Gaubewohner." Schmeller gibt aber in ſeinem Gloſſar uns die Bedeutung „vir, homo". Selbſt „Jarl" überſetzt es Herr Kannegießer. Wenn wir durch dieſes Wort wie durch Klan (Ueberſetzung von endsl und cunni, genus, prosapia — es wird geſprochen von den „Gaumännern des Klans", gumon cunnies, von dem Klan der Juden) an Schottland und England erinnert werden, ſo müſſen wir bei der Ueberſetzung von erl durch „Emir" an den Orient denken und bei den „hochſinnigen Hünen" (helidos hugederbie, viri fortes, audaces) werden unſre Gedanken nach Deutſchland, bei den „Nornen" nach Skandinavien geführt. Romantiſch genug! glauua gumon wird überſetzt durch „glimpfliche Gaumänner." Glau heißt aber prudens, sagax. S. 40. überſetzt Herr Kannegießer die Worte: wolda mit is spracun spahword manag lereon thea liudi ſo: wollte mit ſeiner Stimme die verſtändige Menge belehren, während es nur heißen kann „Er wollte mit ſeiner Sprache den Leuten manches vernünftige Wort lehren." S. 66. 18. ed. Schm. ſteht unttat ina iru uurth benan, mari metodogiscapa- d. h. bis das Schickſal ihn ihr nahm, der hohe Rathſchluß Gottes. Herr Kannegießer aber überſetzt „da nahm ihn die Norne furchtbar herfahrend." — Die Beiſpiele ließen ſich mehren wenn es nöthig wäre.

Kurz die Ueberſetzung iſt nicht nur durchweg ſteif und ungelenk, ſondern geradezu meiſtentheils nicht neudeutſch, was ſie doch ſein ſoll, manchmal untreu. Die Wurzel alles Uebels iſt aber das Metrum. Ach, das Metrum! Wie häufig iſt ihm zu Liebe die deutſche Sprache gemartert und mißhandelt worden! Der Stabreim des Originals ſollte auch in der Ueberſetzung beibehalten werden und an dieſer Klippe iſt die ganze Ueberſetzung geſcheitert. Daß ich es auch nicht beſſer machen würde, weiß ich beſtimmt, aber ich werde mich auch hüten eine Arbeit zu unternehmen, der ich nicht gewachſen bin. Lieber würde ich eine wortgetreue lesbare Uebertragung ohne Stabreim geben, als daß ich Zeit und Mühe an eine Ueberſetzung wendete, die zwar gereimt wäre, aber dafür Schönheit und Treue geopfert und der heutigen Sprechweiſe ins Geſicht geſchlagen hätte.

Dr. A. Lübben.

Frieſiſches Archiv. Eine Zeitſchrift für frieſiſche Geſchichte und Sprache. Herausgegeben von H. G. Ehrentraut. Großh. Oldenb. Hofrath. Erſter Band, erſtes Heft. Oldenburg. Druck und Verlag der Schulzeſchen Buchhandlung. 1847.

Nachdem ich ſelbſt in dem dritten Hefte dieſes Archivs Einiges über die Wangeroger Sprache veröffentlicht habe, was ich flüchtig zuſammengerafft hatte, halte ich es für Pflicht, auf eine umfaſſende Darſtellung derſelben aufmerkſam zu machen, welche in dieſen Tagen erſchienen iſt. Sie ſteht in dem erſten Hefte des erſten Bandes der Zeitſchrift für frieſiſche Geſchichte und Sprache, deren Heraus-

geber auch zugleich der Verfaſſer der „Mittheilungen aus der Sprache der Wangeroger“ iſt. Wenn Jemand im Stande iſt, Genaues und Zuverläſſiges zu berichten, ſo iſt es Herr Ehrentraut, der auf frühere handſchriftliche Aufzeichnungen geſtützt und durch öfteren und längeren Aufenthalt auf der Inſel ſich mit der Sprache ihrer Bewohner völlig vertraut gemacht hat. Nach einer Einleitung über Lautbezeichnung und über den Namen der Inſel, beſpricht er den Artikel, das Pronomen, die Adjektiva und Adverbien, das Zahlwort, die Verba und gibt zum Schluß ein Verzeichniß von Adjektiven und Adverbien und kleineren Redetheilen. Herr E. iſt ſehr bemüht, die Ausſprache und die Betonung richtig zu bezeichnen, ſo daß er für dieſen Zweck ſogar beſondere Typen hat anfertigen laſſen. Nach meinem Urtheile iſt er in dieſem Streben zu weit gegangen und ſeine Genauigkeit erſcheint mir ängſtlich und peinlich. Ich halte es für das Gerathenſte ſich nur der Zeichen zu bedienen, die durch Grimms Vorgang allgemeinen Eingang gefunden haben, um ſo das Anſchließen an ſeine Grammatik, die doch das Fundament deutſcher hiſtoriſcher Grammatik iſt, möglich zu machen. Zu bedauern iſt, daß Herr E. nicht noch die Mühe über ſich genommen hat, eine Lautlehre vorangeben zu laſſen. J. Grimm beginnt immer damit ſeine Unterſuchungen. Wäre es geſchehen, ſo wäre ein ſicherer und feſter Boden gewonnen und ein beſſeres Eintheilungsprincip für die Verben gefunden worden, als jetzt geſchehen iſt. Herr E. theilt nämlich die Verba in ſtarke und ſchwache Uebergangszeitwörter. Die ſtarken Verben werden, wie gebräuchlich iſt, nach dem Ablautungsvokal geſchieden, die ſchwachen aber werden nicht nach dem Ablautungsvocal, ſondern je nach der Endung des Präteriti est, et d und t in 4 Klaſſen untergebracht. Unter den Uebergangszeitwörtern verſteht Herr E. ſolche, die theils nach der ſchwachen theils nach der ſtarken gehen und theilt ſie in 7 Klaſſen ein. Dieſe Eintheilung hat etwas Mißliches und dürfte ſchwerlich Jedermann befriedigen.

Auf die altfrieſiſche Sprache iſt kein vergleichender Blick geworfen. Vielleicht geſchieht es in den nächſten Heften der Zeitſchrift, die wir den Freunden frieſiſcher Geſchichte und Sprache empfehlen.

Dr. A. Lübben.

Poetiſche Nachbildungen ausländiſcher Gedichte von Dr. Ad. Laun. Bremen 1846.

Der Verf. vorliegender Sammlung, welcher in früherer Zeit eine Profeſſur am kön. Coll. in Bordeaux bekleidete, gibt hier eine Reihe von Uebertragungen lyriſcher Gedichte, die ſich durch ſo viele Vorzüge auszeichnen, daß es Ref. eine wahre Freude gewährt, unſere Leſer darauf aufmerkſam zu machen. Mit Recht erſchien dem Verfaſſer die Form in der lyriſchen Poeſie gleich einem Neſſusgewande, welches nur mit dem Leben vom Körper weicht, den es bekleidet; und mit wenigen Ausnahmen findet ſich ſonach die ſtrengſte Beibehaltung des Verſes, den wir im Originale antreffen. Auch in Beziehung auf den Inhalt iſt Herr L. mit der größten Behutſamkeit verfahren und Ref. hat ſich durch die ſorgfältigſte Vergleichung von der Wahrheit der in der Vorrede befindlichen Worte überzeugt: „wo ich Gedanken, Farben und Töne des Originals nicht ganz wiedergeben konnte, habe ich wenigſtens geſtrebt, ſie durch möglichſt entſprechende zu erſetzen.“ Die Treue der poetiſchen Uebertragung, beſonders der lyriſchen Stücke, beſteht nicht im wörtlichen Wiedergeben; das ohnehin unmöglich wäre, ſondern darin,

daß mit der Muſik der überſetzenden Sprache dieſelben Empfindungen erweckt werden, die das Original hervorruft.

Die Sammlung gibt Uebertragungen von 1) engliſchen, 2) ſpaniſchen 3) franzöſiſchen Originalen, und wir finden hier Altes und Neues, Ernſtes und Heiteres, Berühmtes und wenig Bekanntes in bunter Folge; den Schluß endlich bilden einige eigene Gedichte des Verf., welche man ebenfalls nicht ohne Befriedigung leſen wird. Um den Leſern einen Blick in das Werk thun zu laſſen, geben wir ein Gedicht von P. Rochery mit dem Bemerken, daß es ſehr ſchwer ſein dürfte einer der Uebertragungen vor den anderen den Vorzug zu geben; ſie ſind faſt alle ſehr gelungen.

Ein Götterkind.

Ich kam zur Welt, umblüht von Edens Roſenzweigen,
Als ſich im erſten Kuß das erſte Paar umſchlang,
Vor meinem Scepter muß ſich jedes Weſen neigen
Und niemand widerſetzt ſich meinem ſanften Zwang,
Ich bin dieſelbe ſtets in wechſelnden Geſtalten
Und wurde keinem Blick, wie ſehr er forſchte, klar;
Du kannſt den flücht'gen Strahl der Sonne nimmer halten
Und ſtellſt auch nimmer mich nach meinem Weſen dar.
Ich bin der Blume zarter Duft,
Ich bin das Murmeln leiſer Wellen,
Im Binſenrohr der Weſte Schwellen,
Ich bin der Stern in hoher Luft
Mit ſeinem Licht, dem ſilberhellen,
Ich bin der lauen Nächte Schweigen,
Ich bin des Walzers flücht'ger Reigen;
Im Schloß, im Dorf, im Wald und Feld
Mach ich mir jedes Herz zu eigen,
Das unter meinen Zauber fällt;
Ich bin des Wandervogels Reiſe,
Der kommend ſtets zu ſpät erſcheint,
Ob deſſen Flucht ein jeder weint;
Im Stillen liebt mich ſelbſt der Weiſe,
Wie ſehr mich auch ſein Stolz verneint,
Er legt mir oft mit ſtrengen Mienen
Den ernſten Namen Wahrheit bei,
Er meint, bethört, nur ihr zu dienen
Und ahnet nicht, daß ich es ſei.
Er folgt mir durch des Wiſſens Fluren,
Das nie befriedigt ſeine Bruſt;
Der eine ſucht auf Geiſtesſpuren,
Der andre mich in Sinnenluſt.
Sie Alle irr'n umher in trüber Nebelhülle,
Sie ahnen nicht einmal, wie wunderreich ich bin,
In meinem Füllhorn blüht der Freuden höchſte Fülle,
Doch nur den Liebenden, den jungen reich' ich's hin;

Die Liebe bin ich nicht, doch wandl' ich ihr zur Seiten.
Weh' Jedem, welcher meint, daß er uns trennen kann!
Ich bin nur ganz ich ſelbſt, wenn ſie mich will begleiten,
Ihr betet ohne ſie nur meinen Schatten an.
Ich bin ein Weib, ich thron' in gold'nen Wolkenſäumen,
Ich bin die Göttin, die in Hellas Tempeln ſtand,
Ich herrſch' als Königin noch in des Herzens Räumen,
Doch von der Erde ward mein heit'rer Dienſt verbannt.

Wenngleich das Bunte der ganzen Sammlung in der Art und Weiſe ihrer Entſtehung eine genügende Erklärung findet, ſo müſſen wir doch ſchließlich unſer Bedauern darüber ausſprechen, daß Herr L. wie ein Schmetterling von den verſchiedenartigſten Blüthen Nahrung ſuchte und ſich nicht lieber mit Treue an einen Dichter der fremden Literatur hielt und ihn der deutſchen Nation zugänglich machte. Er wäre ſo recht der Mann dazu und könnte ſich dadurch leicht die gerechteſten Anſprüche auf dauernde Anerkennung erwerben.

H.

Poésies allemandes par I. P. Hébel, Th. Körner, L. Uhland, H. Heine traduites par Max Buchon. Salins. Cornu. 1846.

Seit dem Auftreten der Frau v. Staël iſt in Frankreich das Intereſſe für deutſche Zuſtände und deutſche Literatur immer reger geworden und man braucht nur an die Namen von B. Constant, Villers, Veymar, Quinet, Girardin, Lerminier, de Barante, Marmier, Carlovitz, Ozanam u. ſ. w. zu erinnern, um genugſam anzudeuten, welche Sympathien das gebildete Frankreich mit unſerm deutſchen Vaterlande verbinden. Der Verf. vorliegender kleinen Sammlung fand neben der bibliſchen, homeriſchen und ſcandinaviſchen Poeſie das eigentliche „genre allemand“ noch nicht hinlänglich vertreten, und um dieſe Lücke auszufüllen, entſchloß er ſich dazu, von 4 Dichtern, welche er für die „Typen“ des deutſchen Lebens und deutſchee Poeſie hält, Einzelnes durch möglichſt treue Ueberſetzung auf franzöſiſchen Boden zu verpflanzen; ſo bezeichnet er denn Hebel als naïf, Körner als héroïque, Uhland als chevaleresque und Heine als spirituel. Ohne nun in dieſer Beziehung mit dem Verfaſſer weiter rechten zu wollen, laſſen wir es vorläufig ganz dahin geſtellt, ob denn wirklich der Grundtypus deutſcher Poeſie auf dieſe Weiſe erſchöpfend aufgefaßt ſei und freuen uns vielmehr, daß wiederum ein neuee und wohlgelungener Verſuch gemacht worden, beliebte deutſche Lieder in würdiger Form den Franzoſen vorzulegen. Die Sammlung beſteht gleichſam aus 4 Theilen, von denen jeder einzelne mit einee kurzen Biographie und ziemlich ſcharfen Charakteriſtik des betr. Dichters anfängt und ſodann folgen die ausgewählten Stücke in der franz. Ueberſetzung; von Uhland und Hebel finden wir größere Stücke, während von Körner und Heine nur Kürzeres ausgewählt iſt. Wir erwähnen Beiſpielshalber v. Hebel: La Wiese, le Cérisier, le Revenant, la Pipe, le Dimanche matin, Soir d'été, Cri du guet, l'Araignée, la Bouillie, Contentement, l'Etoile du matin, Jean et Veronique, l'Arbre de Noël u. ſ. w. — und von Uhland: Le comte des gréiers, le jardin des roses, trois jeunes filles, la Faucheuse u. ſ. w.

Im Allgemeinen iſt die Treue der Ueberſetzung und die Gewandtheit, mit welcher große Schwierigkeiten überwunden ſind, ſehr zu loben und wir haben deshalb das Büchlein recht aufrichtig begrüßt; aber wir können doch nicht umhin, andrerſeits unſer Bedauern darüber auszuſprechen, daß einzelne der Gedichte an Fehlern leiden, welche ihnen trotz aller ihrer Vorzüge die Strenge der franz. Critik wohl nicht zu Gute halten dürfte. Dahin rechnen wir vor Allem ſchlechte Reime als z. B. (p. 1) dort und d'or, (p. 5) ici und ainsi, (p. 9) rougissent und gisent, (p. 60) bourg und tambour; ferner auch Hiatus z. B. p. 4. nid à ramier (das d in nid wird bekanntlich nie ausgeſprochen.) p. 7. qu'est-ce? allons; (da man doch nach einem Fragezeichen nicht elidiren darf.) p. 10. est hantée u. ſ. w.; auch finden ſich einige Male übel angebrachte Enjambemens z. B. p. 1. d'en doute — p. 2. qu'aprés la messe dite — p. 5. de t'appeler u. ſ. w. Und da wir denn einmal bei dem Aufzeichnen des Sündenregiſters ſind, wollen wir auch nicht verhehlen, daß ſich der Verf. in Beziehung auf die Caeſur oft zu große Freiheiten genommen, und die Regeln Boileau's verletzt hat. Der Ausdruck iſt im Ganzen ſehr gewählt und dem Originale entſprechend, nur für Einzelnes z. B. sein vigoureux (p. 3.), énormes cuisses (p. 8.), mollets (p. 8.), panse (p. 9.), brûle gueule (p. 17.), hätten ſich wohl ohne große Mühe edlere Bezeichnungen finden laſſen. In ſprachlicher Hinſicht möchten wir bei einer zweiten Auflage, welche gewiß bald kommen wird, noch Einiges gefeilt ſehen, z. B. p. 6. heißt es laver la lessive (ſtatt fair l. l.) offenbarer Pleonasmus; ebendaſelbſt gebraucht Herr V. das Verb aider mit à (helfen) was doch nur in dem Sinne geht von secourir un homme trop chargé; p. 48. heißt es le canon hurle — man ſagt ſtatt deſſen wohl il tonne oder il gronde; ebenſo ſagt man im Franz. auch nicht, wie Hr. V. le chamois brame — ſondern vielmehr le chamois siffle, il n'y a que le cerf qui braue.

Ungeachtet aller dieſer kleinen Ausſtellungen, in deren Aufſtellung wir um ſo ſorgfältiger geweſen, als ſie Ref. bei der ſonſtigen Vortrefflichkeit des Werkchens ſehr überraſchten, ungeachtet mancher kleiner Härten, die bei einer zweiten Bearbeitung gewiß ganz ſchwinden werden, müſſen wir die Ueberſetzung für ſehr gelungen erklären, und wünſchen ihr recht weite Verbreitung. Um zugleich dem Leſer ein Bild von dem Verfahren des Verf. zu geben, laſſen wir hier 2 kleinere Stücke von Heine folgen, deren deutſcher Text weit verbreitet iſt.

I.

Lorsque tu seras morte, ô ma blanche colombe!
Je me ferai descendre avec toi dans la tombe;
Et ne penserai plus, hélas! dès ce moment,
Qu'à me serrer un peu, contre toi, doucement.
Et je t'embrasserai dès lors, comme je t'aime,
Toi, si tranquille enfin, et si froide, et si blême;
En attendant, avec un indicible émoi,
Que le dernier moment arrive aussi pour moi.
A minuit, tous les morts déposent leurs suaires,
Pour se mettre à danser autour des ossuaires;
Nous seuls, nous resterons dans la tombe endormis,
L'un sur l'autre appuyés, comme deux bons amis.

Au jour du jugement la fatale trompette
Retentira, pareille au bruit de la tempête,
De partout surgiront alors les trépassés;
Nous seuls, nous resterons dans la tombe enlacés.

II.

Qnand je vois tes beaux yeux, tout chagrin m'abandonne;
Pour un petit baiser que ta bouche me donne,
Me voilà, de tous maux guéri complètement,
Quand je t'ai dans mes bras, je me crois au ciel même;
Puisqu'il en est ainsi! quand tu me dis! — je t'aime! —
Pourquoi donc aussitôt pleuré-je amèrement?

H.

Französische Grammatik.

I. Französische Sprachlehre von Dr. E. Otto, desselben Sprachkunst, Sprachbuch und Lesebuch. Heidelberg 1844.

Die Ansicht des Verfassers über den Unterricht in der französischen Sprache ist, daß Formenlehre und Syntax, ehr als gewöhnlich zu geschehen pflege, getrennt werden müsse. Jene ist bei ihm Gegenstand der Sprachlehre, diese der Sprachkunst. Erstere, als „Anleitung zum Verstehen der französischen Sprache," enthält die Lehre von der Aussprache (Lautlehre) die Formenlehre und Satzlehre — letztere leitet zum Anwenden (Können) der Sprache, zum Schreiben an und zerfällt, analog dem ersten Theile, in die Rechtschreibelehre, angewandte Formenlehre und spezielle Syntax des Zeitwortes. Diesen „propädeutischen Lehrbüchern entsprechen als Uebungsbücher das Sprachbuch und das Lesebuch.

Hat man sich einmal mit diesen etwas fremdklingenden und auf den ersten Blick verwirrenden Benennungen vertraut gemacht, so kann man der Ansicht des Verfassers über Anordnung des Stoffes nur beistimmen. Freilich ließ es sich bei dieser beabsichtigten stengen Trennung von Formenlehre und Syntax kaum vermeiden, daß einige Abschnitte in beiden Lehrbüchern fast ganz übereinstimmen und daß mitunter Syntaktisches vorkommt, was noch nicht erläutert ist. In beiden Büchern folgen auf die einzelnen Abschnitte Uebungsbeispiele; — im zweiten Cursus sind sie deutsch, im ersten französisch, nach der richtigen Ansicht, daß auf der ersten Stufe der Schüler den Satz nur anschaut, ohne sich über die Satzverhältnisse Rechenschaft zu geben. Nur scheint der Verfasser zu viel gethan zu haben, indem er Interlinearübersetzungen beigegeben hat. Ebenso möchte es zu tadeln sein, daß im Sprachbuch außer der Erklärung der Wörter unter dem Texte zum Schluß noch die deutsche Uebertragung sämmtlicher französischen Stücke beigefügt ist. Letztere scheint überflüssig, insofern beim Memoriren — welches der Verfasser dabei besonders im Auge hatte — die Erklärung den Schüler in Stand setzen kann und muß, sowohl die deutsch gestellten Fragen des Lehrers in's Französische zu übertragen, als auch umgekehrt die fremden Beispiele wenigstens richtig — und dies möchte wol für's erste genügen — in die Muttersprache zu übertragen, während jetzt der Lernende mehr zum Auswendiglernen als zum Denken veranlaßt wird.

Uebrigens iſt es ein Vorzug des Büchleins, daß nicht abgeriſſene Sätze ſondern vollſtändige Sprachſtücke dem Schüler geboten werden. Auch das Leſebuch (für die zweite Stufe) iſt mit vieler Umſicht zuſammengeſtellt. Der Stoff iſt ſprachrein, mannichfaltig und der Faſſungskraft ſo wie dem Intereſſe der Jugend durchaus angemeſſen.

Ueberhaupt möchte wol das Verdienſt dieſer Schriften, wie der Verfaſſer ſelbſt meint, in der einfachen, faßlichen Darſtellung und Entwicklung der Sprachformen, ſowie in der planmäßigen Anordnung zu ſuchen ſein. Leider wird aber der Gebrauch derſelben durch andere Mängel verkümmert, welche beim Unterricht große Vorſicht von Seiten des Lehrers nöthig machen. Denn wenn auch nicht verlangt werden kann, daß eine Grammatik gleich einem Compendium Alles und Jedes enthalte, ſo kann man doch billig die Anforderung ſtellen, daß die ſachlichen Angaben durchaus richtig und relativ vollſtändig ſeien. Was in beiden Beziehungen als verfehlt erſcheint, ſoll in Folgendem der Hauptſache nach angegeben werden.

1) Sprachlehre.

In §. 6. fehlt die Ausſprache des ai in faisant u. ſ. w. und Montaigne — bei ay die von Mayence, Bayonne ſowie des ao = o in taon, Saône u. A., = a in paon, Laon, u. A.

§. 13. ch iſt ſtumm in almanach und lautet wie g in drachme; f iſt ſtumm nicht nur in den Pluralen nerfs, cerfs, oeufs, bocufs ſondern auch in boeuf gras, nerf de boeuf; desgleichen l außer in zwei- und mehrſylbigen Wörtern auf il, auch in allen Eigennamen vor d, r und t, und in einigen Städtenamen wie Toul und Vesoul. p wird gehört vor einem t in exemption, impromptu. Q(u) lautet nicht allein wie ein deutſches k, ſondern ſehr oft wie ku und kü; x wie ein weiches s in den Ableitungen von deux und six, wie gs in vielen Eigennamen und wenn ein Vokal folgt.

§. 44. heißt es „die Adjektiva auf al verwandeln dieſe Endſylbe im Plural der männlichen Form in aux," ohne daß von Wörtern wie fatal, final, frugal, nasal, thèâtral u. A. die Rede iſt. Sehr richtig theilt der Verfaſſer die Beiwörter (adjectifs) in Beſtimmungswörter, (adj. déterminatifs), und Eigenſchaftswörter, adjectifs qualificatifs. Zur erſten Klaſſe gehören die adjectifs démonstratifs (ce, ce-ci u. ſ. w.) Die adjectifs possessifs (mon, ton . . .) Die adjectifs interrogatifs (quel u. ſ. w.) und die adjectifs numéraux (Grund-, Ordnungs- und unbeſtimmte Zahlwörter) — zur zweiten die eigentlichen Eigenſchaftswörter und Mittelwörter. Danach bleiben als eigentliche „ſtellvertretende Pronomina" 1) die perſönlichen (Dingfürwörter), 2) die Beifürwörter (Beſtimmungsfürwörter) pronoms adjectifs, a. die pronoms démonstratifs celui (ci), b. die pronoms possessifs, le mien u. ſ. w., c. die pronoms interrogatifs lequel u. ſ. w., d. die pronoms relatifs und e. die pronoms indéfinis.

Ein Irrthum iſt es, wenn §. 93. das faut in Sätzen wie „il me faut du pain" u. ſ. w. von faillir hergeleitet wird, „deſſen Partieip nicht exiſtire". Beide Behauptungen ſind falſch; bildet doch der Verfaſſer ſelbſt: il lui a fallu de l'argent. Das Partieipium failli ſteht in jedem Wörterbuch. Eben ſo wenig ſtimmt damit, wenn §. 133. der „Sprachkunſt" nach il faut que l'homme travaille angeführt wird, — il me faut un couteau, „ich brauche ein Meſſer." Es war

ſtatt deſſen einfach zu ſagen — faillir iſt perſönlich (le coeur me faut) und falloir unperſönlich (il me faut de l'argent, nicht l'argent me faut).

§. 93. Nr. 3. (Sprachkunſt §. 132.) war zu den Beiſpielen il manqua un élève u. ſ. w. Die Beſchränkung hinzuzufügen, daß das Subſtantiv bei dieſer Inverſion nicht den beſtimmten Artikel vor ſich haben darf.

Sprachkunſt.

§. 26. waren die Beiſpiele der männlichen Ländernamen auf e durch le Bengale, le Mexique und le Péloponnèse zu vermehren.

§. 28. iſt la héroine ein Irrthum; das Kapitel über die Mehrzahl der zuſammengeſetzten Hauptwörter §. 36–37. iſt ſehr unvollſtändig; man vergleiche damit §. 47 und 48. der Franz. Gramm. von Müller, ſowie mit §. 38. die Beiſpiele §. 46. dieſes Buches.

Der §. 48. über die Auslaſſung des Artikels abweichend vom Deutſchen, iſt überſichtlich und beſtimmt gefaßt; nur fehlen die Angaben über den entgegengeſetzten Fall — entendre la raillerie, savoir la latin, avoir le temps u. ſ. w.

Unvollſtändig iſt §. 53., welcher von dem Gebrauch des Genitivs de handelt, es fehlen Fälle wie quelque chose de grand, il y avait cent hommes de tués, un habit de soie, le nom d'Alba, le titre de professeur, douze pieds de hauteur, — cest un drôlo d'homme. Ausnahme iſt le mont Vesuve. Als Beiſpiel gegen die ſonſt allgemeine Regel, daß die Namen der Flüſſe den beſtimmten Artikel bei ſich haben, läßt ſich anführen Buffon (histoire des animaux quadrupèdes) „le fleuve Niger.“

§. 59. die Regel „bei Ländernamen auf die Frage wohin und wo heißt nach und in en ohne Artikel,“ iſt in dieſer Allgemeinheit unrichtig. Man ſagt ebenſogut dans la France, wie dans Paris, als en France nur mit etwas verändertem Sinne. Vergl. Müller §. 882. Auch heißt es il est allé aux Indes, il est resté au Brésil.

Die Beiſpiele §. 64. 3 waren zu vermehren durch augmenter, diminuer, hausser u. A.

§. 67. Als vor einem Zahlwort heißt auch que, wenn nämlich das folgende Subſtantiv Subjekt eines unterdrückten Satzes iſt, il travaille plus que cinq autres.

Der Abſchnitt über die Stellung der Adjektiva §. 72—76. bedarf vieler Zuſätze und Beſchränkungen, wie ſolche ausführliche Grammatiken angeben. Wie wenig bei dieſer ſchwierigen Frage allgemeine Regeln ausreichen, zeigen folgende Beiſpiele: il n'était pas jusqu'à sa haute stature, à son imperative et brusque démarche et à ses yeux toujours pleins d'une rouge et ardente flamme, qui, ne complétasseut l'ensemble de sa supériorité; und car d'abord il faudrait établir en quoi la science est absolument une chose bonne.

Die Regel §. 84., daß beim Imperativ die Pronomina nach demſelben ſtehen, iſt auf den einmal geſetzten Imperativ zu beſchränken: achetez-les, aber achetez-les et les payez.

§. 88. fehlt der Gebrauch des celui abweichend vom Deutſchen vor dem Particip und Adjektiv, und deſſen Auslaſſung wie im Lateiniſchen.

§. 95. Der Genitiv en wird als Casus vom Demonstrativum ce hingestellt; besser möchte er wol als Genitiv des Pronomen personale 3ter Person zu fassen sein.

Beim Abschnitt über die relativen Fürwörter §. 102. folgd. vermißt Referent die Angabe von qui-qui, voilà qui est beau, qui pis est u. s. w.

In Betreff der Zeitwörter ist der Verfasser der vielfach vertretenen Ansicht, daß nur 3 regelmäßige Conjugationen zu statuiren seien (er, ir, re.)- Wenn auch Ref. der Meinung ist, daß man diese drei auf zwei reduziren kann, kann er doch die angenommene Eintheilung aus praktischen Rücksichten nur billigen.

Der Abschnitt über die regelmäßigen Verba §. 122—425 ist übersichtlich und klar. Bei Gelegenheit der passiven Zeitwörter konnte bemerkt werden, daß besonders im Präsens die Verwandlung in die aktive oder reflexive Construktion vorzuziehen ist.

§. 145. die Regel, daß pas und point nach cesser, oser, pouvoir, savoir ausgelassen wird, wenn ein Infinitiv folgt, ist nicht unbedingt richtig. Dahin gehört auch n'avoir garde.

§. 144. (über ne nach plus und moins) enthält nur die Hälfte der Regel; es heißt il n'agit pas autrement qu'il pense u. s. w. Unter den Präpositionen §. 146. fehlt bei chez: de chez. bei dans: boire dans la main — bei de vor mourir de froid, mit couvrir de bras, auf d'une étrange manière. Die Angabe über en ist ungenauer. Es heißt nicht „in der Eigenschaft als" sondern nach Art, wie; jenes ist comme. Auch findet sich nichts über den Unterschied zwischen parmi und entre.

§. 112. du côté heißt bald „auf der Seite," bald „nach der Seite hin".

§. 150. si mit dem Plusqueparf. Subj. und die Inversion — vient Ciceron; restent quelques chapitres und a. scheint dem Verfasser nicht bekannt zu sein.

§. 163. erkennt der Verfasser nur je lui ai fait raconter cette histoire an und schreibt vor zu sagen, je l'ai entendu raconter cette histoire. Von laisser und voir in diesen Verbindungen finden wir kein Wort, so wie überhaupt keine erschöpfende Behandlung der Frage. Es war überflüssig unter die Zeitwörter, deren régime vom Deutschen abweicht, se rappeler qc. aufzunehmen, dagegen fehlt il fut obéi, il fut conseillé, parler (raison, politique u. s. w.) prétendre, tenir, user, échapper, taxer u. A.

§. 193. ist die Regel über den Gebrauch des subjonctif nach den Verbis des Beschließens, Entscheidens dahin zu vervollständigen, daß wenn diese im Präsens stehen, der abhängige Satz das Futurum hat. Ebenso ist §. 195. unvollständig; Sätze wie: „j'admets qu'il y ait conséquence," „beaucoup d'hommes ne croient pas que l'âme est immortelle" finden darin keine Erledigung.

§. 198. 2. Das verneinte nier hat auch nach Umständen den Indikativ nach sich — man sagt eben so richtig je ne nie pas, que cela n'a causé beaucoup de chagrin, wie je ne nie pas qu'il n'ait fait cela!

§. 199. ist nicht ganz deutlich; es kommt bei der Frage über die Wahl des modus nach dem Superlativ nicht sowohl auf die historische als auf die subjective Gewißheit an. Ich sage „c'est le plus beau jardin que je connaisse," wenn ich mein Urtheil zurückhaltend ausspreche, als nicht unbedingt für mich feststehend; nicht, wie der Verfasser meint „weil es noch schönere geben

kann, die ich nicht kenne," ſondern weil, wenn ich genau mich beſinne, ich unter den mir bekannten vielleicht noch ſchönere finde.

§. 200. In unabhängigen Sätzen ſteht der subjonctif nicht nur, wenn ein Wunſch oder Befehl ausgedrückt wird, ſondern auch zum Ausdrucke einer undenkbaren, oder blos angenommenen Thatſache, wie „qu'on n'ait pas eu plus de respect pour une telle — personne" und „Qu'il fasse le moindre excès — il tombe malade"; außerdem gehört dahin, „je ne suche" und „dussé — je perdre tout mon argent, je ne reculerai pas".

Als gelungen ſind die Abſchnitte über Infinitiv, Gérondif und Participe zu bezeichnen; nur möchte in §. 222. 4. die Erklärung des Beiſpieles les enfants que j'ai vus jouer „wen habe ich geſehen, nicht wen habe ich geſpielt" beſſer zu faſſen ſein „nicht, wen ſah ich geſpielt werden?" Denn das Participium wird in ſolchen Fällen flectirt, wenn der Accuſativ dem Sinne nach Subject des Infinitiv iſt; iſt er Object deſſelben, ſo bleibt es unverändert.

In das Verzeichniß der zu adverbialiſchen Beſtimmungen dienenden Verba §. 227. hätte ne pas laisser de und ne faire que de eine Stelle finden können. Nach dieſer Angabe der wichtigſten Punkte, welche Referenten bei genauer Durchſicht als mangelhaft aufgefallen ſind, ſcheinen die beiden grammatiſchen Leſebücher des Verfaſſers noch einer genauen Ueberarbeitung des Sachlichen zu bedürfen, damit ſie für Lehrer und Lernende die Zuverläſſigkeit haben, welche man billig fordern kann und um ſo mehr hier wünſchen muß, als Ueberſichtlichkeit, und planmäßige Anordnug überall empfehlend hervortreten.

Dr. **Bromig.**

II. Franzöſiſches Sprachbuch. Elementarmethodiſche Unterweiſung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der franzöſiſchen Sprache von Dr. Mager. Vierte Auflage 1847.

Dieſes Buch, welches den erſten Theil des franzöſiſchen Elementarwerkes des Verfaſſers ausmacht, iſt zu bekannt, als daß es nöthig wäre, die darin befolgte Methode und Anordnung den Leſern auseinanderzuſetzen; den wenigen, welche die Schriften des Verfaſſers nicht geleſen haben ſollten, kann nur der Rath gegeben werden, eine derſelben in die Hand zu nehmen und durch eigne Anſchauung ſich ein Urtheil zu bilden. Auch iſt über das vorliegende Werk im Großen und Ganzen ſo viel geſprochen worden, daß es Ref. nicht für angemeſſen hält, auch ſeine Meinung in den angeregten Streitfragen abzugeben. Er beſchränkt ſich vielmehr im Folgenden darauf, wie in einer Nachleſe dasjenige, was ihm bei genauer Durchſicht des Buches ungenau erſchien, einer nähern Beſprechung zu unterwerfen.

Die vorgenommenen Veränderungen beſtehen nur in Vermehrung der gewählten Beiſpiele: Lection 72. No. 3., Lection 73. bei quoique, §. 442. bei den verkürzten Modalſätzen, §. 443. §. 470. bei den verkürzten Subſtantivſätzen und §. 488.

§. 22. konnte außer ne point auch ne guère, ne goutte, ſowie §. 129. zu dem Beiſpiele „il n'est pas si riche qu'on pense" auch das abweichende pas plus ebenſowenig mit folgendem ne erwähnt werden. Ebenſo iſt §. 121.

die Regel über den Gebrauch des Conjunctivs nach einem Superlativ zu allgemein gefaßt.

§. 132. rien ohne Negation heißt allerdings „etwas". Dabei iſt aber die Redensart compter pour rien zu bemerken.

§. 270. Aehnlich dem être obéi iſt être conseillé, wie es ſich bei Voltaire — siècle de Louis XIV., chap. XI findet: pour remplacer les hommes que la France avait perdus dans tant de sièges et de combats, Louis XIV fut conseillé de ne se point tenir aux recrues de milices comme à l'ordinaire, mais de fair marcher le ban et l'arrière-ban.

§. 294. Nr. 2. Wie mit sortir, descendre u. ſ. w. verhält es ſich auch mit casser und battre „la corde ayant cassé und la générale bat".

§. 297. heißt es, daß beim poſitiven Imperativ die disjoints moi, toi gebraucht werden. Es ſcheint etwas gewagt, geradezu zu behaupten, daß in dieſem Falle moi und toi disjoints ſind; denn warum ſagt man dann nicht auch à moi und à toi und donnez eux (à eux) ſondern donnez-leur? Ueberhaupt aber iſt beim Imperativ das Pronomen zu enge mit dem Verbum verbunden, als daß nicht das conjoint durchaus an ſeinem Platze wäre. Sollten nicht moi und toi hier einfach als vollere Formen zu betrachten ſein ſtatt ma und ta, welches hinter dem Verbum in der Ausſprache verſchwinden würde?

§. 317. iſt zu den Verben, welche das Infinitivobjekt mit à ſetzen, noch surprendre aufzunehmen (Louis XI. v. 102. lorsque, seul avec moi, je vous surprends à feindre.)

§. 334. fehlt zum Ausdruck des „Beinahe" das Verbum manquer. Bei der Erklärung des à nach Adjectiven vermißt Referent den Dativ der Vergleichung wie bei antérieur und postérieur.

§. 481. Aehnlich der Verbindung des pour mit einem Infinitiv der Vergangenheit, um eine Vergeltung auszudrücken, in dem Sinne von „dafür daß" iſt die mit dem Infinitiv der Gegenwart in un officier, pour être plus ancien, n'est par toujours meilleur. (Volt. siècle de Louis XIV.)

In der dem Buche angehängten Fibel war §. 12. die Ausſprache des um in den lateiniſchen Formen post scriptum u. ſ. w. ſowie in rhum und rumb hinzuzufügen.

§. 34. ch lautet wie k außer in den der Schriftſprache angehörenden Wörtern, auch in dem gewöhnlichen orchestre; desgleichen x vor ce und ci. g wird ch geſchrieben in drachme.

§. 35. weiches s wird auch durch x bezeichnet in den Ableitungen von six und dix.

§. 37 — 39. handelt der Verfaſſer vom mouillirten l und n. Es heißt dort zwar richtig, daß in den lateiniſchen Wörtern folium, melior u. ſ. w. das i in j übergegangen. Es iſt aber nicht allein das Vorhandenſein eines i, ſondern ſehr oft eines Gaumlautes, welches das Mouilliren veranlaßt. Beides zuſammengenommen reicht für die Erklärung der meiſten wenn auch nicht aller Wörter hin. Sicherer und praktiſch von demſelben Nutzen iſt es zu beſtimmen, in welchen Fällen das einfache oder doppelte l nicht mouillirt. Darnach würde ſich Folgendes ergeben:

Das Mouilliren findet in den franzöſiſchen Wörtern nur nach dem Vokal i ſtatt.

A. vor l iſt ein Vokal: 1) ail, aille mouillirt immer; 2) eil, eille (conseil, abeille) ebenfalls; 3) oil mouillirt nicht, poil, 4) ouil, ouille (fenouil, fouille) mouillirt; 5) uiller, uillon mouillirt, doch ſo, daß l geſprochen wird.

B. il, ill am Anfang des Wortes mouillirt nicht.

C. vor i ſteht ein Conſonant; 1) il mouillirt, a. wenn urſprünglich auf l ein i folgt, mil — milium, conseil — cilium (ciglio); persil — petroselinum (über cil unten); b. wo urſprünglich auf l ein Gaumlaut folgt, péril — periculum (pericolo) nombril — umbilicus, gril (grille — graticula?) c. im einzigen Adjectiv gentil; d. in den Subſtantiven chenil, baril, fusil, coutil, outil, grésil, habil; il wird nicht mouillirt, a. wo urſprünglich ll ſteht, béril, bil, mil, (mille), pistil; b. wo ilis in il verkürzt iſt, subtil, vil, viril, sextil, juvenil, volatil, civil; c. wo il aus ilum hervorgegangen iſt, fil. morfil, profil, pourfil, Nil — nilus; d. in exil und cil (aber wieder mouillirt in desiller.) Alguazil.

2) ille mouillirt: a. wo urſprünglich auf i ein Gaumlaut folgt; die Wörter ſind meiſt diminutive und laſſen ſich zum Theil im Lateiniſchen noch auffinden. In den Subſtantiven: aiguille — acucula, (aguglia); bille (biglia); bisbille (bisbiglio); apostille (apostiglio); cheville clavicula; cochenille (coccíniglia); croustille crusticula; codille (codiglio); étrille strigilicula (striglia); faucille falcicula; flottille (flottiglia); grenadille (grenadiglia); grille graticula; lentille lenticula; mantille (mantiglia); peccadille (peccadiglio); pointille (puntiglio); quadrille (quadriglia); quille (chiglia); vanille (vaniglia); torpille (torpiglia). In den Verben boursiller (borsiglio s.); habiller (abbigliare); éparpiller (sparpagliare); fourmiller formicula s.; piller (pigliare); siller sulcare; essoriller (exauriculare?) auricula; vétiller vitilitigare; b. wo urſprünglich auf ill ein i folgt famille — familia (famiglia); fille — filia (figlia); c. In der Diminutivendung ille, iller theils in durchaus franzöſiſchen Wörtern, theils in ſolchen, deren Stamm ein fremder iſt; in den Subſtantiven brindille (brin) cannetille, cantatille, cedille, charmille (charme), escadrille, esquille, estampille, mercantille, roquille, roupille, chenille? volatille; in den Verben brandiller, bresiller, détortiller, gambiller, gaspiller, mordiller, pendiller, pétiller (pèter: le sel, jeté dans le feu, pète); d. in den Wörtern béquille, anguille, camomille, guenille, jonquille, morille (von „Morchel“?) vrille (dim. von terebra?) hriller, écarquiller, égosiller.

Anmerk. Die abgeleiteten Formen gentille, babiller, fussiller, grésiller erklären ſich von ſelbſt.

ille nicht mouillirt wo im Lateiniſchen ll ſteht a. in den Subſtantiven ville, fibrille, montarille, scille, sibylle, Achille, idylle, camille, codicille, pupille, tranquille; b. in den Verben destiller, osciller, vaciller; c. im Zahlwort mille.

Hauptregel würde darnach die ſein, daß il und ille nicht mouillirt wird, wo urſprünglich ll iſt und in den Adjektiven, mit einziger Ausnahme von gentil. Für il und ille gilt dieſelbe Regel, weil letzteres nur die weibliche Endung iſt, ausgenommen in le drille und le quadrille.

Die Behauptung §. 45., daß das aſpirirte h nicht geſprochen wird, iſt wohl nicht genau; wenn auch im Allgemeinen das h nicht ſo ſcharf hervortritt wie im Deutſchen, ſo wird es doch niemand einfallen etwa la (h)eine, je (h)ais, la (h)ache zu ſagen.

§. 56. konnten die Beiſpiele, wo das Schluß t und s quiescirt, vollſtändiger und namentlich soit, alors, fons u. ſ. w., wo vor einer Pauſe der Deutlichkeit wegen der Schluß-Konſonant gehört wird, angeführt werden.

Wie mit bourg, ſo verhält es ſich mit joug. C vor t quiescirt zwar (aspect, respect), tritt aber beim Ueberzieben wieder hervor.

Dr. **Bromig.**

Neues Lehrbuch der franzöſiſchen Sprache für die zweite Unterrichtsſtufe, von Dr. Ph. Schifflin. Barmen 1847.

Hr. Dr. S. giebt hier ſtatt des II. Curſus ſeiner „Anleitung zur Erlernung der franz. Sprache", ein neues Lehrbuch, welches auch für die erſte Unterrichtsſtufe benutzt werden kann, da es zugleich die ganze Formenlehre enthält. Der Verf. und ſeine Leiſtungen im Fache der franz. Grammatik ſind zu bekannt, als daß es hier einer ins Einzelne gehenden Angabe und Kritik ſeiner Methode noch bedürfte. Ref. bemerkt deshalb nur, daß dieſe neue Schrift den I. und II. Curſ. der „Anleitung" nicht nur vollſtändig erſetzt, ſondern auch den Vorzug hat, daß ſtatt der früheren über die Formenlehre gegebenen abgeriſſenen Sätze ſich zuſammenhängende Leſeſtücke vorfinden, welche für dieſe Stufe äußerſt paſſend ſind und zugleich anziehenden Stoff darbieten. Außerdem ſind deutſche Sätze zum Nachbilden mit beigefügt worden, und die Lehrer, welche früher ſchon die Schifflin'ſchen Schulbücher benutzt haben, werden gewiß dieſe neue Schrift noch bei weitem praktiſcher finden.

Am Schluſſe der Vorrede verſpricht Hr. S. zugleich, in kurzer Zeit eine Schulausgabe des Charles XII. — als zweiten Theil dieſes Leſebuches herauszugeben, deren Veröffentlichung wir um ſo freudiger entgegenſehen, da der Verf. ſeit vielen Jahren die Geſchichte Karl's des Zwölften mit ſeinen Schülern wiederholt geleſen und zu dem Zwecke einer eigentlichen Schulausgabe mit Noten lange Zeit hindurch geſammelt hat.

Druck und Papier ſind rühmlich und der Prris von 12 Sgr. äußerſt billig.

Franzöſiſche Grammatik für Gymnaſien von Dr. H. A. Müller. Erſte Abthlg. Jena 1846. 2te Auflage.

Auch in dem vorliegenden Werkchen begegnen wir einem alten Bekannten, welchem ſeit der kurzen Zeit ſeines erſten Erſcheinens bereits viel Beifall zu Theil geworden iſt. In dieſer zweiten Auflage hat der Verf. ſein Werk in 2 Theile zerlegt, und der vor uns liegende iſt ausſchließlich für die mittleren Gymnaſialklaſſen beſtimmt. Mit vollem Rechte hat das Beſtreben des Herr M. überall große Anerkennung gefunden, den Geiſt der Wiſſenſchaftlichkeit in die Methode des Unterrichts mehr und mehr eindringen zu laſſen; darum verſchmähte er nach dem Vorgange von Schifflin und Mager das bloße Auffaſſen ſprachlicher Erſcheinungen als ſolcher, und das bloße Einprägen ungeordneter Einzelheiten, die ſich „wie eine bunte Geſellſchaft zuſammengefundrn haben — wie wir dieſes bei Sanguin, Hirzel und mehr oder weniger auch in mehreren ausſchließlich für Gymnaſien beſtimmten Grammatiken finden — und ſuchte mit vielem Geſchicke

das Einzelne auf das Allgemeine zurückführen und den Grund der Erscheinungen zu erforschen und darzulegen". Diese zweite Ausgabe, welche im wesentlichen mit der ersten übereinstimmt, unterscheidet sich nur dadurch auf eine vortheilhafte Weise, daß außer vielen kleinen Verbesserungen besonders die Regeln über die Aussprache, das Kapitel von der Sylbenabtheilung vervollständigt sind und daß zugleich die Genusregeln an Uebersichtlichkeit gewonnen haben. Es waren dieses die eigentlich schwächeren Partieen der früheren Ausgabe und nach einer sorgfältigen Vergleichung derselben müssen wir demnach diese neue Auflage im wahren Sinne des Wortes eine verbesserte nennen.

Ein Critiker der früheren Ausgabe hatte den Wunsch ausgesprochen, bei den Uebungsaufgaben die Wörter künftig nicht unter dem Text, sondern in Form eines kleinen Wörterbuches hinter demselben zu finden. Herr M. hat dieser Aufforderung keine Folge gegeben „um das für den Schüler so nützliche mündliche Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische dadurch nicht einzubüßen, oder wenigstens unbequemer zu machen". Ref. ist der Ansicht, daß der Gebrauch eines Wörterbuchs für diese Lehrstufe allerdings nicht recht passend und das Aufsuchen der Wörter für den Elementarschüler mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist und keinen dem Zeitverluste entsprechenden Nutzen hat. Man gebe deshalb eine geordnete Notensammlung, wie dies Herr M. gethan, setze diese dann aber nicht unter sondern hinter den Text. Geschieht dieses, so folgt daraus nur eine scheinbare Unbequemlichkeit: die Schüler werden sich dann mit Erfolg und ohne große Mühe vorbereiten müssen, d. h. sie lernen die für das besondere Stück gegebenen Phrasen tüchtig auswendig, sie werden das Erlernte genauer behalten und der Lehrer kann ihren Fleiß um so leichter kontroliren.

Praktische franz. Grammatik für Deutsche. Von Dr. L. Noël Professor am H. Gym. in Dessau. 1847.

Wie schon der Zusatz des Titels besagt, erhalten wir hier ein „Lehrbuch, dessen Regeln sich auf das Dictionnaire de l'Académie, auf die Gramm. nationale und auf die besten bis jetzt von dem Conseil royal de l'instruction publique genehmigten Sprachlehren gründen". Der Verf. hat es sich zur strengen Pflicht gemacht, in Hinsicht der grammatischen Theorien dem Dict. de l'Académie („ouvrage qui est sans contredit (?!) la source la plus pure á laquelle on puisse avoir recours pour" etc.) gefolgt, und die im vorliegenden Werke aufgestellten Regeln stützen sich vorzugsweise auf die Gramm. nationale, welche Herr N. characterisirt als „ouvrage éminemment classique, émané d'un jury de savants d'élite et accueilli avec enthousiasme dans toutes les parties de la France". Was es mit den sogenannten „genehmigten" Lehrbüchern in Frankreich auf sich hat, ist durch die belustigende Darstellung in der Mager'schen Revue zu bekannt geworden, als daß man hier darüber noch ein Wort zu verlieren brauchte; andrerseits verdient aber auch die marktschreierische Gramm. nationale nur wegen des Reichthums an Beispielen einige Beachtung, denn sie enthält nur oberflächliches und völlig unwissenschaftliches Räsonnement, in welchem le gôut und l'oreille als Entscheidungsgrund und oberstes Spachgesetz auftreten. Leider

können wir in Betreff des Dict. de l'Académie nichts Günſtigeres ſagen, — es iſt in dem Buche noch immer der alte Schlendrian, und vergleicht man damit z. B. die rühmlichen Leiſtungen Péschier's, ſo begreift man durchaus nicht, warum ein Grammatiker zu dieſem nicht lieber ſeine Zuflucht genommen. Wir wollen hiermit dem Verdienſte des Herrn N. durchaus nicht entgegentreten, der ein gewiß ſehr practiſches und für ſeine Zwecke brauchbares Buch geſchrieben hat, wie wir dieſes auch im Folgenden zeigen werden; Ref. iſt vielmehr der Anſicht, daß Herr N. mehr und ſicherer auf eignen Füßen ſteht, als er dieſes in ſeiner Beſcheidenheit beanſprucht und es wäre nur zu wünſchen geweſen, daß in der Gramm. neben dem Was das Warum häufig noch entſchiedener hervorgetreten wäre. Wir können bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, vor Allem auf das Dict. de l'Acad. ſelbſt und deſſen Bedeutung für die Grammatik näher einzugehen, da es ungeachtet aller Einſprache in Deutſchland noch immer zu ſehr überſchätzt wird und wir wiederholen hier im Auszuge einzelne Bemerkungen, die Ref. im Rhein. Muſeum (II. 4.) weiter ausgeführt hatte.

Beſonders unglücklich, wahrhaft komiſch iſt die Academie in ihren Definitionen. „La grammaire est l'art qui enseigne à parler et à écrire correctement.“ Gute Definitionen ſind allerdings nicht leicht zu geben, wenn man aber zu Vierzig arbeitet und Jahrhunderte zur Ausarbeitung eines Wörterbuches hat, ſo müßte man doch wohl beſſer definiren, als Lhomod und ſeine Nachbeter. La grammaire iſt doch wohl eher eine Wiſſenſchaft, als eine Kunſt, und läßt ſich denn wohl von der Kunſt ſagen, daß ſie enseigne. L'art est enseigné, et n'enseigne point. — — „Le nom se dit des mots qui servent à désigner ou à qualifier les personnes ou les choses. Abgeſehen davon, daß es wohl heißen müßte les noms se disent des mots (da ſich le nom nur d'un mot ſagen läßt) möchte man doch wohl fragen, inwiefern ſich das „qualifier“ vertheidigen ließe. Doch die Antwort liegt ſehr nahe, wenn man nur ſich erinnert, daß nach der Arademie auch die Adjertive zu den noms gehören, indem ſie die noms eintheilt in noms substantifs und noms adjectifs. Jeder auch nur halb Kundige wird hierüber die Achſeln zucken. Doch weiter. „L'article est une partie du discours qui précède ordinairement les noms substantifs.“ So lange man denken kann, ſind die Franzoſen unglücklich in der Definition des Artikels geweſen; ſo erklärte man z. B. Les articles servent comme de clef, de chévalet ou de gouvernail pour diversifier les noms, das iſt doch wahrhaft pittoresk. Duvivier ſagt c'est un petit mot; Wailly gebt noch weiter und behauptet c'est un mot qui ne signifie rien. Der Unſinn jener Definitionen liegt am Tage; was thut aber die Academie? Ueber den Begriff des Wortes weiß ſie gar nichts; ſie redet nur von der Stellung des Artikels, und was ſie in dieſer Beziehung behauptet, iſt unrichtig und ungenau, denn man ſagt doch: la plus belle des femmes, oder le pour, le contre.

Die Definiton des Adverbs iſt nicht vollſtändig. Das Dictionnaire ſagt: „Partie invariable du discours, qui se joint avec les verbes et les adjectifs, et qui les modifie de diverses manières.“ Das Adverb läßt ſich aber auch mit Adverbien verbinden, denn man ſagt ja il se porte bien u. ſ. w. Die Definition der Conjunrtion: „Partie du discours qui sert à lier un mot à un autre“ ließe ſich weit beſſer auf

die „Prépnsition“ anwenden (z. B. le livre de Pierre) und die Conjunction verbindet doch wohl auch ganze Sätze und mehrere vollständige Gedanken.

Gehen wir nach dieſen vorläufigen Bemerkungen, welche den grammatiſchen Tact der Academie einigermaßen andeuten, mehr ins Einzelne. „Aigle“ ſoll durchaus nur dann féminin ſein, wenn es das „Wappen“ bedeutet; aber Buffon ſchreibt doch gewiß mit vollem Rechte: L'aigle est furieuse lnrsqu'on lui ravit ses aiglons. Die beiden Wörter ancêtres und pleurs kommen bei Vnltaire, Dubois und vielen andern trefflichen Schriftſtellern auch im Singulier vor und Bossuet ruft in einer ſeiner Leichenrede: „Là cnmmencera ce pleur éternel, ce grincement de dents qui n'aura jamais de fin. Wie matt würde ſich hier der Pluriel machen, und ſo redete Bnssuet, deſſen Bildſäule in demſelben Locale ſteht, wo die Herren jetzt über die fernere Exiſtenz der Wörter ziemlich leichtfertig entſcheiden.

Das Wort astrologue findet ſich nicht nur auf Männer angewendet, ſondern auch auf Frauen. Voltaire ſagt Mademoiselle raissonne en astrologue judicieuse. — Ueber automne hören wir noch immer die ſeltſame Regel „automne est masc. quand l'adjectif le précède, et fém. quand l'adjectif le suit; indeſſen iſt es nach Nndier immer als masc. anzunehmen nach Analogie der andern Jahreszeiten und die Chemiker ſind dieſer Methode in Bezeichnung der Erden, Metalle und Halbmetalle gefolgt. — Balayures wird nur im Plur. aufgeführt, obwohl das Wort eben ſo häufig im Singulier geſchrieben und geſprochen wird. — Bizarre findet ſich auch im fém. (bei Boileau z. B.), Blette auch im masc. (z. B. des fruits blets), Bonze auch im fém. (la bnnzesse bei Volt.) welches die Academie aber nicht zu wiſſen ſcheint. Ebenſo finden ſich botaniste, centénaire und champion bei den beſten Schriftſtellern als fém. gebraucht, welches die vierzig Herren geradezu leugnen. (Rnusseau u. B. d. St. Pierre ſagen nne botaniste, nne centénaire u. ſ. w.) Statt daß die Arab. lehrt, ein chameau habe zwei Höcker auf dem Rücken, was ja jedes Kind weiß, hätte ſie nicht vergeſſen ſollen zu bemerken, daß ſich ein fém. findet, welches chamelle heißt; (z. B. Les moeurs Arabes snnt conservées; les femmes bnivent le lait de chamelle (Chateaubriand), oder

D'autres (vierges) jnyeuses cnmme elles,
Faisaient jaillir des mamelles
De leurs dnciles chamelles,
Un lait blanc snus leurs doigts noirs.
(V. Hugo.)

Auch ſingt Barthélemy:

Le zèbre raynnnant, la docile chamelle,
Autruche à quatre pieds et qui vnle cnmme elle.)

Ebenſo findet ſich cnchon und commentateur auch im fém., welches die Academie ignorirt (Vnlt. ſchreibt an Mme. Dacier: „Vous êtes la seule traductrice et cnmmentatrice), daſſelbe läßt ſich von commissinnnaire und conspirateur ſagen. In Beziehung auf les délices, welches von den beſten Schriftſtellern zuweilen als masc., zuweilen als fém. gebraucht wird, hält die Acad. ihre Anſicht zurück und beſtimmt gar nichts. — Wer würde ſich wohl ſcheuen zu ſchreiben: Une peste désnlatrice, une natinn déprédatrice, spnliatrice — und in Beziehung auf eine Frau — c'est nne habile speculatrice,

calculatrice, elle ne sera jamais la délatrice de —? Dieſe und ähnliche Ausdrücke finden ſich bei den beſten Schriftſtellern und in guten Wörterbüchern, außer in demjenigen, welches manchen Leuten als einzige Auctorität gilt. So findet ſich z. B. disciple auch als fém.

Je n'aime point qu'un jeune homme endoctrine.
Cette disciple à qui je me destine (Voltaire).

Le charme, le chêne, le frêne, l'érable, le hêtre, l'orme, und le troène erhalten ſeltſamer Weiſe nach d. Ac. in ébène eine Schweſter; Voltaire aber ſchrieb:

Je vis Martin Fréron, à la mordre attaché,
Consumer de ses dents tout l'ébène ébréché.

Die Acad. kennt farceur nur im Masc. und man muß deshalb auf ſie das wohlbekannte farceuse anwenden. Eben ſo findet ſich auch huissier ironiſch im fém. bei Voltaire.

Ivrogne findet ſich als masc. und fém.; im Dict. der Acad. finden wir dagegen den pöbelhaften Ausdruck ivrognesse, den kein Menſch von Bildung in Frankreich in den Mund nimmt. Voltaire bediente ſich dieſes academiſchen Barbarismus nicht, ſondern ſchrieb; „Une pauvre bourgeoise ivrogne meurt d'apoplexie; vous dites qu'elle est dans la région des morts.“ — Jésuite iſt nach der Acad. als masc. und fém. anzuwenden; ſie fügt aber nicht hinzu, daß das fém. jésuitesse heißt: Urbain VIII. donna aux cardinaux le titre d'éminence; il abolit les jésuitesses.“ Volt. Das Wort laitière wird nur im fém. angezeigt, als ob nur Frauen die Milch brächten; vielleicht findet ſich in einer ſpätern Ausgabe auch einmal le laitier. Losange wird fälſchlich als fém. angeführt, man gebraucht das Wort aber allgemein als masculin. Le mâtin iſt doch gewiß nicht une espèce de chien de grosse espèce; dann iſt auch das fém. mâtine nicht citirt, welches als injure populaire gehört wird. In Beziehung auf den Pluriel der aus fremden Sprachen entlehnten Wörter hat die Acad. nicht die geringſte Conſequenz; ſie ſchreibt:

des	déficit	und des	placets
„	aliéna	„	récépisses
„	duplicata	„	opéras
„	impromptu	„	trios
„	solo	„	géraniums
„	quatuor	„	spécimens
„	quiproquo	„	quolibets
„	numéro	„	arums

Man ſieht, daß doch offenbar nur Launen und Grillen ſolche Geſetze dictiren können. Die Grammatiker und die beſten Schriftſteller ſind aber längſt darüber einig, daß man ſchreiben müſſe des délicits, des aliénas, des impromptus u. ſ. w. z. B. Volt. — — „J'ai comme une autre marque
Tous les déficits de ma table.“

und Boileau:

„Il met tous les matins six impromptus au net.“

Négociateur, nouvelliste und officier ſollen nach der Acad. nicht im fém. vorkommen; es giebt aber des négociatrices de plus d'un genre: man ſagt une nouvelliste ebenſo gut als une modiste und in vielen Hospitälern finden ſich des officières, wie auch in manchen Klöſtern der Titel officière ein

*

beſonderes Amt andeutet. — Quelque chose ſoll immer masc. ſein; es kommt doch aber wohl darauf an, wie es genommen wird, denn man ſagt z. B. Quelque chose que vous ayez promise, donnez-la“ (Le mare) oder „Quelque chose qu'il m'ait dite, je n'ai pu le croire“. (Marmonte). Ebenſo ſagt man richtig une vertue réparatrice, une politique réparatrice und l'analyse scrutatrice; die Acad. kennt aber in ihrem article scrutateur beide Wörter nur im mnsc.

In Beziehung auf die Beſtimmung derjenigen Wörter, welche ſich auf al endigen, iſt die Acad. oft ſehr zweifelhaft und ungenau. Ueber anomal, bancal, central, conjugal, monacal, nominal, nasal und andere weiß ſie nichts zu ſagen, außer daß ſie das Nichtvorhandenſein des Pluriel dieſer Wörter behauptet; deſſen ungeachtet redet ſie ſelbſt an andern Stellen z. B. von den sons nasals und kann auch die ordres monacaux nicht in Abrede ſtellen, da ſie nun einmal exiſtiren. Eben ſo kennt ſie keinen pluriel von automnal, man ſagt aber doch allgemein des fruits automnaux und les trois mois automnaux. Ueber den Plur. von carnaval ſagt ſie nichts, und der arme Jules Janin hat ſich deshalb kürzlich ſeiner Mitgliedsſchaft wegen genöthigt geſehen zu ſchreiben: Ce qui rentrerait dans notre sujet, ce serait de faire l'histoire de tous les carnavaux ou carnavals de ce monde. — Dieſelbe Ungewißheit herrſcht über idéal und initial, und es wäre doch wohl der Mühe werth, eine Entſcheidung über den Streit der Grammatiker zu geben, welche theils initials (und dies thun die meiſten) theils initiaux anempfehlen. Die Acad. iſt vorſichtig und berührt den Streitpunkt gar nicht.

Auch an Barbarismen iſt das Dict. ſehr reich. Es empfiehlt abolissement ſtatt abolition, und lehrt noch immer zu ſagen un chat Angora, une chèvre Angora ſtatt un chat d'Angora, une chèvre d'Angora oder ganz kurz un angora ungeachtet aller Einreden, welche in Beziehung auf dieſen Fall der gelehrten Geſellſchaft von den tüchtigſten Grammatikern gemacht ſind. Angora wird nach den beſten Schriftſtellern gebraucht wie Bordeaux und Champagne und man kann wohl elliptiſch ſagen du Bordeaux und du Champagne, aber gewiß nicht du vin Bordeaux oder du vin Champagne. Freilich erlaubt man ſich im kaufmänniſchen Stile der Kürze wegen zu ſchreiben: 20 bouteilles rhum Jamaique oder 3 caisses café Martinique, — aber dieſer merkantile Gebrauch beweiſt doch für die Grammatik gar nichts. — Auch bourelle findet ſich wieder, obgleich Niemand anders ſchreiben wird als cette femme a été le bourreau de son enfant. Statt crassane (von dem lat. crassula, diminut. von crassus, d. franz. gras und grassette abzuleiten) findet ſich cresane, weshalb nicht lieber das ganz pöbelhafte creusane? — Der Gebrauch des Verb. être für aller wird von Neuem autoriſirt; die Acad. lehrt zu ſagen: Je fus le complimenter oder j'ai été le voir. Keiner der Herren Quarante würde wohl ſagen je suis le complimenter, weshalb ſoll denn das Défini in dieſem Falle mehr Recht haben, als das Présent? — Nodier ſagt in ſeinem Examen crit. des Dict. hierüber ſehr treffend: „Le verbe être détermine un état, c'est même là sa fonction spéciale dans le langage. Il ne peut donc pas être suivi d'un infinitif qui en détermine un autre. Pour vous assurer de sa propriété, ramenez la phrase à l'infinitif: être: cette règle est infaillible.

Être à Paris est du très bon français; être le voir est barbare. On dit: Je suis allé le voir, j'ai été chez lui. Daß dieſer Barbarismus ſich findet, wer wollte das leugnen; aber wozu ihn autoriſiren?

Statt frileux findet ſich froidureux; das Wort papable würde Niemand verſtehen, wenn nicht die Erklärung folgte: propre à être élu pape. Man ſieht nun gar nicht ein, weshalb es nicht auch ebenſo gut erlaubt ſein ſoll, ſagen zu können: ducable, pairable, députable, baronable u. ſ. w. Das Wort saigneux, welches die Acad. angiebt, hört man doch wohl nur von ganz ungebildeten Leuten, und ſtatt phrasier ſagt man allgemein phraseur wie paraphraseur, jaseur und causeur. Ebenſo ſind sauveté und veridicité (ſtatt véracité) Barbarismen, und es iſt im Gegentheil auffallend, daß véridiquement gar nicht aufgeführt wird, obwohl es gewiß beſſer iſt zu ſagen raconter véridiquement, confesser véridiquement als raconter avec véridicité.

An Solöcismen iſt das Wörterbuch auch nicht gerade arm. Die Acad. hat ſich noch immer nicht entſcheiden können, ob man ſagen müſſe jusqu'aujourd'hui oder jusqu'à aujourd'hui; man begreift gar nicht, daß die Logik und der vielfältige Gebrauch in dieſem Falle noch immer nicht eine feſte Regel bewirkt haben, da doch Niemand ſagt jusqu'à ici, jusqu'à ou, jusqu'à auprès, jusqu'à au-dessus, jusqu'à au-dessous, u. ſ. w. und in den beſten Schriftſtellern findet man jusqu'aujourd'hui. — Ueber den Buchſtaben B. heißt es: „Le B se redouble dans les mots ..... Man ſagt wohl on redonble le pas aber une consonne se double. Man begreift wohl, daß man könne enfoncer son chapeau sur sar tête — aber dans sa tête, wie die Acad. lehrt, iſt doch wohl unmöglich, man müßte ſonſt auch ſagen können avoir des souliers dans ses pieds. — Statt fleur d'orangor heißt es noch immer fleur d'orange im Dict. ebenſo ſtatt aboyer à la lune und aprés les passants findet ſich — freilich höchſt komiſch! — aboyer la lune und aboyer les passants! Wenn die Acad. an Lafontaine gedacht hätte, würde ſie nicht gelehrt haben zu ſagen manche à balai.

„Quatre sièges boiteux, un manche de balai u. ſ. w."

Man könnte in derſelben Redeweiſe fortfahren: le chapeau à Madame, les bottes à Monsieur. — Höchſt zweideutig heißt es unter ombre: „Il le suit comme l'ombre fait le corps; man könnte fragen l'ombre qui fait le corps? — Ueber Plane heißt es: outil dont les charrons se servent pour aplanir les bois qu'ils emploient; man denke nur einmal les charrons aplanissant les forêts avec une plane! In der That nicht übel! — Auffallend iſt es, daß die Acad. noch immer ſchreibt: on fait à savoir que, — un soupçon de liqueur.

Zuweilen macht das Dict. auch ſehr naive Bemerkungen; es ſagt z. B. Le bâton à deux bouts est une arme familière aux Bas-Bretons — als ob es auch Stöcke gäbe, die nur ein Ende hätten. — Ueber Chat heißt es: animal domestique qui prend les rats et les souris, als ob ſich die Katzen nicht auch über Vögel, kleine Kaninchen u. ſ. w. hermachten. Ueber Cloporte bemerkt die Acad.: „Petit insecte sans ailes." — Cuvier würde auf dieſe Definition ſicher antworten: Le cloporte est un crustacé, et non pas un insecte, et tous les crustacés sont sans ailes. — Ueber Démonomanie ſagt das Dict.: „Il se dit d'un traité sur les démons." Wahrſcheinlich hat ſie an démonologie gedacht. Von écrevisse heißt es: „Animal de la classe des crustacés, qui vit dans l'eau et qui selon l'opinion vulgaire, va presque toujours à reculons." Die Herren Academiker müſſen hiernach zu urtheilen die Krebſe wohl nur beim Eſſen geſehen haben. — Wie kommt es nur, daß die Acad. das Wort épinard ohne s aufführt und doch darüber bemerkt, substantif masculin qui ne s'emploie

guère qu'au pluriel, — L'Escarbot wird genannt espéce d'insecte du genre des scarnbées obwohl es doch wohl richtiger wäre un genre d'insectes, bien différent et bien éloigné des scarabées. Wie großartig iſt ferner folgende Erklärung: „Etoile se dit des météores appelés aussi étoiles tombantes.“ Wer vermag dies zu faſſen und wie ſchön macht ſich in ſyntaktiſcher Hinſicht météores im plur. zu étoile im sing.! — Das Wort honoraire wird unrichtig im sing. aufgeführt, und ver wird noch immer erklärt durch animal à sang blanc. Was mögen wohl die franzöſiſchen Naturforſcher hierzu ſagen?

Es fehlt in dem Dictionnaire auch nicht an auffallenden Pleonasmen, z. B. si vous avez une heure de temps à perdre oder une lieue de chemin. Das Wort marmotter wird erklärt durch „parler .... entre ses dents“ und nun folgt noch das Beiſpiel: Qu'est-ce que vous marmottez entre vos dents?“ Ueber Poulette heißt es „Jeune poule“ Exple: une jeune poulette. — Unter Quidam ſteht als Beiſpiel: Je fus accosté par un certain quidam. — Das iſt academiſche Genauigkeit!

Eins der weſentlichen Erforderniſſe für eine gute lexicographiſche Arbeit iſt unſtreitig eine tüchtige wiſſenſchaftliche Behandlung der Onomatik; leider aber führt unſer Wörterbuch ſo ſehr häufig metaphoriſche Bedeutungen als die eigentlichen urſprünglichen an, daß wir uns über dieſen Punkt ſehr weit verbreiten würden, wenn nicht ein ausgezeichneter Kenner des Franzöſiſchen vor ganz kurzer Zeit erſt dieſen Gegenſtand ſehr gründlich behandelt hätte.

Als Beiſpiel werde nur das verb. cueillir aufgeführt, welches die Acad. in ſeiner erſten Bedeutung angiebt als détacher des fruits, des légumes de leurs branches ou de leurs tiges. Bei cueillir (colligere) iſt aber doch gewiß nicht zunächſt an Pflücken und Brechen gedacht, ſondern vielmehr an ein Sammeln, Zuſammenleſen, woraus ſich dann erklärt accueillir, accueil, recueillir, recueil. Das Zuſammenleſen ſetzt das Pflücken natürlich voraus, und Pflücken iſt ſomit nur eine einſeitige Bedeutung des Wortes. — Noch augenfälliger zeigt ſich die Ungenauigkeit des Wörterbuchs in dieſer Beziehung bei merci, gentil u. ſ. w.

Auch in Beziehung auf die Orthographie läßt das Wörterbuch viel zu wünſchen übrig. Ganz inconſequent heißt es darin abatage, abatée und abatis während alle Wörter derſelben Familie mit doppeltem t aufgeführt werden, als z. B. abattre, abattement, abatteur, abattoir u. ſ. w. Das Wort aiguillettier hat nach der Ac. zwei t, wahrſcheinlich weil es von aiguillette abzuleiten iſt; aber man denke doch nur an die analoge Bildung der Wörter charretier, gazetier, noisetier, tabletier obwohl dieſe abzuleiten ſind von charette u. ſ. w. — Die Ac. ſchreibt baratter und baratte, aber baraterie; es ließe ſich noch Vieles über dieſe Inconſequenz ſagen, aber dieſe Beiſpiele deuten das ganze Weſen hinlänglich an und ſie mögen deshalb genügen.

Eine große Menge von ganz veralteten Redensarten und Wörtern finden ſich ferner im Dict. mit unter den jetzt noch gebräuchlichen aufgeführt, deren ſich heutzutage Niemand mehr bedient. Man ſagt nicht mehr: un bassin à barbe (wie die Ac.) ſondern un plat à barbe; ſtatt tabatière wird wohl nicht leicht Jemand ſagen (wie die Ac.) j'ai oublié ma boîte. Ebenſo veraltet iſt das angeführte Sprichwort mettre quelqu'un en cervelle, welches in jetziger Zeit Wenige verſtehen würden; daſſelbe läßt ſich anführen über cette malheureuse a défait son fruit, son enfant; man ſagt jetzt détruire son enfant oder se dé-

truire. Ganz veraltet iſt der Ausdruck: avoir les joues cousues (ein mageres Geſicht haben). Auch das Sprichwort il est brave homme un lapin, welches ſo viel ſein ſoll als il est habillé de neuf, hört man wohl nur im Palais de l'Institut. Ueberhaupt hat das Dict. noch eine ganze Sammlung von Sprichwörtern, (z. B. à laver la tête d'un âne on perd sa lessive — wofür man im guten Franzöſiſch ſagt à vouloir blanchir un nègre, on perd son savon), die man in guter Geſellſchaft und in guten Schriften nicht antrifft, wohl aber auf der Gaſſe. Wie kommt es nun aber, daß die geſtrengen Herren derartige Ausdrücke ſo ſehr begünſtigen und ſie als ächt franzöſiſch aufführen, obgleich doch jeder Franzoſe weiß, wo ſie ſo recht eigentlich zu Hauſe ſind. Noch auffallender aber iſt es, daß an wahrhaft ekelhaften Ausdrücken und Erklärungen ein ungeheurer Reichthum im Dict. iſt, während doch häufig die wichtigſten Sachen kurz und oberflächlich behandelt ſind. Man vergleiche darüber unſere obigen Bemerkungen — und das tiefe Studium, welches anderen Artikeln gewidmet iſt, als z. B. verge, canal, cul, patineor, trousser, congrès, foire, salière u. ſ. w.

Kehren wir nach dieſer langen Abſchweifung zu dem Werke des Herrn Noël zurück, ſo müſſen wir allerdings unſer Bedauern darüber ausſprechen, daß er der Autorität des Dict. de l'Acad. zu ſehr gefolgt iſt. Nach Art der älteren Grammatiſten hat der Verf. übrigens die einzelnen Redetheile in der alten Folge abgehandelt und die ſyntactiſchen Bemerkungen mit den Regeln der Formenlehre vereinigt; jedem einzelnen Kapitel ſind entſprechende Aufgaben zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche beigefügt, wie auch ein cours de thèmes zum Uebertragen ins Deutſche; die Sätze ſind keineswegs geſchmacklos und inhaltsleer wie man dieſes in dergleichen practiſchen Lehrbüchern ſo oft findet, und geben überhaupt dem Werke in didactiſcher Hinſicht ein nicht ungünſtiges Zeugniß.

(Die Fortſetzung im nächſten Hefte.)

H.

Erwiderung.

Herr Dr. Berglein hat im erſten Hefte des 3. Bandes p. 213 dieſes Archivs meine kleine Schrift: „Schulfragen unſerer Zeit“ einer Beurtheilung unterworfen, die einige Worte von meiner Seite zu erfordern ſcheint, um den Leſer derſelben, der die recenſirte Schrift ſelbſt noch nicht kennt, auf den richtigen Standpunkt zu ſetzen.

Zunächſt bemerkt der Herr B. ganz richtig, daß ich mit dieſer Schrift an das Urtheil des größeren Publikums zu meiner Rechtfertigung gewiſſermaßen appellire. Wenn er aber das weiß, ſo hätte er ſich ſchon ſelbſt ſagen können, was in der Natur der Sache begründet iſt, daß die Schrift, die faſt lauter Theſen enthält, keineswegs dazu beſtimmt ſein konnte, jenes größere Publikum über den behandelten Gegenſtand zu belehren, ſondern wie Herr B. ja ſelbſt ſagt um an daſſelbe zu appelliren, d. h. doch wohl im gegenwärtigen Falle nichts, Anderes, als es zur Entſcheidung aufzufordern, ob die Verſammlung norddeutſcher Schulmänner durch meinen Vortrag eine Berechtigung erlangt habe, der guten Sitte und dem Anſtande ſo vor Aller Augen Hohn zu ſprechen, wie ſie es gethan. Eine derartige Recenſion, wie ſie uns Hr. B. geliefert hat, der da meint, durch ein Paar Antitheſen zu meinen Behauptungen mich ohne Weiteres aus dem

Felde geſchlagen zu haben, konnte man von dem nicht erwarten, der das Sachverhältniß klar aufgefaßt hatte — und das konnte Jeder aus dem Vorworte. — Herr B. hat alſo diesmal ſeinen Beruf von vorn herein verkannt und gethan, was ſeines Amtes nicht war. Hätte ich über denſelben Gegenſtand eine zum Druck beſtimmte Schrift abgefaßt, ſo würde ſie — bei gleichen Reſultaten — doch eine ganz andere Form gewonnen haben. Mit einigen Noten meine Rede zu begleiten, wie mir Herr B. naiv genug anräth, damit wäre die Sache nicht abzumachen geweſen; ich hätte dann, wie ſich von ſelbſt verſteht, Nichts ohne die nöthigen Belege hingeſtellt; ſo aber, da die Schrift zum Vortrage beſtimmt war, dem eine mündliche Diskuſſion nachfolgen ſollte, konnte von Beweiſen und Dedultienen nicht die Rede ſein; die Verſammlung hatte die Wahl, aus den vielen Theſen, die aufgeſtellt wurden, beliebige herauszugreifen und zur näheren Beſprechung zu bringen; ſie konnte z. B. die Principien angreifen, die ich als Maaßſtab für die alten und neuen Sprachen bei ihrer Vergleichung mit einander aufgeſtellt; oder etwa einen Punkt aus dieſer Vergleichung, etwa den Inhalt oder die ſprachlichen Formen, in dieſen wieder die lexikaliſche oder grammatiſche Seite, in letzteren die Formlehre, Syntaxis, Orthographie, Orthoepie, kurz was ſie wollte; eine ſolche Theſis nach dem Intereſſe und dem Geſchmacke der Zuhörer ausgewählt, würde hinlänglichen Stoff zum gegenſeitigen Ideenaustauſche und wenn auch nicht zur gegenſeitigen Belehrung, doch gewiß zur gegenſeitigen Anregung zur Forſchung geliefert haben; dieſe Anregung zur Forſchung ſcheint mir gerade das weſentlich Erſprießliche bei allen ſolchen Verſammlungen zu ſein. Die erwähnte Recenſion iſt demnach in ihrem innerſten Grunde verfehlt und unüberlegt; unüberlegt, zumal der Verf. derſelben dem Leſer gleich im Eingange die Mittel in die Hände giebt, den Stab über ihn zu brechen, auch wenn er meine Schrift noch nicht geleſen haben ſollte.

Ich könnte hier ſchließen, weil einerſeits im Vorigen gezeigt, daß das Beginnen des Herrn B. ein verfehltes war, anderſeits aber Alles, was derſelbe gegen meine Schrift vorbringt, von Andern ſchon längſt geſagt und von mir in einer eignen ſchon unter der Preſſe befindlichen Schrift, unter dem Titel: „Wie ein moderner Philologe bei der alten Philologie Beſuche macht und von ihr empfangen wird, aktenmäßig dargeſtellt iſt. Parchim und Ludwigsluſt 1847" beleuchtet werden wird. Seine Recenſion leidet aber an gewiſſen Schwächen, die ſie mit den übrigen Beurtheilungen meiner Schrift gemein hat, und welche mich veranlaſſen, noch auf einige Augenblicke dabei zu verweilen.

Das erſte, worin Herr B. mit den übrigen Recenſenten meiner „Schulfragen" übereinſtimmt, iſt die ſtrenge Autoritätsgläubigkeit, von der ſich doch grade ein Recenſent am erſten losſagen ſollte, wenn er mit Ueberzeugung über die Schriften urtheilen will, die ihm zu dieſem Zwecke anvertraut werden. Ich habe nie Etwas von dieſen Autoritätsgläubigen halten können, wenn es ſich nicht um hiſtoriſche Thatſachen, ſondern rein um einen Principienſtreit handelt, weil ſie mir immer als geiſtesarme Abhängige erſchienen ſind, denen ihre Gewährsmänner den Mangel der eignen Gedanken, Anſichten und Meinungen erſetzen müſſen. Hier aber, in dieſem beſonderen Falle, haben die Autoritäten in der That noch weniger Sinn, als irgendwo ſonſt, da hier nicht auf Ueberlieferung baſirte Wahrheiten, ſondern Dinge zur Sprache kommen, die Jedem zur eignen Prüfung vorliegen; es kann hier ganz gleichgültig ſein, was Mager, W. v. Hum-

boldt oder Thierſch über den Gegenſtand geſagt haben, Alles das verſchlägt in der vorliegenden Frage Nichts. Dieſe Abhängigkeit in die ſich Herr B. von vorn herein ſo gutwillig ergibt, iſt's denn auch hauptſächlich, was ihn den richtigen Standpunkt noch von einer anderen Seite, als oben ſchon bemerkt worden, ganz und gar verrücken läßt. Ihm ſchweben nämlich fortwährend ſeine Autoritäten vor den Augen, die von ihm genannten und die nicht genannten! — Dieſe bringen ihn unwillkührlich auf jene dickleibigen Bände über die griechiſchen Partikeln und Accente, dieſe auf die Meinung, wo ſoviel geſchrieben, da müſſe doch wohl Alles hübſch geordnet und im beſten Zuſtand der Dinge ſein, denn ihm ſchaudert vor dem Gedanken, gegen ſeine Autoritäten ein Jota des Zweifels laut werden zu laſſen; dabei vergißt er ganz, daß dieſes Alles in der vorliegenden Frage gar Nichts verſchlägt, da es ſich hier lediglich um den ſchulgemäßen Unterricht handelt, ja er weiſt dieſe Berückſichtigung der Schule, auf welche ich doch mein Thema lediglich beſchränkt habe, *wiſſentlich* von ſich (p. 219.) und ſpricht von einem „ſtreng wiſſenſchaftlichen Unterrichte". Ob er etwa meint, dieſer ſoll den Gymnaſiaſten ertheilt werden? Ach, mein lieber Herr B., kümmern Sie ſich doch ein wenig mehr um die Bedürfniſſe der Schule, verſchaffen Sie ſich doch eine Anſicht von dem, was die alte Philologie in der Schule verdorben, welche Schuld ſie ſich um die Schule auf ihr Gewiſſen geladen hat, ſo werden Ihre Autoritäten zuſammenſchmelzen wie Wachs an der Sonne.

Das Zweite, das mir ſeiner Sonderbarkeit wegen, eine nähere Beleuchtung zu erfordern ſcheint, iſt der ſehr naive Rath, den Herr B. ertheilt, bei dieſem Unterrichte der neueren Sprachen „den von der alten Philologie vorgezeichneten Weg einzuhalten"; *Jedermann* weiß, wie wenig ſich dieſer gerühmte Weg auf Schulen bewährt hat: denn das will gar Nichts ſagen, daß hie oder da eine Illuſtration der Philologie auferſtanden iſt; es fragt ſich lediglich, ob es der alten Philologie gelungen ſei, der Mehrzahl ihrer Schüler ein der darauf verwendeten Zeit und Mühe angemeſſenes Quantum formaler Bildung und poſitiven Wiſſens mitzutheilen oder nicht. Ich will über dieſen Punkt gar nicht einmal meine Meinung geltend machen; da Herr B. ſo viel auf Autoritäten gibt, ſo wird es ihm gewiß ſehr viel genehmer ſein, wenn auch ich ihn auf Autoritäten verweiſe, ja ich brauche ſie ihm in dieſem Falle gar nicht einmal zu nennen, ganz Deutſchland ſchreit ſeit Jahren über den Unfug, ergraute alte Philologen, Männer, die Herr B. gewiß recht gern als Autoritäten anzuſehen geneigt ſein wird, geſtehen zu, daß das Bischen Latein und Griechiſch, welches die zur Univerſität abgehenden Jünglinge vom Gymnaſium mit ſich nehmen, den ungeheueren Aufwand von Zeit und Kräften, den es gekoſtet, nicht lohne; Herrn B. kann der noch obſchwebende Kampf nicht unbewußt ſein, und er wird doch nicht behaupten wollen, daß ganz Deutſchland bis auf die paar alten Philologen, die ſteif und ſtarr bei ihrem hergebrachten Schlendrian bleiben wollen, die Narrenkappe übergezogen habe, denn auch in der Autoritätsgläubigkeit muß nothwendig das Geſetz gültig bleiben, daß die Wirkung der Maſſe proportional iſt. Welche Ausſicht wäre nun wohl für die neueren Sprachen vorhanden, wenn ſie den Rath des Herrn B. befolgen wollten? Daß man ſie über kurz oder lang ebenſo aus der Schule hinauszudrängen bemüht wäre, wie man jetzt drum und dran iſt, die alte Philologie, um der Dürftigkeit ihrer Leiſtungen willen, herauszudrängen. Hier muß ich mich aber gleich in meinen Ausdrücken verwahren, um von Herrn B. nicht aufs Neue mißverſtanden zu werden. Mein Beſtreben iſt und war nie das

Studium der alten Sprachen aus der Schule zu verdrängen, ſondern nur, erſtens den neuern Sprachen den alten gegenüber zu ihrem Rechte zu verhelfen und zweitens die Form, in welcher die ſogenannte alte Philologie der Schuljugend zum Bildungsmittel dienen ſoll, als eine unvollkommene und unzweckmäßige zu bezeichnen.

Wenn ſich nun drittens Herr B. ohne Rückſicht auf die eigentliche Beſtimmung meiner Schrift, die Mühe nehmen wollte, ſie nach gewohnter Recenſentenweiſe zu behandeln, ſo mußte er auch mit Billigkeit und Gerechtigkeit verfahren; mir aber wieder nach Art meiner übrigen Recenſenten, Meinungen unterzuſchieben, die ich weder gehegt, noch durch meine Ausdrücke mir aufzubürden ihm die geringſte Veranlaſſung gegeben habe, iſt weder recht noch billig. Woher weiß er z. B., daß wenn ich von einem „Uebermaaß" der alten Sprachen rede, ich ſie ganz aus der Schule verdrängt wiſſen will? Er möge meinen Anſichten entgegentreten, ſie bekämpfen, aber gerade und offen, wie es dem geziemt, dem es um die Sache, nicht um die Perſonen zu thun iſt. Ich habe meine Gründe für die Beſchränkung, aber Beibehaltung der alten Sprachen, Herr B. mag die ſeinigen für das Gegentheil haben; ich habe mich nie geſcheut, meine Anſichten offen vor aller Welt auszuſprechen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß mich eine gewiſſe Zunft verdamme. Jene zu Gunſten der alten Sprachen vorgebrachten banalen Redensarten, die man längſt kennt, woran aber Niemand mehr recht glauben will, erſcheinen mir als eine wirklich völlig überflüſſige Arbeit. Auffallend endlich muß es ſein, daß Herr B. — und darin ſtimmt er mit meinen übrigen Recenſenten ebenfalls wieder überein — immer nur von der Herrlichkeit der alten Sprachen ſpricht und der neueren mit keinem Worte gedenkt, zumal in einer Zeitſchrift, die ausſchließlich für neuere Sprachen beſtimmt iſt. Das iſt doch offenbar nicht billig; wer über eine angeſtellte Vergleichung zweier Gegenſtände den Stab brechen will, muß ſelber beide berückſichtigen, die Vorzüge und Nachtheile des einen ſo gut wie des andern zu würdigen wiſſen; das thun aber die alten Philologen ſammt und ſonders nicht, indem ſie immer in dem eitlen Wahne leben, es genüge von ihrer Seite vollkommen, nur einmal in die Poſaune zu ſtoßen und das alte Lied von der Vortrefflichkeit und Herrlichkeit des Alterthums von vorn anzufangen, um Alle, die ſich für neuere Literatur intereſſiren, auf der Stelle zum Schweigen zu bringen. So lange ſie nicht auch der anderen Seite ihr Recht wiederfahren laſſen, kann natürlich von einer Einigung und Ausgleichung der Meinungsverſchiedenheiten nicht die Rede ſein.

Mehrere andere Punkte in der Recenſion des Herrn B. wären eben ſo einer Berichtigung bedürftig, wie die hier beſprochenen; doch ich übergehe ſie aus den ſchon oben angeführten Gründen, und bitte den geneigten Leſer, bis zur Erſcheinung meiner ſchon genannten Schrift, ſich mit dem Geſagten vorläufig begnügen zu wollen.

Parchim. Dr. J. Heuſſi.

Programmenschau.

Abdruck dreier unbekannter Reimwerke Fischart's von Vilmar. Progr. des Gymn. in Marburg 1846.

Diese Schrift gibt drei unbekannte Reimwerke Fischarts, deren Ueberschriften sind: 1) Reveille matin oder Wacht frü auf; 2) Anmanung zu christlicher Kinderzucht; 3) Ermanung an die Bundbäpstler. Nach einer kurzen etwas kaustischen Einleitung, in der er die Nachlässigkeit des letzten Herausgebers von Fischarts glückhaftem Schiff, Karl Halling (Tübingen 1828) in der Zusammenstellung der ihm bekannten Werke Fischarts, so wie die Thorheit gewöhnlicher Sammler von alten Drucken und anderen Raritäten durchzieht, theilt Herr V. die oben bezeichneten Schriften selbst mit, oder richtiger gefaßt, zu der ersten, welche eine Uebersetzung aus dem Französischen ist, nur zwei Stücke, die unbezweifelt nach des Verf. Nachweisungen als Fischarts Arbeit gelten können. Das französische Original, das Herr V. nicht nachweisen kann, „enthält eine Erzählung der Religionshändel in Frankreich von 1540 bis 1572, namentlich eine ziemlich specielle Darstellung der Scenen vom 24. Augnst 1572, im entschiedensten protestantischen Sinne, und eine Beurtheilung der franz. Zustände sowohl aus dem kirchlichen als politischen Gesichtspunkte". Von den beiden Fischart'schen Stücken steht das erste, welches eine Einleitung zur deutschen Bearbeitung enthält, Bl. Ba — Bija des vom Herrn V. eingesehenen Druckes. Es ist in Fischarts bekannten Reimversen abgefaßt und gibt in 70 Verszeilen die Motive der satirischen Geißelung solcher Zustände, so wie eine kräftige Aufforderung zur Wachsamkeit für Franzosen, Deutsche und andere Nachbaren. Das zweite Stück steht Bl. Lva — Lba und enthält in 70 Verszeilen eine etwas stark sastige Vergleichung der Zeiten und Sitten des Fredgund und Brunhild einer- und der Katharina von Medicis andererseits; gegen den Schluß wird die letztere, und zwar zu ihrem Nachtheile, mit der biblischen Jesabel zusammengestellt.

Das zweite Gedicht „Anmanung zur christlichen Kinderzucht", welches 198 Reimverse enthält, steht in einem Katechismus (es ist ein Abdruck des kleinen lutherischen), der dem Herrn V. in einem straßburger Druck vom J. 1610 vorlag, und dient zur Einleitung eines folgenden Abschnittes, der die Ueberschrift führt: „Etliche Fragen von der Geburt Christi, welche der Jugend zu Straßburg, die sonst die Evangelia aufzusagen pfleget, zu lehren fürgeben werden." Das Gedicht selbst bezwecket die Nutzung dieser „Fragen".

Das dritte Gedicht: „Ermanung an die Bundbäpstler." findet sich in: „Wol bedenkliche Beschreibung Des, an dem König in Frankreich newlich Ver-

rhäterisch begangenen Meuchelmords, von einem Mönch Prediger Ordens ꝛc. ꝛc. Aus dem Franz. der eygentlichen Meynung nach verteutscht, und mit Nötigen Erinnerungen ersetzt: durch Bernhart Janot. Anno M. D. LXXXIX.“ Das Gedicht zählt 99 Verszeilen und enthält eine kräftige, derbe, dem Predigerorden, ja der ganzen Mönchsschaft und den Romanisten die Ermordung Heinrichs III. schuldgebende Apostrophe an die bezeichneten Personen und Gesellschaften.

Der poetische Ruhm Fischarts wird wohl wenig durch das letzte Gedicht erhöht. Inzwischen ist dem sehr sachkundigen Herausgeber doch für diese Veröffentlichungen großer Dank zu zollen, um so mehr, als er als Muster derjenigen Genauigkeit empfohlen werden kann, welche in bibliographischer und literarhistorischer Beziehung bei Behandlung solcher Dinge am rechten Orte ist. Der einer derartigen Anzeige in diesen Blättern gestattete Raum nöthigt den Referenten daher die Leser auf die vielen Vorzüge in der Behandlung des Gegenstandes aufmerksam zu machen, und Selbstlesen des Schriftchens angelegentlich zu empfehlen.

Bz.

Ueber die Einführung unserer Jugend in die deutsche Literatur von Dr. Weber, Progr. der Realschule in Magdeburg 1846.

Tagebuch des deutschen Unterrichts in der ersten Klasse, geführt von einem Schüler desselben (Herausgeg. von Director Dr. Lebebur) Progr. der Realschule in Magdeburg 1847.

Ref. hat hier zwei Schulberichte neben einander gestellt, welche es verdienten, recht bekannt zu werden und von welchem er um so lieber einen sehr ausführlichen Bericht gibt, da er manchen der Collegen dadurch eine willkommene Gabe zu reichen glaubt; war es doch Lebebur's Ansicht über die Methode des deutschen Unterrichts, welche auf der Mainzer Versammlung so allgemein interessirte; wünschten doch gewiß viele seiner damaligen Zuhörer, daß es ihnen verstattet sein möchte, einen Blick in die Magdeburger Schule thun und die dortige Behandlung des Sprachunterrichts durch eigne Anschauung kennen zu lernen. Wir finden dafür in den beiden obigen Schriften Ersatz. Herr Dr. Weber gibt uns ein vollständiges Bild von den Grundsätzen, welche die Lehrer des deutschen Sprachunterrichts leiten und das Tagebuch läßt uns einen klaren Blick in die Praxis thun. Doch zur Sache. Die Abhandlung des Herrn W. zeigt uns, wie die Schüler mit den Erzeugnissen des ächt deutschen Volksgeistes in Dichtung, Erzählung und freier Rede bekannt gemacht werden, und das Ganze zerfällt in drei Abtheilungen: „Was thun wir, wie und warum?“

Der Verfasser sagt: „Wir bemühen uns von der untersten Klasse an die Schüler durch geistige Anschauung in die literarischen Schöpfungen des deutschen Geistes einzuführen, so daß sie das für ihren Standpunkt Passende kennen lernen, durch Lesen und Deklamiren einen gehörigen Vorrath im Gedächtniß aufnehmen und frühzeitig daran gewöhnt werden, diesen Erscheinungen den gebührenden Werth und Ton beizulegen. Diesen Zweck verlieren wir in keiner Klasse wieder aus den Augen, im Gegentheil legen nach gemeinschaftlicher Berathung in

jeder Klaſſe ſo viel zu als uns nach dem Standpunkte der Schule (der ſchon einige Male ſich änderte) dienlich erſchien. Von der dritten Klaſſe an beginnt auch eine ſchon mehr abſichtliche Bekanntmachung mit den Formen der Poeſie beſonders der epiſchen, und mit den verſchiedenen Dichtungsarten. Hier bekommen die Schüler die erſten überſichtlichen Andeutungen von dem, was die allmälige und frühere Entwickelung unſers Volkes betrifft. Da in dieſer Klaſſe, welche die zweite Stufe unſerer Bildung abſchließt, die deutſche Geſchichte vollſtändig gelehrt wird und Kohlrauſch's Geſchichte der Deutſchen in den Händen der Schüler iſt, zum Theil als Leſebuch benutzt wird: ſo liegt es ganz in der Natur, daß die beiden Unterrichtszweige ſich ergänzen, einer in den andern eingreift und ſich gegenſeitig unterſtützen. Von der zweiten Klaſſe an beginnt neben den Leſeübungen ein beſonderer Unterricht in der deutſchen Literatur nach Schäfers bekanntem Handbuche, welches auch in der erſten Klaſſe zu Grunde liegt. In derſelben wird dieſer Unterricht vollendet, und in erweiterter Geſtalt bis auf die neueſte Zeit fortgeſetzt, während in der zweiten Klaſſe die ältere Literatur in flüchtigen Umriſſen, bis auf Klopſtock vorzugsweiſe mit den Schülern beſprochen wird. Mit Hervorhebung der Bedeutung dieſes großen Reformators deutſcher Sprache und Poeſie, beſonders ſeiner Lyrik, ſchließt die zweite Klaſſe ab, die nach ihm und Leſſing mit Herder durchbrechende Glanzepoche durch Göthe und Schiller zur angelegentlichen Würdigung der erſten Klaſſe überlaſſend. Doch wird noch in der zweiten Klaſſe als Vorbemerkung zur Literatur und Leſeſtunde eine kurze Ueberſicht über die Dichtungsarten gegeben, was ſich in der erſten Klaſſe in erweitertem Maaßſtabe und genauerer Beſchauung wiederholt. Doch werden dabei nicht etwa die Regeln aufgeſtellt, wonach die Gedichte gemacht ſein ſollen, als ob dergleichen nach Regeln gemacht würden; es wird vielmehr gezeigt, was ſich von ſelbſt Analoges in den Meiſterwerken findet, daß es und wie es aus der Natur des Menſchengeiſtes von ſelbſt ſich ſo geſtalte. Dieſes anzuſchauen und zu einem bewußten Verſtändniß des Schönen ſich allmälig durchzubilden, dazu wollen wir dem Schüler Anleitung geben. Von der unterſten Klaſſe an ſuchen wir den Schülern ſo viel als möglich Biographiſches über die Literatur unſerer Helden beizubringen. Es iſt dieſes die beſte Art der Vorbereitung auf einen ſpätern ordnenden Unterricht in der Literaturgeſchichte. Es gibt ihnen den Stoff allmälig, macht ſie damit vertraut, und ſie haben ſpäter mit der geſchichtlichen Auf- und Auseinanderfolge nicht auch noch die Namen und Einzelheiten zu merken, dieſe bringen ſie ſchon mit. Auf das Leſen Deklamiren und auf freie Vorträge legen wir ein großes Gewicht, indem die Einwirkung der Darſtellungsform auf das Verſtändniß und auf das eigne Wohlgefallen am Gegenſtande von außerordentlicher Wichtigkeit iſt."

Dieſes Ziel wird nur auf dem Wege der Anſchauung erreicht; man folgt dem Naturgange, die Schüler müſſen, deutſch Empfundenes, deutſch Gedachtes und nur Gutes leſen, hören und deklamiren.

„In der ſechſten Klaſſe wird nun beim Leſen der erſte Curſus des Wackernagelſchen Leſebuchs gebraucht, und beſonders darauf gehalten, daß der Knabe ein Gefühl für ſeine Mutterſprache erhalte, daß er ihre einfache Kraft und Anmuth ahne und ſeine Freude daran finde. Es bietet in Erzählungen, Schilderungen, Gedichten einen Kreis aus der geiſtigen und natürlichen Welt, den der Knabe nach ſeinen Hauptmomenten umſpannt. Richtiges Ausſprechen, Verſtehen, und Aneignen ſind die Punkte, auf die gehalten wird. Die Verfaſſer werden ge-

nannt, irgend eine bedeutende Notiz über sie hinzugefügt, wo möglich ein Bild von ihnen gezeigt, so daß sich mit dieser Welt eine Art von Bekanntschaft anknüpft.

Wesentlich gleich ist der Unterricht in der folgenden Klasse, der sich an den zweiten Cursus von Wackernagels Lesebuch anknüpft. Sie lernen hier den mitgebrachten Reichthum zusammenfassen; summiren, was sie von einem Verfasser schon gelesen, gelernt haben, zu dem, was sie hier bekommen. Eine Reihe von Sprichwörtern führt sie in die Volkssprache ein. Das Reproduciren des Gelesenen ist, wie in der vorigen Klasse, die Probe, ob die Kinder fleißig und genau aufgenommen haben. Gut wiedererzählen wird zu einem Ehrenpunkte gemacht.

Der dritte Cursus von Wackernagels Lesebuch regiert in der vierten Klasse, er ist reicher an Inhalt, dehnt der Kinder Gesichtskreis aus, zur erzählenden, beschreibenden tritt die schildernde Form, das Historische tritt ein. Das Erhabene, besonders aus der Natur, findet seine Stelle, und immer sind nur die besten Meister hereingelassen. Auch Komisches und Scherzhaftes findet sich, die Knaben sollen nicht glauben, daß Wahrheit und Weisheit nur finster und ernst aussehe. sie sind ja ihrer Natur nach heiter. Besonders findet hier auch der religiöse und vaterländische Sinn seine Pflege, aus den bedeutendsten Geschichtschreibern sind Abschnitte eingefügt, die bei der Wiederkehr der Tage, auf welche sie sich beziehen, gelesen werden. Man sieht in dieser Klasse schon auf den Wohllaut; Gegensätze ꝛc. müssen in entsprechender Betonung vorgetragen werden, der Knabe muß zeigen, daß er auch empfinde, was er liest. Mündliche Reproduktion und fortgesetzte Erweiterung der biographischen Kenntniß verstehen sich von selbst.

Die dritte Klasse, welche unsere zweite Bildungsstufe abschließt, gibt an der Hand der deutschen Geschichte eine zusammenfassende Uebersicht und geschichtliche Andeutung von der periodenweisen Entwickelung unserer Literatur, und mit Anschluß an Wolfs poetischen Hausschatz werden die verschiedenen Dichtungsarten zur Anschauung gebracht. Die Lectüre aus dem poet. Hausschatze schließt sich besonders an das Epische an. Lautes, deutliches, in jeder Beziehung richtiges Lesen wird besonders bezweckt. Was zur Belebung des Sprachgefühls, zur Bildung des Geschmacks, des Urtheils sich angemessen zeigt, wird herangezogen, besonders die einheitliche Auffassung des gelesenen Stückes vermittelt. Biographische Studien gehen fort.

In dieser Klasse ist zu den biographischen, phonetischen, logischen, reproducirenden Momenten hinzugetreten die geschichtliche Uebersicht, vorerst nur in Umrissen, das Hinweisen auf ihr Dasein und das Aufmerken auf die verschiedenen Arten von Gedichten, ihre Namen. Dieses wird in der zweiten Klasse mit der die dritte Bildungsstufe beginnt, weitergeführt. Nach Schäfers Grundriß der deutschen Literatur wird nun eine mehr innerlich zusammenhängende Vorstellung von der allmäligen Ausbildung unseres geistigen Lebens angebaut. Die Geschichte des Mittelalters, nach Schmidt, giebt den Schülern eine Ahnung von der innern und äußern Wechselwirkung, in welche die Völker Europa's und die hervorragenden Stände besonders durch die Kreuzzüge unter einander treten. Sie begreifen, wie sich dieses in der Literatur des 13. Jahrhunderts offenbart, sich im 15. und 18. wiederholt. Luther, der dreißigjährige Krieg, die von allen Grenzländern nach dem Mittelpunkt von Deutschland dringenden Strahlen zusammengefaßt in den Bremischen Beiträgen, die Befreiung und Erhebung durch Lessing und Klopstock sind die Gesichtspunkte, welche besonders hervorgehoben

werden. Herders Verdienſt um das Volksthümliche, deſſen Verklärung in Göthe, Uhland ꝛc. wird noch angedeutet, Bürger und der Hainbund nicht übergangen. Wie Ernſt und Heiterkeit in Hallee und Hagedorn getrennt, in den Bremiſchen Beiträgen vereinigt, in Klopſtock und Wieland noch weiter auseinander getreten, bis ſie ſich zuletzt in höherer Einheit durchdrungen, wird anſchaulich gezeigt; der Geſchmack der Schüler am Hohen, Komiſchen, Niedrigen, Würdevollen, Einfachen, Schönen geprüft.

Beim Leſen ſoll nicht nur eine Bekanntſchaft mit den verſchiedenen Producten der Dichter vermittelt werden, dieſes muß mehr der Privatlectüre überlaſſen bleiben, die wir durch unſere Bibliothek zu leiten ſuchen, wir verſuchen ein äſthetiſches Verſtändniß anzubahnen. Zu dem Zwecke wird das Wichtigſte aus der Metrik behandelt, auf die Wichtigkeit der Form hingewieſen, Alliteration, Aſſonanz, als beſondere Form des Verſes und als Figur an Gedichten gezeigt. Die Bedeutung des Reims, der accentuirenden und quantitirenden Versmaaße werden beſonders an der Nibelungenſtrophe, an Schillers Taucher und einigen Platenſchen Gedichte fühlbar gemacht. Einige Klopſtock'ſche Oden werden dem Inhalte und der Form nach ſorgfältig behandelt, damit die Schüler für das Tiefe und Innerliche, das Reiche und Mannigfaltige, das Kräftige und Gewaltige, das Einfache und Schöne Empfindung bekommen. Die Betonung muß die Schüler zu der Auffaſſung des Ganzen führen, indem ſie das Gefühl derer, die da reden, handeln, leiden, durch den Ton ſelbſt in ſich ſchaffen. Was der Ton ausdrückt, kommt in das Herz, wenn auch noch nicht klar in den Begriff u. ſ. w." Daneben biographiſche Studien, Aufſätze und freie Vorträge. In der erſten Klaſſe endlich wird Alles in erhöheter Weiſe fortgeſetzt und es wird hier die Kenntniß der engl. und franz. Literaturgeſchichte noch mit herangezogen. Von dem Gedanken ausgehend, daß ſich die wahre Liebe weit mehr an Menſchen emporranke, als an bloßen Worten und Gedanken, entwickelt der Verf. hierauf die Wirkung dieſer biographiſchen Studien in ſehr anſchaulicher Weiſe.

In dem dritten Abſchnitte legt Herr W. die Gründe auseinander, welche die beſprochene Behandlung des deutſchen Unterrichts veranlaßt haben und erinnert daran, daß die Bürgerſchule nicht Gelehrte ſondern Gebildete bilde, daß ſie die Schüler deshalb zu den herrlichſten Blüthen führen will, die unſer in dem allgemeinen Weltgeiſt wurzelnder deutſcher Nationalgeiſt getrieben hat. Das Nationale ſoll von oben nach unten zu ſeiner Anerkennung kommen, damit die wahre Vaterlandsliebe gekräftigt und erhalten werde und die Fremdländerei in Sprache und Sitte nicht wieder hereindringen könne und des Volkes Elend herbeiführen. Die Seele der Schüler muß alſo zu edler deutſcher Volksthümlichkeit entzündet werden; die Jugend ſoll das Volk kennen, lieben und ehren lernen in denen, welche des Volkes Kern und Weſen am ſchönſten in ſich aufgenommen und vor der Welt erſchloſſen haben. Das iſt die Aufgabe der Schule.

„Dazu wollen wir dieſe Einführung in die deutſche Literatur vorzüglich mit gebrauchen, zur Bekämpfung aller Ausländerei und alles Niedrigen und Gemeinen in der Natur. Dem ernſten zum Denken übergeneigten Norddeutſchen iſt eine äſthetiſche, poetiſche Erfriſchung gar wohlthätig und nöthig, ſie erſetzt durch die Phantaſie die arme ihn umgebende Sinnlichkeit. Sie verjüngt ihm das Leben und iſt überhaupt jetzt ein ſchönes Gegengewicht gegen die vorzugsweiſe materielle Richtung unſerer Zeit, eine Richtung, die von je der größte Feind nationaler Selbſtſtändigkeit war, deshalb von Lykurg aus Sparta verbannt, und als

ſie in Athen, Sparta, Rom einzog, das Grab der Freiheit und Sittlichkeit und Volksthümlichkeit. Dieſe Kenntniß iſt nächſt der Religion der Lehrſtoff, der die ſittlichen Kräfte am meiſten zu einer edlen Thätigkeit ruft. Darum muß ſie auch in der Schule mit Anſtrengung getrieben werden, damit wie bei allem Unterrichte, der Geiſt ſich übe, eingeengt werde, ſtraff bleibe, ſich zu feſtem Willen kräftige, ſich nicht etwa durch Leſerei in eine uferloſe Breite verliere, etwa in die Schwärmerei der Genuß- und Zerſtreuungsſucht, die mit Tagesbegebenheiten ängelt und haſcht nach dem, was den Geiſt kitzelt u. ſ. w."

Doch wir brechen hier ab. — Das Tagebuch giebt, wie ſchon oben geſagt, ein gutes, und ſicherlich ganz getreues Bild von dem Leben und Streben der Schule, der jüngſte fünfzehnjährige Schüler der Klaſſe hat das Buch geführt und es erklären ſich daraus manche Mangelhaftigkeiten, welche der Lehrer abſichtlich ſtehn ließ, um auch den geringſten Schein einer Täuſchung fern zu halten.

Ф.

Wie Chamiſſo ein Deutſcher wurde, von Dr. Hüſer, Progr. der Realſchule in Halle 1847.

Der Verfaſſer nimmt in vorſtehender Schrift mit großer Beſcheidenheit weder auf den Gelehrten noch auf den Methodiker Rückſicht, ſondern wendet ſich an das große Publicum und will zugleich zeigen, in welchem Sinne und in welcher Weiſe in der dortigen Schule die Literaturgeſchichte betrieben werde. — Die bekannte Arbeit von Ampère über Ch. in der Revue des deux mondes (Mai 1840) iſt durch Vermittelung eines Aufſatzes in The foreign quaterly Review (LXXII January 1846 p. 412) mit kritiſcher Sorgfalt benutzt worden und Hr. H. hat in anziehender Weiſe vor dem Leſer den geiſtigen Proceß entwickelt, demzufolge Chamiſſo ſeine Nationalität aufgab und nach vielen Kämpfen ſich die fremde vollſtändig aneignete.

Alphabetiſches Verzeichniß mehrerer in der Oberlauſitz üblichen, ihr zum Theil eigenthümlichen Wörter und Redensarten. 18. St. (II. Nachtr. III St.) von Dr. K. G. Anton. Progr. des Gymn. in Görlitz 1847.

Der rühmlichſt bekannte Verf. iſt trotz ſeines hohen Alters unermüdlich in der Weiterführung ſeiner nun vor 22 Jahren begonnenen Forſchungen, welche den Freunden ſolcher wiſſenſchaftlichen Bemühungen gewiß höchſt willkommen ſein werden. Wir erhalten hier Nachträge zu dem Buchſtaben G., welche in bekannter Weiſe gearbeitet ſind und ſehr viel Neues und Intereſſantes darbieten.

Druckfehler.

Seite 91	Zeile 8	ſtatt gedehnten lies gelehrtem.
„ 93	„ 22	ſt. factiſch l. ſerbiſch.
„ 94	„ 6	ſt. rabota l. robota.
	„ 9	ſt. marmor das erſtemal mramor.
	„ 14	ſt. der Hindus l. den Hiatus.
	„ 20	ſt. r l. er.
	„ 27	ſt. pj l. kj.
„ 98	„ 24	ſt. Länder l. Lieder.
„ 108	„ 26	ſt. prvyî l. prvnjî.
„ 111	„ 2	ſt. das Neutrum l. der Plural.
„ 114	„ 23	ſtreiche: komiſche.
„ 152	„ 1	von unten der griechiſchen Verſe in der Anm. ſt. τ'ἀ l. τἀ.
„ 153	„ 2	„ „ des Textes ſt. ſeine l. rein.
„ 154	„ 15	von oben ſt. Biſſa l. Liſſa.
	Anm. 1.	ſt. Schiavon l. Schiavoni.
„ 155	Zeile 2	des Textes v. u. l. ſpätern.
„ 157	„ 7	des Textes v. u. l. Patras.
	„ 2	der erſten Anm. ſt. 1812 l. 181.
	Die letzte Anm. auf dieſer Seite gehört zu Z. 18 der vorhergehenden, wo von der Eroberung Korinths die Rede iſt.	
„ 159	Zeile 1	ſt. Friedrich Badrero l. Friedrich Badrero.
„ 160	Vers 9	ſt. τὸ l. τἀ.
	Zeile 5	des Textes v. u. l. νἀ 'πάνῃς.
	„ 4 „	„ „ l. Νἀ ἦτον.
	„ 3 „	„ „ l. νἀ ὁρίσῃ.
	„ 2 „	„ „ l. τ'ἄρματα, πάντοτ' ἀνδρειωμένοι.
	„ 1 „	„ „ l. πάντα.
	Anm. 2 l.	dieſer.
„ 162	Zeile 14	ſt. 'μ l. 'κ.
	„ 16	l. 'βρίσκεται.
	„ 4	des Textes v. u. l. καὶ πούναι καὶ οἱ μπράβοι, In der zweiten Anm. Z. 1 l. Markusplatz. — Z. 2 u. 5 ſt. Cpern l. Cypern. — Z. 3 l. Es beſaß Kreta.
„ 163	Zeile 12	l. an Glanz. — In der Anm. Z. 7 v. u. l. Kapetane — Z. 6 v. u. ſt. des l. der
„ 164	„ 2	des Textes v. u. gehört die Note (auf der f. S.) zu Τζιγγο.
„ 166	„ 2	des 2ten Abſ. ſt. Gerichts l. Gedichts.
	„ 3	des Textes v. u. l. genährte.
„ 167	„ 13	l. die Ausgangspunkte.
		des 2ten Abſ. l. Byzantiner.
	„ 3	u. 2 von unten l. der heiligen Siebenſchläfer.
„ 168	„ 16	v. u. l. hießen.
„ 169	„ 7	der deutſchen Verſe l. der Erfor'nen.
„ 170	„ 2	der griech. Verſe in der Anm. l. ἀνάτροφήν.
„ 171	„ 1	der deutſchen Verſe l. Er war.
„ 172	„ 1	der griech. Verſe l. Θρηνεῖ.

Digitized by Google

Seite 173 Zeile 5 v. u. lies Dank den.
„ 175 „ 2 l. unſerer.
„ 20 l. Μωρέως.
„ 4 des Textes v. u. l. in Bezug.
„ 176 „ 1 l. für jeden.
„ 2 ſtatt caploëlliniſchen lies 'aploëlliniſchen.
„ 13 l. ἀσπαστή.
„ 19 nach σας iſt das Komma zu ſtreichen.
„ 4 v. u. ſtatt Inſolvenz l. Inſolenz.

Zum II. Bande.

„ 299 „ 8 v. u. iſt ſtatt den Untergang zu ſetzen: der U.
„ 5 „ „ „ „ meiſterhaft „ „ maſſenhaft.
„ 301 „ 9 Anm. 2 „ dieſen „ „ dürfen.
„ 302 „ 14 v. u. iſt „ nur „ „ noch.
„ 305 „ 12 v. u. „ nach demüthigenden noch einzuſchieben: aber.
„ 306 „ 10 v. o. „ ſtatt Geſchichten zu ſetzen: Geſchicken.
„ 21 „ „ „ „ ſeine bethörenden „ „ Sinnbethörende.
„ „ „ „ „ zornigen „ „ zornige.
„ 307 „ 14 v. u. „ „ nun „ „ nur.
„ „ „ „ nach was einzuſchieben: es.
„ 8 „ „ „ ſtatt gleichförmiger zu ſetzen: gleichgültigerer.
„ 7 „ „ „ „ nach „ „ noch.
„ 308 „ 9 „ „ „ „ bis jetzt iſt zwar zu ſetzen: bis jetzt iſt zwar nicht
„ 309 „ 8 v. o. „ „ Ich ſchlage zuerſt den nächſten Weg ein zu ſetzen: Ich ſchlage zunächſt den erſten Weg ein.
„ 310 „ 22 „ „ „ „ löslich zu ſetzen: läßlich.
„ 311 „ 7 „ „ „ nach lyriſchem ein Kolon zu ſetzen.
„ 20 „ „ „ ſtatt behauptet zu ſetzen: behaupten.
„ 24 „ „ „ „ Kreiſe „ „ Preiſe.
„ 29 „ „ „ „ unſelbſtſtändigen zu ſetzen: unſelbſtſtändigerm.
„ 312 „ 8 „ „ „ „ Geſchränktheit „ „ Geſchraubtheit.
„ 313 „ 21 „ „ „ nach frei das ſich zu ſtreichen.
„ 29 „ „ „ ſtatt Aufgabe zu ſetzen: Ausgabe.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED
MAR 17 1976
MAR 17 1976 H

Widener Library
3 2044 098 636 616